M. W. Götzinger's

Deutsche Dichter.

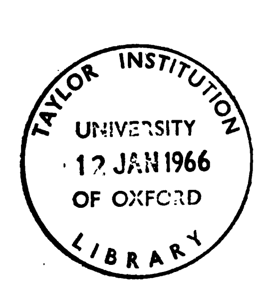
Fünfte Auflage,
herausgegeben und zum großen Theile neubearbeitet

von

Dr. Ernst Götzinger,
Professor an der Kantonsschule in St. Gallen.

Erster Band.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1876.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
12 JAN 1966
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort zur fünften Auflage.

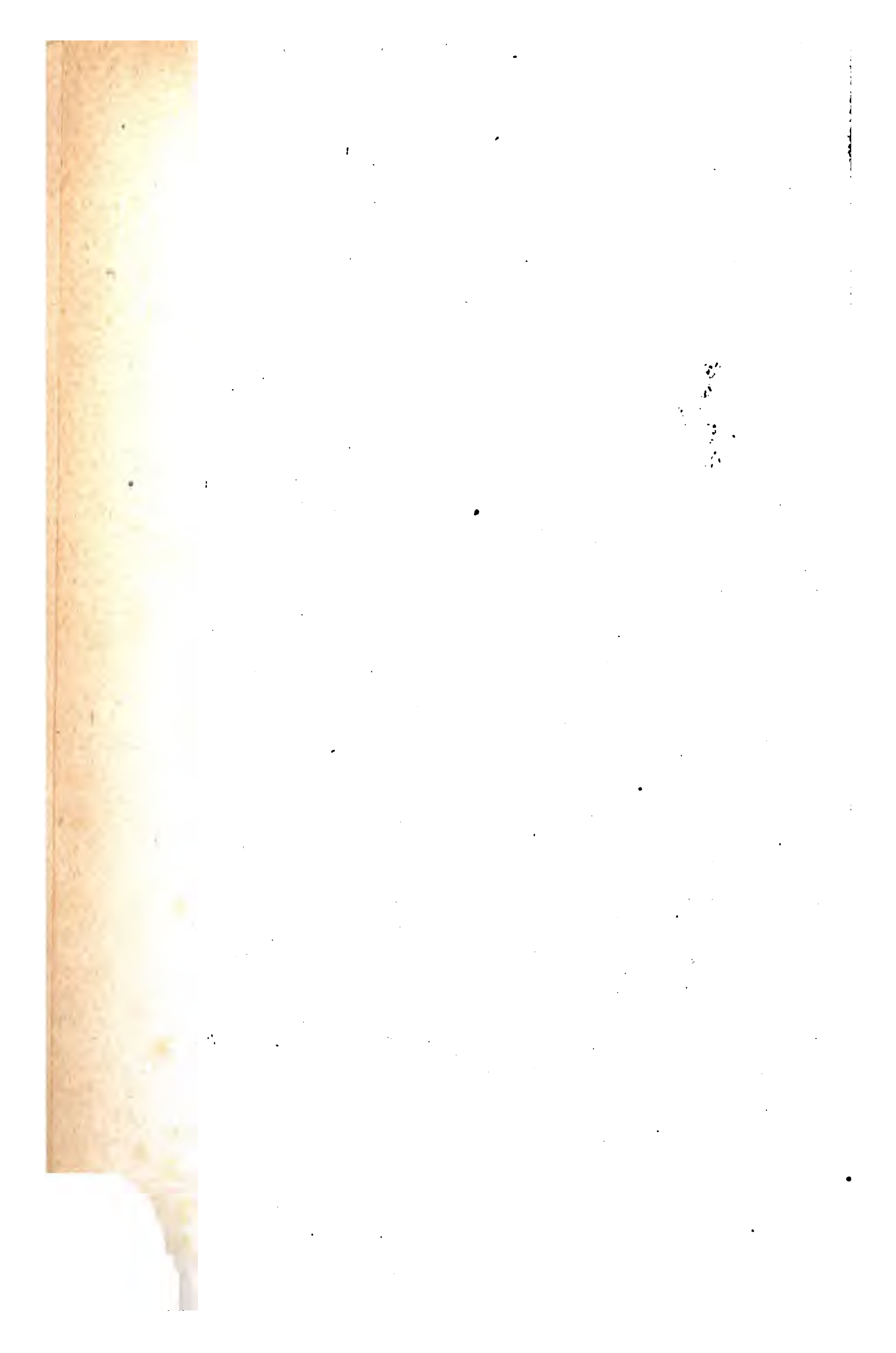
Götzingers „Deutsche Dichter" neu zu bearbeiten, bin ich durch den Wunsch des Verlegers veranlaßt worden. Noch kommt das Werk einem vielfach gefühlten Bedürfnisse entgegen; die Auflage war vergriffen und es handelte sich darum, ob ein neuer Abdruck genüge oder ob und in welchem Maße das Buch zu überarbeiten wäre. Die „Deutschen Dichter" suchten von Anfang an ihr Hauptziel in der Erläuterung der in ihnen niedergelegten Dichtungen, wobei persönliche Beziehungen des Dichters, ästhetische Erläuterung und Vorweisung des Quellenmaterials in den Vordergrund traten; im Uebrigen hatten sie mehr eine Einführung in das Wesen der Dichtung überhaupt im Auge, als in die historische Entwicklung der neuern deutschen Dichtung. Seit den letzten Decennien hat nun auch auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft die historische Betrachtungsweise der ästhetischen gegenüber um ein Wesentliches zugenommen, und es schien deßhalb durchaus geboten, auch die „Deutschen Dichter" im historischen Sinne umzuarbeiten und umzuordnen; dadurch ließ sich nicht bloß Manches für das Verständniß einzelner Dichtungen gewinnen; ungleich beträchtlicher mußte der Gewinn für das Verständniß der Dichter selbst ausfallen. Indem ich also eine historische Ordnung der Dichter feststellte, und innerhalb jedes Dichters ebenso, so weit dieses möglich war, eine historische Ordnung der Dichtungen, verstand es sich von selbst, daß die frühere Einleitung des Buches, welche über das Wesen und den Begriff der Kunst, der Dichtkunst und ihrer besondern Gattungen handelte, wegzufallen und einer kurzen Entwicklungsgeschichte

der deutschen Dichtung überhaupt Platz zu machen hatte. So kämen also die Seiten 1—127 einzig auf meine Rechnung. Daß ich eine Anzahl Volkslieder und als Perle der Vor-Klopstock'schen Renaissancedichtung Hallers Alpen der Einleitung einverleibte, wird dem Buche nicht zur Unehre gereichen. Mit Klopstock setzt die klassische Epoche ein; nicht bloß seine Dichtungen mußten beschnitten werden (wogegen einige Gedichte von ihm neu hinzutraten), sondern Gellert, Pfeffel und Lichtwer mußten dem Plane des Werkes gänzlich zum Opfer fallen. Dafür trat in bescheidener Ausdehnung Claudius neu hinzu, Hölty erhielt nach Halms Ausgabe den ihm urkundlich zukommenden Text. Nicht unbedeutend sind die Erweiterungen, die Herder durch Aufnahme einer Anzahl Jugendgedichte erfahren hat. Am meisten Rücksicht aber verlangte und erhielt Göthe. Von ihm hatten die frühern Auflagen bloß einige Balladen gegeben; nicht allein der Umstand, daß der Götzinger'sche Dichtersaal, als dessen Commentar ja einst die „Deutschen Dichter" entstanden waren, auch Lyrisches von Göthe aufgenommen, sondern die Bedeutung Göthe's überhaupt verlangte gebieterisch eine Erweiterung des ihm gegönnten Antheils an dem Werke. Was ich an Göthe-Literatur bekommen konnte, habe ich gewissenhaft verwerthet; das Beste aber mögen allerdings nicht allerlei literarische Notizen und Kenntnisse von ihm sein, die hier angehäuft sind, sondern was als Frucht vieljähriger Lektüre Göthe'scher Gedichte mit meinen Schülern sich nach und nach entwickelt hat. Ich hoffe, daß mein Antheil an diesem Lieblingswerke meines seligen Vaters dem Buche alte Theilnahme bewahren und neue zuführen wird.

St. Gallen, im Oktober 1875.

Ernst Götzinger.

Inhalt des ersten Bandes.



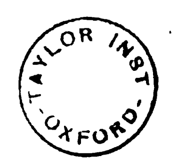
Einleitung.

Die Entwicklung der deutschen Literatur bis Klopstock.

In mehr als einer Hinsicht scheint es angemessen, einem Werke, das der Betrachtung eines wesentlichen Theiles der klassischen Dichtung des 18. Jahrhunderts gewidmet ist, eine kurze Entwicklungsgeschichte der deutschen Literatur vorauszuschicken. Denn es ist Thatsache, daß die Erzeugnisse jener klassischen Dichtung schon jetzt unserm unmittelbaren Verständnisse nicht mehr so offen stehen, wie es der Fall war, als dieses Werk zum ersten Male erschien. Auch die klassische Dichtung des 18. Jahrhunderts ist kein bleibender Zustand der schönen Künste auf dem Gebiete der poetischen Produktion gewesen, sondern eine nach beiden Seiten, ihrem Ursprunge und Ausgange hin, deutlich abgegrenzte Bildungsform, hervorgegangen aus Kräften, welche theils ältern, theils jüngern Datums, endlich in ihr zur Blüthe gereift sind und nach dem natürlichen Verlaufe der Zeiten wieder abblühen mußten. Geht zwar im Allgemeinen diejenige Art der Dichtung, welcher unsere Betrachtung gilt, in ihren nächsten Ursachen kaum hinter Opitz zurück, so ist doch auch die Opitzische Dichtung nicht plötzlich entstanden, keine aus Jupiters Haupt entsprungene Minerva, sondern gründet schließlich auf denjenigen Kräften, in deren Abhängigkeit, seitdem es eine deutsche Geschichte giebt, der deutsche Geist überhaupt sich entwickelt hat. Dazu dauert es keine lange Zeit vom Beginn der klassischen Dichtung an, daß in stets fortschreitendem Maße die neue Dichtung Einflüsse der alten und ältesten Entwicklungsstufen aufnimmt, bis mit den Romantikern die alte Literatur selber ein bedeutendes Motiv für unsere zeitgenössische Dichtung wird. Vergessen wir außerdem nicht, wie im Einzelnen eine große Zahl der in „den deutschen Dichtern"

zu besprechenden Dichter und Dichtungen erst ihr Licht und ihren Schatten erhalten, wenn uns ein Ueberblick der ganzen Literaturentwicklung zu Gebote steht, so mag es um so gerechtfertigter erscheinen, daß wir frischweg am Anfang der Literatur beginnen.

Doch kann es nicht in unserer Absicht liegen, in dem Sinne unsere alte Literatur vorzuführen, daß wir, wie es hier für die Dichtungen des 18. und zum Theil des 19. Jahrhunderts beabsichtigt ist, die einzelnen Dichter und Dichtungen in den Bereich unserer Betrachtung ziehn. Es soll kein Leitfaden sein und keine Uebersicht dessen bieten, was unsere Literatur seit ihrem Beginne hervorgebracht hat. Wir werden uns darauf beschränken, den Kampf der Kräfte andeutend darzustellen, aus welchem schließlich derjenige Zustand resultierte, welcher für die Bildung der neuen Literatur maßgebend geworden ist. So wird es sich denn wesentlich um den charakteristischen Inhalt und die charakteristischen Formen der Dichtung handeln, weniger um die einzelnen Träger derselben, es wäre denn, daß sie die Anfänger oder Begründer neuer Bahnen und Geleise gewesen wären.



Erste Periode.

Die epische Zeit.

Die ältesten Formen des Rechts und der Sitte, das Maß des Könnens, Wissens und Glaubens, die Uebung des Handwerks, des Ackerbaues und der Viehzucht, die Weise des Gesanges und der Dichtung bei den Germanen, alles das ist wie die Sprache gemeinsames Erbtheil von der uralten asiatischen Erbschaft des indogermanischen Stammvolkes her, und die Geschichte der Entstehung dieser Erbtheile wäre zugleich die Geschichte der Entstehung der Menschheit, wenigstens eines hervorragenden Theiles derselben. Alle diese Früchte am Lebensbaum unsers Volkes haben das Gemeinsame, daß sie ohne hervorragenden Antheil Einzelner aus dem Bedürfniß und der Kraft der Gesammtheit heraus geworden und erwachsen sind; die mehr physischen Errungenschaften meist vom Bedürfniß, das geistige Besitzthum meist von der Einbildung abhängig. So ist die älteste Dichtung des germanischen Volkes einestheils Gemeingut der Gesammtheit, anderntheils Epos in dem Sinne, als die epische Dichtungsform diejenige ist, in welcher der Einbildungskraft die wirksamste Thätigkeit zufällt; nicht aber in dem Sinne späterer Anschauung, welche das Epos als ausgebildete bewußte Kunstform der Lyrik und dem Drama entgegenstellt; denn auch ein Drama kann die epische Zeit recht wohl besessen haben, aber ein episches Drama, und so eine Lyrik, aber eine epische Lyrik. Besser würde man darum vielleicht mit Anwendung der Schillerschen Ausdrücke sagen, die älteste Dichtungsart sei die naive gewesen, gleichgültig, in welcher Form sie aufgetreten sei. Die Hauptform aber war die epische.

Man unterscheidet im alten oder ächten Epos Sage, Mythus und Thiersage, oder Menschenepos, Naturepos und Thierepos, je nachdem die dichterische Einbildung das Verhältniß des Menschen zum Menschen selber, zu den elementaren Naturkräften oder zum Thiere erfaßt. Das mythologische Epos, welches sich an die in der Natur vermittelst der Einbildungskraft beobachteten Vorgänge des planetarischen Lebens knüpft, erzählt im charakteristischen Unterschiede späterer Dichtungsarten nur solche Ereignisse, die sich regelmäßig oder unregelmäßig wiederholen, während alle spätere Dichtung im Wesentlichen nur Einmalgesehenes zur Darstellung bringt. Denn der Wechsel der Tages- und Jahres-

zeiten, der Monde, dessen, was in den Wolken und am bestirnten Himmel vorgeht, alles das wird als wiederkehrende Thatsache von der Phantasie angeschaut, erhält aber erst dadurch poetisches Leben, wenn es als Einmalgeschehenes erscheint. Darum hat auch diese älteste Poesie ein anderes Maß der Zeilen, als der spätern Dichtung zukömmt, und der alte Spruch: Vor mir sind tausend Jahre wie ein Tag, erfüllt sich hier buchstäblich. Wo in geschichtlicher Zeit ein einziges Ereigniß stets einen beschränkten Zeittheil in Anspruch nimmt, sind es bei den ältesten Poesien unübersehbare Reihen von Thatsachen, die eben darum, weil sie stets dieselbe Anschauung veranlassen, später als ein Ereigniß wiedergegeben werden, als eines jedesmal, dieses eine aber in reichster Variation.

Der Uebergang des bloßen Naturereignisses als wiederholt geschehene Thatsache in eine einmal geschehene That bedingt zugleich den Uebergang der bloßen mythischen Naturanschauung in das mythische Epos oder den Mythus. Anders ausgedrückt: Epos wird die mythologische Thatsache, sobald sie sich als ein einziges Ereigniß; Held oder Gegenstand des Epos wird der mythische Naturgegenstand, wie Sonne, Mond, Tag, Nacht, Licht, Finsterniß, sobald es sich als eine einmal im Leben vorhanden gewesene Person oder Ding darstellt. Uebrigens besitzt ja die Natur selbst mehr als ein Geschöpf, das ohne Nebenbuhler lebt, Sonne und Mond, Himmel und Erde. Aber Tag und Nacht, Frühling und Herbst, Wolken und Winde, Stürme und Hagel, Donner und Blitz und was dergleichen Erscheinungen mehr sind, erscheinen in immerwiederholter Gestalt.

Ganz ähnlich, nur viel einfacher, verhält es sich mit dem Thierepos. So lange bloß das Bärengeschlecht als plump und schleckerhaft, das Wolfsgeschlecht als gierig und geil und das Geschlecht der Füchse als listig und verschlagen dem Menschen sich darstellte, gab es noch kein Thierepos. Erst als Braun der Bär, Isegrimm der Wolf und Reineke der Fuchs die wiederholt erschauten Bären-, Wolfs- und Fuchsthaten als einmalige Handlungen sich aneigneten, entstand das Thierepos.

Auch mit dem Menschenepos scheint es zum Theil ähnliche Bewandtniß zu haben. Die ersten Thaten der Menschen wie der Völker sind nicht als einmal geschehene Thaten und Ereignisse angeschaut worden, sondern als sich wiederholende Begebenheiten. Leben und Tod, Sieg und Fall, Ankunft und Wiederkehr, Rache und Verzeihung sind lauter Dinge, welche, von vielen Geschlechtern an vielen Orten und in ähnlicher Weise erkannt, nicht bloß diesen Dingen ihre Namen, sondern zugleich die Möglichkeit dichterischer Gestaltung gaben. Noch heute spielen unsere Kinder ihre ersten dramatischen Kinderspiele in Nachahmung solch wiederholter Ereignisse: Vater und Mutter, Schule, Taufe, Hochzeit und Begräbniß ist, was ihrem jungen Auge als neu vorkommt und zur Darstellung

reizt, und die Namen ihrer Helden sind weiter keine andern als unsere gewohnten Gattungsnamen.

Sonst pflegt man das Menschenepos, soweit es ächtes Menschenepos ist, als Gestaltung einmal geschehener Ereignisse anzuschauen, wie sie der kindlichen Phantasie der jugendlichen Völker sich anboten. Mag dem jedoch sein, wie ihm wolle: so viel ist gewiß, daß die historischen Namen, unter deren Ueberschrift die Ueberbleibsel dieser Epen auf uns gekommen sind, noch keinen Beweis dafür bieten, daß ihr Inhalt wirklich ihren namentlichen Trägern von Rechts und Ursprungs wegen angehöre. Es wird vielmehr mit diesen alten Erinnerungen so beschaffen sein, daß von ältesten Zeiten her unser Stamm wie seine Bruderstämme sein bestimmtes Maß von episch überlieferter Erinnerung gehabt hat, welches sich je nach dem Geschicke des Volkes ausdehnte oder verkürzte. Ein ältester bleibender Kern epischer Ueberlieferung erhielt sich durch alle Zeiten hindurch. Aber die Namen der Sagenträger, die lokalen Besonderheiten und allerlei sonstiges Beiwerk wechselten mit den besondern Stufen der geschichtlichen Ueberlieferung. Die letzte dieser Stufen vor dem Ausgang der epischen Periode ist die der Völkerwanderung; aus ihrem Kreise hat die Sage zuletzt ihre Namen genommen, soweit sie, durch bestimmte Thatsachen dazu veranlaßt, überhaupt historische Namen aufgegriffen hat. Wir hätten aber auch ohne diese Namen ein Epos, und es wird kaum mehr auszumachen sein, wie groß der besondere Einfluß der Völkerwanderung auf das vorhandene epische Kapital gewesen sei.

Verlangt schon der Begriff des Epos als einer Dichtung eine schöne, das ist symmetrisch gegliederte Form, so verlangt eben dasselbe noch mehr das Gedächtniß; denn wie die Einbildungskraft die wirksamste Bildnerin des Epos ist, so übernimmt das Gedächtniß die Pflicht seiner Aufbewahrung und Fortpflanzung. Alle indogermanischen Völker besitzen für ihr ächtes Epos einen einzigen Vers, den sie den epischen Vers nennen können; er ist mit dem Epos geworden, und so alt als das Epos. So verschieden nun aber jedes Einzelvolk jener großen Völkerfamilie seinen epischen Vers aus- und weitergebildet hat, darin gleichen sich alle epischen Verse, daß sie bloße Verszeilen von mäßiger Länge sind, welche durch einen Einschnitt in zwei Hälften zerfallen. Das ist das erste Gewand künstlich gegliederter Rede, nichts anders als ein mäßig ausgedehnter Satz, innerhalb welchem zwei Glieder sich die Stange halten. Das ist der Fall beim epischen Verse der Griechen, der Römer, der Inder, der Germanen; überall ein mäßig ausgedehnter Einzelvers, aus zwei Stücken bestehend. Die besondere Art rythmischer Form des germanischen epischen Verses ist die, daß er aus vier Takten besteht, so zwar, daß jeder Takt eine Hebung mit so viel Senkungen ausmacht, als sich an die Hebung anklammern mögen, sei's daß die Senkungen gänzlich fehlen oder

vor und hinter die Hebung treten. Meist werden die vier Takte Raum für vier Satzglieder bieten; füllt ein Satz den Vers, so hat Subjekt, Prädikatsverb, Objekt und Adverbiale im Verse Platz, oder Subjekt, Prädikatsverb, Objekt, wovon das erste oder dritte Glied ein Attribut trägt; oder zwei Subjekte, Prädikatsverb und Objekt; zwei Objekte, Prädikatsverb und Subjekt: doch mögen auch zwei Sätze im Verse Raum finden, wie umgekehrt natürlich der Satz eine willkürliche Zahl von Versen ausfüllen kann.

Die beiden Vershälften des deutschen epischen Verses werden nun musikalisch an einander gebunden durch den Stabrein, den Gleichklang der Anfangskonsonanten oder, was seltener vorkommt, der Anfangsvokale. Man nennt deßhalb unsern epischen Vers den alliterirenden, obschon die Alliteration eben nicht sein erstes Gesetz ist. Die Alliteration oder der Stabreim kann nur auf den Stäben, das ist auf den Hebungen der Takte ruhen, und der ganze Vers kann höchstens vier Stabreime und muß wenigstens zwei Stabreime haben.

Unsere Ueberbleibsel des deutschen Epos sind im Verhältniß zur Fülle dessen, was vorhanden war, sehr gering. Die nordische Literatur hat in den beiden Edden, und die Literatur der Angelsachsen im Beowulf und in andern Dichtungen mehr bewahrt, immerhin in einer nicht mehr ganz alten Ueberlieferung. Für das deutsche Gebiet im engern Sinne müssen wir uns im Wesentlichen mit dem Hildebrandsliede begnügen. Ist dasselbe auch lückenhaft überliefert und fehlt ihm besonders der Schluß, so haben wir doch in ihm ein unschätzbares Denkmal einer reichen vergangenen Literatur- und Kulturepoche erhalten, welche uns den Verlust alles Uebrigen um so schmerzlicher vermissen läßt. Das Fragment lautet in freier Uebersetzung, mit Aufgeben des Stabreims:

Das Hildebrandslied.

Das hört' ich sagen,
Daß heraus sich hießen zum Einzelkampfe
Hildebrand und Hadubrand zwischen zwei Heeren.
Sohn und Vater legten die Rüstung an,
Warfen das Waffenhemd über, gürteten Schwerter 5
Ueber die Panzer, die Helden, da sie giengen zum Kampf.
Hildebrand sprach, der Edlere war er,
An Geist der Stärkre; zu fragen begann er
Mit klugen Worten, wer sein Vater wäre
Aus den Männern im Volke — „oder welches Geschlechts bist du? 10
Wenn du mir einen nennst, weiß ich die andern auch,
Du Kind im Königreiche; kund ist mir alles Volk."
Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:
„So haben erzählt mir unsere Leute,
Alte, verständ'ge, die früher gelebt: 15

Mein Vater hieß Hildebrand, Hadubrand heiß ich.
Längst zog er ostwärts, floh Otachers Haß,
Zog hin mit Dietrich und seiner Degen viel.
Er ließ im Lande leidvoll sitzen
Die Gattin im Hause, den Sohn unerwachsen, 20
Des Erbes beraubt. Er zog ostwärts hin.
Und Dietrichen traf meines Vaters Verlust;
Das war ein freud- verlaßner Mann.
Otachern war er unmaßen verhaßt;
Der Degen bester unter den Dietrichsmannen. 25
An der Spitze des Volkes stand er allzeit,
Ihm war immer der Kampf nur allzulieb.
Kühne Männer kannten ihn wohl.
Nicht glaub ich, daß er am Leben noch ist."
Hildebrand sprach, Hadubrands Sohn:[1] 30
„Verhüt es Gott im Himmel droben,
Daß in Kampf du gehst mit dem Blutsverwandten!" —
Und er zog vom Arme gewundene Ringe
Aus Kaisermünze, die der König ihm gegeben,
Der Herr der Hunnen: „mit Hulden geb' ich sie dir." 35
Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:
„Durch den Ger nimmt der Mann Gabe entgegen,
Spitze wider Spitze; du bist dir, alter Hunne,
Du bist gar listig, lockest mich an
Mit Worten, willst mit dem Speere mich werfen. 40
So alt du bist, so lang übst du Betrug.
So sagten mir, die über das Meer
Westwärts über den Wendelsee
Schifften, das ihn der Krieg hinnahm.
Todt ist Hildebrand, Heribrands Sohn." 45
Hildebrand sprach, Heribrands Sohn:
„An deiner Rüstung nehm ich's wahr,
Daß du hast daheim einen guten Herrn.
Sonst wärst du vertrieben längst aus dem Lande.
Allwaltender Gott! Weh des Frevels! 50
Ich wanderte der Sommer und Winter sechzig,
Immer geschaart zum Volke der Schützen,
Und vor keiner Stadt hat der Tod mich gefaßt!
Und nun soll mit dem Schwert das eigne Kind
Schlagen auf mich, mit dem Beil mich erlegen, 55
Oder zum Mörder soll ich ihm werden.
Doch magst du nun leicht, wenn die Kraft dir taugt,
Von so edlem Mann Rüstung gewinnen,
Beute dir holen, hast du dazu ein Recht.

---

[1] Diesen Vers haben wir von uns aus eingeschoben.

Der wäre der schlechtste der Männer von Osten; 60
Der den Kampf dir wehrte, des so sehr dich gelüstet.
Im Streit versuche, in der Kampfesbegegnung,
Wer der Gewänder sich heut soll rühmen,
Oder die Brünnen beide soll haben!"
Da ließen zuerst sie die Speere fliegen, 65
Mit scharfem Sausen in die Schilde hinein.
Dann sprengtem sie zusammen, zerstäubten den Steinbesatz,
Hieben herben Streiches hellweiße Schilde,
Bis ihnen ihre Linden leck in Stücke fielen
Zerschellt von Schwertstreichen 70

„Sind zu Karls des Großen Zeit — wir benutzen eine Stelle aus Götzingers deutscher Literaturgeschichte — noch eine Reihe solcher Dichtungen vorhanden gewesen, so ist ihr Verlust nicht genug zu beklagen. Wer nur irgend Sinn hat für einfache, rein epische Darstellung, der muß unser Bruchstück zum Besten zählen, was es in dieser Art giebt, und ich stehe nicht an, es weit über die spätere mittelalterliche Poesie zu setzen, auch über das Nibelungenlied. Welche Einfachheit und Ruhe, und doch welcher innige Ausdruck menschlichen Gefühls in diesen wenigen, noch dazu verstümmelten Zeilen; welche gleichmäßige Klarheit in der Erzählung und im Gespräche; welche Mäßigung, und zugleich welche Kraft bei den Ausbrüchen des Schmerzes, der Liebe, des Zornes! Ueberall zeichnet sich das Lied vortheilhaft aus, sowohl vor dem Unbändigen, Ungeheuerlichen, in Bildern Schimmernden der nordidischen Poesie, wie vor dem bisweilen Matten und Weitschweifigen des Nibelungenliedes. Hier oder nirgends ist Homer wieder. Freilich aber auch welcher vortreffliche Stoff! Zusammenstoß rein menschlicher Zustände mit äußern Mächten und zwingenden Verhältnissen. Theoderich von Bern (der also schon so früh durch die Sage in ganz unhistorische Verhältnisse gesetzt wurde) ist vor Odoaker geflohen; Hildebrand hat ihn begleitet und Frau und Kind daheim verlassen. Nach langen Jahren kehrt er heim, geräth aber an der Grenze (?) mit dem bestellten Wächter in Streit,[1] und beide rüsten sich zum Zweikampfe. Hildebrand fragt seinen Gegner, wer er sei, und hofft (das deuten die Worte an: „mit klugen Worten") so von Weib und Kind etwas zu erfahren. Er muß hören, daß sein eigener Sohn ihm gegenüber stehe, will nun nicht kämpfen und giebt sich zu erkennen. Hadubrand aber sieht einen Betrüger in ihm, höhnt und verspottet den Alten. Erbittert nimmt nun dieser den Kampf an." Der Schluß des Ge-

[1] Eher scheint man annehmen zu müssen, daß die beiden Helden einen Zweikampf im Angesicht ihrer Heere unternehmen wollen, der als Gottesurtheil dienen soll.

dichtes ist verloren, und wir dürfen aus einem spätern Hildebrands-liede, das aus dem 15. Jahrhundert erhalten ist, kaum den Schluß ziehen, daß Vater und Sohn sich schließlich mit einander versöhnten. Vielmehr scheinen ähnliche Epen aus der persischen und serbischen Sage darauf hinzudeuten, daß der Vater den Sohn erschlug.

Wir fügen zum Schlusse der ersten Periode eine Stelle aus Wilhelm Jordans Nibelunge (zweiter Gesang) bei, welche den epischen Vers der Germanen in seiner Erneuerung, und zugleich aus bewährtestem Munde ein Gesetz der epischen Dichtung vorweist.

Ein Ehrengesetz im Orden der Sänger
Verbeut es dem Barden, das bunte Gewebe
Des Liedes gelockert in Fäden zu lösen,
Ja, rückwärts zum Rocken, zu Flachs zu zerrupfen,
Um vom Zettel und Zuschlag den Ursprung zu zeigen.
Es muß der Sänger als Mund der Sage
Alles und nichts sein eigen benennen.
Wem bei der Geburt ein Gott sie gebildet,
Bei dem sind Gedächtniß und Dichtungsgabe
Gleich ungeschieden wie Schaffen und Schauen;
Der mischt, um die Mären der Vorzeit zu malen,
Ermerkte Farben aus eignem Gemüthe
Und nimmt für Gemälde der Götter und Menschen
Zu Mustern lebendige Männer und Frauen.
Was er kündet von Kämpfen und kühnem Wagniß,
Von Leiden und Lust, von Haß und Liebe,
Von hehren Helden und Höllensklaven, —
Nicht er selbst ersann's: Die unsterbliche Sage
Sagt es ihm ein. Doch die Seele der Göttin
War niemals leiblos. Ihr lichtes Wesen
Formt sich beständig aus irdischem Staube
Die Gestalt und die Stimme sterblicher Menschen.
Mehrend und mindernd im ächten Meister
Schaltet drum frei mit der früheren Kunde
Unfraglich sie selbst und nicht ein Fremdes.
Er fühlt der Göttin befehlende Allmacht
Als erbauliche Bildkraft in sich lebendig.
Wen sie so gewürdigt in ihm zu wohnen,
Dem ist es verpönt, der erpichten Frage:
„Wer Dieses erzählte, wer Das hinzuthat,
Was alt sei, was neu," Genüge zu leisten.
Das ist fruchtlose Mühe.

Zweite Periode.

Die christlich-kirchliche Dichtung.

Das deutsche Epos war in voller Lebenskraft begriffen, dergestalt, daß sich noch keine Spur seiner Kristallisation zu einer cyklischen Epopöe, womit das Epos zu verbleichen beginnt, vorzeigt: da trat eine Macht an dasselbe heran, welche ihm frühes Ende bereitete, ein früheres jedenfalls, als ihm bei ungestörter Fortentwicklung gegönnt gewesen wäre. Die Christianisierung der Deutschen hat dem alten Epos den Todesstoß gegeben. Nicht die christliche Idee; es giebt Völker, wie die Serben, welche erst nach ihrer Christianisierung das lebensvollste Epos entwickelten; auch mit den Dichtungen des klassischen Alterthums hat sich ja das Christenthum nicht allzuschlecht vertragen; und zwischen dem innern Gehalte des Christenthums und der nationalen Lebensauffassung unserer Vorfahren bestand kein so diametraler Unterschied, der nicht Brücken von Einem zum Andern zu finden vermocht hätte.

Freilich, ihrem mythologischen Epos standen die Germanen zur Zeit der Ankunft des Christenthums in ihrer Mitte sehr anders gegenüber, als dies bei den Griechen und Römern der Fall gewesen war. Ihr Götterglaube war ihnen noch ganzer und voller Glaube und nichts weniger als bloßes Schmuck- und Spielwerk der Einbildungskraft, mit ihm vertrug sich der christliche Kirchenglaube nicht. Dennoch machte ein großer Mythenbestandtheil weiter keinen Anspruch auf religiöse Wahrheit, besonders nicht Derjenige, der ins Menschenepos, in die Sage Aufnahme gefunden hatte und selber Menschenepos geworden war. Anderseits lag mehr als *ein* Bestandtheil des germanischen Mythus zu Tage, der unverkennbare Verwandtschaft mit christlicher Anschauung trug — wir erinnern an die Weltschöpfung und das Weltende —, und da konnte das Christenthum geradezu für sich Hülfstruppen werben. Aber nicht das reine, unverfälschte Christenthum kam ja zu uns; nicht Christus hat den Deutschen das Evangelium gepredigt; sondern die Kirche des sechsten, siebenten, achten Jahrhunderts war es, die unter *ihren* Formen den Deutschen das Christenthum brachte, ein Gemisch von Judenthum, Heidenthum und Christenthum; die *römische Kirche* faßte vor allen Dingen Grund und mit ihr das ganze Gefolge von Priesterschaft, Concilien und theologischen Zänkereien.

Auch erschien die römische Kirche mit ihrem Anspruche der einzigen Wahrheit nicht bloß im Gefolge ihres ganzen weitläufigen Apparates der Kirchenverfassung, sondern sie brachte zugleich eine *Kirchenliteratur* mit: Bibel, Exegese, Kirchengeschichte, Philosophie, Epos, Lyrik, Rhetorik, Didaktik in jeglicher Form, dies

Alles geworden und gewachsen am Baum der absterbenden griechisch-römischen Literatur, in manchen Dingen auch darin der nationalen germanischen Denkart nicht absolut unvereinbar — wie hätte sonst Ulfilas die Bibel mit so bewundernswürdiger Virtuosität ins Gothische übersetzen können —, aber doch in sehr vieler Hinsicht den Deutschen total unverständlich. Wer fühlt nicht Mitleid mit den bekehrten alten Deutschen, wenn er die deutschen Uebersetzungen des athanasianischen Glaubensbekenntnisses anschaut, einen Wust theologischer Grübelei, der uns heute noch wie kaltes Wasser über den Rücken läuft.

Endlich erschien im Gefolge der römischen Kirche auch ein Stück der antiken Kultur und Literatur. Nicht zwar die Blüthe der alten Welt; wer kannte und verstand diese damals noch? sondern das Beste unverstanden, viel Schlechtes und Halbschlechtes hoch bewundert. Und alles dies im Gewande einer fremden Sprache, der lateinischen, welche von der Kirche schlechterdings als Bindemittel der Einzelheiten festgehalten wurde und sich geradezu als zweite Landessprache einbürgerte. Nicht vergebens hat später unser Volk von seiner Volkssprache, der diutisken zungen, das ist der volksmäßigen Sprache, von diut, diet, Volk, den Namen bekommen, gegenüber der Sprache der Kirche und des Kaiserreiches, der lingua latina.

Und doch war auch in den schlimmsten Zeiten die humane Idee des Christenthums nie bloß zur Karrikatur geworden, immer lag in der christlichen Lehre ein Keim neuen, unvergänglichen Lebens, das bestimmt war, die Welt umzugestalten und eine unendliche Fülle des Lebens aus sich hervorgehen zu lassen. Nur stand zu erwarten, unter welchen Bedingungen dieses neue Leben zu seiner Ausbildung kommen werde.

Man denke sich einen gesunden, kräftig zum Lichte aufstrebenden Baum in seinem besten, noch jugendlichen Wachsthum, dessen Wurzelsäfte seiner angestammten Natur nach die Pflanze ihrer Vollendung entgegenführen sollen; da erscheint mit einem Mal eine Quelle neuer, fremder, nicht minder kräftiger, aber aus höchst seltsamer Mischung entstandener Säfte, um sich mit den ersten zu vereinigen. Was soll aus dem Baume werden? Er stirbt nicht ab, aber er setzt nach allen Seiten wunderliche Keime und Schößlein an, die in phantastischen Formen sich kreuzen und Zwittergebilde entwickeln, wie sie die natürliche Lebenskraft nie hätte hervorbringen mögen. Erst wenn die ungleichartigen Kräfte sich wieder zu einer neuen bleibenden Grundkraft vereinigt haben, scheint der Baum in ein einheitliches Wachsthum wieder eintreten zu können. — So gieng es dem geistigen Leben der Deutschen, als das Reis des Christenthums dem einheimischen Baume aufgepfropft wurde. Kirchliches, religiöses, tiefsinniges, aber auch phantastisches Leben kreuzte und mengte sich mit der alten angestammten, derben Volkskraft,

die hinwieder zu Zeiten in einem höchst sinnlichen und rohen Leben zu Tage trat. Das ist das Wesen der **Romantik**. Die Griechen haben sie nicht, weil ihre Entwicklung nie durch einen übermäßig fremden Einfluß gestört worden ist; sie haben nur zwei Entwicklungsstufen, da wir ihrer drei haben. Aber gerade die Romantik scheint es zu sein, die den neuern Völkern die Möglichkeit ungleich tieferer und weiterer Entwicklung gegönnt und ermöglicht hat, als den Griechen gegeben war.

Vorläufig ist in den ersten Jahrhunderten während und nach der Christianisierung Deutschlands der Kampf des kirchlich-christlichen und des nationalen Lebens ein mehr äußerlicher; beide Elemente gehen unvermittelt neben einander her; mit Mühe bricht sich christlicher Glaube, christliche Sitte, christliche Bildung Bahn, und nur langsam weicht das unverfälschte nationale Leben vor dem Christenthum zurück. Das Hildebrandslied ist von einem Christen aufgeschrieben worden; Karl der Große sammelte deutsche Heldenlieder. Brauchte es jedoch längere Zeit, bis die beiden Literaturen in einander wuchsen, so verband sich desto schneller die christlich-kirchliche Sitte und Denkart mit der nationalen Sitte und Denkart. Die heidnisch-nationalen Elemente innerhalb des christlichen Kultus sind ja überaus reich; vom Weihnachtsbaume an und dem Feste der Frühlingsgöttin Ostara spielt altgermanisches Leben noch heute in alle Zweige des Volkslebens hinein, in die Feste der Heiligen, vornehmlich der Maria, in unsere Gebräuche bei Geburt, Tod und Begräbnis, in alle möglichen Jahrestage, in Jahreszeiten und Tageszeiten, in den Ackerbau, in's Handwerk, in die Wartung des Viehs, in Ort und Zahl, in die Himmelserscheinungen, in's Auge und in's Ohr; wo wäre das Gebiet des natürlichen Lebens, das nicht durchsäuert wäre von jenem Urstoff unserer Ahnen? Nicht allein, was man Aber- und Volksglaube nennt, auch ein gutes Stück allerchristlichsten Glaubens ist unzertrennlich mit solchen Elementen verbunden. Denn wenn gleich in jenen Jahrhunderten die offizielle Kirche alles, was nicht von ihrer Gnade ausgieng, Heidenthum nannte, so steht ja unser germanisches Heidenthum auf keinen Fall dem Christenthum so gegenüber, daß das eine das andere nothwendig ausschlösse. Lag im Geiste des Christenthums eine lebendige Kraft zur Verklärung des natürlichen Lebens, so lag gerade bei den Germanen dieses natürliche Leben einer Verklärung auf die würdigste Weise offen; und trug umgekehrt die Kirche so viel natürliche Elemente in sich, die selber der Verklärung erst entgegensahen, daß beide Auffassungen einander an zahllosen Punkten berühren mußten.

Ungleich langsamer gieng die Entwicklung einer neuen Literatur von Statten. Das alte Epos erhielt sich vorläufig noch einige Zeit; in's 8. Jahrhundert setzt man die Aufzeichnung des Hildebrandsliedes, und Karl der Große ließ die Heldenlieder aufzeichnen;

aber gebrochen war in Folge des Christenthums der alte epische Trieb immerhin. Und zwar war es neben christlicher Anschauung und dem Einflusse der römischen Literatur besonders die Kunst des Schreibens, die das Epos verdrängte. Außerdem noch eine andere, tief eingreifende Ursache. Aechtes Epos gilt stets als Dichtung und Geschichte zugleich. Hätte sich bei den Deutschen das Epos als Dichtung auch erhalten — wie es in gewisser Beziehung für ein halbes Jahrtausend noch der Fall war —, als Geschichte konnte es nicht mehr gelten. Denn in dieser Beziehung hatte die christliche Bildung eine totale Erneuerung und Erweiterung bewirkt. Jetzt begann auf keinen Fall die Geschichte mehr mit Hagen, Siegfried, Wieland, Mime, Gunther und solchen Helden, sondern mit Rom, mit Christus, mit Abraham, ja mit Adam. War doch das neu gewonnene historische Bewußtsein, die Ueberzeugung davon, daß die deutsche Geschichte nur ein letzter Ausläufer der alten heiligen und profanen Völkergeschichten sei, so groß, daß Karl der Große sein Kaiserthum unmittelbar an das römische Kaiserthum anknüpfen konnte. So trennt sich sofort mit dem Christenthum die Historie vom Epos und läuft neben der Dichtung ihren eigenen Gang weiter. Daß sich diese Historie der lateinischen Sprache bediente, verstand sich von selbst; sie ist darum nicht minder eine deutsche Historie; denn das Latein war keine fremde Sprache: die Kirche hatte die deutsche Nation zweisprachig gemacht. Zu einem rechten Bilde der deutschen Literatur in den in Rede stehenden Jahrhunderten gehört demnach auch eine Kenntniß ihrer Historien, so gut als wir längst von den Griechen und Römern gelernt haben, die Historie als einen wesentlichen Theil ihrer schönen Literatur anzusehen. Nur wird darum der Zwiespalt zwischen der deutschen Dichtung und der deutschen Historie des Mittelalters nicht aufgehoben; bei den Griechen und Römern wirkten beide als derselben Mutter angehörende Geschwister; bei den Deutschen hatte wenigstens die Historie einen fremden Pathen.

Im Ganzen und Großen war die Kirche dem deutschen Epos feindselig gestimmt, so große Freude auch einzelne ihrer Diener und Bekenner daran haben mochten. Karl der Große, der die Lieder sammeln ließ, hieß nicht vergebens der Große. Sein Sohn, der die Sammlung vernichtete, hieß der Fromme. Nun galt es aber, dem Volke an Stelle der genommenen Dichtung ein neues Epos zu bieten, das Epos des Christenthums.

Das Christenthum besitzt ein Buch, das, wie kein zweites in der Welt, nicht allein der Religion als Offenbarungsurkunde dient, sondern zugleich im höchsten Sinne — Geschichte und Epos des Christenthums ist, die Bibel. Daß jene Zeit die Bibel nicht als Epos anerkannte, thut nichts zur Sache: genug, daß das Bibelbuch Geschichte und Epos ist und demnach als Geschichte und Epos wirkt. Eine vorzüglichere Waffe zur Verdrängung des einheimi-

schen Epos existierte nicht. Jede missionarische Thätigkeit, die vom Christenthum ausgeht, begann und beginnt deßhalb mit der Uebertragung der Bibel. Das erste zusammenhängende Schriftstück auf dem Gebiete der germanischen Literatur ist die gothische Bibelübersetzung, welche im vierten Jahrhundert der Bischof Ulfilas für sein Volk ausarbeitete. Es darf auffallen, warum den Deutschen die Bibel verhältnißmäßig spät übersetzt worden ist; wenigstens besitzt man jetzt noch bloß das Bruchstück einer Uebersetzung des Evangeliums Matthäi aus dem achten und die sogenannte Evangelienharmonie des Ammonius oder Tatian aus dem neunten Jahrhundert. Vielleicht, daß die irische und angelsächsische Nationalität der ersten Bekehrer einem solchen Werke nicht gewachsen war. Wohl eben darum, weil die Kirche die Bedeutung der Bibel als Epos nicht verstand, meinte sie aus ihr besondere Epen erst noch dichten zu müssen. Es sind zwei solcher christlicher Epen dieser Zeit erhalten. Beide wählen als Helden Christus selber; und was konnte die Kirche der germanischen Heidenwelt oder den im Glauben noch unsichern Gläubigen Höheres bieten, als das Epos von Christus? Beide Epen von Christus stammen aus Ludwig des Deutschen Zeit. Der Heliand, in altsächsischer Sprache verfaßt, verbindet mit rührender christlicher Glaubensinnigkeit eine nicht minder rührende Pietät gegen die Denk- und Dichtweise der Vorfahren. Wenn es Ernst galt, das Epos Christi zu dichten: Hier war die That in die Erscheinung getreten. Schon die rhythmische Form des Gedichtes, stabreimende Verse, sind die des alten, ächten Epos, ein Beweis mehr, daß dieses damals noch in Gängen war. Auch der übrige Ton des Gedichts, vornehmlich wo fortschreitende Handlung vorliegt, ist in die epische Weise umgedeutet und dabei weder der Würde und Heiligkeit der christlichen Urkunde noch der Wahrheit der nationalen Dichtung etwas vergeben. Vilmar hat mit Recht den Heliand für das vollendetste Epos von Christus erklärt. — Tief unter dem Heliand steht die Evangelienharmonie des Otfried, eines Benediktiners aus Weißenburg im untern Elsaß. Wir können nicht glauben, daß Otfried, wie man will, kein altes Epos mehr gekannt habe und mit seinem Epos nur im Allgemeinen dem unzüchtigen Gesang der Laien entgegentreten wollte; auch die Reformationszeit verstand unter der Rubrik „unflätige und unzüchtige Lieder" neben wirklich gemeinen Reimen auch die zartesten Blüthen der Volkslyrik. Sicher ist, daß Otfried, wie sein unbekannter Zeitgenosse, der Helianddichter, ein Epos vom Helden des Christenthums schrieb, aber was für ein Epos! So plump, hölzern und aller Einbildung baar hat kaum wieder ein Dichter gesungen, wie Otfried. Otfried war ein frommer und fleißiger Mann; aber von genialischem Dichtergeiste besaß er nicht die Spur. Das Gedicht ist in seiner ledernen Unbeholfenheit geradezu unübersetzbar. Und doch hat es Großes gewirkt. Nicht als erster, aber unter den An-

sängern der bedeutendste und einflußreichste hat Otfried den stabreimenden epischen Vers fallen lassen und an seine Stelle eine durch den Endreim paarweis gebundene, vierzeilige Strophe nach einem neuen rhythmischen Gesetze in die deutsche Literatur eingeführt.

Das war für die Entwicklung der deutschen Poesie von einschneidenden Folgen. Einmal war dadurch für das alte Epos in seiner hergebrachten Form ein wichtiger Lebensnerv abgeschnitten; sobald man die rhythmische Form der alten Gesänge nicht mehr verstand, sie nicht mehr, wie der alte Ausdruck ist, singen konnte, verlor das Ganze seinen Werth, es wäre denn, daß es sich in die neu erfundene Form umschmelzen ließ. Dieses letztere war möglich, aber äußerst schwierig und blieb beim größten Theile des Epos unversucht. Einiges rettete sich in die neue Form hinüber; anderes blieb inhaltlich dauernd im Gedächtnisse der Volksgenossen, ohne daß man von seiner Abkunft etwas wußte; unsere Volks- und Kindermärchen führen theilweise dahin ihren Ursprung zurück. Zweitens hat hier die formenreiche Ausbildung der deutschen Metrik und Rhythmik begonnen. Woher zwar die Otfriedische Strophe kommt, ist noch ungewiß: ob ihr Langvers mit den sich reimenden Halbversen dem Stabreime entspricht, oder ob die Form damals gebräuchlicher lateinischer Kirchenhymnen Vorbild für sie war; genug, daß Otfried statt der alten Takte, deren zwei auf den Halbvers giengen, jetzt aus vier grammatischen Accenten seinen Vers bildete, wobei die Senkungen fehlen oder vorhanden sein konnten, und damit Anlaß zu der später aufgekommenen Messung nach Versfüßen gab. Durch seine Strophe ist Otfried der Anfänger der deutschen strophischen Verskunst geworden und hat durch Einführung des Endreimes ein ganz neues Reimprinzip uns zugebracht. Der Stabreim nämlich findet das musikalische Band am Kopfe des Wortes, meist im anlautenden Consonanten, dessen Ton in engstem Zusammenhange mit der Bedeutung, also dem innern Kern des Wortes steht; denn unsere Sprache bewahrt den Anlaut meist zäher als Binnen- und Auslaut. Der Endreim dagegen findet das musikalische Band im Vokal und der ihn abschließenden Consonanz, und dieser Theil des Wortes symbolisiert nicht, nach dem Ausdrucke Jordans, den Gedanken, die Vorstellung wie der anlautende Consonant, sondern die Empfindung und den Affekt.

Mehreres von wesentlichem Belang als die beiden christlichen Epen hat die zweite Periode der deutschen Literatur auf dem Gebiete christlicher Dichtung nicht hervorgebracht.

Dritte Periode.

Die höfische Dichtung.

Der Geist der Romantik war durch den Zusammenstoß der nationalen und der christlich-kirchlichen Lebensanschauung und Lebensthätigkeit bedingt; ihn hatte schon die vorige Periode in's Leben gerufen, wenn auch im Gebiete der Dichtung noch wenig entwickelt. Nun tritt eine neue Kraft in die Kultur und Literatur der germanischen Welt ein, die im Bunde mit der Romantik eine neue eigenartige Dichtung schafft; diese Kraft ist der höfische Stand.

Sein Entstehen verdankt der höfische Stand jenem Umschwunge in der sozial-bürgerlichen Stellung der Volksgemeinde, der in Deutschland in Folge der Lehensverfassung eingetreten ist. Noch zur Zeit der Karolinger bestand die Hauptmasse der deutschen Bevölkerung aus Freien; diese besaßen im Allgemeinen alle dasselbe Maß von Bildung, Glauben, Recht und Pflicht; dem vorhandenen Geburtsadel stand wohl ein größeres Maß äußerer Ehre zu Gebot; im übrigen kam dieser alte Stand den Gemeinfreien an Bildung gleich. Denn die Elemente der Bildung bestanden ja in nichts anderm, als dem gemeinsamen Schatze der Volkserinnerungen und des Volksglaubens. Das ideelle Christenthum änderte hierin nicht allein nichts, sondern machte im Gegentheil, was das Leben des Geistes betrifft, ausdrücklich alle Stände, Geschlechter und Lebensalter zu Genossen eines Glaubens, einer Taufe, eines Herrn und Vaters. Dadurch aber, daß das Christenthum, als es nach Deutschland kam, schon so viel verarbeitetes Wissen und verarbeiteten Glauben auf dem Gebiete des religiösen, wie des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens mitbrachte, daß es unmöglich allen gleich zugänglich gemacht werden konnte, vermittelte es sofort eine Scheidung in Wissende und Unwissende, Lehrer und Hörer, Eingeweihte und Uneingeweihte, Geistliche und Laien, in solche, welche die Kirchensprache verstanden und solche, die bloß der Volkssprache mächtig waren. Indem es ferner innerhalb der Kirche schon eine weitgehende Stufenreihe von Lehrenden und Lernenden, Obern und Untern, Hohen und Niedrigen aufstellte und in's Land brachte, reizte es zu ähnlicher Scheidung auf dem Gebiete des natürlichen Lebens. Wirklich nimmt auch das Lehnswesen seinen Anfang bei den geistlichen Stiftungen. Wo Fülle des Glaubens und Wissens war, konnte der Drang nach Fülle äußerer Macht nicht ausbleiben. Dieselben christlichen Glaubensboten, welche den Deutschen die Lehre von der christlichen Demuth und Gleichheit predigten, wurden die Stifter mächtiger Bischofssitze und vielvermögender Abteien.

Zu diesen nicht gerade im Wesen des Christenthums liegenden Einflüssen der Kirche gesellten sich andere Verhältnisse, welche die

Bewohner Deutschlands noch mehr in Stände theilen mußten. Die Aufnahme und Verwaltung des fränkischen Reiches, das nach und nach alle einzelnen, nicht selbständigen Stämme sich einverleibte, bedingte eine große Anzahl durch Macht und Beruf sich auszeichnender Träger der öffentlichen Gewalten. Die den Germanen eigene Art der Vertheilung des eroberten Landes zu bedeutend größern Quoten an die Edelinge, und deren Verwendung zur Schaffung von Vasallen vermehrte den Umfang eines über den gemeinfreien Mann erhobenen höhern Standes. Dazu kam die Umwandlung des alten, meist zu Fuß kämpfenden Heerbannes in Reiterei. Endlich wirkte — anderer Ursachen mehr nicht zu gedenken — die christliche Lehre und Predigt von der sündhaften Verderbnis des Menschen ganz gewaltig auf das Gemüth vieler großer und kleiner Schuldiger und trieb sie zu ganzen Haufen unter den Schutz und Schirm der kirchlichen Stiftungen. Es gieng lange, bis die Umwandlung der alten Volksgemeinde fertig war, und wenn wir aus den drei Jahrhunderten nach Karl dem Großen überhaupt wenig Spuren dichterischer Arbeit finden, so ist gewiß das mit ein Grund, daß während jener Uebergangsperiode überhaupt Sinn und Lust am Dichten fehlte und daß es der Kirche, scheinbar wenigstens, desto eher gelingen mochte, die alte Volksdichtung ganz zu verdrängen. Es war eben bloß Schein, und sobald die Volkskraft aus der verlorenen Form in eine neue Form fertig eingetreten war, kam zum Vorschein, was während jener Zeit geschlummert hatte.

Um 1050, mit Beginn des Kampfes zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., scheint die Bildung eines zusammenhängenden höfischen Standes sich vollendet zu haben; wenigstens erscheinen um diese Zeit die ersten Namen der neu aufgekommenen ritterbürtigen Geschlechter, um von da an stetig und schnell ihre Zahl auszufüllen. Von dieser Zeit an hört die alte, ernste, wissenschaftliche Thätigkeit und das religiös beschauliche Leben der alten Benediktinerabteien auf und treten diese geistlichen Stiftungen in den Stand weltlicher Mächte ein, während sich eine neue Art religiösen Lebens, das Cluniacenser Mönchthum, in Deutschland einbürgert. Von 1050 an weisen die Abts- und Bischofskataloge ziemlich übereinstimmend nur adelige Namen auf. Es geht aber noch über ein Jahrhundert, bis der neue Stand sich so weit in seiner Eigenart gekräftigt und ausgebildet sieht, daß er der Träger einer neuen, eigenartigen Nationalliteratur werden kann.

Denn das ist nunmehr das erste durchgreifende Merkmal dieser höfischen Dichtung, daß sie national wirkt. Hatten einst alle Freien zusammen die Reichspflichten, die Reichsrechte und damit die Reichsinteressen vertreten, so war jetzt der weitaus größere Theil der Nation, alle diejenigen, die im Schweiße ihres Angesichts auf Acker und Weide ihr und ihrer Herren Brod verdienten, von

den Reichsinteressen abgelöst. Der thüringische, fränkische, schwäbische Bauer fühlte sich in erster Linie nicht mehr als Deutschen, sondern als Thüringer, Franken, Sachsen. Was in seinem engern Umkreise geschah, erweckte wohl noch seinen Antheil; aber an der Centralgewalt des Reiches und an dem, was davon ausgieng, hieng er bloß noch durch Vermittlung seines Herrn. Die Gesammtheit der Herren, der Ritterstand, vertrat von Rechtswegen die Nation und füllte diese Stellung in jeder Beziehung aus: seine Dichtung ist die nationale, seine Sprache die nationale. Bei ihm geht das landschaftliche Leben auf im großen Gesammtleben; seine Dichtungen gehören der ganzen Nation an, werden in diesem Sinne geschaffen und aufgenommen. Auch die Person des Dichters ist national, und seine Bezüge zu derjenigen Landschaft, die ihn geboren und erzogen hat, sind bei den meisten unter ihnen sehr untergeordneter Natur. Sie selber und ihre Zeitgenossen haben es nicht für nöthig erachtet, ihre engere Heimat aufzuzeichnen. Wo ihre Dichtung an die politische Lage ihrer Zeit rührt, sind sie ebenfalls ächt national; ihr Auge schaut nach dem Königshofe und alle stehen im Weltkampfe zwischen Papst und Kaiser auf des Kaisers, keiner auf des Papstes Seite. Ja, es hat sich unter ihnen eine wahrhaft patriotische Poesie im engern Sinne schon bilden können, wie sie der altepischen Zeit durchaus unbekannt war; wir erwähnen der prächtigen Waltherschen Strophen:

Lande hab ich viel gesehn,
Nach den Besten blickt ich allerwärts:
Uebel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über Alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis her an Ungarland,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Helf mir Gott, so schwör ich, daß sie besser hier
Sind als andrer Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Fraun sind engelschön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:

Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm in unser Land, wo es noch beide giebt;
Lebt ich lange nur darinne!

Eine Literatur in so durchaus nationalem Sinne, wie es die hövische war, hat erst das 18. Jahrhundert wieder hervorgebracht.

Mit der Eigenschaft dieser Literatur als Nationalliteratur hängt die bedeutende Zahl wahrhaft großer Dichter aus dieser Zeit zusammen. Wo die poetische Arbeit nach landschaftlichen Stämmen vor sich geht, da kann wohl die Zahl der Dichter und Dichtungen in's Unendliche wachsen; aber ein großes Herrschaft besitzendes Talent ist nicht vorhanden. Hat die hövische Zeit an Dichternamen und Dichtungen überhaupt nichts weniger als Mangel, so begegnen uns darunter eine ganze Reihe selbständiger Dichtergenien. Die Epik nennt neben Heinrich von Veldeke, ihrem Anfänger, die drei Namen Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg; die Lyrik ihrer zwei, Walther von der Vogelweide und Nithard von Rüwenthal.

Die hövische Periode bereichert zum ersten Male die deutsche Dichtung mit der Lyrik. Ueberall auf indogermanischem Boden tritt die Lyrik, die Dichtung des subjektiven Gefühls, erst auf, wenn das Epos sich vollendet hat. Lyrik wäre der deutschen Dichtung sicher auch ohne das Christenthum zugekommen; doch ist es leicht begreiflich, daß das Christenthum der Lyrik mächtigen Vorschub leistete. Schon die ersten christlichen Zeiten haben auf griechischem und lateinischem Boden eine christliche Lyrik geschaffen, die zur Zeit der Christianisierung Deutschlands schon zu einer umfassenden Literatur, reich an wahrem poetischem Gehalte, herangewachsen war. Die Kirche brachte diese kirchliche Lyrik natürlich mit nach Deutschland und man versuchte sich schon früh, die Ambrosianischen Hymnen in's Deutsche zu übertragen. Otfried soll seine vierzeilige Reimstrophe der lateinischen Hymnenpoesie entnommen haben, und die Geschichte der Hymnologie zählt eine schöne Zahl deutscher Dichter auf diesem Gebiete christlich-lyrischer Dichtung auf: Notker Balbulos, Tutilo und Ratpert aus St. Gallen, Walafrid Strabo und Hermann Contractus aus Reichenau, Rabanus Maurus; sogar Karl der Große wird als Dichter des Veni creator spiritus genannt. Auch religiöser Volksgesang in deutscher Sprache muß schon früh aufgekommen sein, hat sich aber der lateinischen Kirchenpoesie gegenüber immer nur mühsam behauptet. Die s. g. Leisen, wie „Christ ist erstanden“, „Nun bitten wir den heiligen Geist“, werden bis in die althochdeutsche Zeit zurückdatiert. Ueber die Entstehung weltlicher Lyrik sind wir nur wenig unterrichtet; gewiß war eine solche vorhanden, bevor die Lyrik der Höfe in's Leben trat; das Ludwigslied und anderes gewähren spärlichen Einblick

in die Entstehung dieser Dichtungsart. Die hövische Lyrik war wesentlich beeinflußt von der provenzalischen Lyrik der Troubadours, hat sich aber, sobald sie einmal in's Leben getreten, wunderbar schnell entwickelt. Uebrigens erkennt man aus den ersten erhaltenen hövischen Liedern, daß anfänglich das volksmäßige Element noch stark wirkte; auch ist es kein Zufall, daß die ersten hövischen Lieder namenlose Lieder sind; so das liebliche Liedchen:

Du bist mîn, ih bin dîn:
des solt du gewis sîn.
du bist beslozzen
in mînem herzen.
verlorn ist daz sluzzelîn:
du muost immer dar inne sîn.

Die hövische Lyrik hatte übrigens offenbar einen schwereren Stand als die hövische Epik. Dadurch, daß die Epik, ihrem Gattungscharakter zu Folge, eine Heldendichtung ist, war der hövische Stand ganz dazu gemacht, eine solche Heldendichtung auszubeuten und zu kultiviren: Held sein war ja eine nothwendige Eigenschaft eines Ritters. Die Lyrik dagegen hat mit dem Standesbewußtsein des Adels nichts zu thun; im Gegentheil, das Standesbewußtsein ward leicht zu einer Schranke des Gemüthslebens, aus dem heraus doch die Lyrik erwächst. Zudem war das Leben an den Höfen ein stark konventionelles, ein Umstand, welcher der Entfaltung ächter Lyrik eher hinderlich war. Denn das Herz bindet sich freiwillig nur ungern an das, was bloß eine Zeit und ein Stand für füglich erkennt; lieber lehnt es sich gegen derartige Schranken des innern Lebens auf. Daher kommt es, daß überhaupt in der hövischen Poesie die Epik noch überwiegt, ganz im Gegensatze zu den Griechen, deren Epos beim Beginn der Lyrik aufhört. Nur ist dem romantischen Zuge des Mittelalters gemäß auch die Epik selten rein episch, sondern mit lyrischen Elementen stark vermischt, und alle oder die meisten Epiker haben sich auch auf dem Gebiete der Lyrik versucht.

Mit dem Auftreten der Lyrik in engem Zusammenhange steht das der hövischen Poesie als charakteristisches Kennzeichen angehörende Motiv der Minne. Einige Wurzel mag die Minne in der, schon von Tacitus erwähnten, den alten Deutschen eigenthümlichen Hochachtung des Weibes haben: als herrschendes Motiv der gesammten Dichtung — denn auch das Epos nimmt Theil daran — erscheint die Minne erst hart an der Grenze der Vollendung der hövischen Dichtung. Heinrich von Veldeke soll ihr Erstling gewesen sein. Alle Lyrik, des Orients wie des Occidents, kennt die Gewalt der Geschlechtsliebe auf das menschliche Gemüth. Daß aber in der hövischen Dichtung die Minne von Anfang an mit unter die konventionellen Sitten des Ritterstandes zählte, macht sie nicht gerade

tief. „War doch auch," sagt Schröder in einem Aufsatze über die höfische Dorfpoesie, „die ganze Richtung, welche die Minnesänger ihrem Denken und Empfinden gaben, sowie der daraus entspringende Charakter ihrer Dichtungen wenig geeignet, sie dem Volke näher zu bringen. Was die höfischen Dichter sangen, das war die zarteste Frauenliebe, die ihr Genüge findet im seligen Anschauen der Geliebten, im sehnsüchtigen Denken an sie, wenn sie fern ist; ihre Lieder schildern die innerlichste Welt, ein zartes, aus Maienduft und Blumenglanz, aus stillem Hoffen und süßem Sehnen gewobenes Phantasieleben; Frauenliebe ist es, die das Wesen der Minnesänger dauernd beherrscht. Allein solche Hingebung an ein bloßes Gefühlsleben, solche ausschließliche Beherrschung durch das eine Gefühl: die Sehnsucht einer von ferne schmachtenden Liebe,— besteht, wie überhaupt nicht mit der wahren Natürlichkeit, so insbesondere nicht mit der vollen Männlichkeit. Wie von der Männlichkeit überhaupt, so auch von der Liebe des Mannes kann das Streben nach dem Besitze, auch dem sinnlichen Besitze der Geliebten niemals ganz ausgeschlossen werden, oder höchstens nur durch die freie, innerliche That der Entsagung. Ein Anakreon, der von einer Liebe zur andern flattert, der sich mit Bewußtsein dem heitern, tändelnden, naiven Genuß des Lebens ergiebt; ein Ovid, der uns den vollsten Genuß der Liebe in den Armen seiner Corinna malt, mögen eben so wenig das volle Leben der Liebe rein darstellen: unmännlich erscheinen sie uns nicht wie die große Mehrzahl unserer Minnesänger, welche der Liebe Glück nur in der Liebe Qual suchen und finden."

Die höfische Dichtung ist ferner wesentlich Kunstdichtung. Das zeigt sich darin, daß sie, wenige Dichtungen abgerechnet, an bestimmten einzelnen Dichtern hängt, welche ihre bewußte Kunst zwar nicht in eigentlichen Sängerschulen lernten, aber doch, wenn nicht im persönlichen Umgang mit Meistern, an den lebenden Vorbildern älterer und erfahrener Dichter; in Oesterreich hat Walther nach seiner Aussage singen und sagen gelernt; darin ferner, daß neben diejenige Art der Dichtung, welche nach alter Uebung gesungen wird, jetzt eine bloß gesagte, wir würden sagen gelesene tritt; daß das Epos meist in der Form der Epopöe erscheint, das ist in ausgeführten, umfangreichen, epischen Gebilden, die von vornherein ihrer ganzen Anlage nach nicht mehr von Mund zu Mund gehen können und deren Schöpfung ohne ein bedeutendes Maß architektonischer Durcharbeitung nicht möglich ist; daß in der Epik wie noch mehr in der Lyrik eine sehr komplizierte, ja schon früh an's Gekünstelte gränzende technische Kunstthätigkeit und Kunstfertigkeit zu Tage tritt; daß jetzt die Einfügung einer leitenden sittlichen Idee in die Dichtung, wie bei den Nibelungen und beim Parzival der Fall ist, möglich und thatsächlich wird; daß überhaupt jetzt die altepische objektive Poesie einer durch und durch vom Sub-

jekt getragenen Dichtung Platz macht. Es wird kaum je auszumachen sein, wie diese Kunstthätigkeit eigentlich zu Stande kam. So viel ist gewiß, daß hier wieder der französische Einfluß mächtig wirkte. Doch werden wir nicht fehl gehen, wenn wir die kunstmäßige Uebung in der Dichtkunst dieser Zeit mit dem im ganzen Leben und Weben des hövischen Standes sich offenbarenden Triebe zu höher gesteigerter Lebensthätigkeit in Zusammenhang bringen. Der Ritter war und fühlte sich als der Herr des Landes, ja der Welt; seine Lebensstellung, sein Reichthum, seine feinere Sitte, seine Weltbildung, sein weiter Blick, seine Abwendung von allem Erwerb durch der Hände Arbeit riefen eine gesteigerte Kraftäußerung hervor, die in allen Beziehungen sich nicht zufrieden gab, bis sie das Höchste geleistet hatte. Billiges Erstaunen ergreift uns, wenn wir einen Mann von so hervorragendem Talente, wie Wolfram von Eschenbach es war, und von so großartigem Erfolge beobachten, der weder lesen noch schreiben konnte. Mit dieser fast unbegreiflichen Kunstthätigkeit hängt freilich zusammen, daß diese Dichtung nicht über ein halbes Jahrhundert sich auf ihrer Höhe erhält; ihre Blüthe dauert etwa von 1190 bis 1240. Alle großen hövischen Dichter sind, wie die griechischen der Perikleischen Zeit und unsere Klassiker des 18. Jahrhunderts, Zeitgenossen gewesen. Was hinter ihnen folgt, ist bloß matter Abglanz ihres Lichtes.

Die deutsche hövische Dichtung ist stark von der französischen Dichtung abhängig. Es wäre Thorheit, ihr das ästhetisch zum Vorwurfe machen zu wollen oder gar als moralischen Makel ihr anzurechnen. Gerade das Christenthum hat viel dazu beigetragen, die Deutschen zur Aufnahme fremder Elemente, darunter solcher, die besser weggeblieben wären, geneigt und kirre zu machen; in ihrer Natur lag es, so viel wir wissen, anfänglich nicht; auch wollen wir nicht vergessen, daß die bereitwillige Aufnahme fremdländischen Einflusses eben auf Rechnung des hövischen Standes, nicht des Gesammtvolkes kommt. Nun hatten aber die Franzosen, Italiener, Spanier, ganz denselben Stand ausgebildet; deutscher, französischer und italienischer Adel verkehrte viel mit einander und sah sich dem Volke gegenüber als Träger und Hüter derselben Sonderinteressen an; an Leichtigkeit der freien Bewegung stand der Franzose längst dem Deutschen voran; der deutsche Adel, an sich literarisch gewiß wenig produktiv, mußte mit Vergnügen um so mehr nach der nachbarlichen Literatur greifen, als die gesammte ständische Ausbildung, was ihre konventionelle Haltung angeht, in Frankreich erwuchs. Die Kreuzzüge trugen zudem das Ihrige zur Annäherung der Nationen bei. Im Uebrigen fehlte es auch nicht an Stimmen, welche den welschen Einfluß bedauerten; wir erwähnen einer handschriftlichen, von einem spätern Schreiber herrührenden Variante des oben (Seite 18) erwähnten Waltherschen Liedes; diese Variante setzt statt:

tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
Swer si schildet, derst betrogen;
ich enkan sîn anderst niht verstân.

folgendes:

Wälsches volc ist gar betrogen,
sie enkünnen êren niht begân:
tiusche man sin wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.

Im Besondern steht die deutsche Lyrik nach Inhalt und Form auf dem Boden der provenzalischen Lyrik, die deutsche Epik auf demjenigen der nordfranzösischen Epik. Ein kurzer Gang durch die poetischen Hauptgattungen wird das näher ausführen.

Charakterisierung der Dichtungsarten. Im Allgemeinen war neben das Epos die Lyrik getreten, doch so, daß das Epos noch vorherrscht. Auf dem Gebiete des letztern nun begegnet man zuerst den Ueberresten des nationalen Volksepos. Denn so zerstörend hatte der Eifer der Geistlichkeit doch nicht gewirkt, daß jetzt schon alle alten epischen Volkserinnerungen vernichtet gewesen wären. Noch im vorigen Zeitraum, in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts, hatte ein St. Galler Mönch Ekkehard (oder ihrer mehrere, wenn das möglich ist) das Lied von Walther und Hiltgund gedichtet, lateinisch und nach Virgils Vorbilde, aber nicht allein aus einem der Heldensage entnommenen Stoff, sondern zugleich in der Frische der Auffassung, der männlichen Stärke und der zarten Innigkeit so ganz deutsch, daß wir dieses Gedicht zum Besten zählen dürfen, was deutscher Genius je geschaffen hat. Jetzt noch wirkt es auf unsere Jugend, wie wenig andere Dichtungen. Wo freilich der oder die St. Galler Mönche ihre Sage her hatten, wissen wir so wenig, als wir die Quellen des Nibelungenliedes mit irgend welcher Sicherheit nachweisen können. Uns genügt hier, daß die Sachen überhaupt noch vorhanden waren, ob nun in lateinisch klösterlicher Bearbeitung, wie eben der Waltharius und wie ein verlorenes lateinisches Nibelungenlied Konrads, des Schreibers von Bischof Pilgerin von Passau, oder in lebenden deutschen Volksliedern. Der Dichter des Nibelungenliedes hat ganz und voll dem hövischen Stande angehört; ist, wie mit allen Eigenschaften des hövischen Standes, so auch mit der Vers- und Reimtechnik der hövischen Dichtung durchaus vertraut; hat er ja, ein noch ungelöstes Räthsel, den in der hövischen Kunstepik gangbaren, einfachen epischen Reimpaaren gegenüber seinem Gedichte zur Auszeichnung von allen übrigen ein Gewand in kunstreichen Strophen gegeben. Sonst ist er ein Mann von höchstem Dichtertalente und der für die angestammte Sage seines Volkes das liebevollste Verständniß mitbrachte. Er erzählt,

einzelne breitere Stellen abgerechnet, die ihm vielleicht nicht einmal alle zur Last fallen, vortrefflich; seine Einsicht in die menschliche Seele ist bewundernswerth; in dem architektonischen Aufbau des Ganzen bewährt er eine Meisterschaft, wie sie kein zweiter Dichter besaß. Alle von ihm in einen Kreis gesammelten Sagen schließen sich um die Gestalt Kriemhildens als persönliche Einheit, und um die Idee, daß Liebe zuletzt Leid bringe, alle Lust in Wehe endige. Das Nibelungenlied war, wie sich aus der großen Zahl der Handschriften ergiebt, weit verbreitet und muß unter denjenigen, die an der einheimischen Bildung gern und mit Lust festhielten, hohes Ansehen genossen haben. Daß wir den Namen des Dichters nicht kennen, liegt theilweise dennoch an dem Umstande, daß der Zeitgeist einem einheimischen Stoffe von vornherein ungünstig war. Frägt man nach den poetischen Lieblingen des herrschenden Standes, so sind es nicht Kriemhild und Siegfried aus der einheimischen, sondern Tristan und Isolde aus der fremdländischen Sage. Noch weit weniger als das Nibelungenlied waren, wie unter diesen Umständen begreiflich ist, die übrigen Dichtungen einheimischer Natur beliebt, die Gudrun, die Rosengärten, Hugdietrich, Wolfdietrich und andere, in denen doch theilweise ein prächtiges Heldenleben pulsiert.

Ungleich tiefer in der Liebe und Gunst der Höfe als das nationale Epos wurzelte das neue hövische Kunstepos. In ihm sind die reichsten Schätze des geistigen Lebens jener Zeit niedergelegt, in ihm gipfelt die romantisch-hövische Poesie. Da ist nun freilich vor Allem wieder zuzugeben, daß das hövische Kunstepos, so national im Großen die hövische Dichtung wirkte, mit der hövischen Dichtung im Allgemeinen den Umstand gemein hat, aus der Fremde zu stammen; nur ist auch für diese Dichtungsgattung festzuhalten, daß, wenn überhaupt ein Epos vorhanden sein sollte, dieses doch irgend woher seinen Inhalt zu nehmen hatte, und daß es begreiflich ist, wenn der hövische Stand sein Epos derselben Quelle entnahm, dem er den ganzen Habitus seines Standes entnommen hatte, dem französischen Ausland. Nachrühmen muß man ihm, daß er, sobald er einmal gelernt hatte, die französischen Quellen zu benutzen, diese durchaus frei und deutscher Denkart angemessen behandelte.

Die Bewohner Frankreichs besaßen seit Jahrhunderten kein eigenes Nationalepos mehr. Von der römischen Kultur war das gallische Nationalepos, das so gut als das germanische einst existiert haben muß, verdrängt worden, und auch den germanischen Einwanderern, den Franken, Gothen, Burgundern war es nicht gelungen, ihre Stammsage auf diesem Boden festzuhalten. So war also den Franzosen kein anderes Epos mehr vorhanden als das, welches ihnen die gelehrte Literatur der Alten bot. Die Trojanische Sage, besonders was die Aeneide Virgils daraus

gemacht, und ein geschichtlicher Held, dessen Gestalt schon fast zu seinen Lebzeiten die Sage zu umspinnen begonnen hatte, Alexander. Das konnte eine Quelle werden für das romantische Epos der Franzosen, aber eine schnell auszubeutende. Und die Freude an abenteuerlichen erzählenden Gedichten, an Aventüren, war mächtig erstarkt, seitdem die Normannen auf französischem Gebiete sich niedergelassen, daselbst ihre Sprache und damit ihre heimatlich germanische Sage, aber keineswegs ihre Lust am epischen Gesange verloren hatten. Nun hatte es sich getroffen, daß gerade zu der Zeit, wo die Normannen sich dem französischen Boden einverleibten, in Frankreich die Person des großen Frankenkönigs Karl mehr und mehr sagenhafte Züge erhielt und dadurch den sangeslustigen Normannischen Franzosen als vortrefflichen Held ihrer Dichtung sich anbot. Bald sammelte sich um ihn ein reicher Kranz von Aventüren; er erhielt eine Tafelrunde mit Paladinen, Roland vor allem, dann Milon, Haimon, Olivier, auch den Normannenherzog Richard findet man zuletzt in dieser Gesellschaft. Im Jahr 1066 erobern die Normannen England, richten sich dort ein und französische Epik ist von da an in England heimisch. Aber noch ist der Hunger dieser Sänger nach neuen Stoffen nicht gestillt; ein Mönch weist den Sängern durch eine von ihm zusammengestoppelte Chronik der altbritischen Könige den Weg zu einem längst verschollenen König Artus; sie greifen ihn auf, und bald windet sich um ihn ein ganzer Knäuel romantischen Aventürenstoffes. Während Artus selber mehr zurücktritt, treten seine Paladine in's hellere Licht: Parzival, Iwein, Gawein, Erek, Tristan, Lanzelet; mit der Artussage verknüpft ein erfindungsreicher Kopf endlich die aus dem Orient stammende Gralsage.

Alle genannten französisch-normannischen Sagenstoffe, die antiken, karolingischen und artusischen, in vielen französischen Aventüren dargestellt und zu den idealen Trägern der höfischen Romantik geworden, werden nun von der deutschen höfischen Kunstdichtung aufgenommen, so zwar, daß der deutsche Dichter meist seine mündliche oder schriftliche Quelle nennt, dabei jedoch den Stoff frei nach Neigung und persönlicher Stimmung durch- und ausarbeitet. Die drei Klassiker des Kunstepos, Hartmann, Wolfram und Gottfried, haben alle Helden aus der Artussage zum Mittelpunkte ihrer Hauptdichtungen gemacht. Jeder der Drei hat seine selbständige, charakteristische Stelle in der Literaturgeschichte ihrer Zeit und die spätern gehen meist einseitig auf den von den drei Meistern gebahnten Wegen. Im Sinne der Zeit, aber in unserer Sprache, hätte man jene französischen Stoffe die modernen nennen dürfen, im Gegensatze zu den einheimischen, als veraltet angesehenen Sagenstoffen.

Gehörte die große Mehrzahl der klassischen Dichtungen dieser Zeit, soweit sie Kunstepen sind, den genannten drei Stoffen an,

so hat doch die fruchtbare, unerschöpfliche Phantasie noch sehr viel anderes geliefert, was andern Kreisen entnommen ist: Orientalische Geschichten von der reichsten Phantasie, hervorgerufen durch den in Folge der Kreuzzüge vornehmlich erwachsenen Verkehr des Orients mit dem Occident; sodann religiöse Stoffe, besonders Legenden in großer Zahl, unter denen sich oft uralte Ueberbleibsel germanischen Volksglaubens verstecken; endlich vereinzelte ächte Sagenbildungen spätern Datums, die sich an Otto den Großen, Heinrich den Löwen, Herzog Ernst von Schwaben anschließen. Nur vereinzelt ist in der hövischen Epik das humoristische Element vertreten.

Die Lyrik ist gegenüber der antiken wie der modernen deutschen Lyrik noch sehr einfach. Weitaus die meisten Dichtungen dieser Gattung gehören dem Frauendienst an, sind Minnelieder, wobei die Empfindung sich sehr oft an Frühling und Winter knüpft, der Minne Leid an den Winter, der Minne Lust an den Lenz. Neben dem Frauendienst ist aber die Lyrik auch in den Dienst der Religion getreten, mit Gesängen auf Maria, welche zugleich der Minne höchste Verklärung darstellt, auf das gelobte Land, auf die Dreieinigkeit. Und der bedeutendste Dichter unter diesen Nachtigallen, Walther, hat die reichste Fülle seines Gemüthes in denjenigen Dichtungen ausgegossen, die dem Herrendienste, der Ehre und Zucht der Fürsten und des Vaterlandes dienten. Schon die Lyrik der Troubadours hat die dreifache Art des Frauen-, Gottes- und Herrendienstes gekannt, aber die deutsche Lyrik ist tiefer, ernster, gehaltvoller. Zumal aber besitzt sie eine Art der Minnelyrik, von der die Franzosen nichts wußten. Wie oben schon bemerkt, war das konventionelle Gebahren des hövischen Standes dem Dienste ächter Lyrik nicht gerade günstig; schickte sich auch viel in den Augen des Ritters, darunter manches, was sich besser nicht geschickt hätte, so schickte sich doch nicht alles, was gerade das Liebesleben der Dichtung bieten kann. Nicht vergebens ist uns aus dem hövischen Minnedienst der Ausdruck überkommen: den Hof machen, die Cour machen, wozu eben keine Leidenschaft gehört. Daher ist es nicht zu verwundern, wie sich zur Zeit der höchsten Blüthe des Minnegesanges eine mehr das natürliche Leben anpackende Richtung kund thut, die sich mit Entschiedenheit von dem Zwange der hövischen Formen loslöst, „die nicht mehr konventionelle, weiche, zarte Empfindungen und weiche Klagen ausspricht, sondern mit frischem Humor und naiver Sinnlichkeit sich dem Leben und der Liebe ergiebt und in ihrer kecken und toleranten Lebensanschauung die natürlichsten Dinge als etwas durchaus nicht Anstößiges behandelt.“ Man hat diese Richtung der Minnelyrik als hövische Dorfpoesie bezeichnet, im Gegensatze zu der strengern hövischen Hofpoesie. Ihr genialer Hauptvertreter ist Nidhart von Rüwental, ein Bayer, bei dem auch sofort ein landschaftliches Element stärker her-

vortritt. Seine Lieder haben am längsten von allen Liedern der Minnesänger ausgedauert.

Zum Theil im Zusammenhange mit den Stoffen der Lyrik steht ihre Form. Auch sie ist dreierlei Art: Leich, Lied oder Spruch. Der Leich wird gesungen, ist unstrophisch gebaut und bedarf daher einer durchgehenden musikalischen Komposition; er wurde am liebsten zum Ausdrucke religiöser Empfindung angewendet, erscheint übrigens ziemlich selten. Das Lied ist eine oder mehrere gleichgebaute dreitheilige Strophen; die Strophe aber ist nach einem auch aus Frankreich herübergenommenen architektonischen Gesetze stets dreitheilig, d. h. sie besteht aus zwei rhythmisch kongruenten Theilen, den beiden Stollen, und dem dazu auf irgend eine Art in rhythmischem Gegensatze stehenden Abgesange. Die Strophe wird gesungen und dient vornehmlich zum Ausdrucke der Minne. Der Spruch endlich, dreitheilig wie die Strophen, wird bloß gesprochen und ist stets einstrophisch. Er hat zumeist politischen oder sonst didaktischen Inhalt. Je weiter die Dichtung sich von ihrem Höhepunkte entfernt, desto mehr nimmt der Spruch an Ausdehnung seines Gebrauches zu.

Daß eine poetisch so bewegte Zeit, wie die der hövischen Dichtung es war, auch der didaktischen Dichtung gepflegt hat, wer sollte das nicht erwarten? Jede Blüthezeit der Dichtung wird eine solche Fülle von Ideen, Empfindungen, Anschauungen, Erfahrungen neben dem in der eigentlichen Dichtung niedergelegten Stoffe vorräthig besitzen, daß sie, einmal eingewöhnt in die Kunst der Rede und des Beifalls der Menge versichert, gern ihren Einfluß benutzt, um das sittliche Resultat ihrer Arbeit in schönem Gewande vorzuführen. Unter den Produkten dieser Art steht Freidanks Bescheidenheit obenan.

Vierte Periode.

Die volksmäßig-bürgerliche Dichtung.

Die hövische Dichtung war als Dichtung eines einzelnen Standes an dieses Standes Dasein gebunden. Nachdem derselbe seine Aufgabe gelöst und als Träger der Gesammtinteressen des Volkes vom Schauplatze abtrat, um andern Mächten Platz zu machen, folgte ihm seine Dichtung mit in's Grab. Die Griechen haben ihr Epos nie fallen lassen, sondern den Homer stets als erstes Volksbuch in Ehren gehalten; dem Christenthum zunächst hat das deutsche Epos der epischen Zeit es zu verdanken, daß es sich in der angestammten Gestalt in keine spätere Bildungsstufe hinein zu retten vermochte. Nicht besser ergieng es der hövischen Dichtung; nur ist es hier keine direkt angreifende Macht, welche die Blüthen

der hövischen Dichtkunst zerstört, sondern der Umschwung im sozialen Leben der deutschen Nation, der darin besteht, daß von neuem die Gesammtmasse des Volkes zu nationaler Thätigkeit herangereift ist und die verlorenen Zügel wieder zur Hand nimmt, freilich in ganz anderer Art, als vor der hövischen Zeit geschehen war. Denn nicht mehr wie damals gieng jetzt die nationale Thätigkeit vom Königshofe aus; dieser gab vielmehr seine Gewalt an neue kleinere Sondergewalten ab und verlor Generation um Generation an Einfluß —, sondern im ganzen Reiche zerstreut erwuchsen nun neue, getrennte Mittelpunkte der Macht, der Bildung und damit der Dichtung. Was vom hövischen Leben sich vorläufig noch rettete, das trat nur noch in derselben Vereinzeltheit wie alle zu neuem Leben gediehenen Kräfte auf, und nicht mehr als Glied eines, um einen Mittelpunkt geschaarten Gesammtstandes. Die Karte der neu aufgestandenen Kräfte sieht nun äußerst bunt aus; Reichsstädte durch ganz Deutschland zerstreut, weltliche und geistliche Fürstenhöfe, Landschaften und Thalschaften, Eidgenossenschaften und Bünde in mannigfaltigster vorübergehender und bleibender Zusammensetzung. Und wo immer ein solcher Punkt sich findet, von dem selbständiges Leben ausströmt, wird auch ein besonderes kleines Literaturleben nachgewiesen werden können. Statt einer hövischen Reichsliteratur hat man eine österreichische, schwäbische, thüringische, fränkische, schweizerische, eine Straßburger, Nürnberger, Basler, Mainzer, Kölner Literatur, wer dürfte sich rühmen, den Garten dieser Bildungen nach allen Seiten ausgemustert zu haben! Nun bleibt es aber nicht bei der geographischen Scheidung in landschaftliche Einzelheiten: auch die Stände scheiden und verzweigen sich, und jeder Stand sammelt seine Glieder zur Bearbeitung des ihm eigenen Arbeitsfeldes. Bürger und Bauern, Junker und Handwerker, Kaufleute und Gelehrte, Handwerksburschen, Soldaten, Jäger, Musikanten, Keßler, Landstreicher und Gaukler, für jeden dieser und anderer Stände entwickelt sich eine eigenartige Lebens-, Denk-, Empfindungs-, Dichtungs- und Schreibweise.

Das ist der Charakter der neuen Literatur, soweit sie durch die Entwicklung der allgemeinen Reichsverhältnisse bedingt ist. Schauen wir uns nun nach andern charakteristischen Kennzeichen der in Rede stehenden Literaturperiode um.

Die ganze Literatur des Mittelalters ist ihrem treibenden Geiste nach ein Kind der Romantik, einer nie zur Ruhe gekommenen seltsamen Verbindung des gesteigertsten Gefühlslebens mit einem noch rohen, ungezügelten Naturleben. Im Ritterthum hatte der Geist der Romantik die ausgeprägteste Blüthe getragen. Jetzt begann er sich allmälig zu entnüchtern. Auf der einen Seite war der Stand, welcher der Träger des religiösen Lebens zu sein beanspruchte, die Geistlichkeit, sittlich so tief gesunken, war derartig an seiner Aufgabe bankerott gegangen, daß die Ehrfurcht vor ihm überall

in Spott und Verachtung übergieng und daß von allen Seiten her der Ruf nach Erneuerung der Kirche erscholl, bis endlich am Anfang des 16. Jahrhunderts die Reformation zum Durchbruche kam. Auf der andern Seite ist die auf Arbeit gegründete, praktische Lebensanschauung der Bürger und anderer arbeitender Stände viel zu besonnen, um nicht Zweig um Zweig, Ast um Ast die üppigen Ranken des ausgewucherten Phantasie- und Empfindungslebens der hövischen Zeit abzuschneiden und dem Lebensbaume der Nation ein gesundes, kräftiges Wachsthum neuerdings zu ermöglichen. Und doch stehen wir mit unserer deutschen Literatur bis über das Jahr 1600 hinaus im Ganzen noch in der geistigen Sphäre des Mittelalters; noch ist, was sich überhaupt seiner Beschaffenheit nach dem religiösen Leben unterordnen kann, unter dem Banne desselben gefangen gehalten; Geschichte, Kunst, Erziehung, häusliches Leben, ja der Staat selber rüttelt noch kaum an den Fesseln, in welche das christliche Kirchenthum ihn gebunden. Auch die Reformation ändert hierin grundsätzlich nichts. Sie reinigt gewaltig das verkommene Glaubensleben, besteht aber ihrer kirchlichen Ordnung wie ihrer Lehre nach genau auf derselben Unterordnung des Menschen unter den Glauben, wie die alte Kirche es gethan hatte. Es liegt ferne, zu verkennen, daß die Natur des christlichen Glaubenslebens, wie es der Protestantismus sicherte, die lebensvollen Keime zu einer spätern Befreiung des Menschen von den äußern Bedingungen des Glaubens jetzt schon in sich trug, Keime, die schon im ersten Anlauf unter den Reformatoren selbst sich theilweise zu entwickeln begannen; sie wurden jedoch unter dem Schwulst der protestantischen Scholastik bald wieder für lange Zeit in den Schooß der Erde zurückgebannt. Wir vermögen daher die Reformation nicht als Wendepunkt zweier charakteristisch geschiedener Literatur- und Dichtungsperioden anzuerkennen und rechnen das ganze 16. Jahrhundert, wie es die Geschichtschreibung des 17. und 18. Jahrhunderts stets gethan hat und wie es im Ganzen unsere volksmäßige Geschichtsanschauung immer noch thut, zum Mittelalter.

Mit der höchsten Ausbildung der Romantik war die höchste Ausbildung der Dichtkunst Hand in Hand gegangen; mit dem Absterben der Romantik nimmt auch die Dichtkunst ab. Damals hatte ganz Deutschland seine besten Kräfte hergegeben, um der Nation als Leitsterne zu scheinen; jetzt giebt unter vielen Gebieten jeder dem allgemeinen Leben seinen Zoll, aber jeder nur im Vergleiche zum Ganzen einen sehr kleinen Beitrag. Und zwar nimmt die Kunst nach verschiedenen Seiten hin ab. Zuerst und zuvörderst verkümmert derjenige Geist, welcher der Vater aller Dichtkunst ist, die schaffende Phantasie. Nicht daß den Deutschen damals die Einbildungskraft abhanden gekommen wäre, wie wäre das möglich? sondern sie vermochte im Widerstreit der Grundkräfte dieser Zeiten,

der aufgelösten Kirche, des zerbröckelnden Staates, der frischen Arbeitsthätigkeit der Bürger nicht mehr das ganze Leben in ihrem Spiegel einheitlich auffassend zum schönen Bilde zu gestalten. Jede Zeit hat das Bedürfniß, die Naturwirklichkeit durch ein von der Einbildungskraft geschaffenes Bild der schönen Wirklichkeit zu ergänzen; dieses letztere wird aber bloß dann einheitlich und groß werden, wenn die Naturwirklichkeit so beschaffen ist, daß sie der Einbildung ein einheitliches Bild zu bieten vermag. Das war in den Jahrhunderten, von welchen die Rede ist, nicht der Fall. Kleine, abgegränzte Bilder in Hülle und Fülle, aber keine großen, das Ganze umfassenden. Dieser Mangel eines bedeutenden Arbeitsfeldes läßt nun die Einbildungskraft allmählig sinken und macht sie für große Ziele unbrauchbar. Sie erhält Zeit, auszuruhen.

Hand in Hand mit der Abnahme der dichterischen Schöpfungskraft geht die Abnahme der Einsicht in das Wesen der Kunstform und des Kunstbetriebs, in Bezug auf die Bedingungen sowohl der poetischen Gattungen als der Verstechnik. Die hövischen Dichter besaßen eine sehr lebensvolle Einsicht in die Kunst ihrer Zeit, wissen mit dem richtigsten Urtheile zu loben und zu rügen; den Erfordernissen der Kunstformen, soweit sie überhaupt geübt wurden, wurde streng nachgelebt und nachgearbeitet, dergestalt, daß sich in Bezug auf Vollkommenheit der poetischen Form nach Gattungsausdruck und Verstechnik keine Periode der deutschen Literatur mit den hövischen Dichtungen vergleichen mag. Nie sind die Verse und der Reim so schön und rein gebaut worden, als von den Dichtern des 13. Jahrhunderts. Jetzt verliert sich die lebendige Kunstschöpfung mit der Einsicht in ihre Bedingnisse. Ist auch Epos und Lyrik noch wohl zu unterscheiden, und tritt sogar nunmehr das Drama kräftig ein, so unterscheidet das Kunstbewußtsein der Zeit diese Grundformen der Poesie nur sehr äußerlich und weiß keine einzige Gattung kunstgerecht zu handhaben. Da nun außerdem diese Jahrhunderte ihre Hauptaufgabe auf dem Gebiete des sittlich-praktischen Lebens finden, drängt sich in alle Dichtung ein lehrhafter Zug, der die poetische Form meist nur als äußerliches, leicht abzustreifendes Gewand beibehält. Nicht minder schlimm, wie mit der Einsicht in die Erfordernisse der poetischen Gattung, steht es mit der Einsicht in die Erfordernisse der Verstechnik. Hier ist alles aus Rand und Band gegangen. Geblieben ist bloß eine ängstliche Festhaltung an der hövischen Verskunst, die doch bloß aufs alleräußerlichste geht, Dreitheiligkeit der Strophe, Reimgattung u. dergl., während die Hauptsache, der musikalische Sinn für den Rhythmus, sich so gut als verliert.

Die soeben geschilderten Zustände ließen vermuthen, daß die drei Jahrhunderte nach der Blüthe der hövischen Dichtung bloß

das Bild eines vergehenden Lebens böten. Dem ist nicht so; es sind noch eine ganze Reihe lebensvollster Kräfte hier wirksam.

Vor allem lebt nun, nachdem die hövische Bildung zurückgetreten, die alte, nicht durch die Höfe verdrängte Volksbildung und Volksdichtung wieder auf. Sie war nie verschwunden gewesen: eine Eisdecke bloß hatte über ihr gelegen und hatte das ideale Leben des arbeitseligen Volkes — so heißt ein Lieblingsausdruck der Zeit – nur nicht literarisch hervortreten lassen. Gesungen, geliebt, erzählt, gejubelt und geseufzt im Liede hatten die Bauern und Handwerksleute auch zur Zeit Walthers von der Vogelweide; nur hatte Niemand unter den Wissenden darauf Acht gehabt. Jetzt, wo die Eisdecke gebrochen ist, strömt das Leben des Volkes wieder frisch und frei in die Literatur ein, ein Leben, das an Innigkeit, Fröhlichkeit, Derbheit, Keckheit, Naturfrische überaus reich ist und vor der spröden Vornehmheit des hövischen Standes mehr als eine Tugend voraus hat. Da erweist sich denn, daß das alte Volksepos der epischen Zeit sein zähes Dasein beim Volke immer noch nicht aufgegeben hatte; zwar theilweise unverstanden oder nur halbverstanden war es durch alle Jahrhunderte hindurch dennoch von Mund zu Mund gegangen, durch Vermittlung des fahrenden Volkes, wie man diese Leute nannte; und es treten jetzt Theile der Volkssage zu Tage, die, soviel wir wissen, die hövische Bildung gar nicht gekannt hatte. Manches aus der hövischen Literatur mischte sich damit, und man darf sich nicht wundern, wenn der Charakter des Volksepos, das nun seit der altepischen Zeit durch die Jahrhunderte der christlich-religiösen Dichtung sich mühselig hindurchgerettet, dann theils in die Lebenselemente der hövischen Romantik sich getaucht, theils dem niedern Volk als Sonntagsergötzung gedient hatte, wenn es jetzt im 14. und 15. Jahrhundert zum letzten Mal die alte Volkskraft im Bilde einer roh verwilderten Welt vor Augen stellt.

Für unsere Theilnahme einladender als das Epos ist die Lyrik dieser Jahrhunderte. Auch das Lied hatte, wie wir wissen, schon bald nach der epischen Zeit seinen Anfang genommen. Die Trennung der Volksgemeinde in hövischen und niedern Stand hatte allein des ersten Standes Lyrik zu literarischer Geltung kommen lassen; was das Volk gesungen, darum kümmerte sich Niemand. Jetzt singt man allerorts die alten Lieder nnd Weisen und singt neue dazu und so naturmächtig und so unmittelbar menschlich und deutsch sind viele dieser Lieder, daß, als das Epos bald nach dieser Periode für immer aus der Volkserinnerung verschwand, das Volslied noch heute unverloren ist, der eindringenden Einwirkung desselben auf die deutsche Dichtung des 18. Jahrhunderts gar nicht zu gedenken.

Auch das Drama stellt sich jetzt neben Epos und Lyrik. Als mimisches Spiel war es ohne Zweifel uralt. Während der

höfischen Zeit war es zur Versinnbildlichung religiöser Thatsachen, besonders aber vom Volk als Fasnachtbelustigung geübt worden. Jetzt tritt es in die Literatur ein, freilich denselben Bedingungen, wie die ganze Dichtung dieser Zeit unterworfen. Es ist formlos, didaktisch, entbehrt jeglicher Idealschönheit; aber ein tüchtiger Lebenskern macht es uns immerhin lieb und achtenswürdig, besonders seitdem die Reformation es von seinem, ihm ursprünglich anhangenden rohen und plumpen Gebahren gereinigt hatte.

Hat die verständige Richtung der Zeit der Ausübung der dichterischen Kunst im Ganzen wenig Gunst entgegengebracht, so waren die Umstände desto geeigneter zur Schöpfung einer Prosa. Ueberall erscheint nach der epischen Zeit die Prosa und entwickelt sich von da an langsam. Die Prosaversuche der Geistlichkeit im 7. bis 10. Jahrhundert, so interessant sie sprachlich-literarisch sind, waren doch nicht aus dem natürlichen Wachsthum der Literatur hervorgegangen und wirkungslos geblieben, um so wirkungsloser, als sich der Kirche und dem Staat eine fertige lateinische Prosa mühelos darbot. So giebt es auch keine höfische Prosa, und wenn gleich gleichzeitig mit der höfischen Literatur deutsche Predigten und deutsche Rechtsaufzeichnungen vorkommen, so sind das eben frühzeitige Blüthen der erst später zum vollen Durchbruch gediehenen Volksliteratur. Jetzt aber regt es sich von allen Seiten mächtig, und wenn man irgend einer Literaturgattung, die erst nach der epischen Zeit aufgetreten ist, das Lob einer ganz aus den harmonischen Kräften des Volkes hervorgegangenen Arbeit geben kann und will, so gebührt es neben dem Volkslied dieser Volksprosa. Hier ist ein Feld, wo sich deutsche Geistesarbeit kühn neben das Werk der Griechen stellen darf. Hier ist stetiger, innerlicher Fortschritt vom 14. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts; hier hat der Einfluß der lateinischen Literatur der Gelehrten einmal insoweit günstigen Erfolg gehabt, als diese von vornherein den großen Wust fremder Gelehrsamkeit von der einheimischen Literatur vermöge ihres fremden Sprachgewandes fern hielt, so daß das deutsche sich desto ungestörter entfalten konnte. Hier feiert der didaktische Sinn der Zeit seine glänzendsten Siege. Auf diesem Arbeitsfelde hat die Reformation ihre Schlachten geschlagen. An deutscher Prosa noch mehr als an deutscher Dichtung hat sich das freie Städteleben zu Bürgerwohlstand und Bürgertugend herangerungen. Noch jetzt liegt in der Prosa des 15. und 16. Jahrhunderts ein unverwüstliches Lebenselement, das vielleicht einmal eine ähnliche Wirkung zur Regeneriung unserer modernen Prosa haben könnte, wie sie im 18. Jahrhundert das Volkslied für die Lyrik gehabt.

Wer den Charakter der bürgerlich-volksmäßigen Dichtung des 14. bis 16. Jahrhunderts preisen will, darf der Buchdruckerkunst nicht vergessen. Die Zeitgenossen derselben und ihre Söhne

und Enkel haben sie, die Erfindung des Buchdrucks, stets als eine besondere Gabe und Gnade Gottes angeschaut. Sie hat die schneidendste Waffe gegen das romantisch-nebelhafte Empfindungsleben des mittleren Alters unserer Literatur geschaffen und war berufen, auf den mannigfaltigsten Wegen von den verschiedensten Seiten her neues Bildungsmaterial zu beschaffen. Die Buchdruckerkunst hat einen ähnlichen Umschwung im ideellen Verkehr der Gedanken gewirkt, wir in unserm Jahrhundert der Dampf und die Telegraphie es im Verkehre des Handels und der Industrie thut. Jedenfalls bot diese Erfindung für die auseinanderfallenden Stände Deutschlands ein ganz unerwartetes Mittel neuen Zusammenhangs, das denn auch bald in großartigstem Maßstabe zur Anwendung kam.

Im Zusammenhange mit der Buchdruckerkunst steht die Herstellung einer allgemeinen Büchersprache für das ganze Deutschland, der gemeinen oder deutschen Kanzleisprache, wie man sie nannte. Nachdem die altepische wie die christlich-religiöse Periode noch der Mundarten sich bedient hatten, die zwar in jenen Zeiten noch lange nicht so weit auseinandergiengen, wie es später der Fall war, hatte die hövische Dichtung eine aus den oberdeutschen Mundarten herausgewachsene allgemeine deutsche Hof- und Literatursprache geschaffen; man nennt sie die mittelhochdeutsche. Sie war mit in den Verfall der hövischen Bildung hineingerissen worden und hatte sich allerorts den Mundarten wieder genähert. Hatte so die Sprache von ihrer ächt künstlerischen Eleganz viel eingebüßt, so hatte sie doch auch, besonders was den Wortvorrath anbelangt, aus dem wiedergewonnenen Volksleben einen nicht unbedeutenden Schatz ächten Sprachgoldes neu gehoben. Diese Sprachentwicklung war aber bloß in Ober- oder Hochdeutschland vor sich gegangen. Seit Jahrhunderten fristete daneben die niederdeutsche Mundart ihr eigenes, abgeschlossenes Sprachleben, von Oberdeutschland durchaus unverstanden. Was in Niederdeutschland während der hövischen Zeit Antheil an der hövischen Bildung zu nehmen gewillt war, mußte sich des oberdeutschen Idioms, des Mittelhochdeutschen, bedienen. Staat und Kirche mit ihrem Latein umfaßten beide Hälften Deutschlands ohne Mühe. Seitdem aber in Folge der neuen Entwicklung der Dinge ein einheimisches deutsches Leben sich allerorts selbständig entwickelte, wurde das Bedürfniß immer stärker, eine Form der deutschen Sprache zu haben, die in ganz Deutschland verstanden würde. Schon bald nach der Blüthe der hövischen Dichtung hatten in Mitteldeutschland, in Thüringen und Obersachsen, beide Sprachgestalten eine Art Compromiß eingegangen und eine Sprache entwickelt, die beiden Theilen gerecht wäre. Parallel damit wirkte die kaiserliche Kanzlei im ähnlichem Sinne, während die ebenfalls bedeutende sächsische Kanzlei die mitteldeutsche Gemeinsprache mehr und mehr auf andern Kanzleien einbürgern half. Der Buchdruck

bediente sich gern dieser Sprache, die ihm eine möglichst weite Verbreitung seiner Produkte in Aussicht stellte. Die bezeichnendsten Merkmale der Kanzleisprache sind 1) lautlich: Umwandlung der alten oberdeutschen Diphthonge ie und uo zu î und û und im Gegensatze dazu Steigerung des alten organischen î und û, außerdem des üü (mittelhochdeutsch iu) zu ei, au, eu, also z. B. der Uebergang von schier zu schîr (die neuhochdeutsche Schreibung schier hat bloß orthographischen Sinn); von muot zu mût; von schîn zu schein; von hûs zu haus; von lüt zu leute. Im Zusammenhang mit diesen lautlichen Veränderungen steht die Dehnung aller derjenigen organisch kurzen Wurzelvokale, welche nicht durch Doppelkonsonanz in ihrer Kürze geschützt werden. 2) lexicographisch: Die Ausmerzung einer großen Reihe sonst gut beleumdeter Wörter aus dem ältern Sprachschatze zum Zwecke allgemeiner Verständlichkeit. — Das ist die Sprache, deren sich Luther bedient hat; er ist nicht ihr Urheber, aber ihr erster und vollkommenster Klassiker.

Unserm modernen Zeitbewußtsein nach verbleibt das 16. Jahrhundert noch in den Anschauungen des Mittelalters, als jener Bildungsepoche, welche zwischen der einfachen Urzeit und der modernen Zeit mitten inne steht; und wenn auch die Keime der neuen Zeit schon zahlreich in- und außerhalb der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts angetroffen werden: seinem ganzen Habitus nach weist Deutschland damals noch die Denk-, Empfindungs- und Lebensweise der vorausgegangenen Jahrhunderte. Worin sich nun aber am stärksten das Herannahen einer neuen Zeit und eines neuen Zeitbewußtseins kund giebt, ist das Auftreten des Humanismus. In seinem Kreise ist auch zuerst das Bewußtsein wach geworden, daß die mittlere Zeit, medium aevum, als eine überwundene Bildungsstufe hinter ihm liege und Kultur und Bildung in eine ganz neue Phase getreten sei. Schon um 1500 herum findet sich bei humanistischen Schriftstellern das Wort und der Begriff des Mittelalters. Humanismus heißt man jene neue Lebensanschauung und die aus ihr hervorgehenden Geistesprodukte, welche sich an die Wiedererweckung des klassischen Alterthums und seiner Werke knüpfen; für die Gesammtheit dieser neuen Weltbildung, insofern sie alle Lebenselemente umfaßt, die überhaupt von ihr berührt werden können, namentlich auch die Kunst, hat man in neuerer Zeit mehr den Namen Renaissance angewandt und den ältern Ausdruck Humanismus demjenigen Theile der Renaissance zugeschieden, der sich schriftstellerisch auf die Wiedererweckung der alten Literaturwerke und die Herstellung einer neuen, auf dem Boden der antiken Weltanschauung stehenden Literatur bezieht.

Aus den Ländern der untergegangenen antiken Welt kam die durch den Humanismus vertretene Lebensanschauung. Zwar hatte

in Italien, dem Lande des päpstlichen Stuhles, natürlich die Kirche nicht weniger als bei uns alle andern geistigen Gewalten verdrängt oder unterjocht; wenn irgendwo, so war hier an die Bedingung der Gläubigkeit die Erwerbung des Himmels geknüpft. Jetzt fing man dort an, die Klassiker der Alten, zunächst die Lateiner, später auch die Griechen, nicht mehr bloß als Mittel kirchlich-gläubiger Bildung, sondern als selbständige Denker, Dichter und Künstler zu lesen und zu verstehen. Nicht daß das etwa von Anfang an im bewußten Gegensatze zur kirchlichen Autorität geschehen wäre; vielmehr waren es ganz dieselben Kreise, die bisher Träger der Bildung gewesen, welche jetzt von den harmonischen, idealen, so durch und durch humanen, d. h. den natürlichen Menschen befriedigenden Denkmälern der alten Welt sich begeistern ließen. Hier erschloß sich eine neue Welt, von der man bisher nur dunkle Kunde gehabt, in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und vollen Wirklichkeit; und je strenger die wissenschaftliche Bildung des Mittelalters sich auf die Pflege der geistlichen und kirchlichen Interessen beschränkt und darüber die weltlichen verabsäumt hatte, desto eifriger und leidenschaftlicher ergreift man nun alles, was dem natürlichen Sinn im Leben der alten Völker entspricht. In dieser sieht man Licht, in der folgenden Zeit bis auf die Gegenwart Finsterniß; dort Wissenschaft und *Humanität*, hier Unwissenheit und Barbarei. Man fing an, an den Universitäten die alten Klassiker zu erklären; man ahmte ihre Werke, Dichtungen, Geschichtschreibungen, Philosophien nach; man that sich zusammen zu Vereinen, Gesellschaften, Akademien, um gemeinsame Freude, gemeinsame Arbeit zu genießen; man gründete Bibliotheken; man rühmte die alten Dichter und bekränzte die neuen, welche jenen nahe gekommen; man vergaß sich in Rom selbst so weit, daß man die mythologische Sprache der Griechen und Römer der christlichen Heilslehre und Heilserzählung unterlegte. Ueber dem *Christen* meinte man den *Menschen* wiedergefunden zu haben.

Die Begeisterung für die Welt der alten Klassiker, die in Italien begonnen hatte, zog allmählig auch über die Alpen nach Deutschland. Auch hier meinte man sich der Einfalt und Rohheit der Väter schämen zu müssen. Man fing an, auf italienische Universitäten zu gehen, gründete in Deutschland neue nach dem Muster von jenen oder verbesserte die alten, studierte mit Eifer die Werke der Griechen und Römer, versah sie mit gelehrten Erläuterungen, ahmte sie nach. Um so größer konnte der Eifer werden, als hier ein Feld der Ehre und des Ruhmes nunmehr auch den Leuten aus bürgerlichem und weltlichem Stande sich öffnete, während auf dem bisherigen Kampfplatz wohl Handel und Gewerbe, keineswegs aber die sogenannten höhern, geistigen Berufsarten dem Bürger und Laien offen standen. Man findet zwar nicht, daß die Humanisten besonders tiefe und gründliche Bildung besaßen und ver-

breiteten; ja nicht einmal ihr sittlicher Charakter befriedigt durchgehend; sie sind meist ruhmsüchtig und eitel, auch redereich über Gebühr; es war weniger der innere Gehalt der antiken Schriftsteller, was sie fesselte, als ihre äußere elegante Form, welche vorerst mehr blendete als wahrhaft erleuchtete. Jahrhunderte giengen noch vorbei, bis der ächte Geist des neuerstandenen Alterthums in seiner ganzen Fülle aufgeschlossen wurde. Jedoch dem gebundenen, wundersüchtigen, formlosen, geistigen Leben des Mittelalters gegenüber war doch eine neue, wohlthuende Erhebung in die Geister gekommen, der es an Früchten nicht fehlen konnte.

Die Idee, welche dem Humanismus zu Grunde lag, ist eine wesentlich kosmopolitische, und es geht sehr lange, bis sie in Deutschland die gesammte Literatur auf ihre Seite gebracht hat. Der socialen Stellung nach gehören die Humanisten anfangs durchaus der Aristokratie an; nicht mehr dem hohen Adel, sondern der Aristokratie des städtischen Bürgerthums, des hohen Beamtenthums und der Gelehrsamkeit. Männern wie Ulrich von Hutten bietet ihr Stand eine natürliche Brücke zum Kreise der Humanisten, und wenn auch, wie bei vielen deutschen Reformatoren der Fall, humanistische Studien auch unter Bürgerssöhnen Freunde und Anhänger fanden: die eigentlichen Träger der humanistischen Gelehrsamkeit sind entweder von Geburt an vornehm oder werden es durch ihre Theilnahme an der humanistischen Arbeit. Damit im Zusammenhang steht der erneuerte Gebrauch der lateinischen Sprache, die recht eigentlich in und für Deutschland zum Schiboleth des Humanismus wird. Die Humanisten sprechen, schriftstellern, dichten, schreiben Briefe, alles in lateinischer Sprache, die sie, im Gegensatz zum Latein des Mittelalters, das sie herzlich verachten, dem Muster der Alten nach wiederum zur Sprache der feinsten Weltbildung erhoben haben. Es giebt kaum ein deutsches Buch im 16. Jahrhundert, das, deutsch geschrieben, ganz auf dem Boden des Humanismus stünde. Sobald ein Humanist deutsch schreibt, tritt er nothgezwungen zurück in die Anschauung der ältern Jahrhunderte. Ja, sie schämten sich sogar, deutsche Bücher zu lesen, und man übersetzte für sie diejenigen deutschen Sachen, denen sich ganz zu entziehen die Strömung der Zeit nicht gestatten wollte, z. B. Sebastian Brand's Narrenschiff, den Eulenspiegel, den Reineke Fuchs. Wo dagegen, was im 16. Jahrhundert zahlreich geschah, die alten Klassiker deutsch übersetzt werden, wie Homer, Aristoteles, Livius, Cäsar, Plautus, Terenz, Plinius, Sallust, da wurde die antike Auffassung fast gänzlich verwischt durch den Charakter des deutsch Volksthümlichen.

Immerhin hat sich die deutsche Literatur der volksmäßig-bürgerlichen Periode nicht gänzlich dem Einflusse der Renaissance entzogen. Weniger die Dichtung als die prosaische Schriftstellerei. Denn dadurch, daß diejenigen Kräfte, welche der neuen Bildung

huldigten und Latein schrieben, sich von der Bildung des Volkes sonderten, blieben sie ohne Einfluß auf dessen Dichtung; und umgekehrt konnten die volksmäßigen Schriftsteller um so ungestörter auf der Spur ihrer Vorfahren fortwandeln, als ja die gelehrte Literatur von vornherein einem ganz andern Ziele entgegensah. Doch ist aus dem Bereiche des Humanismus wenigstens viel Material der alten Schriftsteller sowohl als der neuern romanischen Literaturen in die Volksliteratur hinübergegangen. Den Einfluß der römischen Komiker Plautus und Terenz gewahrt man im deutschen Fastnachtspiel; die Novellistik der Italiener wird bald zum beliebten Gemeingut der deutschen Geschichten- und Anekdotenerzähler; die alten Fabulisten, Aesop an der Spitze, gewinnen in Deutschland weiten Einfluß. Bedeutender wirkt aber, wie gesagt, die humanistische Welt auf die Prosaiker; deutsche Geschichtsbücher, Erdbeschreibungen u. dergl. zeigen deutlich, daß nicht bloß der Inhalt der antiken Literaturen auf sie wirkt, sondern auch die Form. Und im ganzen und großen endlich hat die umfassende Weltanschauung des Humanismus überhaupt das geistige Auge der deutschen Schriftsteller geweitet und eine Menge Ideen und Anschauungen unter sie gebracht, deren Quellen man beim Humanismus zu suchen hat.

Man hat es mehrhaft versucht, die Literaturerzeugnisse der volksmäßig-bürgerlichen Epoche unserer Dichtung nach den Dichtungsgattungen zu ordnen und also darzustellen. Die Geschichte der Literatur im engern Sinn gewinnt wenig daraus, weil hier der Gattungscharakter hinter den bewegenden Kräften der Zeit, die meist von dem Wesen der Dichtung weit abstehen, sehr zurücktritt. Nur eine Gattung dieser Periode war berufen, grundlegend auf eine spätere Epoche einzuwirken, das Volkslied. Statt einer Charakteristik der einzelnen Gattungen dieser Epoche theilen wir darum lieber eine Anzahl Volkslieder mit.

Vorher aber wollen wir noch desjenigen Mannes gedenken, der am Ausgange dieser Periode stehend wie kein zweiter die Regungen dieser inhaltreichen Zeit in sich wiedergespiegelt hat: Hans Sachs. Er kann freilich nicht als Vertreter aller in der Periode der volksmäßig-bürgerlichen Dichtung zu Tage getretenen Literaturgattungen gelten. Er ist kein fahrender Sänger; an der Weiterbildung des Volksliedes hat er nur geringen Antheil genommen; auch Prosaist ist er nur in sehr beschränktem Maße durch seine Flugschriften zu Gunsten der Nürnberger Reformationsbewegung. Er ist ein in manchem Betracht einseitiger Vertreter des deutschen Bürgerthums. Aber er hat mehr als alle seine Zeitgenossen die Bildung und Dichtung seines Standes, des einflußreichsten in jenen Jahrhunderten, zur höchsten Ausbildung gebracht; er ist, wie Göthe und Schiller es später waren, Dramatiker, Lyriker und Epiker in einer Person; seine Auffassung der

Dichtung wie des Lebens überhaupt ist überaus männlich, treu, innig; reich wie er an Anschauungen und Empfindungen der vielseitigsten Art ist keiner. Er ist auch einer der edelsten Jünger des gesunden Protestantismus. Ihm allein unter allen mitlebenden Dichtern ist es darum mit Recht beschieden gewesen, auf die spätere Dichtung des 18. Jahrhunderts einen befruchtenden Einfluß zu gewinnen.

Proben deutscher Volkslieder.

Alle Dichtungsarten, die Deutschland je gekannt hat, hatten ihre zeitliche Gränze. Das Volkslied allein hat nie angefangen und nie aufgehört; denn sein Anfang fällt zusammen mit der Entstehung des Volksgesanges überhaupt, und noch heute ist es nicht ausgestorben. Seine äußere Form freilich hat es im Verlaufe der Zeiten gewechselt; auch in ihm giebt sich jeweilen der besondere Geist der Zeit kund. Aber die Aufgabe des Volksliedes und das Wesentliche in der Art, wie es diese Aufgabe löst, ist durchgängig dieselbe geblieben. Immer ist es hervorgegangen aus dem Bedürfniß, das natürliche Leben, welches stets der Veränderung, der Auflösung und dem Verderb unterworfen ist, durch das Mittel der Dichtung fest, bleibend und unvergänglich zu machen; aus dem Bedürfnisse, dem natürlichen Leben, das sterblich ist, ein schöneres Leben beizugesellen, das unsterblich ist; die vergängliche Wirklichkeit zu verwandeln in schöne Wirklichkeit; die einmalige Erfahrung, die einzelne That, den einzelnen Menschen zur Idee, zum Ideal sich verklären zu lassen. Das Mittel zur Verklärung des vergänglichen Lebens ist der Gesang, die rhythmische Rede; in ihr bindet sich das bloß Zufällige zur heiligen, unvergänglichen Form und Norm. Was darum die alten Völker heiligen wollten, Gebet, Todtenklage, Eid, das festeten sie dadurch, daß sie es sangen. Als das Christenthum zu den Deutschen kam, anerkannte es dieses uralte Gesetz des schönen Daseins nicht; es hatte ein anderes Gesetz gebracht, das Gesetz des Glaubens. Was von nun an geheiliget werden sollte, Geburt, Ehe, Tod, Schlacht und Festtag, das wurde vom Christenthum dadurch geheiliget, daß es in das Gebiet des christlichen Glaubenslebens eingefügt wurde. Was der Gesang früher geleistet, sollte jetzt das Wort, die Kraft des Priesters weihen. Daher verliert sofort beim Eintritt des Christenthums die Volksdichtung überall an Boden, an Gelegenheit zur Theilnahme am Leben der Einzelnen wie der Gesammtheit. Aber zerstören ließ sich das alte Gesetz, die alte Kraft nicht; das Christenthum selber konnte sich jenes Mittels zur Weihe nicht erwehren und bald genug trat es auch unter der Herrschaft des Kreuzes wieder hervor. Man sang, was man erlebte; Liebe, Haß, Jubel, Klage, Helden und Heilige. Es ist nur wenig erhalten aus der Zeit der religiös-kirchlichen Dichtung, und als nachher die weltliche Dichtung die geistliche wieder ablöste,

übernahm die hövische Dichtung einen Theil wenigstens der Aufgabe, die dem Volksliede sonst zufiel, freilich bloß für den hövischen Stand. Das Volk im alten Sinn wird daneben auch gesungen haben, besonders diejenigen Thatsachen, die nie mangeln und die jeden treffen: der Liebe Freud und Leid, Frühlingsfreude und Winterklage und was sonst Natur und Leben dem menschlichen Gemüthe und Auge nahe legt. Das historische Lied hat zwar damals beim Volk auch nicht ganz gefeiert; nur gehörte eben die große Reichsgeschichte dem hövischen Stande und fällt darum seiner Dichtung anheim. Jetzt, mit dem 13. und 14. Jahrhundert, tritt das Volkslied mit neuer Kraft in die Literatur ein und treibt seine Blüthen bis ins 15. und 16. Jahrhundert. Zwei Liedergattungen unterscheiden sich, die geschichtlichen und die gemeingültigen.

An den geschichtlichen Liedern sieht man mit glasheller Deutlichkeit, wie das historische Volkslied aller Zeiten entstanden ist. Kaum beginnt der Kampf der Städte, Eidgenossenschaften, Thal- und Landschaften gegen ihre Herren, ein Kampf, der recht eigentlich dem Geiste der Zeit Richtung giebt und ein neues, den Bedingungen dieser Zeit unterworfenes Heldenalter darstellt: so erscheinen auch die Lieder Schlag auf Schlag. Wo überall auf deutschem Boden das Volk seine Fesseln bricht, zuerst in der Eidgenossenschaft, dann im Niederland, später allerorts in Deutschland, folgen den Schlachten, Eroberungen der Städte und Burgen ihre Lieder, den wirklichen Ereignissen ihr bleibendes Bild. Dieses ist keine Schlachtbeschreibung, wie der Verstand sie eingeben würde, sondern ein von gesteigerter Einbildungskraft erschautes Einzelbild, dem meist, wie beim alten Epos, die direkte Rede, das Zwiegespräch charakteristisch ist. Die Sammlung Liliencrons, welche die historischen Lieder vom 13. bis 16. Jahrhundert umfaßt, enthält 623 Nummern, worunter freilich eine nicht geringe Anzahl bloß gesprochener Dichtungen, sog. Sprüche, inbegriffen ist. Die im strengern Sinn historischen Lieder wollen immer zugleich politisch wirken und der Partei dienen, der sie angehören, wobei denn freilich das Lied bloß den Sieg zu begleiten pflegt. Mehr unmittelbar dichterischen Eindruck als die historisch-politischen Lieder machen die Volkslieder, in denen eine zwar historische, aber ins Gebiet der Romantik streifende That sich zum Liede gestaltet hat. Derart sind die Lieder vom Lindenschmied, vom Eppele von Gailingen. Wiederum scheint sich in andern Liedern ein aus früher, vielleicht sehr früher Zeit hergekommener historischer oder mythologischer Zug bloß einen historischen oder für historisch geglaubten Namen angepaßt zu haben, wie z. B. jetzt das alte Hildebrandslied als eine romantische Ritterballade zum Vorschein kommt. Leicht findet sich von da der Uebergang zu denjenigen Liedern, die nicht mehr historisch sind, aber den epischen Ton dennoch darin bewahren, daß sie aus irgend einem Gebiete des persönlichen

Lebens eine Begebenheit: Abschied, Ankunft, Wiedererkennen, herausgreifen, um den bedeutsamen Augenblick, der allen einmal erscheinen kann, festzuhalten. Je älter die Lieder sind, desto mehr ist der epische Ton vorherrschend. Später entfällt er nach und nach, und es trennt sich sodann im 16. Jahrhundert das eigentliche Volkslied von dem Gesellschaftsliede, dem bloß lyrischen Ausdrucke der Empfindung der Freude oder des Leides. Dem deutschen Gemüthe angemessen giebt es der ernsten Lieder mehr als der heitern. Die nachfolgende Auswahl schließt die eigentlich historischen Lieder, als einem engern Verbreitungsbezirk angehörend, gänzlich aus. Sonst ist diejenige Auswahl zu Grunde gelegt, die sich in der siebenten Auflage von Götzinger's Dichtersaal Seite 660 bis 685 findet.

---

1. Der Lindenschmied.

1. Es ist nit lang, daß es geschach,
Daß man den Lindenschmied reiten sach
Auf einem hohen Rosse;
Er reit[1] den Reinstrom auf und ab,
Hat sein gar wohl genoßen, ja genoßen.[2] —

2. „Frisch her, ihr lieben Gsellen mein!
Es muß sich nur gewaget sein;
Wagen das tut gewinnen;
Wir wöllen reiten Tag und Nacht,
Biß wir ein Beut gewinnen."

3. Dem Marggrafen von Baden kamen nüwe Mär,
Wie man ihm ins Gleit gefallen wär,[3]
Das tät ihn sehr verdrießen;
Wie bald er Junker Casper schreib:
Er solt ihm ein Reislein dienen.[4]

4. Junker Casper zog dem Bäuerlein ein Kappen an,[5]
Er schickt ihn allzeit vorne daran,
Wol auf die freie Straßen,
Ob er den edlen Lindenschmied fünd,
Denselben sollt er verraten. —

---

[1] ritt. — [2] er wußte aus seinem Treiben vortrefflichen Gewinn zu ziehen. — [3] das Gebiet beunruhigt hatte, innerhalb dessen er den reisenden Kaufleuten das Geleit zu geben hätte. — [4] er sollte ihm nach Lehnspflicht zu einer Fehde als Reisiger zuziehen. — [5] er machte ihn durch Verkleidung unkenntlich (?).

5. Das Bäuerlein schifft über Rhein,
Er keret zu Frankental[6] ins Wirtshaus ein:
„Wirt, haben wir nichts zu eßen?
Es kommen drei Wägen, sind wol beladen,
Von Frankfurt aus der Messen.“

6. Der Wirt der sprach dem Bäuerlein zu:
„Ja, Wein und Brod hab ich genug,
Im Stall da stehn[7] drei Rosse,
Die sind des edeln Lindenschmied,
Er nert[8] sich auf freier Straßen.“

7. Das Bäurlein dacht in seinem Mut:
Die Sach wird eins[9] noch werden gut,
Den Feind hab ich vernommen;
Wie bald er Junker Casper schreib,[10]
Daß er solt eilends kommen.

8. Der Lindenschmied der hätt einn Son,
Der solt den Rossen das Futter thun,
Den Habern tät er schwingen:
„Steht auf, herzliebster Vatter mein!
Ich hör die Harnisch klingen!“

9. Der Lindenschmied lag hinterm Tisch und schlief,
Sein Son der tät so manchen Rief,[11]
Der Schlaf hat ihn bezwungen.
„Steh auf, herzliebster Vätter mein!
Dein Verräter ist schon kommen.“

10. Junker Casper zu der Stuben ein trat,
Der Lindenschmied von Herzen sehr erschrak.
„Lindenschmied, gib dich gefangen!
Zu Baden an dem Galgen hoch,
Daran so solt du hangen.“

11. Der Lindenschmied der war ein freier Reutersman,[12]
Wie bald er zu der Klingen sprang:
„Wir wöllen erst ritterlich fechten!“
Es waren der Bluthund also vil,
Sie schlugen ihn zu der Erden.

---

[6] Stadt in der Rheinpfalz. — [7] der Grund warum er eben jezt so gut mit Speise versehen ist. — [8] nährt. — [9] einmal, künftig. — [10] schrieb. — [11] willkürliche Assimilation des Wortes Ruof an das Reimwort schlief. — [12] Reuter und Reiter sind einst verschiedene Worte gewesen, und zwar bedeutete Reuter Wegelagerer, vom Rhein her aus mittelniederländisch der ruiter, ruyter = Wegelagerer, Straßenräuber eingedrungen. Diese Leute waren häufig zu Pferd, woher im 16. Jahrhundert die Bedeutung Krieger, Krieger zu Pferd. Ruiter scheint nach Weigand gebildet aus mittellat. rutêrus, rutârius, ursprünglicher ruptârius, von mittellat. die ruta, rupta, wovon auch Rotte abgeleitet wird.

12. „Kann und mag es dann nicht anders gesein,
So bitt ich um den liebsten Sone mein
Auch um meinen Reutersjungen;
Und haben sie jemands leid gethan,
Darzu hab ich sie gezwungen."

13. Junker Casper der sprach nein darzu:
„Das Kalb muß entgelten der Kuh,[13]
Es sol dir nicht gelingen;
Zu Baden in der werten Stadt
Muß ihm sein Haupt abspringen."

14. Sie wurden alle drei gen Baden gebracht,
Sie saßen nit länger denn eine Nacht;
Wol zu derselbigen Stunde
Da ward der Lindenschmied gericht,
Sein Son und der Reutersjunge, ja Junge.

1. Der Lindenschmied.

(um 1500.)

Man kennt die Begebenheit nicht, welche diesem einst sehr beliebten Liede zu Grunde gelegen hat. Lilienkron (deutsche Volkslieder, II, 289) spricht die Vermuthung aus, daß es derselbe Hans Lindenschmied sein könnte, ein Dienstmann des Pfalzgrafen Philipp, über den es 1490 fast zu einem Kriege zwischen dem schwäbischen Bunde und Speier kam. In einem Spruch vom Jahr 1504 wird ebenfalls eines Lindenschmied's Erwähnung gethan, der dem Pfalzgrafen Friedrich gegen Herzog Ulrich von Würtemberg beigestanden sei. So ist auch der Junker Caspar in Strophe 3 unbekannt. Uebrigens hat das 15. Jahrhundert allerorts in Deutschland ähnliche abenteuerliche, muthige, beutelustige Räuber adeligen und nichtadeligen Standes hervorgebracht, denen man wenigstens nachsagen durfte, daß sie durch ihren kecken, todverachtenden Uebermuth sich vortheilhaft vor einer großen Menge feiger und charakterloser Leute auszeichneten. Das Lied hat deshalb auch keinen Tadel für seinen Helden, eher zeigt es eine gewisse Achtung für ihn, dem die Fürbitte für Sohn und Reitersjungen so wohl ansteht.

Das Lied erzählt einfach den Hergang von der Gefangennahme des Lindenschmieds, der Natur des Epos gemäß dem großen Theile in einzelnen Gesprächsscenen. Str. 1 und 14 sind rein erzählend. An Str. 1 schließt sich sofort eine direkte Rede des Helden an seine Genossen; wir ergänzen dazu, daß die Gesellen, von denen übrigens weiter nicht mehr die Rede ist, ihm beigesprungen sind. Str. 3 und

---

[13] sprüchwörtliche Redensart: der Sohn muß unschuldig für den Vater büßen.

4 erzählen, was beim Markgrafen geschehen ist. Dann folgen drei Strophen 5, 6 und 7: das Bäuerlein sucht und findet den Lindenschmied und meldet die Thatsache, auch dies wieder in eine Scene zwischen dem Bäuerlein und dem Wirth gekleidet. Die nächste Gruppe (8 und 9) enthüllt eine Scene zwischen Vater und Sohn, alles in lebendigster, anschaulichster Rede. Wieder zwei Strophen (10, 11) theilen den Kampf mit zwischen dem Lindenschmied und seinen Spähern, und wieder zwei (12 und 13) die Bemühungen des Vaters um Sohn und Reutersjungen. Strophe 14 meldet kurz den Ausgang der Geschichte.

Man hat noch ein zweites Lied vom Lindenschmied, das für die Beschaffenheit des epischen Volksgesanges sehr lehrreich ist:

1. Was wöllen wir singen und heben an?
Das Best, das wir gelernet han,
Ein neues Lied zu singen!
Wir singen von einem Edelmann,
Der heißt Schmid von der Linden.

2. Der Lindenschmid hatt' einen Sohn,
Der schwang den Rossen das Futter vor
Ueber eine kleine Weile;
Er lag dem Markgrafen in dem Land
Und war ihm viel zu geschwinde.

3. „Frau Wirthin, ist der Wein hie gut?
Ist hie noch Stallung und Futter gnug?
Viel Wägen werden kommen;
Sie fahren von Augspurg ab und zu,
Fränkisch Gut haben sie geladen."

4. „Allhie ist der kühle Wein gut,
Hie ist auch Stallung und Futter gnug,
Drei Rößlein stehn drinnen,
Sie kommen eim reichen Edelmann zu,
Der heißt Schmid von der Linden."

5. So bald als sie das Wort aussprach,
Junker Kaspar in den Stadel trat,
Den Lindenschmid wollt er fangen.
Er schlug und stach alles, was er sah:
„Lindenschmid, gib dich gefangen!"

6. „Soll ich denn dein Gefangner sein,
Das klag ich Gott vom Himmelreich
Und seiner werthen Mutter;
Wär ich drei Meilen jenseit dem Rhein,
Wollt' ich dir wohl entreiten."

7. „Auf jenseit den Rhein kommst du nit,
Das ist dir desto lieber nit,
Es ist dir misselungen;
Du hast mir großen Schaden gethan,
Darum gib dich gefangen!"

8. „Wirthin, zäpft uns ein kühlen Wein
Und laßt uns froh und lustig sein,
Laßt uns essen und trinken!
Auf daß dem hübschen Lindenschmid gut
Sein junges Herz nicht versinke."

9. „Wol soll ich frisch und fröhlich sein,
Es trifft mir an das Leben mein,
Ich mag weder trinken noch essen;
Ich bitt nur um das Wasser allein,
Daß ich meine Wunden mag wäschen!“

10. „Ach, Lindenschmid, sei wol gemeit;
Das Wasser soll dir sein bereit,
Damit du dein Wunden solt wäschen!
Bis Freitag kommt der Meister in's Land,
Der führt das Wasser in der Scheiden.“

11. „Ach, kann und mags nicht anders gesein,
So bitt ich für den jüngsten Sohne mein,
Der Reuter ist noch junge;
Hat er euch etwas leids gethan,
Darzu ist er getrungen.“

12. Junker Kaspar der sprach nein darzu:
„Das Kälblein muß folgen der Kuh,
Da wirds nicht anders gesprochen,
Und wenn der Jüngling sein Leben bhielt,
Seins Vaters Tod würd gerochen.“

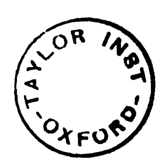
13. Auf einen Freitag das geschach,
Daß man den Lindenschmid richten sach
So fern auf grüner Heiden,
Da sach man den edlen Lindenschmid
Von guten Gesellen scheiden.

---

2. Schloß in Oesterreich.

1. Es liegt ein Schloß in Oesterreich.
Das ist ganz wohl erbauet,
Von Silber und von rotem Gold,
Mit Marmorstein vermauert.

2. Darinne liegt ein junger Knab
Auf seinen Hals gefangen,
Wol vierzig Klafter tief unter der Erd,
Bei Nattern und bei Schlangen.



3. Sein Vater kam vom Rosenberg
Wol vor den Thurm gegangen:
„Ach Sohne, liebster Sohne mein,
Wie hart liegst du gefangen.“

4. „Ach Vater, liebster Vater mein!
So hart lieg ich gefangen,
Wol vierzig Klafter tief unter der Erd,
Bei Nattern und bei Schlangen.“

5. Sein Vater zu dem Herren gieng:
„Gebt mir los den Gefangenen!
Dreihundert Gülden will ich euch geben
Wol für den Knaben sein Leben.“

5. „Dreihundert Gülden die helfen da nicht,
Der Knabe der muß sterben,
Er trägt von Gold ein Ketten am Hals,
Die bringt ihn um sein Leben.“

7. „Trägt er von Gold ein Ketten am Hals,
Die hat er nicht gestohlen,
Hat ihm eine zarte Jungfrau verehrt,
Dabei hat sie ihn erzogen.“

8. Man bracht den Knaben wol aus dem Thurm,
Man gab ihm das Sacramente.
„Hilf, reicher Christ vom Himmel hoch!
Es geht mir an mein Ende.“

9. Man bracht ihn zum Gericht[1] hinaus,
Die Leiter mußt er steigen:
„Ach, Meister,[2] lieber Meister mein,
Laß mir ein kleine Weile!“

10. „Eine kleine Weile laß ich dir nicht,
Du möchtest mir sonst entrinnen;
Langt mir ein seiden Tüchlein her,
Daß ich ihm sein Augen verbinde!“

11. „Ach meine Augen verbind mir nicht,
Ich muß die Welt anschauen,
Ich sehe sie heut und nimmermehr
Mit meinen schwarzbraunen Augen.“

12. Sein Vater beim Gerichte stund,
Sein Herz wollt ihm zerbrechen:
„Ach Sohne, lieber Sohne mein!
Deinen Tod will ich schon rächen.“

13. „Ach Vater, liebster Vater mein,
Meinen Tod sollt ihr nicht rächen!
Bringt meiner Seelen ein schwere Pein,
Um Unschuld will ich sterben.

14. Es ist nicht um mein stolzen Leib
Noch um mein junges Leben,
Es ist nur um meine Frau Mutter daheim,
Die weinet also sehre.“

15. Es stund kaum an den dritten Tag,
Ein Engel kam vom Himmel:
Man sollte den Knaben nehmen ab,
Sonst würde die Stadt versinken.

---

[1] Gerichtsstätte. — [2] Scharfrichter. —

15. Es stund kaum an ein halbes Jahr,
Der Tod der ward gerochen;
Es wurden mehr denn dreihundert Mann
Um des Knaben willen erstochen.

16. Wer ist, der uns dies Liedlein sang?
So frei ist es gesungen;
Das haben gethan drei Jungfräulein
Zu Wien in Oesterreiche.

2. Schloß in Oesterreich.

Hier liegt gar keine nachweisbare historische Begebenheit vor. Dagegen beruht die Erstehung dieses aus dem 16. Jahrhundert nachweisbaren Liedes jedenfalls auf der in jenem Jahrhundert öfter erlebten Thatsache, daß ein Mensch unschuldig gefangen und hingerichtet worden war. So ein Verbrechen, dem nach dem Volksglauben die Rache des Himmels sofort auf dem Fersen folgt, hat Uhland unter anderm in den Anmerkungen zu den Volksliedern, 125, aus einer handschriftlichen Chronik von Schwäbisch-Hall nachgewiesen. Hier heißt es, daß in dem Schloß Hohenheim ein Edelmann wohnte, der viel Leute gefangen hatte, bis sie sich wieder mit Geld lösten. Unter andern den Sohn einer Wittwe, der seine Mutter durch Handel ernährte. Zweimal war dieser in dem Schloß gefangen gewesen und durch die Mutter allemal ausgelöst worden. Als der Sohn zum dritten Mal in die Gefangenschaft gerieth und die verarmte Mutter nichts mehr besaß, ihn zu lösen, auch keine Bitte bei dem Edelmann helfen wollte, da sagte sie: „Ihr habt mich zu einer Bettlerin gemacht und wollt mir noch dazu meinen Sohn im Thurm verfaulen lassen. So sollt ihr wissen, daß ich euch einen Zauber in die Speise legen will, daran ihr ausdorren müßt, bevor noch mein Sohn erfaulet!“ Der Edelmann lachte, spottete der Frau und ließ sie ziehn. Am andern Tag, als er nach dem Morgenessen am Schlosse mit andern Edelleuten auf der Brücke stand und sich mit ihnen unterhielt, rief er plötzlich: „O, die alte Hexe will mich verbrennen!“ Darauf sein Pferd satteln lassen, nach Lemberg geritten, sich mit dem Sacramente versehn lassen, am andern Tag gestorben.

Wie beim Lied vom Lindenschmied zerfällt auch das „Schloß in Oesterreich“ in eine Reihe kleinerer Gesprächsscenen. Eingang und Ausgang sind einem alten Nachtigallenlied (Uhland 17) nachgedichtet, welches beginnt:

Da liegt ein Stadt in Oesterreich,
Die ist so wohl gezieret,
All mit so manchem Blümlein blau,
Mit Marmelstein gemauert

oder nach einer andern Recension

Da steht ein Kloster in Oesterreich,
Es ist so wohl gezieret,
Mit Silber und mit rothem Gold,
Mit grauem Stein durchmauret.

Uhland vermuthet, daß dieser Eingang des Märchens von der Nachtigall mit seinem Schloß aus Silber, Gold und Marmelstein Bezug auf ein entlegenes Ostland habe; hier in unserm Volkslied denkt man an das Land Oestreich, worin man auch Rosenberg (Str. 3) sich gelegen denkt. Der Ausgang des zweiten Nachtigallenliedes lautet:

Der uns dies Liedchen zum ersten Mal sang.
Er hat gar wohl gesungen,
Mit Pfeifen und mit Trommelklang,
Er spottet des Neiders Zungen.

Sonst giebt das erste Strophenpaar die Situation: den im Thurm gefangenen Jüngling. Das zweite Strophenpaar erzählt die Unterredung zwischen Vater und Sohn, wobei zu ergänzen, wie der Vater den Sohn erst hat suchen müssen. Folgen 3 Strophen, welche die Bemühungen des Vaters enthalten um die Freilassung seines Sohnes und den Abschlag seiner Bitte von Seite des grausamen Schloßherrn. Darin ist der Grund von der ungerechten Gefangennahme des Jünglings angedeutet: er hat von einer zarten Jungfrau eine goldene Kette erhalten, welches den Neid oder den Zorn des Herrn gereizt hat. Die Str. 8—11 erzählen, wie der Knabe hinaus auf die Richtstätte geführt wird und vergebens den Scharfrichter um Fristung bittet. Folgt in den Str. 12—14 die ergreifende Scene, wie der Vater, dessen Herz zerbrechen will, dem Sohn Rache zusagt; dieser jedoch die Rache ablehnt, sie würde die Unschuld seiner Seele beflecken, um ihn sei es ja nicht schade; nur die Mutter daheim daure ihn. Den Schluß der Ballade bildet die Erzählung von der über die Stadt — anfangs war es ein Schloß — hereingebrochenen Rache.

---

3. Das Ende Franzens von Sickingen.

(1523).

1. Drei Fürsten haben sich eins[1] bedacht,
Haben viel der Landsknecht zusammen bracht,
Für Landstall sind sie zogen
Mit Büchsen und mit Kriegesmat:[2]
Den Franzen soll man loben, ja loben.

2. Zu Landstall er sich finden ließ,
Das bracht den Fürsten kein Verdrieß,
Sie huben an zu schießen.
Der Pfalzgraf ihn hofiren hieß:[3]
Darab hätt Franz verdrießen, ja verdrießen.

3. An einem Freitag es geschach,
Daß man den Löwen[4] treffen sach
Die Maur zu Landstall erste.[5]

---

[1] einst. — [2] Kriegskleidung, Kriegsrüstung. — [3] er ließ ihm aufspielen mit Musikanten, spottweise gesagt. — [4] Ein Geschütz, das der Löwe hieß. — [5] am ersten Tage der Beschießung von Landstall (30. April) stürzte der Hauptthurm ein. —

Der Franz mit Trauren dazu sprach:
„Erbarm dich, Gott der Herre, ja Herre.“

4. Die Fürsten waren wohlgemuth,
Sie schossen in das Schloß so gut,
Den Franzen thätens treffen.
Vergossen ward sein edles Blut,
Ich will sein nicht vergessen, ja vergessen.

5. Und als der Franz geschossen ward,
Behend das Schloß er übergab,
Den Fürsten thät er schreiben:
Für seine Landsknecht er sie bat,
Er mocht nicht länger bleiben, ja bleiben.

6. Die Fürsten kamen in das Schloß
Mit Knechten zu Fuß und auch zu Roß,
Den Franzen thätens finden;
Er redt mit ihnen ohn Verdruß,
Die Wahrheit will ich singen, ja singen.

7. Als nun die Red ein Ende nahm,
Da starb von Stund der edle Mann,
Das muß doch Gott erbarmen!
Kein bessrer Krieger ins Land nie kam,
Er hattte gar viel erfahren, ja erfahren.

8. Er hat die Landsknecht all geliebt,
Hat ihnen gemachet gut Geschirr, [6]
Darum ist er zu loben;
Sein Samen ist noch bei uns hie
Es bleibt nicht ungerochen, ungerochen.

9. Die Fürsten zogen weiter dann
Gen Drachenfels, also genannt,
Das haben sie verbrennet.
Gott tröst den Franzen lobesam,
Sein Land wird gar zertrennet, zertrennet.

10. Also will ichs beleiben lan,
Es möcht noch kosten manchen Mann,
Ich will nicht weiter singen,
Gefällt vielleicht nicht jedermann,
Wir müssen bald von hinnen, von hinnen.

11. Der uns das Liedlein neu gesang,
Ein Landsknecht ist er ja genannt,
Er hat es wohl gesungen,
Die Sach ist ihm gar wohl bekannt,
Von Landstall ist er kommen, ja kommen.

[6] hat sie gut bewirthet.

3. Das Ende Franzens von Sickingen.

Zur historischen Eräuterung dieses durch seine Einfachheit und treuherzige Liebe zu Sickingen rührenden Liedes theilen wir aus einer gleichzeitigen Geschichtsquelle (Keßlers Sabbata, I. 185) einen Abschnitt mit, der den Tod des Helden so erzählt:

„Ich hab noch nit gewiß erfaren, uß was ursachen Franciscus von Sickingen, der Gottes und evangelischer warhait wol underricht, aber wie Huldrich ab Hutten, des guter günner er gewesen, christenliche und tütscher nation frihait von Römischer thyranni mer mit dem schwert dan mit gedult zu verfechten genaigt — ie daß er, ee er pfalzgrafen Ludwigen am Rin ain sendbrief zugeschickt, sol underſtanden haben, siner churfürstlichen gnad das schloß Lützelstain bi nächtlicher wil abzestigen; und, als im dasselbig fürkommen und sines fürnemens verhinderet ward, bald darnach die statt Kaisersluthern sampt och andern umbligenden dörfer und flecken der Palatz (Pfalz) zugehörende beschediget. Demnach die dri kriegsfürsten, namlich Rinhart ertzbischof zu Trier, Herzog Ludwig palatzgraf bim Rin, Philipp markgraf in Hessen, ain ietlicher mit siner macht zu roß und fuß sich erhept, in das feld zu ziechen und uf den 18 tag aprils (1523) zusamen komen und geratschlagt (wie geschechen ist), für das schloß Nanstal, da Franciscus von Sickingen inn war, mit gschutz, chartunen u. notschlangen zu ziehen, daß der gedacht Franciscus nit möcht hinuß kommen. Habend das schloß Nanstall mit solichem grusamen gschutz gnöttiget, daß in disen landen derglichen nit vil geschechen ist. In welchem Franciscus todtlich ist verwandt worden, und dahin kommen, daß er ainen brief, mit siner hand underschriben, verschuf uß dem schloß mit ainem knecht, der hatt uf sinem rucken ainen dromen (Balken) u. in siner hand ain wiß stebli; den gemelten fürsten zugschickt, in welchem er sich erklagt under anderm sich beschweren, daß Nanstall nit ufgefordert noch anzaigt worden, was ir churfürstlich gnad begerten; sunst solte der kosten vermitten sin. Begert daruf, daß irer churfürstlich gnaden rät für das schloß kommen, gutenklichen zu underreden. Wie geschechen. Ward zum letsten beschlossen, daß Franciscus solte der drien fürsten gefangner sin, darzu solte Nanstal mit sampt allem, das darumb were, mit aller nutzung und zughörden, den drien fürsten übergeben und zugstelt werden. Als darnach die dri kriegsfürsten mit sampt iren grafen und ritterschaft in das schloß giengend, begert der landgraf von Hessen zum ersten Franciscen zu sechen. Do fundend si in in ainem felsen und finsterem loch, da man nichts dan bi anzundten liechter sechen mocht, an sinem todbett liegen. Und nachdem si vil mit im geredt und erfraget, starb er mit guter vernunft.“

Zu derselben Zeit gieng folgendes kecke Sprüchlein im Lande um:

Franz haiß ich,
Franz bin ich,
Franz pleib ich;

pfalzgraf, vertreib mich!
landgraf von Hessen, meid mich!
bischof von Trier, du muß mir halten!
bischof von Menz, must auch herbei!
nun lugend, welcher biß jar kaiser sei!

---

4. Die Schlacht vor Pavia.

1. Herr Jörg von Fronsperg,
Herr Jörg von Fronsperg,
Der hat die Schlacht vor Pavia gewonnen;
Gewonnen hat er die Schlacht vor Pavia in ein Thiergart,
In neunthalb Stunden gewonnen Land und Leut.

2. Der König aus Frankreich,
Der König aus Frankreich,
Der hat die Schlacht vor Pavia verloren,
Verloren hat er die Schlacht vor Pavia in ein Thiergart,
In neunthalb Stunden verlor er Land und Leut.

3. Nun grüß dich Gott, du Königstöchterlein im ganzen Frankenreich! [1]
Eurem Vater hab ich abgewonnen in neunthalb Stunden Land und Leut.
Ich habs gewagt, frisch unverzagt,
Ich habs gewagt, frisch unverzagt,
Eurem Vater hab ich abgewonnen in neunthalb Stunden Land und Leut.

4. Im Blut mußten wir gan,
Im Blut mußten wir gan
Bis über, bis über die Schuh,
Barmherziger Gott, erkenn die Noth!
Barmherziger Gott, erkenn die Noth!
Wir müssen sonst verderben also.

5. Lermen, lermen, lermen.
Lermen, lermen, lermen [2]
Thät uns die Trummel und die Pfeifen sprechen:
Her, her, her, [3] ihr frommen deutschen Landsknecht gut!
Laßt uns in die Schlachtordnung stan,
Laßt uns in die Schlachtordnung stan,
Bis daß die Hauptleut sprechen: jetzt wollen wir's greifen an!

---

[3] Die Erwähnung des Königtöchterleins aus Frankreich hat nach Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes, Seite 46, keinen historischen Hintergrund; es ist vielmehr eine Reminiscenz an eine in jener Zeit vielfach umlaufende, auf ältern Geschichten beruhende Erzählung. — [2] lermen, älter lerman, ist der Ruf der deutschen Landsknechte, den sie in den italienischen Kriegen gelernt haben, aus ital. all arme, zun Waffen! Daher ist unser Lärm und das fremdere Allarm entstanden. Den Lerman schlagen heißt das Zeichen zum Aufbruch geben, allarmieren. — [3] her! ist der Anruf der Landsknechte zum Appell.

6. Reiter zum Pferd,
Sattel und Zaum!
Der Feind ist vorhanden;
Es geht wohl gegen die Sommerzeit,
Daß mancher Knecht zu Felde leit;
Ich will euch tapfer lohnen
Mit lauter Doppelkronen;
Gute Postparten [4] will ich euch geben,
Weil ihr mir habt beschützt mein Land und Leut,
Dazu mein junges Leben. [5]

4. Die Schlacht vor Pavia.
1525.

Man hat von der Schlacht vor Pavia außer diesem Liede noch drei deutsche Lieder und einen Spruch (Lilienkron III, 370—373). Unser Lied ist kein historisches im engern Sinne, sondern ein sog. Quodlibet, aus den Melodien und Worten verschiedener Lieder zusammengesetzt. Es existirt von dem Wiener Schulmeister und Dichter Wolfgang Schmeltzel auch ein italienisches Quodlibet auf dieselbe Schlacht, mit deutschen und spanischen Stellen untermischt. Das Vorbild von Zeile 4 und 5 findet sich unten im Martinslied, Zeile 1 und 2. Vilmar nennt das Lied ein nach dem Trommelschlage gesungenes. Es ist überaus kräftig und der Ausdruck einer hellaufbrausenden Siegesfreude der Landsknechte, die um so größer sein durfte, als es ihnen endlich gelungen war, die seit Jahrzehnten für fast unüberwindlich gehaltenen Schweizertruppen im Dienste Frankreichs zu besiegen. Zur Veranschaulichung der historischen Sachlage theilen wir den betreffenden Abschnitt aus Sebastian Franks Chronika mit:

Belägerung, sturm und Schlacht vor Pavia.

Im jar 1525, am tag Matthie des Apostels, ist Herr Georg von Fronsperg und Marx Sittich von Embs mitt des keysers fueßvolk den Frantzosen vor Pavia schier hundert tausend stark überzogen im Thiergarten. Also ist der Frantzoß gegen inen gerucket und im nachdruck sein geschütz in des keysers volck gon lassen, aber nicht darnach schaden gethon. Darauff ist des keysers hauff den nechsten stracks des Frantzosen landßknechten under augen zogen, troffen und angriffen. In dem haben sy die Landßknecht des Frantzosen auß vergunst des glücks geschlagen. Wiewol sy sich dapffer wöreten, yedoch muesten sy das gloch bezalen. Nachmals mit beiden hauffen fürgedruckt, inen yr gschütz abdrungen. Also haben die Spanischen tausent fünffhundert, die wir näben unserm schwachen (gegen des Frantzosen gerechnet) reysigen zeug angehenckt hetten, zur steur in des Frantzosen kurisser so fast gesetzet und geschossen, das die selben kürisser den Schweitzern zum teyl ir

[4] Paßbart, Pastbart, Postbart, alles Formen von Passebort, Reisepaß, ital. passeporto. Vilmar erklärt: Abschiedszeugnisse. — [5] Die letzten Zeilen spricht der Anführer der Landsknechte selbst, Karl V.

ordnung zertrennten und unser reysigen also mit in darein stachen, und dem künig sein roß geschossen (doch kein läme nitt), daß des Keysers reysigen, sunderlich Graff Niclaus von Salm mit seinem zeug dem Hoffgesind des Frantzosen nachgefolgt und so eerlich und wol gehalten auff des Keysers seitten, daß er, Niclaus, sich so hart umb den Künig annam, das er im sein pferdt erstach under im, wie manlich und ritterlich sich der künig wört, und also den künig gefangen nam. Dieweil zerströwet, erwürgt der hauff zue fueß die Schweitzer, die, alsbald die landßknecht geschlagen waren, keinen stand mer thetten. In dem fiel des Keysers volck in der besetzung auß der statt Pavia, andere geordnet, die in irem außfall die statt erhielten und bewarten, und als syPerfort geschlagen, groß guet gewunnen, alle läger geplündert, sind also mitsampt denen, die ertrunken, ob den 10 tausent mannen uff der walstat bliben, darunder der Keyser nit über 400 mann verlor, aber auffs Frantzosen seitten vil Fürsten, Herren, Ritter, Graffen und knecht umbkummen, nemlich . . . . . . und noch vil Herren und Graffen. Der Schweitzer hauptleut send 28 gwesen; darvon zwen kamen, die andern all erstochen mitsampt den Fendrichen. . . . Da ward gfangen der künig in Frankreich selbs in eygner person, künig von Navara, auch des künigs von Schotten brueder . . . und sunst vil mächtig Frantzösische Herren, des nammen nit all wissend ist noch sie zue erzälen von nöten. Also legt Got alle stoltz und hilfft dem schwachern, biß er auch stoltz wirt, alsdann gat er auch zu trümmern und findet alsbald auch sein Herrn.

5. Landsknechtlied.

Niederdeutsch.

1. Ick gink vor einer Werdinnen Hus,
Men fraget mi: wol ich were?
„Ick bin ein armer schwarter Knab [1],
Ick et und drinke gerne.“

2. Men let mi in de Dörnze [2] henin,
Dar bot men mi to drinken,
Min Oeglin let ick herümme gaen,
Den Beker let ick sinken.

3. Men set mi baven [3] an den Disch,
Alse effte ick ein Köpman were,
Unde do it ain ein talent gink,
Min Seckel was mi lere.

[1] schwarzer Knab, gleichbedeutend mit schwarzer Knecht, ist ein Landsknecht der berüchtigten bande noir. Den Ausdruck Schwartenhals im hochdeutschen Texte hat man bis jetzt nicht erklärt; es leuchtet ein, daß er die Bedeutung von arme Haut, armer Schlucker haben muß. — [2] Winterstube. — [3] unten.

4. Und do men scholde schlapen gaen,
Men wiset mi in de Schüne,
Dar stunt ick armer schwarter Knab,
Min Lachent wart mi sure.

5. Unde do ick in de Schüne quam,
Da hoef ick an to nesteln[4],
Do steken mi de Hagedorn,
Darto de scharpen Disteln.

6. Do ick des Morgens frö upstunt,
De Ripe lach up den Daken,
Do most ick armer schwarter Knab
Mins Ungelücks fülven lachen.

7. Ick nam min Schwert all in de Hant,
Ick bant it wol an de Siden,
Do ick nen Gelt in Büttel hadd,
To Vote most ick riden.

8. Ick makede mi up und töch darvan,
Ick makede mi up de Straten,
Do bejegende mi ein Köpman gut,
Sin Tasche most he mi laten.

5. Landsknechtlied.

„Ein niemandt nütz volck" nennt Sebastian Frank die Landsknechte, das ungefordert, ungesucht umblauft, krieg und unglück suecht und nachlauft; deren handtwerck ist hawen, stechen, rauben, brennen, mörden, spilen, sauffen, huren, gotslästern, freywillig wittwen und weisen machen; ja, das sich nichts dann ander leut unglück fröwet, mit jedermans schaden nöret und ausserthalb und innerthalb des kriegs auff den bauren liget; garten, schinden und schätzen nicht allein jederman, sunder auch inen selbs nichts nutz ist; kan ich mit keinem schein entschuldigen, das sye niht aller welt plag und pestilentz seyen. Es ist durch die banck hindurch in allweg ein böß, unnütz volck, nit weniger dann münch und pfaffen. Ist es im krieg, so ist under tausenten kaum einer an seinem soldt benügig, sunder, wie gesagt, stechen, hawen rc. ist ir gemein handtwerk und höchste kurzweil. Wer hierin kün und keck ist, der ist der best und ein freier Landsknecht; der muß fornen dran und ist würdig, daß er ein Doppelsoldner sei. Also ist der böseſt under inen der best. Wer nit zugreifen und martern kann, der taugt nit. Kummen sie dann nach dem Krieg mit dem blutgelt und schweiß der armen heim, so machen sye ander leut mit inen werckloß, spacieren müßig in der stat creutzweiß umb, mit jedermans ergerniß, und seind niemand nichts nutz

[4] das Nest, das Lager bereiten.

dan den Würten (seind sye anders auch disen nutz), und stellen sich, als sei ihnen geboten, sy sollen eilends wider verderben. Die andern, denen die beut nit geraten ist, lauffen daussen auff der Gart umb, das zu Teutsch bettlen heißt, des sich ein frummer Heyd, will geschweigen ein Christ in sein hertz hinein schämet ꝛc." Sebastian Francks Chronika (1536), Blatt 252.

Der frumme Orden der Landsknechte besaß seine eigenen Lieder; das Pavialied war schon ein solches. Das vorliegende, frische, vielgesungene Lumpenliedchen eines abgedankten, als Wegelagerer herumziehenden Landsknechtes ist in seiner hochdeutschen Mundart verbreiteter; wir setzen es zum bessern Verständniß des als Probe der niederdeutschen Mundart aufgenommenen Liedes hier bei (nach Uhland 196):

1. Ich kam für einer Fraw Wirtin Haus,
Man fragt mich: wer ich wäre?
„Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eß und trink so gerne."

2. Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Mein Augen ließ ich umbher gan,
Den Becher ließ ich sinken.

3. Man setzt mich oben an den Tisch,
Als ich ein Kaufherr wäre,
Und do es an ein zalen gieng,
Mein Seckel stund mir läre.

4. Do ich zu Nachts wollt schlafen gan,
Man wies mich in die Scheure,
Do wart mir armen Schwartenhals
Mein Lachen vil zu teure.

5. Und do ich in die Scheure kam,
Do hub ich an zu nisten,
Do stachen mich die Hagedorn,
Darzu die rauhen Distel.

6. Do ich zu Morgens frü auf stund,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da must ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks selber lachen.

7. Ich nam mein Schwert wol in die Hand,
Und gürt es an die Seiten,
Ich Armer muß zu Füßen gan,
Das macht, ich het nicht zreiten.

8. Ich hub mich auf und gieng darvon
Und macht mich auf die Straßen;
Mir kam eins reichen Kaufmanns Son,
Sein Tesch muß er mir lassen.

———

6. Prinz Eugen.

1. Prinz Eugen, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad!
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunt hinüber rucken
Mit der Armee wohl vor die Stadt.

2. Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunt mit Stuck und Wagen
Frei passiern den Donaufluß,
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß.

3. Am einundzwanzigsten August so eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken foutragieren [1],
So viel als man kunt verspüren,
An die dreimalhunderttausend Mann.

4. Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zusammen kommen
Seine Generals und Feldmarschalls.
Er thät sie recht instrugieren,
Wie man sollt' die Truppen führen,
Und den Feind recht greifen an.

5. Bei der Parole thät er befehlen,
Daß man sollt die Zwölfe [2] zählen
Bei der Uhr um Mitternacht;
Da sollt All's zu Pferd aufsitzen,
Mit dem Feind zu scharmelützen [3],
Was zum Streit nur hätte Kraft.

6. Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerte,
Ganz still rückt man aus der Schanz;
Die Musketier, wie auch die Reiter,
Thäten alle wacker streiten,
Es wahr fürwahr ein schöner Tanz.

7. Ihr Konstabler auf der Schanzen
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Karthaunen groß und klein;

---

[1] volksthümliche Wortbildung auf fouragieren, mit Anlehnung an futtern. — [2] die Schläge der Mitternachtsstunde. — [3] statt scharmützeln.

Mit den großen, mit den kleinen,
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen Alle davon.

8. Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarschall.
Prinz Ludewig [4] ritt auf und nieder:
Halt't euch brav, ihr deutsche Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an!

9. Prinz Ludewig, der mußt aufgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei;
Prind Eugen ward sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

6. Prinz Eugen.

1717.

Das Lied soll der Sage nach von einem brandenburgischen Soldaten gedichtet sein, der unter dem Fürsten von Dessau im Heere Eugens diente; die Melodie aus dem Jahre 1719 stammen. Seit dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts geht die Reihe der Türkenlieder ununterbrochen fort bis in's 18. Jahrhundert. Das vorliegende Lied vom Prinzen Eugen gehört freilich nicht mehr der alten Volksliederdichtung an; diese hört mit dem Schlusse des 16. Jahrhunderts allmälig auf. Bis dahin war das Volkslied der naturgemäße, allgemeine Ausdruck für die politische That, der bleibende Spiegel der Wirklichkeit, der überall da, wo etwas Großes geschah, mit innerer Nothwendigkeit zu Tage trat. Gehört zwar mehr als ein Lied vorerst einem einzelnen, abgeschlossenen Stande, z. B. dem der Landsknechte, so tritt es doch durch Vermittlung dieses Standes unter die Gesammtheit und wird von ihr als Bildungseigenthum fest gehalten. Durch den Einfluß der französischen Bildung, durch die entsetzliche Zuchtlosigkeit, die in Folge des 30jährigen Krieges über Deutschland hereinbrach, durch die gänzliche Isolierung der niedern Volksdichtung von der, den höhern Ständen angehörenden, Renaissancedichtung wurde der Lebenstrieb des Volksliedes erstickt, und nur noch an einzelnen Stellen, wo ein besonders günstiges Geschick waltet, bricht etwa wieder der alte Ton sich Bahn. Das ist im Liede von Prinzen Eugen einmal geschehen, und der Nachläufer darf sich schon bei den ältern Dichtungen sehen lassen.

Immerhin zeigt das Lied die deutlichen Spuren seiner Zeit. Von einer persönlichen Theilnahme des Dichters spürt man nichts, es ist

[4] bis jetzt hat man vergebens nach einem Prinz Ludwig geforscht, der in Eugens Heer gedient und vor Belgrad gefallen wäre.

kein ächtes Soldatenlied; es ist vielmehr eine Art äußere Berichterstattung über den Gang der Belgrader Schlacht (16. August 1717), wie ihn auch einer hätte bringen können, der bloß vom Hörensagen davon wußte. Die Kriegsführung war längst nicht mehr derart, daß jeder Einzelne sich als einen nothwendigen Theil des Ganzen ansehen konnte; daher ist es bloß der Prinz Eugen, der hier auftritt, und von dem alles ausgeht. Werden wir auch den Dichter unter den Musketiers, den Reitern oder den Konstablern vermuthen dürfen: er selber hat kein Bedürfniß gehabt, herauszutreten. So ist der schöne Schluß ganz persönlich auf den Prinzen Eugen bezogen. Das alte Lied hätte mit Jubel auf die Niederlage der Türken geendigt; hier wird dem Siege bloß das Sätzchen gewidmet: daß sie laufen alle davon.

Noch etwas anderes, was sich hier findet, ist dem alten Liede nicht eigen, das Bewußtsein der Deutschheit: Halt't euch brav, ihr deutsche Brüder! Das alte Volkslied des 14. und 15. Jahrhunderts ist durch und durch ein Lied der Thatsächlichkeit; dreinhauen, siegen ist seine Parole; Treue, Gottvertrauen, Haß, Spott, Hohn auf den Feind sind seine Triebfedern. Das Gefühl des allgemeinen deutschen Vaterlandes steht ihnen fern. In der Sammlung Liliencrons erscheint der Name Deutschlands im ersten Theil (1243—1469) einmal; im zweiten Theil (1471—1507) keinmal; im dritten Theil (1506—1529) dreimal, und erst im vierten Theil, der Lieder von 1530 bis 1554 enthält, tritt der Name Deutschland öfters auf, nachdem in Folge der Reformationskämpfe das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit der einzelnen Theile durchzubrechen begonnen hatte. Seit jener Zeit ist es wach geblieben, ist auch als treibendes Motiv in die Kunstdichtung des 17. Jahrhunderts gekommen und zu Friedrichs des Großen Zeit zu einer eigentlich öffentlichen Macht geworden. In dem Verzeichniß der volksthümlichen Lieder, welches Hoffmann von Fallersleben zusammengestellt hat, steht unser Lied mit dem Güntherschen: „Brüder, laßt uns lustig sein!“ an der Spitze des deutschen Liederhortes.

---

7. Der Wassermann.

1. Es hatt' ein König ein Töchterlein,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Wie hieß es denn mit Namen sein?
Die schöne Agnese.

2. Er ließ ihr eine Brücke baun,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Darauf sollt sie spazieren gahn,
Die schöne Agnese.

3. Und da sie auf die Brücke kam,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Der Wassermann zog sie hinab,
Die schöne Agnese.

4. Da unten war sie sieben Jahr;
Zwischen Berg und tiefem Thal
Wohl über die See —
Und sieben Kinder sie ihm gebar,
Die schöne Agnese.

5. Und da sie bei der Wiege stand,
Zwischen Berg und tiefem Thal
Wohl über die See —
Da hört sie einen Glockenklang,
Die schöne Agnese.

6. „Ach Wassermann, lieber Wassermann!
Zwischen Berg und tiefem Thal
Wohl über die See —
Laß mich einmal zur Kirchen gahn,
Mich arme Agnese.“

7. „Wenn ich dich laß zur Kirche gahn,
Zwischen Berg und tiefem Thal
Wohl über die See —
Du möchtest mir nicht wiederkehren,
Du schöne Agnese.“

8. „Warum sollt ich nicht wiederkehren?
Zwischen Berg und tiefem Thal
Wohl über die See —
Wer sollte meine sieben Kinder ernähren,
Mir armen Agnese?“

9. Und da sie auf den Kirchhof kam,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Da neigt sich Laub und grünes Gras
Vor der schönen Agnese.

7. Der Wassermann.

Das Lied vom Wassermann hat mythische Grundlage, deren Deutung vorläufig nur vermuthet werden kann. Schälen wir den rein erzählenden Inhalt aus den musikalischen Zuthaten (zwischen Berg und tiefem Thal wohl über die See), die an schwedisch-dänische Volkslieder erinnern und ursprünglich zu dem erzählenden Kern eine innere Beziehung gehabt haben werden, so erhalten wir Folgendes: Ein König — so beginnen ja hunderte alter Märchen und Sagen —

ein König hatte ein Töchterlein, Agnese. Zum Zwecke des Spazierengehens läßt er ihr eine Brücke bauen. Hier sieht sie der Wassermann und zieht sie zu sich hinab. Als sein Weib bleibt sie sieben Jahre bei ihm und gebiert ihm sieben Kinder. Einmal an der Wiege stehend hört sie von oben her den Klang der Kirchenglocken. Sie bittet den Gemahl um die Erlaubniß, einmal herauf zur Kirche zu dürfen. Auf seinen Zweifel, daß sie vielleicht nicht wiederkehren dürfte, tröstet sie ihn mit der Liebe zu ihren Kindern. Er entläßt sie, sie kommt auf den Kirchhof, und Laub und Gras neigt sich vor ihr.

Der Wassermann oder Nix hängt mit Wodan, dem Wolken- und Meergeist, zusammen. Die Nixe leben in der See; die rufende Stimme des Nix ist oft so verlockend, daß der Mensch unwiderstehlich nach dem Wasser hingezogen wird. Sein bloßer Blick ist gefährlich und zieht Kinder in's Wasser. Er hat Liebschaften mit menschlichen Weibern und zieht sie in's Wasser; hier in der Tiefe wohnen sie in einem Kristallpalast und zeugen mit dem Nix Kinder, ziehen auch wohl ihre Brüder beim Baden mit in die Tiefe und bringen sie wieder schlafend an's Ufer. In unserm Liede scheinen die sieben Jahre und die sieben Kinder auf den siebenmonatlichen Winter zu deuten, der in den Wodansmythen oft erscheint; die sieben Monate nehmen ein Ende, wenn der Frühling (Laub und grünes Gras) die Erde wieder verjüngt. So wäre die schöne Agnese ein Bild der lebenden Natur, die vom Winter geraubt wird, nach sieben Monaten aber wieder zurückkehrt. Auch der Kehrreim: Zwischen Berg und tiefem Thal wohl über die See, fände als Aufenthaltsort des Wolkenelementes seine richtige Stellung.

Mythisch würde das Lied in der mitgetheilten Form seinen richtigen Abschluß finden; in der Vermenschlichung der mythischen Thatsache fehlt aber der Schluß, und so finden wir in der That eine Reihe anderer Recensionen dieses Liedes, neben deutschen auch eine schwedische, wo die Erzählung weiter geht:

10. Und als sie in die Kirche kam,
Da neigt sich Graf und Edelmann.

11. Der Vater macht die Bank ihr auf,
Die Mutter legt das Kissen drauf.

12. Sie nahmen sie mit wol an den Tisch,
Sie trugen ihr auf gebackne Fisch.

13. Und als sie den ersten Bissen aß,
Fiel ihr ein Apfel auf den Schoß.

14. „Ach Mutter, Herzensmutter mein,
Werft mir den Apfel ins Feuer hinein!“

15. Und als sie den Apfel ins Feuer warf,
Da stund der wilde Wassermann.

16. „Agnese, willst du nicht wiederkehrn,
Wer soll denn unsre Kinder ernährn?“

17. „Die Kinder wollen wir theilen gleich,
Nehm ich mir drei und du mir drei.“

18. „Das siebente wollen wir theilen gleich,
Nehm ich ein Bein und du ein Bein."

19. „Und eh ich mir laß mein Kind zertheil'n,
Viel lieber will im Wasser bleib'n.

So ist hier das Lied zur Verherrlichung der Mutterliebe geworden; die schöne Agnese (die schöne Hannele heißt sie in Schlesien) eilt von Vater und Mutter und giebt die ganze Welt auf, um nur bei ihren Kindern im Wasser zu bleiben.

---

8. Von zwei Königskindern.

1. Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Die konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

2. Was steckte sie auf: drei Kerzen,
Drei Kerzen, zwölf auf's Pfund,
Um dabei zu betrachten
Des Königs Sohn an Jahren jung.

3. Mit einem Mal kam eine Alte,
Ein altes giftiges Weib,
Und blies aus die drei Kerzen,
Da ertrank der junge Held.

4. „Ach, Mutter," sprach sie, „Mutter!
Mein Haupt thut mir so weh;
Könnt ich nicht ein klein halb Stündchen
Lustwandeln längs der See."

5. „Ach, Tochter," sprach sie, „Tochter!
Allein mußt du nicht gehn;
Weck' auf deine jüngste Schwester
Und laß sie mit dir gehn."

6. „Meine allerjüngste Schwester
Ist ein kleines Kind;
Sie pflückt mir alle Rosen,
Die sie unterweges find't.

7. Sie pflücket alle Rosen
Und läßt die Blätter dran,
Dann sagen alle Leute,
Das haben Königs Kinder gethan."

8. Die Mutter gieng nach der Kirche,
Die Tochter gieng ihren Gang;
Sie gieng nun also ferne,
Bis ihres Vaters Fischer sie fand.

9. „O Fischer,“ sagte sie, „Fischer!
Meines Vaters Fischerlein,
Wollt ihr ein wenig fischen,
Sollt wohl belohnet sein.“

10. Er warf sein Netz in's Wasser,
Das Blei, das gieng zu Grund;
Wie schnell ward da gefischet
Des Königs Sohn von Jahren jung.

11. Was zog sie von ihrem Finger?
Einen Ring von Golde roth:
„Nimm hin, meines Vaters Fischer
Den Lohn, den ich dir bot.“

12. Sie nahm ihn in ihre Arme,
Sie küßte ihm seinen Mund:
„Ach, Mund! ach könntest du sprechen!
Ach, Herz! wärst du gesund!“

13. Sie nahm ihn in ihre Arme,
Sprang mit ihm in die See.
„Lebt wohl, mein Vater und Mutter!
Mich seht ihr nimmermehr.

14. Lebt wohl, mein Vater und Mutter!
Meine Freunde allzugleich!
Lebt wohl, mein Bruder, Schwester!
Ich zieh ins Himmelreich!“

8. Von zwei Königskindern.

Die Sage und das Lied von den zwei Königskindern ist in verschiedenen Texten nicht bloß durch ganz Deutschland, Holland, Schweden, Dänemark verbreitet, war auch den provenzalischen, altfranzösischen und mittelhochdeutschen Dichtern bekannt, sondern sie erscheint auch in Griechenland als Hero- und Leandersage und reicht bis nach Indien. Aus dem 16. Jahrhundert kennt man folgende kürzere Recension:

1. Ach Elselein, liebes Elselein mein,
Wie gern wär' ich bei dir!
So sind zwei tiefe Wasser
Wol zwischen dir und mir.

2. Das bringt mir großen Schmerzen,
Herzallerliebster Gsell!
Red ich von ganzem Herzen,
Habs für groß Ungefäll!

3. Hoff, Zeit werd es wohl enden,
Hoff, Glück werd kommen drein,
Sich in all's Guts verwenden,
Herzliebstes Elselein!

Noch kürzer ist das folgende:

1. Es warb einmal ein schöner Jüngling
Ueber ein breiten See,
Um eines Königs Tochter,
Nach Leid geschah ihm Weh.

2. Ach, Elselein, Lieber Buhle,
Wie gern wär' ich bei dir,
So fließen zwei tiefe Wasser
Wohl zwischen mir und dir.

Das Volkslied nimmt die Geschichte der zwei Liebenden, in welcher erzählt wird, wie der Jüngling durchs Wasser den Weg zur Geliebten findet und dabei umkömmt, unzweifelhaft als wirkliche Thatsache; wie denn auch aus der Schweiz berichtet wird, daß solches im Zugersee vorgekommen sei. Die Verbreitung des Liedes jedoch weist darauf hin, daß ein mythischer Gehalt der Sage zu Grunde liegen wird. Rochholz in den Aargauer Sagen, I. 35 nennt die Sage eine Sage vom Lebenslichte, ohne sich zu weiterer Erklärung herbeizulassen. Auffallend ist, daß das vorliegende Volkslied so durchsichtig und vollständig ist und von dem Sprunghaften, Unvollständigen, durch die Phantasie des Hörers erst zu Vervollständigenden vieler anderer Volkslieder gar nichts an sich hat.

---

9. Die Macht der Thränen.

1. Es kam von einer Neustadt her
Eine Wittfrau sehr betrübet;
Ihr war gestorben ihr liebes Kind,
Das sie von Herzen liebet.

2. Sie gieng einmal in's Feld hinaus,
Ihr' Traurigkeit zu lindern,
Da kam das liebe Jesulein
Mit so viel weißen Kindern.

3. Mit Himmelskleidern angethan,
Mit Himmelsglanz verehret,
Mit einer schönen Ehrenkron
War'n diese Kinder gezieret.

4. „Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Vergesset euer Sehnen!
Hier hab' ich ein'n sehr großen Krug,
Muß sammeln eure Thränen.

5. Habt ihr zu weinen aufgehört,
Gemildert eure Schmerzen,
So fänd' ich Ruh in dieser Erd'
Und freute mich von Herzen.“

9. Die Macht der Thränen.

„Die Meinnng, daß man Todte nicht beweinen dürfe, ist schon sehr alt. Nach der Edda fällt jede Thräne dem Todten blutig auf die eiskalte, angstbeklommene Brust." Dieses Thema liegt auch dem Mährchen vom Todtenhemde zu Grunde, bei Grimm No. 109. Ein anderes Mährchen theilt Mannhardt, Götterwelt 290 mit: „Einer jungen Frau war das einzige Kind gestorben, sie weinte über alle Maßen und konnte sich nicht zufrieden stellen. Jede Nacht lief sie hinaus an das Grab und weinte und jammerte. In der Nacht vor dem Dreikönigsfeste sah sie Perchta nicht weit von sich vorüberziehn, da gewahrte sie, den andern Kindern hinterdrein, ein kleines mit einem ganz durchnäßten Todtenhemdchen angethan, das in der Hand einen Krug mit Wasser trug und matt geworden nicht mehr folgen konnte. Aengstlich blieb es vor einem Zaune stehn, den Perchta überschritt und die andern Kinder überkletterten. Die Mutter erkannte im Augenblick ihr Kind, eilte hinzu und hob es über den Zaun. Während sie es so in den Armen hielt, sprach das Kind: „ach wie warm ist Mutterarm, aber Mutter weine nicht so sehr, ich muß ja jede Zähre in meinen Krug sammeln, du weinst mir meinen Krug sonst gar zu schwer und voll. Da sieh, ich hab mir mein ganzes Hemdchen schon beschüttet."

In unserm Liede ist, wie sonst in der Sage und im Mythus oft geschehen, Jesus an der Stelle der Himmelsmutter Perchta getreten. (Vgl. unten das Gedicht von Chamisso: Die Mutter und das Kind.)

---

10. Falsche Liebe.

1. Es leuchten drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb ihren Schein;
„Gott grüß dich, schönes Jungfräulein,
Wo bind ich mein Rösselein hin?"

2. „Nimm du dein Rößlein am Zügel, am Zaum,
Binds an den Feigenbaum,
Setz dich eine kleine Weil nieder,
Mach mir eine kleine Kurzweil."

3. „Ich kann und mag nicht sitzen,
Mag auch nicht lustig sein,
Mein Herz möcht mir zerspringen,
Feins Lieb, von wegen dein."

4. Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Messer, war scharf und spitz,
Er stachs seiner Lieben durchs Herze,
Daß 's rothe Blut gegen ihn spritzt.

5. Und da ers wieder heraußer zog
Von Blut war es so roth.
„Ach reicher Gott vom Himmel,
Wie bitter wird mir der Tod!“

6. Was zog er ihr ab vom Finger?
Ein roth Goldringelein;
Er warf es in's fließende Wasser,
Es gab seinen hellen Schein.

7. „Schwimm hin, schwimm her, Goldringelein,
Bis in die tiefe See!
Mein Feinslieb ist mir gestorben,
Nun hab' ich kein Feinslieb mehr!“

10. Falsche Liebe.

Dieses vielgesungene Lied, das schon Herder in seine Sammlung aufnahm, wird heute als ein Lied von der falschen Liebe, der Untreue gesungen. Der ursprünglich epische Zusammenhang ist nach seinem Wortlaute kaum mehr zu errathen. Es scheint früher Morgen zu sein (drei Sterne); ein Ritter fragt eine Jungfrau, wohin er sein Rösselein binden solle. Sie antwortet: an den Feigenbaum (nach einer schwäbischen Recension bei Birlinger, Schwäbische Volkslieder und in dessen Ausgabe des Wunderhorn ist es ein Lindenbaum), und ladet ihn ein, zu ihr zu sitzen. Der Ritter erklärt, das sei nicht möglich, sein Herz sei ihretwegen, d. h. weil sie ihm Untreue bewiesen, zu betrübt. Er nimmt sein Messer und ermordet seine Geliebte, zieht ihr den Ring vom Finger, wirft ihn ins Wasser und scheidet mit dem Gefühl gebrochener Liebestreue.

Vilmar hat in seinem Handbüchlein Seite 117—123 die Entwicklung dieses Liedes schon nachgewiesen. Die ältere Form steht bei Uhland 76 A und lautet:

Tagelied.

1. „Ich sah den lichten Morgen, darzu sein werthen Schein,
Ich weck sie mit Gesange, die Allerliebste mein.“

2. Ja wer ist denn der Singer, der mir kein Ruh will lon?
Der soll sein singen lassen, das sei um unterseit!“

3. „Das bin ich, zart schöne Fraue, sprecht ein gut Wort zu mir
Aus eurem rosenfarben Munde, ob ihr wollt lonen mir!“

4. „So komm, du Held, herwieder, wann der Tag ein Ende hat!
Ich will dir, Held, schon lonen, ich lon dir, ob ich mag.“

5. Der Held der kam herwieder, er kam eins theils zu fruh:
„Sagt mir, mein schöne Fraue, wo ich mein Pferd hin thu?“

6. „Dein Pferd bind an ein Linden, da steht es, Helde, bei!
Leg dich an meinem Arme, ruh, Held, ein kleine Weil!“

7. „Nein ich, zart schöne Fraue, ich mag nit haben Ruh,
Ich bin so sehr verhauen; rath, schöne Frau, wie ich ihm thu!“

8. „Nun muß es Gott erbarmen, daß ich nit bin der Schilte dein!
So wären dir, Held, deine Wunden, nit so groß und nit so weit.“

9. „Nein ich, zart schöne Fraue, das müß ich immer klagen,
Ich will sie noch viel lieber an meinem Leib selbs tragen.“

10. Was zog sie ab ihrem Haubet? Ein guldin Umbehang,
Sie band dem Held seine Wunden, wie bald er Ruh empfand!

11. Was zog er ab seiner Hände? Von Gold ein Fingerlein:
„Nehmts hin, mein schöne Fraue, tragts durch den Willen mein!“

12. „Was soll mir das rothe Gold, so ichs nit tragen soll
Vor Rittern und vor Knechten? Mein Herz ist traurens voll.“

13. Er nahm dasselbig Fingerlein, warfs in des Meeres Grund:
„Als wenig du wirst gefunden, so wenig wird mein Herz gesund!“

14. Was zog sie aus ihrer Scheide? Ein Messer von Gold so roth;
Sie stach ihrs durch ihr Herze, aus großer Lieb thät sie ihr selbs den Tod.

15. „Nun fleuß, nun fleuß, du Blut so roth, fleuß in des Meeres Grund!
Es leben nimmermehre zween rosenfarbe Mund.

16. Gott thet sich ihr erbarmen in sölcher großen Noth,
Er thet die zwei erquicken, er weckt sie beide von dem Tod.

17. Der uns die Tagweis neu gesang, von Neuem hat gemacht,
Das hat gethan ein Helde, schöne Frau, mit tausend guter Nacht!

Dieses Lied nennt sich selber eine Tagweise, das ist eine Ballade von dem Scheiden zweier Geliebten bei Tagesanbruch, eine Liedergattung, die schon die hövische Lyrik unter dem Namen Tagelied ausgebildet hatte. Ein Ritter singt bei Tagesanbruch vor der Burg seiner Geliebten; sie bescheidet ihn auf den Abend. Bis dahin hat der Ritter einen schweren Kampf bestanden (weshalb, wird nicht erzählt) und kehrt aus ihm schwer ermüdet zur Burg zurück. Die Geliebte heißt ihn sich bequem machen und bei ihr ausruhen; da weist ihr der Ritter seinen schwerverwundeten Leib; sie beklagt ihn und verbindet ihn mit ihrem goldgestickten Ueberwurf. Darauf bietet ihr der Ritter zum Zeichen der Treue den Trauring; sie jedoch weist ihn zurück, weil sie doch nicht vor der Welt des Sterbenden Eheweib werden kann. Er aber wirft das Ringlein in's Meer und stirbt, sie tödtet sich selber, beider Blut fließt dem Meere zu. Die 16. Strophe läßt ganz unvolksmäßig beide wieder lebendig werden.

Daraus nun hat sich das Lied von der falschen Liebe entwickelt, mit gänzlicher Veränderung der Motive. Das ältere Lied ist eine Verherrlichung der Liebe zweier Liebenden, die auch im Tode nicht von einander scheiden. Das spätere Lied bringt, ohne Ursache zu haben, das Motiv der Untreue hinein, für welches im alten Liede gar nichts sprach. Der Grund der Veränderung mag darin gelegen haben, daß man den Tod der beiden Liebenden im alten Liede nicht mehr verstand, eine gewaltsame Ermordung der Jungfrau durch den Ritter zu sehen meinte und als Motiv dazu die Untreue erfand. Ganz verunstaltet wurde endlich das spätere Lied durch die, oben im Texte übergangene Strophe:

So gehts, wenn ein Mädchen zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderselten gut;
Das haben wir beide erfahren,
Was falsche Liebe thut.

In noch mehr veränderter Form wird endlich das Lied heute folgendermaßen gesungen (Hoffmann v. F., Schlesische Volkslieder, Nr. 229):

Falsche Liebe.

1. Es kann mich nichts Schönres erfreuen,
Als wenn der Sommer anfängt;
Da blühen die Rosen und Nelken, ju ja und Nelken,
Soldaten marschieren ins Feld.

2. „Und da ich in fremde Länder kam,
Gedacht ich gleich wieder nach Haus:
Ei, wär ich zu Hause geblieben, ju ja geblieben,
Und hätte gehalten mein Wort!"

3. „Und da ich nun wieder nach Hause kam,
Feinsliebchen stand in der Thür:
„Gott grüß dich, du Hübsche, du Feine! ju ja du Feine!
Von Herzen gefällst du mir."

4. „Was brauch' ich denn dir zu gefallen?
Ich hab' ja längst einen Mann,
Der ist so hübsch und so feine, ju ja so feine,
Der mich auch ernähren kann."

5. Was zog er aus seiner Tasche?
Ein Messer, war scharf und spitz,
Er stach's Feinsliebchen ins Herze, ju ja ins Herze,
Das rothe Blut gegen ihn spritzt.

6. Er zog das Messer gleich wieder heraus,
Von Blute war es so roth;
„Ach, großer Gott im Himmel! ju ja im Himmel!
Wie bitter ist mir der Tod!"

7. „Und wenn zwei Burschen ein Mädel lieb haben,
Das thut gar selten gut.
Wir Beide, wir haben's erfahren, ju ja erfahren,
Was falsche Liebe thut!"

---

11. Das Lied vom Ringe.

1. Es waren einmal drei Reuter gefangen,
Gefangen waren sie;
Sie wurden gefangen und geführet,
Keine Trommel ward dabei gerühret
Im ganzen römischen Reich.

2. Was begegnet ihnen auf der Brücke?
Was begegnet ihnen allda?
Ein Mädchen, jung an Jahren,
Hatte nicht viel Leid erfahren:
„Geh hin und bitte für uns!"

3. Das Mägdlein sah sich um und um,
Groß Trauern kam sie an.
Sie gieng wohl fort mit Weinen
Zu Straßburg über die Steine,
Wohl vor's Commandanten Haus.

4. „Guten Tag, guten Tag, lieber Herr Commandant,
Ich hab' eine Bitt' an euch.
Wollet meiner Bitte gedenken
Und mir die Gefangenen los schenken,
Dazu meinen eigenen Schatz."

5. „Ach nein, ach nein, schönes Mägdelein,
Daß kann, das darf nicht sein.
Die Gefangnen, die müssen sterben,
Gottes Reich sollen sie ererben,
Dazu die Seligkeit."

6. Das Mägdlein sah sich um und um,
Groß Trauern kam sie an.
Sie gieng wohl fort mit Weinen,
Zu Straßburg über die Steine,
Wohl vor's Gefangnen Haus.

7. „Guten Tag, du Herzgefangner mein,
Gefangen bleibt ihr allhier.
Ihr Gefangenen, ihr müsset sterben,
Gottes Reich sollt ihr erwerben,
Dazu die Seligkeit."

8. Was zog sie aus ihrem Schürzelein?
Ein Hemd so weiß wie Schnee.
„Sieh da, du Hübscher und du Feiner,
Du Herzallerliebster und du meiner,
Das soll dein Sterbkleid sein."

9. Was zog er von seinem Finger?
Ein goldnes Ringelein.
„Sieh da, du Hübsche und du Feine,
Du Herzallerliebste und du meine,
Das soll mein Denkmal sein."

10. „Was soll ich mit dem Ringelein?
Was soll ich damit thun?"
„Lege du's in deinen Kasten,
Laß es risten, laß es ruhn, laß es rasten
Bis an den jüngsten Tag."

11. Das Lied vom Ringe.

Auch von diesem Liede kennt man seit dem 16. Jahrhundert eine ganze Reihe Variationen. Eine einfach epische Thatsache liegt ihm

unter. Ein Soldat hat sich vergangen und soll zum Tode geführt werden. Vergebens bittet seine Geliebte für ihn. Das Hauptgewicht ist auf den Abschied der Liebenden gelegt. Die Darstellung ist überaus plastisch, einfach und ergreifend, jede Strophe ein nothwendiges Glied des Ganzen und alles streng auf das Schicksal der Liebenden bezogen. Des Vergehens der Gefangenen ist darum mit keiner Silbe gedacht; der Commandant beansprucht für sich kein anderes Interesse als der Vollstrecker des Schicksals zu sein, ja in seinen Augen ist der Tod der Gefangenen nur eine Erwerbung des Reiches Gottes und der ewigen Seligkeit. Ganz dieselben Worte hat das Mägdlein gegen den Geliebten, nur daß es zuerst den Gruß und die Bestätigung des Todes bringt. Im Tausch des Sterbekleides und Ringes gipfelt die Abschiedsscene.

---

12. Liebesprobe.

1. Es steht eine Linde in jenem Thal,
Ist oben breit und unten schmal;
Darauf da sitzt die Nachtigal,
Und andere Vögelein vor dem Wald.

2. „Sing an, sing an, Frau Nachtigal,
Du kleines Vöglein vor dem Wald!
Sing an, sing an, du schöns mein Lieb!
Wir beide müssen uns scheiden hie.“

3. Er nahm sein Rößlein bei dem Zaum,
Er führt's wohl unter den Lindenbaum;
Sie half ihm in den Sattel so tief:
„Wann kommst du herwieder, du schöns mein Lieb?“

4. „Wann es geht gegen den Sommer,
Will ich herwieder kommen;
Wenn alle Bäumlein tragen Laub,
So schau auf mich, du schöne Jungfrau!“

5. „Wen setzst du mir zu einem Bürgen?“
„Den heiligen Ritter Sanct Jörgen;
So trau ich meinem Bürgen so wohl,
Daß ich bald wieder kommen soll.“ —

6. „Es geht wohl gegen dem Sommer,
Mein feins Lieb will nicht kommen.“
Sie gieng spazieren vor dem Holz,
Begegnet ihr ein Ritterlein stolz.

7. „Gott grüß euch, Jungfrau reine!
Was macht ihr hie alleine?
Ist euch Vater und Mutter so gram;
Oder habt ihr heimlich einen Mann?“

8. „Vater und Mutter ist mir nicht gram,
Heimlich hab' ich wohl einen Mann:[1]
Dort unter der Linden also breit,
Da schwur er mir einen hohen Eid."

9. „Hat er euch einen Eid geschworen,
Wann habt ihr ihn verloren?"
„So ist es heut ein ganzes Jahr,
Daß ich mein Lieb verloren hab."

10. „Was wollt ihr ihm entbieten?
Ich komm erst von ihm geritten;
So ist es doch heut der neunte Tag,
Daß man ihm ein Jungfräulein gab."

11. „Hat man ihm ein Jungfräulein geben,
So will ich beweinen mein junges Leben;
Weil er mir nicht kann werden zu Theil,
So wünsch ich ihm viel Glück und Heil.

12. Und kann er mir nicht werden
Das Liebst auf dieser Erden,
So will ich brechen meinen Muth,
Gleich wie das Turteltäubchen thut.

13. Es setzt sich auf ein dürren Ast
Das irret weder Laub noch Gras,[2]
Und meidet der Brünnlein Kühle,
Und trinket das Wasser trübe."

14. Was zog er ab der Hände sein?
Von rothem Gold ein Fingerlein:
„Seht hin, schöne Jungfrau, das sollt ihr haben,
Eur feins Lieb sollt ihr nicht länger klagen."

15. Sie warf den Ring wohl in ihr Schoß,
Mit heißen Thränen sie ihn begoß.
Sie sprach: „den Ring will ich nicht haben,
Mein feins Lieb will ich länger klagen."

16. Da zog er ab sein Seidenhut,
Erst kennet ihn die Jungfrau gut:
„Bis Gott willkomm, du schön mein Lieb,
Wie lang ließt mich in Trauer hie?"

17. „Da thät ich dich versuchen;
Ob du mir thätest fluchen;
Und hättest du mir ein Fluch gethan,
So wär ich geritten wieder davon.

---

[1] Geliebter. — [2] es rührt keine Speise an.

18. Da du mir nicht thätst fluchen,
Da erfreut sich mein Gemüthe,
Du machst mein Herz ganz freudenvoll,
Du erfreust mich, daß ich dich haben soll."

12. Liebesprobe.

Aus dem 16. Jahrhundert. Das Lied knüpft sich an ein älteres Nachtigallenlied. Die Nachtigall war der ältern Zeit das bedeutsamste Symbol der in der Natur lebenden Empfindung. „Ihre Stimme dringt ja am tiefsten in's Gemüth, je schmächtiger und mißfarbiger, um so seelenhafter erscheint die Sängerin, deren mächtige Töne die zarte Brust zu sprengen drohen; aus der Dämmerung des Morgens oder in der stillen Nacht erschallt ihr Gesang zauberhaft und ahnungsvoll." So Uhland, der in der Abhandluug über die deutschen Volkslieder 89 ff. ausführlich die Bezüge der Nachtigalldichtungen aufgedeckt hat. Die Nachtigall ist der mahnende, der rathende, der aufreizende, der Botschaft bringende, der wahrsagende Vogel, die feenartige Zeugin und Anklägerin verborgener Schuld.

So ist denn auch hier die Nachtigall der verschwiegene Zeuge großartiger Liebestreue. Der Liebende ruft zuerst die Nachtigall auf der Linde an, ihren Gesang anzuheben; sofort aber wendet er sich an seine Geliebte, auch sie möge sprechen. Unter dem Lindenbaume nun steigt er zu Pferde, und verspricht, über's Jahr wieder zu kommen. — Der Sommer ist da, er ist noch nicht zurück. Wie sie nun in ihrem Liebesgrame bei der Linde, wo er Abschied genommen, einsam weilt, begegnet ihr ein Ritter. Er frägt, warum sie so allein sei? ist euch Vater und Mutter gram oder habt ihr heimlich einen Mann? Das Letztere bejaht sie und deutet auf den Baum, unter dem er ihr Treue versprochen. Nun aus des Ritters Munde die falsche Nachricht, er komme soeben von der Hochzeit ihres Geliebten mit einer fremden Jungfrau. Statt jedoch ihm zu fluchen, segnet sie ihren Geliebten; noch weniger ist sie bereit, des fremden Mannes eigene Werbung anzunehmen. Jetzt giebt er sich zu erkennen und erklärt, daß er sie bloß habe auf die Probe setzen wollen.

Eine solche Erprobung der Treue liegt freilich nicht mehr in unserer Anschauung; sie gehört einer derberen Zeit an, ist aber hier wunderschön dargestellt. Die heute landläufige Ueberarbeitung des Liedes lautet nach dem Wunderhorn (Ausgabe von Birlinger und Crecelius, Seite 60).

Liebesprobe.

1. Es sah eine Linde in's tiefe Thal,
War unten breit und oben schmal,
Worunter zwei Verliebte saßen,
Vor Lieb ihr Leid vergaßen.

2. „Feins Liebchen, wir müssen von einander,
Ich muß noch sieben Jahre wandern;"
„Mußt du noch sieben Jahr wandern,
Nehm ich mir keinen andern."

3. Und als nun die sieben Jahr umme waren,
Flocht sie in Seiden ihr Haar;
Sie ging wohl in den Garten,
Ihren Liebsten zu erwarten.

4. Sie gieng wohl unter die Linden,
Ob sie ihren Liebsten möcht finden,
Sie gieng wohl in das grüne Holz,
Da kam ein Reiter geritten stolz.

5. Gott grüß dich, Mägdlein feine,
Was machst du hier alleine?
Ist dir dein Vater oder Mutter gram,
Oder hast du heimlich einen Mann?"

6. Mein Vater und Mutter sind mir nicht gram,
Ich hab auch heimlich keinen Mann.
Gestern war's drei Wochen über sieben Jahr,
Da mein feins Liebchen ausgewandert war."

7. „Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Da dein feins Liebchen Hochzeit hatt.
Was thust du ihm denn wünschen an,
Daß er seine Treu nicht gehalten hat?"

8. „Ich wünsch ihm so viel gute Zeit,
So viel wie Sand am Meere breit,
Ich wünsch ihm so viel Glücke fein,
So viel wie Stern am Himmel sein;

9. Ich wünsch ihm all das Beste,
So viel der Baum hat Aeste,
Ich wünsch ihm auch eine gute Nacht,
Weil er mein nimmer hat gedacht."

10. Was zog er von seinem Finger?
Ein Ring von reinem Gold gar fein.
Er warf den Ring in ihren Schoß,
Sie weinte, daß der Ring gar floß.

11. Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Tuch schneeweiß gewaschen.
„Trockn ab, trockn ab dein Aeugelein,
Du sollst fürwahr mein eigen sein.

14. Ich thät dich nur versuchen,
Ob du würdst schwören oder fluchen;
Hättst du einen Fluch oder Schwur gethan,
Von Stund an wär ich geritten davon."

---

13. Das jüngste Schwesterlein.

1. Es war einmal ein Graf am Rhein,
Der hatte drei schöne Töchterlein.

2. Die Eine freit in's Niederland,
Die Andre freit nicht weit davon.

3. Die Dritte kam vor der Schwester Thür,
Schön leise klopfte sie dafür.

4. „Wer ist denn da, wer klopfet an,
Der mich so leis' aufwecken kann?"

5. Es ist ein armes Mägdelein,
Die wollte gerne Dienstmagd sein.

6. „Ach nein, du bist mir gar zu fein,
Du gehst gern mit den Herrelein."

7. Ach nein, ach nein, das thu' ich nicht,
Mein' Ehre mir viel lieber ist.

8. Sie miethet sie auf ein halbes Jahr,
Sie dient bei ihr wohl sieben Jahr.

9. Und als die sieben Jahr um war'n,
Das Mädel fing an krank zu werd'n.

10. „Und wenn du immer kränker wirst,
Sag du mir deine Freundschaft erst."

11. Mein Vater ist ein Graf am Rhein,
Die Mutter Königs Töchterlein.

12. „Ach nein, ach nein, das kann nicht sein,
Daß du sollst meine Schwester sein."

13. Und wer es mir nicht glauben will,
Der geh zu meiner Lade hin,
Da steht's geschrieben, wer ich bin.

14. Und als sie vor die Lade kam,
Die Thräne von ihrer Wange rann.

15. „Ach, hättest du das nicht eher können sagen,
Sammt und Seide hättst du können tragen."

16. Nein, Sammt und Seide trag ich nicht,
Zum Sterben bin ich hingericht. [1]

13. Das jüngste Schwesterlein.

Noch heute vielfach verbreitet. Der springende, bloß andeutende Charakter des Volksliedes zeigt sich auch hier. Wir erfahren nicht, aus was Ursachen die jüngste Tochter unerkannt in den Dienst ihrer Schwester 'getreten ist. Weder auf den Vater noch auf die ältere Schwester fällt ein Makel, aber ebenso wenig auf die jüngste Schwester. Der Eindruck, der zurückbleibt, ist der: die Jungfrau hat ein schweres Schicksal lange getragen und es ist ihr wohl geworden, daß der Tod sie nunmehr erlöst. Ob ein historisches Ereigniß dahinter steht oder ein Mythus dem Liede zu Grunde liegt, bleibt vorläufig dunkel.

---

[1] bereit.

14. Abschied.

1. Insbruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen,
In fremde Land dahin;
Mein Freud' ist mir genommen,
Die ich nicht weiß bekommen,
Wo ich im Elend[1] bin.

2. Groß Leid muß ich jetzt tragen,
Das ich allein thu klagen
Dem liebsten Bulen[2] mein;
Ach, Lieb, nun laß mich armen
Im Herzen dein erbarmen,
Daß ich muß dannen sein.

3. Mein Trost ob allen Weiben:
Dein thu ich ewig bleiben,
Stät, treu, der Ehren fromm;[3]
Nun muß dich Gott bewahren,
In aller Tugend sparen,
Bis daß ich wiederkomm!

14. Abschied.

Unter den Abschiedsliedern des 16. Jahrhunderts eines der beliebtesten. Es wurde in der Reformationszeit früh geistlich umgedichtet: „O Welt ich muß dich lassen!"; seine Melodie liegt noch heute dem Gerhardschen Liede: „Nun ruhen alle Wälder" zu Grunde. Die Trauer des auswandernden Jünglings, der in die Fremde zieht und von seiner Geliebten scheidet, das herzliche Versprechen, treu zu bleiben und brav, das Gebet zu Gott, daß er auch sie bewahren wolle, hat immer gerührt.

---

[1] noch in der alten Bedeutung von fremdem Lande, ahd. elilenti. aus alilenti, anderes, fremdes Land. — [2] dem Geliebten, im 16. Jahrhundert ein durchaus edler Ausdruck. — [3] die Gesetze der Ehre treu beobachtend.

---

15. Gruß.

1. So viel Stern am Himmel stehen,
So viel Schäflein als da gehen
In dem grünen, grünen Feld;

2. So viel Vögel als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel mal sei du gegrüßt.

3. Soll ich dich denn nimmer sehen?
Ach, das kann ich nicht verstehen,
O du bittrer Scheidensschluß!

4. Wär' ich lieber schon gestorben,
Eh ich mir ein Schatz erworben,
Wär' ich jetzt nicht so betrübt.

5. Mit Geduld will ich es tragen,
Alle Morgen will ich sagen:
O mein Schatz, wann kommst zu mir?

15. Gruß.

Im Wunderhorn II 199 (erste Ausgabe) ist das Lied, wie es scheint durch einen der Herausgeber, folgendermaßen erweitert worden:

Zwischen Nr. 4 und 5:

Weiß nicht, ob auf dieser Erden
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich dich wieder sehen soll.

Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zusammen,
Ach wie groß ist meine Noth!

Nach Nr. 5:

Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Schatz, gedenk an mich!

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Wann ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein.

Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb thut wiegen ein.

---

16. Sonnenschein.

(Niederdeutsch.)

1. Schin uns, de leve Sunne,
Gif uns den hellen Schin!
Schin uns twe lef tosamen,
De gern bi enander sin.

2. So deep in jennem Dale,
Dar licht ein kolder Schnee,
De Schnee kann nicht verschmelten,
Gades Wille mot geschen.

3. Gades Wille is ergangen,
Vorschmolten is uns de Schnee.
Gott gesegen di, Vader unde Moder!
Du süst mi nümmermer.

16. Sonnenschein.

Wir theilen hier die hochdeutsche Erweiterung dieses Liedes mit, nach Gödeke und Tittmann, Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert (Seite 11):

1. Schein uns, du liebe Sonne,
Gieb uns ein hellen Schein,
Schein uns zwei Lieb zusammen,
Ei, die gerne bei einander wollen sein!

2. Dort ferne auf jenem Berge
Leit sich ein kalter Schnee,
Der Schnee kann nicht zerschmelzen,
Denn Gottes Wille, der muß ergehn.

3. Gottes Wille, der ist ergangen,
Zerschmolzen ist uns der Schnee,
Gott gesegne euch, Vater und Mutter,
Ich seh euch nimmermeh'.

4. Dort niden in jenem Holze
Leit sich ein Mühlen stolz.
Sie malet uns alle Morgen
Das Silber, das rothe Gold.

5 Dort niden in jenem Grunde
Schwemmet sich ein Hirschlein fein;
Was führt es in seim Munde?
Von Gold ein Ringelein.

6. Hett ich des Goldes ein Stücke
Zu einem Ringelein,
Meinem Bulen wollt ichs schicken
Zu einem Goldfingerlein.

7. Was schickt sie mir denn wieder?
Von Perlen ein Kränzelein.
Sieh da, du feiner Ritter,
Dabei gedenk du mein!

---

17. Guckguck.

1. Guckguck hat sich zu Tod gefallen
Von einer hohlen Weiden,
Wer soll uns diesen Sommer lang
Die Zeit und Weil vertreiben?

2. Ei, das soll thun Frau Nachtigal,
Die sitzt auf grünem Zweige,
Sie singt und springt, ist allzeit froh,
Wenn andre Waldvöglein schweigen.

17. Guckguck.

Waren unsere Lieder 1—16 dem Menschenleben entnommen, dem historischen Gesammtleben oder dem Einzelleben des Menschen, so folgen nun einige Naturlieder. Für ihr allgemeines Verständniß

theilen wir vorerst mit, was Uhland, Abhandl. über das Volkslied, Seite 13—15, von dem Verhältniß der Natur zum deutschen Gemüthsleben, unnachahmlich schön gesagt hat:

„In den ursprünglichsten Volkszuständen wurzelt eine der deutschen Volkspoesie zum Wahrzeichen gewordene und verbliebene Eigenschaft, der lebendige Sinn, womit überall die umgebende Natur in Theilnahme gezogen ist. Dieser Eigenschaft ist schon hier zu gedenken, eben weil sie dem Ganzen zukommt; nicht nur entstammen ihr die besondern Liederklassen, von denen die vordern Abschnitte handeln werden, sondern auch durch andere Gattungen, welche dem Gegenstande nach ferner liegen, windet sich, voller oder leichter, dieselbe frischgrüne Ranke. Blättert man nur im Verzeichniß der Liederanfänge, so grünt und blüht es allenthalb. Sommer und Winter, Wald und Wiese, Blätter und Blumen, Vögel nnd Waldthiere, Wind und Wasser, Sonne, Mond und Morgenstern, erscheinen bald als wesentliche Bestandtheile der Lieder, bald wenigstens im Hintergrunde, oder als Rahmen und Randverzierung. Anfänglich mag ein Naturbild an der Spitze des Liedes, weniger Schmuck als Bedürfniß, der unentbehrliche Halt gewesen sein, woran der nachfolgende Hauptgedanke sich lehnte; die uralten Lieder der Chinesen berühren sich in dieser Form mit den noch täglich aufschießenden Schnaderhüpfeln des bairischen und österreichischen Gebirges, dort wie hier ist nicht einmal ein bestimmter Zusammenhang des Bildes mit dem Gegenstande ersichtlich. Die schönsten unserer Volkslieder sind freilich diejenigen, worin die Gedanken und Gefühle sich mit den Naturbildern innig verschmelzen; aber auch wo diese mehr in das Außenwerk zurücktreten, selbst wo sie nur noch herkömmlich und sparsam geduldet sind, geben sie doch immer dem Lied eine heitere Färbung; wenn sie völlig absterben, geht es auch mit der deutschen Volksweise zur Neige.

Das angegebene Wahrzeichen ist, wie schon berichtet, so wenig ein zufälliges, daß im Gegentheil auch hiebei die Kunst des Volkes gänzlich in der Art derselben ihren Ursprung hat. Das altgermanische Sonderwohnen am Quell, im Feld und Holz (Germ. c. 16) ergab einen täglichen, trauten Verkehr mit Allem, was im Freien sichtbar und regsam ist; dieses ländliche Einzelleben setzte sich im Burgwesen fort, das nur stolzer uud weitschauender in Wind und Wolken hinausgebaut war. Von den Einflüssen dieses Naturverkehrs, von der angestammten Wald- und Feldlust, war nun das deutsche Leben auch in allen geistigen und sittlich-geselligen Richtungen durchdrungen. Laut der frühesten Kunde vom religiösen Geiste der Germanen, faßten sie ihre Götter nicht in Bilder und Wände, sondern verehrten ein Unsichtbares im Schatten geweihter Haine (Germ. c. 9. 39); so verwob sich ihnen das heiligste Geheimniß des ahnenden Geistes mit dem Eindrucke der tiefgrünen Waldesnacht. Jährlich wiederkehrende Volksfeste behielten auch in christlicher Zeit das Gepräge, den sinnbildlichen Aufschmuck alter Naturfeiern. Das deutsche Recht, wie es zu großem Theil das Eigenthum

und die Nutzungen an Feld und Forst, Jagd und Weide, Fluß und Teich betrifft, so ist es auch in seinen Bezeichnungen, Formeln, Symbolen, voll der lebendigsten Naturanschauung. Von den Künsten ist es nicht bloß die Poesie, die, auf dem Land und umwaldeten Burgen erwachsen, davon ihre grüne Farbe trägt; der alten Musik wird es nicht an Nachhallen des Jägerschreis und Berghirtenrufes fehlen; aber auch diejenigen Künste, die innerhalb der städtischen oder klösterlichen Ringmauern groß geworden sind, verläugnen nicht das tiefgepflanzte Naturgefühl: die deutsche Baukunst auf ihrem Höhepunkte hat das Steinhaus in einen Wald von Schäften, Laubwerk und Blumen wieder umgesetzt; die Malerei hat, während sie dem menschlichen Angesichte den reinsten Seelenausdruck gab, die Hinterwand durchbrochen, die Aussicht auf das Grüne aufgethan und dadurch die alte Verbindung des Geistes mit der Natur wieder hergestellt, ja sie hat weiterhin für die Landschaft ein eigenes Fach ausgebildet, in welchem, wie in jenen Götterhainen, der Geist nur unsichtbar seine Nähe fühlen läßt. Es wird in Folgendem nachgewiesen werden, wie zur Bezeichnung des irdischen Lebensglückes überhaupt deutsche Dichter im Mittelalter nichts Köstlicheres anzugeben wissen, als die Sommerwonne, die unendliche Freude an Blumen und Klee, am belaubten Wald und der duftenden Linde, am Gesange der Waldvögel.

Hat diese Naturliebe, als Grundzug des Lebens und der Poesie, sich bei den Deutschen besonders innig und bis in die geistigsten Beziehungen nachhaltig erwiesen, so ist sie doch keineswegs ein ausschließliches Vorrecht derselben, sie wirkt in aller Volksdichtung und bekundet sich anderwärts noch in der unmittelbaren Kraft des sinnlichen Ausdrucks, sie beruht in dem allgemeinen Bedürfniß, das menschliche Dasein in die Gemeinschaft der ganzen Schöpfung gestellt zu wissen. Die Natur ist dem Menschen, der in ihr lebt, nicht bloß nützlich oder schädlich, als nährende, hilfreiche Macht oder als feindliche, zerstörende Gewalt, sie nimmt nicht bloß seine werkthätige Kraftanstrengung oder wissenschaftlich seinen Scharfsinn und Forschungstrieb in Anspruch, auch mit seiner dichterischen Anlage, seinem Schönheitssinne findet er sich auf ihre Schönheit, die milde und erhabene, hingewiesen. Er sucht in ihr nicht bloß Gleichniß, Sinnbild, Farbenschmuck, sondern, was all diesem erst die poetische Weihe giebt, das tiefere Einverständniß, vermöge dessen sie für jede Regung seines Innern einen Spiegel, eine antwortende Stimme hat. Es ist nicht die Selbsttäuschung eines empfindsamen Zeitalters, daß Lenzeshauch und Maiengrün, Morgen- und Abendroth, Sonnenaufgang, Mondschein und Sternenglanz das Gemüth erfrischen, rühren, beruhigen, daß der Anblick des Meeres, daß Sturm und Gewitter den Geist zum Ernste stimmen. Eben die jugendkräftige Poesie der unverbildeten Völker ist von diesen Einwirkungen durchdrungen. Sage man immerhin, der Mensch verlege nur seine Stimmung in die fühllose Natur, er kann nichts in die Natur übertragen, wenn sie nicht von ihrer Seite auffordernd, selbstthätig an-

regend, entgegenkommt. Die wissenschaftliche Forschung hat überall den Schein zerstört, der alte Glaube an die götterbeseelte Natur ist längst gebrochen, und dennoch bleibt jene Befreundung des Gemüthes mit der Natur eine Wahrheit; das Mitgefühl, das in ihr geahnt wurde, rückt nur weiter hinauf, in den Schöpfer, der über dem Ganzen waltend die Menschenseele mit der schönen Natur zum Einklang verbunden hat und damit sich selbst dem empfänglichen Sinne stündlich nahe bringt."

Was unser Guckguckslied betrifft, so ist der Guckguck neben der Nachtigall der Frühlingbringer, der Frühlingsänger. Den Hirten bringt er einen Laubsproß oder Blumen im Schnabel, zur Hochzeit der Vögel schenkt er eine Nuß, ein Symbol der Fruchtbarkeit. Er gilt seit der ältesten Zeit und allgemein als klug und wahrsagend. Der Tag, an welchem man seinen ersten Ruf auf eigenem Gebiete hört, war in Westphalen früher ein festlicher; wer ihn anmeldete, bekam ein Ei. Sein erster Ruf ist Zauberzeit. Ist er todt, so trauert man um ihn; aber die Nachtigall kann ihn ersetzen. Der Tadel des Guckgucks als Sinnbild des schnöden Undanks (weil er nach der alten Vorstellung seine Pflegeltern, die Grasmücken, auffrißt) scheint jünger zu sein als sein Lob. Auf diese schlimme Eigenschaft bezieht sich eine Weiterbildung des Liedes, in dem ein Reiterknabe muthwillig sein Liebchen verläßt, angeblich weil sie ihm geschrieben, daß sie einen andern mehr liebe; das Mädchen aber kann den Leichtfertigen nicht vergessen. Die beiden ersten Strophen sind die unsrigen, dann heißt es:

3. „Mein Bul hat mir ein Brief geschickt,
Darin da steht geschrieben,
Sie hab einen andern lieber denn mich;
Darauf hab ich verzigen.

4. Hast du ein andern lieber denn mich,
Das acht ich wahrlich kleine,
Da sitz ich auf mein apfelgrau Roß
Und reit wohl über die Haide.

5. Und da ich über die Haide kam,
Mein feins Lieb trauret sehre;
Laß farn, laß farn, was nit bleiben will,
Man findt der schönen Jungfräulein mehre."

---

18. Martinslied.

(Niederdeutsch.)

1. Im Winter is eine kolde Tit,
Dat men nicht vel im Velde lit;
Ick sach einen Wulf ser draven
Vor eines riken Buren Hof,
Eine Gans dröch he bim Kragen.

2. He settede sick nedder in den Schnee,
De bitter Hunger dede im we,
De Gans wolde he vorteren[1];
Do dachte de Gans in erem Not:
t ick mi des Wulfes erweren!

3. De Gans, de bat den Wulf ganz ser
Efft eres Lebendes nicht mer wer,
Dat he se ein Let lete singen,
Dat frölick na erem Dode wer
Van Danzen unde van Springen.

4. De Gans de röst[2] ein Veddern ut
Und makede dem Wulf ein Krenzelein drut,
Der besten Veddern eine,
So se in erem Flügel dröch
Veter denn sunst nene.

5. Und do de Kranz gemaket war,
Dem Wulfe settedes up sin Har,
Des dede sick de Wulf fröuwen;
He sprack: „Wi wollen danzen don
Einen kleinen korten Reien."

6. Se danzeden hen und danzeden her,
Gelik efft it Vastelavent[3] wer,
De Danz was mancherleie;
Ick stunt darbi unde sach wol to,
De Wulf de vörde den Reien.

7. Unde do de Danz am besten war,
Dat Genselin dat ere nicht vorgat,
Stunt up unde flöch von dannen:
„Gesegen di Wulf, du schentlich Dert!
Na mi hebbe nen Vorlangen!"

8. De Wulf stunt unde sach er na:
„De Düvel mi dat ret und sprack,
Dat ich dede nüchtern danzen,
Beschit mi nen Gans nümmermer,
Si Gensinne oder Ganser."

9. De Wulf de schwör bi sinem Eit:
„It schal vel Gensen werden leit,
Ick wil en nicht vordragen,
Den Winter unde den Sommer wil
Ick erst vel Gense dwagen."

10. „Ja, Wulf, du bist ein listich Der,
Bedragen bist du worden van mir
Wol dorch ein Krenzeline;
Sünt Marten ereddede mi van di,
De trüwe Nothelper mine."

---

[1] verzehren. — [2] rauft. — [3] Fastnacht.

18. Martinslied.

Zum leichtern Verständnis steht hier aus Uhland Nr. 205 der oberdeutsche Text:

1. Im Winter ist eine kalte Zeit,
Daß man nicht viel zu Felde leit:
Ich sach ein Wolf sehr traben
Für eines reichen Bauren Hof,
Ein Gans trug er beim Kragen.

2. Er setzt sich nider in den Schnee,
Der bitter Hunger that ihm wee,
Die Gans wollt' er verzehren;
Da dacht die Gans in ihrem Muth:
„Möcht ich mich 's Wolfs erwehren!"

3. Die Gans, die bat den Wolf gar sehr:
Ob ihres Lebens nimmer wär',
Daß er's ein Lied ließ singen,
Das fröhlich nach ihrem Tode säch[1]
Von Tanzen und von Springen.

4. Die Gans, die rauft ein Feder aus
Und macht dem Wolf ein Kränzlein draus;
Der bessern Federn eine,
So sie 's[2] in ihrem Flügel trug,
War besser denn sunst keine.

5. Und da der Kranz gemachet war,
Dem Wolf setzet sie's auf sein Har,
Deß thet der Wolf sich freuen,
Er sprach: „Wir wöllen tanzen thun
Ein kleinen kurzen Reien!"

6. Sie tanzten hin und tanzten her,
Gleich ob es vor der Fasnacht wär',
Der Tanz was mancherleie;
Ich stund dabei und sach in zu,
Der Wolf der führt den Reien.

7. Und da der Tanz am besten was,
Das Genslin da sein nit vergaß,
Stund auf und floch von dannen:
„Gsegn dich, Wolf, du scheußlichs Thier,
Nach mir hab kein Verlangen!"

8. Der Wolf der stund und sach ihr nach:
„Der Teufel mir das riet und sprach,
Daß ich thät nüchtern tanzen,
Bescheißt mich kein Gans nimmermehr,
Sei Gänsin oder Ganser."

9. Der Wolf, der schwur bei seinem Eid:
„Es soll vil Gänsen werden leid,
Ich will ihn's[3] nit vertragen;
Den Winter und den Sommer will
Ich erst vil Gensen zwagen[4]" —

---

[1] erzählte — [2] wie sie sie. — [3] ihnen es. — [4] zwacken, zwischen zusammengehenden Spitzen klemmen, empfindlich plagen.

10. „Ja, Wolf, du bist ein listigs Thier,
Betrogen bist worden von mir
Wol durch ein Kränzeleine;
Sant Merten errette[5] mich von dir,
Der treu Nothhelfer meine."

11. [„Der mir von dir, Wolf, half auß Noth
Und mir auch gab den treuen Rath,
Deß bin ich nicht vergessen;
Der heilige Sant Merten hat
Mein Leib auch helfen essen.

12. Der rieth, daß ich ein Gschäft solt thon,
Jch volget dem heiligen Mann
Und was ihn des gewehren;[6]
Allweg wol an Sant Martes Tag
Jßt man uns Gänslein gerne.

13. Wol zu dem trüben neuen Wein,
Den beschert Gott und Sant Mertein,
Jst die Gans darzu geben,
Demselben ißt man uns zu Ehr,
Gott im ewigen Leben."]

Das Lied gehört demjenigen Kreis von Volksliedern an, welche zu Ehren des hl. Martin, der Martinsgans und des Martinstrunkes gesungen werden; mehrere darunter sind übermäßig tolle Wortscherze, zu deren Verständnis mehr als der Verstand etliche Humpen Weines im Leibe behilflich sind. Es ist bekannt, daß der hl. Martin, Bischof von Tours, gestorben 400, als der Patron der Martinsgans und des Martinstrunkes gilt. Die Sage erklärt das daher, daß einst der Kaiser Maximinius bei einem Gastmahle ihm den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand zu empfangen. Jn Wirklichkeit ist auf Martin eine Funktion Wodans übergegangen und die Gans wahrscheinlich der Ueberrest eines altgermanischen Opfers.

Unser Martinslied knüpft sich übrigens nur sehr äußerlich an den Martinskult. Es ist vielmehr ein Stück alten Thierlebens, das hier erhalten ist, welches neben den im Reineke Fuchs und andern Thierepen niedergelegten epischen Stoffen auch einer Reihe Volksliedern zu Grunde liegt. Ein Lieblingsthier der Thierfabel war der Wolf, an dem unter anderm seine Einfalt und Unbeholfenheit nebst einer übel angebrachten Lüsternheit Anlaß zu dichterischer Gestaltung gab. So erzählt ein dem Alkuin zugeschriebenes lateinisches Gedicht (bei Grimm, Reinhard Fuchs 420), wie der Hahn, vom Wolfe gefangen, nicht so sehr seinen Tod in dessen Schlunde beklagt, als daß er nun die vielgerühmte, herrliche Stimme desselben nicht mehr hören solle. Worauf der leichtgläubige Wolf seinen Höllenrachen öffnet, der Hahn aber geschwind auf einen Baum fliegt und mit seinem Gesange dessen spottet, der aus Eitelkeit vor dem Essen sich hören lassen wollte. Dieses und Aehnliches bei Uhland, Abhl. 68, wo zugleich auf den alterthümlich

[5] errettete. — [6] gewährte seine Bitte.

sagenhaften Zug aufmerksam gemacht wird, daß dem zum Tode Bestimmten ein Ruf oder Sang, Saitengriff oder Hornlaut zur Letze gestattet wird.

---

19. Vogelhochzeit.

1. Es hat sich einsmals zugetragen,
Schalaster[1] mit ihrem schwarzen Kragen
Die wollte Hochzeit machen,
Mit dem Nußhacker,[2] ein braver Mann,
Sie wollt ihn gern zum Manne han, ja Manne han,
Hatt' weder Vater noch Mutter.

2. Der Wüstlig[3] war ihr Brautgeselle,
Der Spatz war über Küch und Keller,
Der Stieglitz schwang die Braten,
Der Zeisig trug die Speisen auf;
Das Rüttelweib,[4] die Fledermaus, ja Fledermaus,
Das waren der Braut ihre Pathen.

3. Die Musikanten insgemein,
Die spielten alle groß und klein:
Der Schnarre[5] auf dem Basse,
Die Drossel auf der Harfe schlug,
Der Schneekönig[6] die Pauken trug, ja Pauken trug,
Schalaster mußte trallern.

4. Der Papagei ganz zorniglich,
Der schlug nun gleich mit Schwefel um sich,
Er schlug den Grims[7] in die Augen.
Der Grims war gar ein hurt'ger Mann,
Sprang mit der Fuchtel auf den Plan, ja auf den Plan,
Und thät gleich um sich hauen.

5. Nun wünsch' ich mir zu allerletzt
Noch allesammt die Hochzeitgäst
In einem Tiegel gebraten;
So wollen wir auch lustig sein
Bei gutem Bier und Branntewein, ja Branntewein,
Das wär' mein Wunsch und Rathen.

19. Vogelhochzeit.

Nach Hoffmann v. F., Schles. Volkslieder 75. Unter den Liedern aus der Thierwelt nehmen die Vogelhochzeiten bei deutschen und

---

[1] Elster. — [2] Nußhäher. — [3] Rothschwänzchen. — [4] Rüttelweibe. [5] Misteldrossel. — [6] Zaunkönig. — [7] Gemeiner Kreuzschnabel.

andern Völkern eine besondere Gattung in Anspruch. „Im Sommer geht es hoch bei den Vögeln her; im grünen, dichten Walde, sicher und wohlgenährt, halten sie lustige Wirthschaft, die nach dem Bild eines menschlichen Hochzeitsfestes dargestellt wird und wobei den einzelnen Thieren, theils nach ihrer Gestalt und Eigenschaft oder in scherzhaftem Widerspruche mit diesen, theils auch in spielender Willkür oder nach Laune des Reimes die Rollen zugetheilt sind.“ Es giebt Hochzeiten des Wolfes, des Fuchses, der Eule mit dem Zaunkönig (Herders Volkslieder I., 104), des Raben mit dem Kranich. Bei Uhland (10) stehen zwei Vogelhochzeiten („Es wollt ein Reiger fischen“ und „Gut Reiger, gut Reiger“). Hoffmann v. F. theilt in den Schles. Volksliedern eine Käferhochzeit und mehre Vogelhochzeiten mit, darunter folgendes (43):

1. Es wollt ein Vogel Hochzeit machen
In dem grünen Walde.

2. Die Drossel war der Brautigam,
Die Amsel war die Braut.

3. Die Lerche, die Lerche
Führt die Braut zur Kirche.

4. Der Stieglitz, der Stieglitz
Bracht der Braut den Hochzeitssitz.

5. Der Sperling, der Sperling
Bracht der Braut den Fingerring.

6. Die Taube, die Taube
Bracht der Braut die Haube.

7. Der Finke, der Finke
Bracht der Braut zu trinken.

8. Der Storch mit seinem langen Schnabl
Bracht der Braut das Messer und die Gabl.

9. Der Wiedehopf, der Wiedehopf
Bracht der Braut den Küchentopf.

10. Die Gänse und die Anten
War'n die Herrn Musikanten.

---

20. Buchsbaum und Felbinger.[1]

1. Nun wollt ihr hören neue Mähr
Vom Buchsbaum und vom Felbinger?
Sie zogen mit einander über Feld
Und kriegten wider einander.

2. Der Buchsbaum sprach: „Ich bin so kühn,
Ich bleib Sommer und Winter grün.
Das thust du, leidiger Felbinger, nicht,
Du verlierst deine besten Zweige.
Felbinger, wie gefällt dir das?“

[1] Weide, besonders die hochstämmige; der eigentliche Name ist Felber.

3. Der Felbinger sprach: „Ich bin so fein,
Aus mir macht man die langen Zeun'
Wohl um das Korn und um den Wein,
Davon wir uns ernähren.
Buchsbaum, wie gefällt dir das?"

4. Der Buchsbaum sprach: „Ich bin so fein,
Aus mir macht man die Kränzelein;
Mich trägt auf manche schöne Jungfrau
Mit Freuden zu dem Tanze.
Felbinger, wie gefällt dir das?"

5. Der Felbinger sprach: „Ich bin so fein,
Aus mir macht man die Mülterlein,
Mich trägt manche schöne Jungfrau
Dem Metzger auf die Bänke.
Buchsbaum, wie gefällt dir das?"

6. Der Buchsbaum sprach: „Ich bin so fein,
Aus mir macht man die Löffelein,
Mit Silber und rothem Gold beschlagen,
Thut mich vor die Gäste tragen.
Felbinger, wie gefällt dir das?"

7. Der Felbinger sprach: „Ich bin so fein,
Aus mir macht man die Fässelein,
In mich thut man den besten Wein,
Roth, Welsch und Malvasiere.
Buchsbaum, wie gefällt dir das?"

8. Der Buchsbaum sprach: „Ich bin so fein,
Aus mir macht man die Becherlein;
Aus mir trinkt manche schöne Jungfrau
Mit ihrem rothen Munde.
Felbinger, wie gefällt dir das?"

9. Der Felbinger sprach: „Ich bin so fein,
Aus mir macht man die Sättelein,
Auf mir reit mancher gute Gesell
Wohl durch den grünen Walde.
Buchsbaum, wie gefällt dir das?"

10. Der Buchsbaum sprach: „Ich bin so fein,
Aus mir macht man die Pfeifelein;
Mich pfeift mancher gute Gesell
Im Feld, wohl in den Kriegen.
Felbinger, wie gefällt dir das?"

11. Der Felbinger sprach: „Ich bin so drat,[2]
Ich steh dort mitten in der Matt',

[2] schnell, gewandt.

Und halt ob einem Brünnlein kalt,
Daraus zwei Herzlieb trinken.
Buchsbaum, wie gefällt Dir das?"

12. Der Buchsbaum sprach: „Bist du so recht,
So bist du mein Herr, und ich dein Knecht;
Der Sach geb' ich dir alles Recht,
Das Spiel hast du gewonnen."

20. Buchsbaum und Felbinger.

Zu den ältesten deutschen Dichtungen gehörten die den Frühling mimisch darstellenden Gesprächslieder zwischen Sommer und Winter, die jetzt noch in einigen Gegenden gehalten werden. Sebastian Frank erzählt in seinem Weltbuche: „Am Rosensonntag hat man an etlichen orten in Franken im April, daß die buben an langen ruten bretzeln herumb tragen in der statt, und zween angethane mann, einer in Singrüen oder Ephew, der heißt der Summer, der ander mit gmöß (Moos) angelegt, der heißt der Winter, dise streitten miteinander, da ligt der Summer ob, und erschlecht den Winter, darnach geht man darauff zum wein." Uhland, Abh. 18. Nach dieser Relation war der Sommer in Singrün oder Epheu, der Winter mit Moos angethan. Nun giebt es Gesprächslieder, in welchen die Gewächse, statt nur das bezeichnende Beiwort herzuleihen, selbst persönlich die Gegner sind. Das vorliegende Lied bringt den wintergrünen Buchs mit dem frühlingsmäßigen Fahlweidenbaum in ein Kampfgespräch. Das Lied war seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts viel verbreitet.

---

21. Zechlied.

1. Man sagt wohl, in dem Maien
Da sind die Brünnlein gsund,
Ich glaubs nicht, meiner Treuen,
Es schwenkt eim nur den Mund,
Und thut im Magen schweben;
Drum will mir's auch nicht ein,
Ich lob die edeln Reben,
Die bringen uns gut Wein.

2. Nu bis mir Gottwillkommen,
Du edler Rebensaft!
Ich hab gar wohl vernommen,
Du bringst mir süße Kraft,
Läßt mir mein Gmüth nicht sinken
Und stärkst das Herze mein,
Drum wollen wir dich trinken
Und alle fröhlich sein.

21. Zechlied.

Eine Perle der großen Zahl Zechlieder des 16. Jahrhunderts. Diese Zechlieder sind nun wohl keine Volkslieder mehr im alten Sinne, dazu fehlt ihnen meist der jene Lieder beherrschende epische Fortschritt, fehlt ihnen auch die alte Volksmelodie. Manches an ihnen wird sich an alte Texte und alte Melodien anknüpfen, sie sind aber zum mindesten umgearbeitet nnd zwar von berufsmäßigen Musikern. Die alten Lieder sind wesentlich von ihren Melodien getragen, in deren Entstehung bis jetzt wenig Licht gefallen ist. Die musikalische Kunst der alten Zeit war so volksmäßig wie die Dichtkunst, ja beide waren vielfach eins. Allmälig bildete sich eine kunstgerechte musikalische Uebung aus, die besonders in Holland ihren Sitz hatte; sie fand in Paläſtrina ihren ersten großen Klassiker auf dem Gebiete der kirchlichen Musik; für Deutschland ist besonders der Name des Orlandus Lassus bedeutend; die verbreitetsten deutschen Liedersammlungen mit neuen und alten Melodien stammen von Georg Forster. Durch die Bemühung dieser und vieler anderer geschulten Tonkünstler wurde die kunstmäßige Uebung des Gesanges in den geselligen und häuslichen Kreisen des Bürgerstandes Liebhaberei und Mode. Hoffmann von Fallersleben hat diese Liedergattung zuerst von den eigentlichen Volksliedern im strengern Sinn getrennt und ihnen den Namen Gesellschaftslieder gegeben. Hoffmann v. F., die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig 1860. Er theilt sie ein in Liebeslieder, Frühlingslieder, Trinklieder, Jägerlieder, Soldatenlieder, Studentenlieder, Ehestandslieder, vermischte Lieder. Ist der alte Spruch: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang", auch nicht von Luther, so bezeichnet er doch richtig die Häuptstoffe der zu Luthers Zeit umgehenden geselligen oder Gesellschaftslieder. Zu ihnen zählt unser Zechlied.

---

22. Lebensregel.

1. Fröhlich und frei!
Nicht frech darbei!
Doch schweig und leid,
All Bosheit meid;
Sei treu und frumm,
Doch sieh dich um.
Die Welt ist geschwind,[1]
An Ehren blind;
Viel tausend Listen üben jetzt Adams Kind.

---

[1] ungestüm, kühnlich.

2. In Gut und Geld
Triumphiert die Welt;
Wer das nicht hat,
Findt nirgend Statt,
Sei, wo du willst;
Nicht Geld, nicht Gesell:
Lug, Trug, Pomp, Pracht
Hat alle Macht;
Frömmigkeit und Ehr wird jetzund klein geacht.

3. Hoffnung ich trag:
Es kommt der Tag
Und bringt die Zeit,
Daß Biederleut,
Frömmigkeit und Ehr
Werden gelten mehr,
Denn jetzund vor dreihundert Jahren.
In alle Weg thu deine Ehre bewahren.

22. Lebensregel.

Ebenfalls ein Gesellschaftslied, didaktischen Inhalts, wie es ihrer mehrere giebt. Aehnlich ein Gesellschaftslied bei Hoffmann v. F., No. 400, welches schon Herder in seine Volkslieder aufgenommen hatte:

Lebenslehren.

1. Befiehl dich Gott, Hab G'duld in Noth,
Gedenk an Tod, Gib Armen Brot.
2. Schweig, trag und leid, Untugend meid,
Hab Acht der Zeit, [Fleuch Krieg und Streit].[1]
3. Auf dich selbst schau, Nit allen trau,
Auf Freund nit bau, Sei nit zu gnau.
4. Pfleg deiner Gsund, Regier dein Mund,
Treib nit bös Fünd, Hüt dich für Sünd.
5. Die Alten ehr, Die Jungen lehr,
Dein Haus ernähr, Des Zorns dich wehr.
6. Halte dich rein, Sei gern allein —
Treulich ichs mein.

Auch das Lied vom Hofe, No. 29 unter den deutschen Liedern bei Herder, hat ähnlichen Inhalt wie das unsrige. Von Luther, wie Herder berichtet, ist es aber nicht.

---

[1] Nach Herders Ergänzung.

23. Das hungernde Kind.

Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gieb mir Brod, sonst sterbe ich!
„Warte nur, mein liebes Kind,
Morgen wollen wir säen."

Als es nun gesäet war,
Sprach das Kind noch immerdar:
Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gieb mir Brod, sonst sterbe ich!
„Warte nur, mein liebes Kind,
Morgen wollen wir schneiden."

Als es nun geschnitten war,
Sprach das Kind noch immerdar:
Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gieb mir Brod, sonst sterbe ich!
„Warte nur, mein liebes Kind,
Morgen wollen wir dreschen."

Als es nun gedroschen war,
Sprach das Kind noch immerdar:
Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gieb mir Brod, sonst sterbe ich!
„Warte nur, mein liebes Kind,
Morgen wollen wir mahlen."

Als es nun gemahlen war,
Sprach das Kind noch immerdar:
Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gieb mir Brod, sonst sterbe ich!
„Warte nur, mein liebes Kind,
Morgen wollen wir backen."

Als es nun gebacken war,
Lag das Kind auf der Todtenbar.

23. Das hungernde Kind.

Wieder ein weitverbreitetes, ächtes Volkslied, worin mit den einfachsten Mitteln ergreifend dargestellt ist, wie Armuth und Elend nichts hat als Vertröstung und hernach den Tod. Eine ganz ähnliche Geschichte in der Erzählung von Jeremias Gotthelf, der Sonntag des Großvaters: „Er (der Großvater) erinnerte sich, wie er einmal dabei gewesen vor vielen, vielen Jahren, wo ein alter Mann gesagt, wenn er nur draußen säße, die Sonne scheine so schön warm und ihn friere so bitterlich, und man ihm antwortete, jetzt habe man nicht Zeit ihn hinauszutragen, er müsse warten, bis man fertig gedroschen. Als man fertig gedroschen, trug man ihn hinaus, aber die Sonne schien nicht mehr, war hinter Wolken, und ihn fror noch

bitterlicher. Man tröstete ihn, er solle sich nur leiden nnd Geduld haben, die Sonne werde schon wieder kommen. Die Sonne kam richtig wieder; aber als sie wieder kam, da war der Alte todt.“

---

24. Schnitterlied.

1. Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssens nur leiden.
Hüte dich, schöns Blümelein!

2. Was heut noch grün und frisch dasteht,
Wird morgen schon hinweggemäht:
Die edle Narcissen,
Die englischen Schlüsseln,
Die schönen Hyazinthen,
Die türkischen Binden.
Hüte dich, schöns Blümelein!

3. Viel Hunderttausend ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt;
Rothe Rosen, weiße Lilien,
Euch wird er austilgen;
Auch euch Kaiserkronen
Wird er nicht verschonen.
Hüte dich, schöns Blümelein!

4. Das himmelfarben Ehrenpreis,
Die Tulipanen gelb und weiß,
Die silbernen Glöckchen,
Die goldenen Flöckchen,
Sinkt Alles zur Erden,
Was wird daraus werden?
Hüte dich, schöns Blümelein!

5. Ihr hübsch Lavendel, Rosmarein,
Ihr vielfarbigen Röselein,
Ihr stolzen Schwertlilien,
Ihr krausen Basilien,
Ihr zarten Violen,
Man wird euch bald holen.
Hüte dich, schöns Blümelein!

6. Aus Seiden ist der Fingerhut,
Aus Sammet ist das Wohlgemuth.
Noch ist er so blind,
Nimmt, was er nur findt,
Kein Sammet, kein Seiden
Mag ihn vermeiden.
Hüte dich, schöns Blümelein!

7. Trotz! Tod, komm her, ich fürcht dich nit,
Eil daher in Einem Schritt.
Und werd ich verletzet,
So werd ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Auf den alle wir warten.
Freue dich, schöns Blümelein!

24. Schnitterlied.

Aus dem Wunderhorn, mit dem Zusatz: Katholisches Kirchenlied. Die Form weist wohl noch in's 16. oder in den Beginn des 17. Jahrhunderts; dagegen deutet die ausgeführte Allegorie und das bunte Spiel mit den Blumen bereits den Einfluß späterer Dichtungsart auf. In seiner frischen, um nicht zu sagen flotten Durchführung, wie der Tod als Schnitter den ganzen Blumenflor abmäht, erinnert das Lied an das bekannte Lied aus dem Simplicissimus: Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall.

Nach der Anmerkung in der neuen Ausgabe des Wunderhorns von Birlinger und Crecelius, I. 517, steht vor dem noch vorhandenen Originaldruck: „Ein schönes Mayenlied. Wie der Menschenschnitter, der Todt, die Blumen ohne underschid gehling abmehet. Jedermann Jung und Alt sehr nutzlich zu singen und zu betrachten. Gedruckt im Jahr 1638.“ Und am Schluß die gleichzeitige handschriftliche Bemerkung: „Schnitterlied, gesungen zue Regenspurg, da ein hochadelige junge Blumen ohnversehen abgebrochen im Jenner 1637.“ Das Lied ist also als Gelegenheitsgedicht entstanden, welches man ihm freilich nicht ansieht. Ursprünglich hatte es 16 Strophen, welche die Herausgeber zu dem kürzern Liede verkürzt und ausgefeilt haben.

---

25. Traugemundeslied.

1. Willkommen, fahrender Mann!
Wo lagest du diese Nacht?

Oder womit warest du bedacht?[1]
Oder in welcherlei Weise
Erjagtest du Kleider oder Speise?

2. Das hast du gefraget einen Mann,
Der dir es in ganzen Treuen wohl sagen kann:
Mit dem Himmel war ich bedacht
Und mit den Rosen war ich umsteckt,
In eines stolzen Knappen Weise
Erjage ich Kleider und Speise.

3. Nun sage mir Meister Traugemund
Zweiundsiebenzig Lande die sind dir kund:[2]
Welcher Baum trägt ohne Blüt?
Welcher Vogel säugt seine Jungen?
Welcher Vogel ist ohne Zunge?
Welcher Vogel ist ohne Magen?
Kannst du mir das irgend sagen,
So will ich dich für einen weidlichen[3] Knappen haben.

4. Das hast du gefraget einen Mann.
Der es dir in ganzen Treuen wohl sagen kann.
Die Wachholder trägt ohne Blüt,
Der Storch ist ohne Zunge,[4]
Die Fledermaus säuget ihre Jungen,
Der Swarbe[5] ist ohne Magen,
Ich will es dir in ganzen Treuen sagen.
Und fragest du mich irgend mehr,
Ich sage dir weiter an deine Ehr.[6]

---

[1] bedeckt? Ein Kinderreim heißt:

Guten Abend, gute Nacht,
Mit Rosen bedacht,
Mit Näglein besteckt
Schlupf unter die Deck:
Morgen früh, wenn's Gott will,
Wirst du wieder geweckt.

[2] 72 ($8 \times 9 = 6 \times 12$) ist die poetische, wunderbare Zahl der Größe. So viel Sprachen kann, so viel Könige beherrscht, so viel Pfennig büßt er (J. Grimm in seiner Ausgabe des Tragemundeslied, Altdeutsche Wälder, II, 8—30). — [3] körperlich kräftig und kernhaft, stattlich, ursprünglich jägermäßig, von die Weide. — [4] Konrad Geßner im Vogelbuch: „Er (der Storch) hat ein Zungen, welche doch seer kurtz; wiewol etliche sagen, daß er gar kein Zungen habe (Müllenhoff). — [5] Ein fabelhafter Vogel, von dem Geßner, der ihn Scharben nennt, erzählt: „Etliche Kürsiner bereitend sein Haut, damit die als ein Brusttuch auf den Magen gelegt werde, als ob sie ein Kraft zu köuwen (verdauen) in inen habe. Darumb man gemeinlichen von einem frätzigen Menschen sagt, er habe einen Scharbenmagen (Müllenhoff)." Der Scharben ist sonst der Schwimmtaucher, pelecanus carbo. — [6] „zu seiner Ehre sagen, um ihm Ehre zu bieten, indem er seiner Frage steht." Grimm.

5. Nun sage mir, Meister Traugemund,
Zweiundsiebenzig Lande die sind dir kund:
Was ist weißer als der Schnee?
Was ist schneller als das Reh?
Was ist höher als der Berg?
Was ist finsterer als die Nacht?
Kannst du mir das irgend sagen,
So will ich dich für einen jägerlichen Knappen haben.

6. Das hast du gefraget einen Mann,
Der dirs von Grund aus wohl sagen kann:
Die Sonne ist weißer als der Schnee,
Der Wind ist schneller als das Reh,
Der Baum ist höher als der Berg,[7]
Der Rabe ist schwärzer als die Nacht;
Doch will ich dir in ganzen Treuen sagen:
Fragest du mich irgend mehr,
Ich sage dir weiter an deine Ehr'.

7. Nun sage mir, Meister Traugemund,
Zwei und siebenzig Lande die sind dir kund:
Wodurch ist der Rhein so tief?
Oder warum sind Frauen so lieb?
Wodurch sind die Matten so grüne?
Wodurch sind die Ritter so kühne?
Kannst du mir das irgend sagen,
So will ich dich für einen stolzen Knappen haben.

8. Das hast du gefraget einen Mann,
Der dir es wohl sagen kann:
Von manchem Quell ist der Rhein' so tief,
Von hoher Minne sind die Frauen lieb,
Von manchen Würzen[8] sind die Matten grüne,
Von großen Wunden sind die Ritter kühne;
Und fragest du mich irgend mehr,
Ich sage dir weiter an deine Ehr'.

9. Nun sage mir, Meister Traugemund,
Zweiundsiebenzig Lande die sind dir kund:
Wodurch ist der Wald so greis?[9]
Wodurch ist der Wolf so weiß?[10]

---

[7] nämlich der Baum, der auf dem Berge steht. — [8] mittelhochd. ist Würze Pflanze. — [9] weiß-, altersgrau. Davon das Substantiv der Greis. — [10] Der Wolf ist in Mythe und Sprache der eigentliche Repräsentant des grauen, zwielichtigen, heißt bald der leuchtende, bald der dunkle. (Grimm).

Wodurch ist der Schild verblichen?
Wodurch ist manch guter Geselle von dem andern entwichen?
Kannst du mir das irgend sagen,
So will ich dich haben für einen weiblichen Knaben.

10. Das hast du gefraget einen Mann.
Der dir's von Grund aus wohl sagen kann.
Von manchem Alter ist der Wald greis,
Von unnützen Gängen ist der Wolf weiß,
Von mancher starker Heerfahrt ist der Schild verblichen,
Von Untreu ist manch guter Geselle von dem andern entwichen.

11. Nun sage mir, Meister Traugemund,
Zweiundsiebenzig Lande die sind dir wohl kund:
Was ist grün wie der Klee?
Was ist weißer als der Schnee?
Was ist schwärzer denn Kohlen?
Was zeltet[11] besser denn das Fohlen?

12. Das habe ich bald gesaget dir:
Die Elster ist grün wie der Klee
Und ist weiß wie der Schnee,
Und schwärzer denn Kohlen
Und zeltet recht wie ein Fohlen.
Und fragest du mich irgend mehr,
Ich sag dir weiter auf deine Ehr'.

25. Traugemundeslied.

Der Name Traugemund oder Tragemund ist angedeutscht aus mittellat. dragumanus, franz. und span. dragoman, und stammt aus dem arabischen tardjamân, Ausleger, Uebersetzer, Dolmetscher (dieses letztere kommt aus dem Polnischen). Doch scheint die Form Traugemund auf einen Doppelsinn, Anklang an Trügemund, hinzuweisen.

Das Traugemundslied reicht noch bis in die hövische Zeit hinein und ist ohne Zweifel eines der ältesten, auf uns gekommenen Volkslieder. Jakob Grimm hat dem Liede schon 1815 in den Altdeutschen Wäldern eine liebevolle Bearbeitung zukommen lassen. Uhland stellte es an die Spitze seiner Sammlung deutscher Volkslieder und widmete ihm in den Abhandlungen eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Er stellt als besondere Klasse der Volkslieder Wett- und Wunschlieder auf. „Fragen und Antworten," sagt er, „Aufgaben und Lösungen, Begrüßungen und Empfänge, Werbungen und Ausflüchte, gute und schlimme Wünsche, Scherzreden und Wettspiele mannigfaltiger Art, bilden den Inhalt dieser Erzeugnisse. Weitgereiste Pilger, Wander-

[11] geht bessern Paßgang.

gesellen, fahrende Sänger und Spielleute, abenteuernde Freier führen das Wort; die Schwelle des gastlichen Hauses, die Zunftherberge, die Tanzlaube, sind der Schauplatz. Es erhebt sich ein Wettstreit des Witzes; dieser Witz aber ist, nach der Stimmung der Zeit, ein phantastischer, er bewegt und überbietet sich in Bildern. War schon die in unmittelbarster Anschauung des Naturlebens wurzelnde Dichtung ins Märchenhafte ausgerankt, so kann es nicht befremden, wenn jene geselligen Spiele nur in der vollständigen Umkehr und Verwandlung alles Wirklichen ein Ziel finden. Gleichwohl aber blieb auch ihnen eine frische Färbung aus Feld und Wald; wenn man aber auf ihren Grund sieht, so haften auch sie in sehr einfachen Anlässen, in den frühesten Anknüpfungen des menschlichen Umgangs und Verkehrs, und Manches, was in seiner späteren Erscheinung auf der Oberfläche gaukelt, zeigt in seinem Ursprunge den sinnigen Ernst und die Kraft des Gemüths. So kommt es, daß eben diese spielende Gattung von Volksliedern auf höchst alterthümliche Dichtweisen, selbst auf die verschollenen Zaubersänge zurückleitet und unter der spätern Kunstbildung besonders mit dem ernsthaften Meistergesang in Befreundung steht."

„Altes Erbgut germanischer Stämme sind die Räthsellieder. Eine Hauptform derselben ist die, daß der Wirth und der ankommende Gast sich in Wechselrede prüfen. Die gastfreundschaftliche Sitte des Alterthums konnte doch nicht gänzlich beseitigen, daß nicht die beiden Unbekannten einander behutsam entgegentraten, zumal der Obdach suchende Wanderer, der noch keinen Ausweis mit sich trug, sollte durch sein eigenes Wort von seinem Wesen zeugen. Er wird zunächst um Namen, Herkunft, Weg und nach einer besonders im Norden gangbaren Formel darum befragt, wo er die letzte Nacht geherbergt habe; hierin konnte seiner Aussage nachgerechnet und zugleich ersehen werden, von wem er schon anderwärts zugelassen war. Der Gast seinerseits beugt mit doppelsinnigen Erwiderungen und Wortspielen aus und es entspinnt sich ein Wechsel von Frage und Antwort, worin Eines dem Andern auf den Zahn fühlt. Schon die Lehrsprüche der Liederedda empfehlen zwar Gastfreiheit und anständiges Benehmen gegen den Fremdling, zugleich aber rathen sie dem Wirth und dem Gaste zu klugem Aufmerken und legen großen Werth auf rechtes Maß im Reden und Schweigen, auf Geschick in Fragen und Antworten; ein solcher Spruch lautet: „Brand brennt vom Brande, bis er aufgebrannt ist, Glut belebt sich an Glut, Mann wird Manne durch Rede kund, aber ein Thor durch Hochmuth."

„Man vergegenwärtige sich noch weiter die Erscheinung und Bedeutung des Wanderers in einer Zeit, in welcher die Wege des Verkehrs wenig angebahnt, die Mittel zur Kenntniß entlegener Gegenden, fremder Zustände und Begebnisse höchst mangelhaft waren. Wer sich diese Kenntnisse verschaffen wollte, der mußte den Wanderstab ergreifen, wissensdurstig und ahnungsvoll schritt er in die dämmernde Ferne. Dem Ansässigen seinerseits erschloß sich hinter

dem Fremdling, welcher die Thür öffnete, die enge Heimat und er war jeder unerhörten Kunde gewärtig. Häufig werden daher solche Kunden aus der Ferne dem wallenden Manne, dem fahrenden Sänger, dem Pilgrim in den Mund gelegt. — Aber nicht bloß um Völker und Könige, Helden und ihre Thaten, oder schöne Frauen zu erkunden, zieht der Wanderer aus, und nicht bloß um solche Mähren wird er befragt. Es drängt ihn nicht minder, den allgemeinen Zusammenhang und tieferen Grund der Dinge zu erfassen, die Quellen geistiger Erkenntniß aufzuspüren, und in gleicher Richtung wird hinwider die Erfahrung und Gewandtheit seines Geistes ausgeholt. Vorbild ist auch hierin der Asenvater Odin, in dem eben der rastlos wandelnde und herrschende Geist vergöttlicht ist."

Solcher Wanderer- und Räthsellieder ist unser Traugemundslied das älteste unter sehr vielen erhaltenen. Die Räthsel selbst sind sehr einfach. Sie beziehen sich zunächst auf Eigenschaftswörter, besonders der Farbe, und suchen den Gegenstand, dem dieselben in vollstem Maße zukommen. Den deutschen Volksliedern ist mit den aus dem Volksgesange hervorgegangenen Heldengedichten die große Einfachheit der Beiwörter und Vergleichungen gemein: der grüne Wald, das tiefe Thal, der kalte Brunnen, der rothe Mund, die weiße Hand, der lichte Schild, der kühne Held, der getreue Mann; dann vergleichend: schneeweiß, schwarz wie Kohle, rabenschwarz, grün wie Gras oder Klee. Diese anspruchslosen Bezeichnungen sind doch darum keineswegs müssige, nichtssagende, sie lassen den Gegenstand eben in der Beschaffenheit, die sie angeben, zumeist in seinem frischesten, vollkommenen Zustand erscheinen, den Wald in seiner Grüne, den Mund in seiner Jugendröthe, den Mann in seiner Tüchtigkeit. Hier erweist sich das unerloschene Sprachgefühl, dem auch das einfachste Wort noch seine ganze, sinnliche oder sittliche Bedeutung hat; man sah die Farbe, den Tag, die Nacht glänzen und dunkeln, man blickte den hohen Berg hinan und in das tiefe Thal hinab, man fühlte den Stich ins Herz bei dem Worte: ungetreu. Der wache Sinn, welcher hiebei thätig war, mußte sich weiter angeregt finden, Gegenstände derselben Eigenschaft zu vergleichen und denjenigen, der in ihr für musterbildlich galt, durch einen andern noch zu überbieten. Diese Aufgabe stellen die Räthsel des Traugemundsliedes: es soll ein Weißeres aufgefunden werden, als der Schnee; ein Schnelleres als das Reh.

Fünfte Periode.

Die Renaissancedichtung.

I. Die einseitig formale Renaissance.

Am deutschen Lebensbaume waren die einst einander widerstreitenden Säfte des angestammten Volksthums und der christlichen Bildung nach und nach zu Einer nach dem gleichen Ziele hin wirkenden Lebenskraft vereinigt worden. Das christliche Mittelalter der hohenstaufischen Zeit bezeichnete den Höhepunkt dieses Zustandes. Doch war auch er nicht bleibend. Die Gebundenheit des Lebens unter dem Glauben und der Zucht der Kirche war auf die Länge dem geistigen Fortschritte unleidlich und eine neue Bildung drängte den Geist in neue Bahnen, die sich zwar auf sehr verschiedenen Gebieten des Lebens, am meisten jedoch in der Kunst und Literatur kundgaben. Den Kampf gegen die Obergewalt der Kirche schloß für ein Mal die Reformation des 16. Jahrhunderts ab, ohne ihn vollständig durchgeführt zu haben. Beseitigte zwar die Reformation die häßlichen Auswüchse des herrschenden kirchlichen Glaubens und Lebens und lag ihr die Idee der Selbständigkeit des Individuums in Glaubenssachen deutlich zu Grunde, so schuf sie sich doch daneben sofort ein neues Kirchenthum, das so gut wie das alte für sich die Aufsicht und Leitung des ganzen Lebens beanspruchte. Der von der alten Kirche aufgestellte Gegensatz zwischen natürlichem und christlichem, weltlichem und geistlichem Leben, zwischen Fleisch und Geist, Hölle und Himmel, der ein getrenntes Doppelleben des an sich einzigen Geistes verlangt, blieb bestehen, um nach nahezu zweihundert Jahren einem gewaltigen Kampfe mit dem freien Denken zu rufen.

Damit war auch der Dichtung der reformatorische Gehalt genommen. Leider fehlte ihr auch in Folge der Zerrissenheit des deutschen Volkes jeglicher politische Gehalt. So blieb ihr denn einzig diejenige Macht offen, deren langsames Wirken als Humanismus schon lange vor der Reformation beginnt. Das geistige Leben aller europäischer Kulturvölker wird dadurch bestimmt, und wenn auch die besondere Form, welche diese Stufe der Entwicklung in Deutschland annimmt, ein wenig erfreuliches Bild darbietet: wir haben deshalb kein Recht, das Gesetz überhaupt zu beklagen, welches unserer jetzigen Bildung zu Grunde liegt und welches in der Verschmelzung des von der antiken Welt überkommenen

Bildungsideals mit unserer eigenen angestammten Bildung besteht. Es ist dies kein künstlicher, mit Vorbewußtsein von Einem oder von Mehreren heraufbeschworener Bildungsprozeß, sondern er wächst selbständig aus den mittelalterlichen Zuständen heraus, kommt als geistige Macht langsam übers Gebirge und ruht nicht eher, als bis er nach jahrhundertelangem Kampfe den Sieg errungen hat. Die mittelalterliche Bildung hatte sich ausgelebt; Raum für eine neue Arbeit war vorhanden; der Humanismus ist es gewesen, der diese Arbeit auf seine Schultern nahm.

Wir sahen, wie im 16. Jahrhundert in der Literatur der Typus der alten Bildung als Bildung des Volkes fortlebte, daneben aber eine gelehrte lateinische, dem antiken Bildungsideal zustrebende Literatur parallel lief; wir sahen auch, wie eben das Vorhandensein einer besondern lateinischen Literatur der volksthümlich deutschen Literatur nur um so viel mehr Raum zur selbständigen Erhaltung ließ. Auf die Länge war jedoch das Nebeneinandersein zweier getrennter Literaturen desselben Volkes unhaltbar; es war vorauszusehen, daß Eine der Andern unterliegen würde. Der Geist der Zeit drängte auf die Seite des Humanismus; denn das frische Volksleben, auf dem die Volksliteratur beruhte, nahm seit der Reformation zusehends ab. Der sittliche Ernst der reformatorischen Bewegung verpönte auch solche Ausflüsse des natürlichen Volkslebens, welche seiner Tüchtigkeit unbeschadet bis dahin ein wohlthätiger Bestandtheil und eine Zierde des Lebens gewesen waren, und an selbständiger Theilnahme an dem Fortgange weltlicher Kunst und Wissenschaft von Seite der protestantischen Theologen war vollends kaum die Rede. Der schroffe Gegensatz des Protestantismus zum Katholizismus, der sich einerseits in roher Polemik, andererseits in ängstlicher Zurückhaltung zeigte, trug das Seinige zur Verarmung des natürlichen Lebens bei. Der dreißigjährige Krieg, in den dieser Zwiespalt schließlich ausartete, sollte endlich vollends die letzten übrig gebliebenen Keime der alten Volksdichtung bis auf wenige Spuren für immer vernichten. Dem humanistischen Prinzipe dagegen stand die Welt offen. Es erlebte, als Deutschland noch lange an der mittelalterlichen Denk- und Dichtweise festhielt, einen Triumph nach dem andern. In Italien erblühte im Gefolge des Humanismus eine neue Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei, Architektur, Musik, und kein Reformator stand hier auf, der den Dienst des Schönen um der Seele Seligkeit willen in den Bann gethan hätte. Im Gegentheil nahm die verweltlichte Kirche diese Künste bereitwillig in ihren Dienst und sonnte sich an ihrem Scheine. Und zwar trat die Renaissance südlich der Alpen sofort nicht allein im gelehrten Gewande des Humanismus auf, sondern schmiegte sich der Sprache und der Neigung des Volkes gerne an. Die Humanisten Dante, Bocaccio, Ariost sind die Klassiker ihrer Volkssprache geworden. Von Italien her gewann die Renaissance

schnell die Herrschaft über die Kunst der Franzosen und Niederländer. Nur Deutschland dichtete noch, wenn es deutsch dichtete, im alten Stile; wer aber dem neuen Geiste huldigte, schrieb und dichtete lateinisch.

Doch fehlt es seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht an einer Reihe Versuchen, auch die Dichtung in deutscher Sprache dem Geiste der Renaissance anzueignen. Durchgreifenden Erfolg gewann keiner derselben. Neben den Bemühungen Einzelner traten auch nach italienischem Muster Gesellschaften auf, welche in demselben Sinne wirkten. In Italien nämlich waren seit dem 15. Jahrhundert allerorts die Freunde und Verehrer der Kunst und Wissenschaft, Adelige zumeist und Gelehrte, zu Gesellschaften und Akademien zusammengetreten. Die Zahl derselben ist Legion. Poesie, Philosophie, Redekunst, Grammatik, Musik, Alles sollte durch vereinte Bestrebungen gefördert und gehoben werden. Mit dem Beginne des 17. Jahrhunderts begann man auch in Deutschland an die Stiftung ähnlicher Gesellschaften zu denken, und wie in Italien, sprossen plötzlich im Norden der Alpen in jeder größern Stadt ähnliche Gesellschaften hervor, meist auch von den Reichen und Gelehrten gestiftet. In jenen Jahren sind die ersten wissenschaftlichen Akademien entstanden. Die Sprach- und Dichtergesellschaften beschränken sich, mit Ausnahme Nürnbergs, auf das protestantische Norddeutschland; die protestantische Schweiz und wahrscheinlich auch süddeutsche Städte nehmen an diesen Bestrebungen dadurch Antheil, daß in ihnen seit dem zweiten Decennium des 17. Jahrhunderts überall Collegia Musica auftraten, in Zürich 1613, in Winterthur 1619, in St. Gallen 1621[1]. Im Jahr 1617 wird zu Weimar die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden, 1643 zu Hamburg die deutsch gesinnte Genossenschaft, 1644 zu Nürnberg der gekrönte Blumenorden an der Pegnitz gestiftet.

Die genannten Bestrebungen giengen alle vom protestantischen Theile Deutschlands aus, wo eben in Folge des Bruches mit der alten Kirche auch der Bruch mit der hergebrachten alten Volksart schärfer aufgetreten war. Ihren Hauptsitz aber fand die neue Richtung in Norddeutschland; hier war der Zwiespalt zwischen volksmäßiger und gelehrter Bildung und Gesittung ungleich schroffer als in Süddeutschland, und konnte sich daher eine einseitig gelehrte Bildung ungestörter entwickeln. In Mittel- und Norddeutschland war auch der Hauptsitz der allgemeinen deutschen Schriftsprache; denn hier schrieb man entweder den niedrigen Volksdialekt oder die hochdeutsche Schriftsprache, während in Süddeutschland das ganze 16. Jahrhundert hindurch noch die angestammte volle Mundart zum Zwecke des edeln Schriftgebrauchs

[1] Vgl. die Singgesellschaft zum Antlitz in St. Gallen, in E. Götzingers Literaturbeiträgen aus St. Gallen. St. Gallen, 1870.

noch nicht völlig von der Canzleisprache sich hatte verdrängen lassen. Hans Sachs, Sebastian Münster, Sebastian Franck, Hans Wilhelm Kirchhof schreiben zwar die Canzleisprache, sie ist aber bei ihnen noch lange nicht die gefeilte, ausgeglättete Sprache der opitzischen Dichter, sie hat noch immer viel zu viel natürlichen, sinnlichen Gehalt, um an äußerer Eleganz und Gleichmäßigkeit mit den übrigen der Renaissance unterworfenen Sprachen konkurriren zu können. Zur modern hochdeutschen Sprache wird die Canzleisprache erst dadurch, daß die Renaissance ihre Lehrerin und Meisterin wird.

Derjenige Mann nun, welcher den Renaissancebestrebungen auf dem Gebiete der einheimischen deutschen Dichtung zum endlichen Durchbruche verholfen hat, ist Martin Opitz (1597—1639). Ihn haben seine Zeitgenossen und die nachfolgenden Geschlechter bis zu Gottscheds, ja bis Herders und Adelungs Zeit, als den Vater der deutschen Dichtung angeschaut und gepriesen; was vor ihm lag, schien rohe Barbarei; mit ihm sei Deutschland würdig den gebildeten Nationen Europa's an die Seite getreten. So schreibt z. B. über 100 Jahre nach seinem Auftreten ein deutscher Scribent (Andreas Köhler, Einleitung zu der reinen deutschen Poesie. Halle, 1734, Seite 4) folgendermaßen: „Hernach müssen wir die Poeten selbst wohl unterscheiden lernen, welche in alte und neue können eingetheilt werden. Die alten nennen wir, welche vor Opitzens Zeiten gelebet, und also vor und nach der Reformation. Welche vor Luthers Zeiten geschrieben, die sind gemeiniglich sehr alber, einfältig und abgeschmackt, so daß man wenig daraus lernen kann. Hingegen die Verse, welche Dr. Martin Luther und andere berühmte Theologi zum Anfange der Reformation gemacht haben, sind in gewissen Stücken admirable und wenn wir an die geistlichen Lieder gedenken, so würde Mancher Gott danken, wenn er diese alte Poesie nur einigermaßen nachmachen könnte. Die neuen Poeten müssen fast alle den berühmten Schlesier, Hr. Martin Opitzen vor ihren Lehrmeister erkennen, welcher im Anfange des 16. Seculi gelebet und weltliche Poemata geschrieben."

Die Wahrheit und Unwahrheit dieses Ausspruchs liegt heute klar zu Tage. Mit Opitz beginnt eine neue Dichtungsperiode, nur zwar nicht durch ihn hervorgerufen, sondern in Folge seiner Arbeit bloß zum Durchbruch gekommen. Ein tief angelegter, genialer Mensch ist er gar nicht; die ganze Richtung, um die es sich handelte, war eine formelle, auf äußern Schein gerichtete; fatal nur, daß er sich schon zu Lebzeiten als einen Genius anloben ließ. Als selbständiger Denker hat er auch wenig gethan; die Theorie seiner Poesie entnimmt er den ältern, gelehrten Philologen, namentlich Scaliger und dem französischen eleganten Hofdichter Ronsard. Die Einsicht in das Wesen der Dichtung, ihrer Arten

und Gattungen ist überaus roh und oberflächlich; durch ihn ist die rein äußerliche Benützung der mythologischen Redensarten, die den Mangel an innerem Gehalte verdeckt, zum Gesetze erhoben worden; er hat die Unsitte niedriger Gelegenheitsdichtung bei uns einheimisch gemacht. Das bleibendste Verdienst Opitzens ist die Herstellung der der deutschen Sprache zukommenden Rhythmen; der Vater unsrer Verskunst sollte er heißen; seine Verse sind geblieben; alles Andere, was er einführte, hat später nochmals durch ein neues, ausgiebigeres Feuer geläutert und umgegossen werden müssen. In jedem Fall aber ist er weit mehr der Mund einer längst vorbereiteten und vorhandenen Geschmacksrichtung gewesen, als ein selbständiger Schöpfer im Gebiete der Dichtung.

Wie treffend Opitz dem Geiste der Zeit entgegenkam, beweist seine sofortige Aufnahme bei allen denen, die sich nach einer deutschen Dichtung sehnten, welche dem modernen Geschmacke entspräche. Wo immer seit 1630 deutsche Verse gedichtet worden sind, besonders in der unerschöpflichen Art der Gratulations- und Condolationsgedichte, aber auch im geistlichen Liede, in Schäfergedichten, bei Hochzeiten und Schmäusen, überall betritt man mit stolzer Sicherheit den von Opitz gebahnten Weg; überall wenig und unbedeutender Inhalt, Mangel an Empfindung, viel rhetorisches Geklinge, allegorisch-mythologisches Spielwerk, viel Wortwitz, Opitzische Reimkunst, überall auch der durch Opitz zur Herrschaft erhobene Alexandriner.

Man unterscheidet nun im Fortgange der Renaissancedichtung zuerst zwei Schulen oder Richtungen, die erste und die zweite schlesische Dichterschule oder die Schule des Tasso und die Schule des Marini. Jene, die erste schlesische Schule oder die Schule des Tasso, so dürftig sie an innerm Gehalte ist, befleißt sich dennoch einer edlen, einfachen Form, eines würdigen Ausdrucks, eines gewissen anständigen Maßes im Gebrauche der von der Renaissance eingeführten poetischen Motive und Kunstmittel. Ja, in manchen der dahin zählenden Dichter tritt eine gar nicht unbedeutende innere Kraft zu Tage, ohne doch die Schranken der formellen Renaissance durchbrechen zu können. Paul Flemming, Andreas Gryphius, Friedrich von Logau sind tief angelegte, aber nie zur harmonischen Vollendung und Ausbildung gekommene Dichternaturen. Wir müssen uns bescheiden, in ihnen auf Männer treffen zu dürfen, welche der Gehaltlosigkeit und Scheinäußerlichkeit der Zeit zum Trotze ihren einfach menschlichen Gehalt nicht aufgegeben haben; Sänger aber und Propheten ihrer Zeit, Vorgänger und Durchbrecher im Gebiete des Schönen und Wahren sind auch sie nicht gewesen. Es fehlt diesen Leuten der Raum und die Gelegenheit, in einem großen Geisteskampfe mitzukämpfen und unter großen Zwecken selbst groß zu werden, und so sprechen sie denn einsam und zum Theil dem

Vaterlande entfremdet, wie Paul Flemming, die Stimme ihres Gemüthes im Liede aus, oder ihr Kampf um Hebung und Durchdringung der Literatur mit würdigem Inhalte prallt an der Freudlosigkeit der Zeit und der Stumpfheit der Mitlebenden ab, wie bei Andreas Gryphius der Fall war. Unsere Dichter des 18. Jahrhunderts sind nicht allein Poeten, sondern die geistigen Vorgänger ihrer Zeit gewesen, so groß an Rath und That, als an Wort und Klang. Opitz war ein zweifelhafter Charakter, und die übrigen besten unter ihnen finden wenigstens die Stätte segensreicher Wirksamkeit nicht. Noch viel schlimmer steht es, wenn wir von den Schildhaltern der ersten schlesischen Schule zu dem großen Haufen Versefertiger herabsteigen; da ist Lobhudelei, Schmeichelei, Charakterlosigkeit fast ein Grundzug der Dichtung geworden. Nur wollen wir die Musen nicht darüber anklagen. Wenn es wahr ist, daß jedes Volk diejenige Regierung hat, die es verdient, so wird es auch ähnlich bei der Dichtung sein und jedes Volk auch diejenigen Dichter haben, die es verdient.

Die erste Schlesische Schule heißt die Schule des Tasso, weil sie den Tasso, aber in Bezug auf dessen Lyrik, nicht den Epiker Tasso, als erstes Vorbild vor sich hatte; bei Opitz selbst trifft der von Tasso hergenommene Schulname wenig oder nicht zu. Tasso bezeichnet in der italienischen Literatur diejenige Periode der Dichtung, wo in Folge der Gegenreformation im 16. Jahrhundert das alte, fröhliche, naturfrische Schaffen, welches auf die Kirche weiter keine Rücksicht genommen hatte, bereits umgeschlagen hat zu einer glaubenseifrigen, frommen, der Theorie der Poetik ängstlich ergebenen Kunstübung. Das war gegen die ältere klassische Dichtung der Italiener ein Rückschritt. Es kam aber noch weit schlimmer. Hatte der Geist der Dichtung einmal auf Freiheit des Gedankens verzichtet und meinte an der schönen Form sein Genüge zu finden, so konnte die Dichtung nicht anders als leerer und leerer werden; je leerer sie aber wurde, desto mehr bestrebte sie sich, den Gehalt durch äußerliches Beiwerk, faden Witz, schwulstige Redensarten zu ersetzen und zu übertünchen. Die wüsteste Rhetorik bemächtigte sich der Dichtkunst und überzuckerte sie mit einem Schwulst häßlicher Zopfgewinde. In Italien steht Giambattista Marini (1596—1625) an der Spitze dieser Renaissance in ihrem tiefsten Verfalle. In Deutschland war derselbe Fort- und Rückschritt. Je mehr auch hier jegliche Tiefe der Dichtung abging, desto mehr stieg das Bedürfniß, den Mangel durch hohle Phrase zu ersetzen. Hoffmann von Hoffmannswaldau und Lohenstein sind die Schildträger dieser zu ihrer Zeit hochangesehenen Dichtung. Auch sie findet ihre Nachtreter in einer unzählbaren Schaar besoldeter und unbesoldeter Gratulanten und Condolenten. Man nennt sie die zweite Schlesische Schule oder die Schule des Marini.

Es war der Geschmacksrichtung der deutschen Poesie noch eine dritte Form beschieden, bevor eine ernstliche Erneuerung und Besserung eintrat. In Frankreich vollzog sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Herstellung des absoluten Königthums, um dessen glänzenden Hof die französische klassische Dichtung sich schnell ausbildete. Es ist eine eigentliche Hof- und Gesellschaftsliteratur, ganz außer Zusammenhang mit der ältern nationalen Dichtung. Ihr Ideal war höchste klassische, den obersten Gesellschaftskreisen würdige Form mit entsprechendem Inhalt, ihr Vorbild die römische Literatur der Augusteischen Zeit; beide Dichtungen strebten nach unbedingter geistiger Klarheit und formeller Eleganz. Der poetische Gesetzgeber der französischen Klassicität wurde Boileau; sein Princip, klare Verständigkeit, unbedingte Unterwerfung unter die Autorität der guten Gesellschaft und formelle Eleganz mit höchster Bestimmtheit, wurde bald von der Dichtung aller europäischen Culturvölker angenommen. Gegenüber der Erbärmlichkeit der ausgearteten italienischen Renaissance war der französische Stil immerhin ein Fortschritt. Eine Wiedergeburt der deutschen nationalen Poesie aber konnte er nicht begründen, Freiheit des Gedankens und des Gemüthes gab er nicht, und in Deutschland zumal war die höhere Gesellschaft so vergiftet, daß von einer wahrhaften Beförderung der Dichtung hier im Sinn der Franzosen nicht die Rede sein konnte. Was der französische Klassicismus in Deutschland zuweg gebracht, ist überaus nüchtern und inhaltlos; das aber hatte die französische Dichtung in Deutschland bewirkt, daß die hohen Gesellschaftskreise Deutschlands an den Höfen und in den Städten nur noch mehr wie früher alle ihre Bildung in Frankreich holten und die Dichtungen der Franzosen zugleich die Dichtungen der Deutschen wurden. Der Hauptvertreter der französischen Renaissance in Deutschland ist Gottsched.

II. Die Erneuerung des geistigen Lebens durch die Aufklärung.

Der deutschen Dichtung war der würdige Inhalt abhanden gekommen. Aus eignen Kräften vermochte sie sich nicht zu erholen. Erst wenn dem geistigen Leben der Nation wieder ein würdiger Inhalt gegeben war, konnte auch die Dichtung genesen. Es ist das große Verdienst Hettners, den geschichtlichen Gang dieses Processes in ebenso eingehender als glänzender Weise dargelegt zu haben.

So segensreich die Glaubenserneuerung des 16. Jahrhunderts wirkte: in mehr als einer Beziehung hat sie die Entwicklung der europäischen Menschheit zur Freiheit vorläufig gehemmt oder zum Rückschritte gebracht. Nicht erst seit dem Aufkommen des Humanismus, sondern von dem Kampf der Guelfen und Gibellinen

her hatte sich eine Klasse allmählich vom Papst und seiner Kirche geistig loszulösen begonnen; der verächtliche Hochmuth der Päpste, die geistige Verkommenheit des Klerus überhaupt hatte das Interesse an kirchlichen Dingen geschwächt, nnd wenn auch der offene Abfall nicht gerade allen nöthig schien, so gewöhnte man sich doch in Dingen der verschiedensten Art, im Staats- und Rechtsleben, in der Philosophie, in der Historie, wo immer früher einzig die Kirche befohlen oder geleitet hatte, zu einem vom Kirchensystem unabhängigen Denken. Das aufkommende Bürgerthum hieng von vornherein nicht so eng an der Kirche, wie der Adel es gethan hatte, und der Kampf der Städte und Bauern gegen die Fürsten und Ritter sieht sehr unkirchlich aus. Der Humanismus verfolgte dann prinzipiell eine von der Kirche unabhängige Richtung. Die reformatorische Bewegung ist nun zwar auch eine Wirkung dieser Freiheit, und in ihrem Gefolge nehmen ja andere freiere Bestrebungen socialer und literarischer Art einen höhern Aufschwung. Doch ist sie eben eine religiöse Bewegung, und indem sie die Abhängigkeit des Menschen von der Autorität der alten Kirche löst, schafft sie sich eine neue Theologie und wird sofort der erbittertste Feind aller Reformbestrebungen, die nicht in ihr System taugen. Statt der alten, bereits zum Gespötte gewordenen Scholastik bekommen wir eine neue Scholastik, gegen welche der Feldzug des Geistes von neuem beginnen muß. Sogar die fröhliche Bewegung des humanistischen Treibens wird von der strengen, nüchternen Lebensrichtung der späteren Reformatoren geknickt. Jede deutsche Stadt, worin die Reformation ihren Einzug gehalten hat, wird von der freudlosen Ruhe Zeugniß ablegen können, in welche die religiöse Bewegung alles geistige Schaffen senkte.

Noch schlimmer wurde es in Folge der durch die Reformation hervorgerufenen Gegenbewegung, der s. g. Gegenreformation in den Nachbarländern und in einem großen Theile Deutschlands selber. Mit neuer Kraft erhob sich dort die Partei des einseitigen Kirchenthums, zum Theil von sehr unlautern Motiven geleitet, und gab sich alle Mühe, da ihr auf dem Kampfplatz des höhern geistigen Lebens doch kein Sieg bevorstand, in dem Gebiete des Formenwesens die Palme zu erringen. Die Renaissance in Italien und Frankreich verfällt sofort dieser Strömung, und das protestantische Deutschland ist nicht stark genug, auf diesem Gebiete nachhaltig entgegenzuwirken. Denn Oberdeutschland, das zwar vor dem protestantischen Niederdeutschland eine ungleich reichere Vergangenheit und in Folge davon ein weit reicheres Bildungskapital besaß, war ja zum großen Theile dem Katholicismus wieder anheimgefallen; Oesterreich zumal, in der hövischen Zeit so reich an nationaler Bildung und bis zur Reformation voll schaffender Kräfte, gieng für die geistige Fortentwicklung Deutschlands auf Jahrhunderte hinaus so gut wie verloren; Bayern ebenfalls. Und so kommt es

denn, daß die Dichtung der Opitzischen Schule, die doch ganz auf protestantischem Boden erwächst, aus einer Bildungsquelle schöpft, die gerade das Gegentheil von dem ist, was die Reformation eigentlich erzielt hatte; es ist bezeichnend, daß Opitz eine Zeit lang im Dienste eines gegen die Protestantischen kriegführenden katholischen Fürsten stand.

Deutschland bedurfte einer eingreifenden Wiedergeburt, um sich selber wieder zu finden.

Sie kam von zwei Seiten. Gegen die starre Nüchternheit der protestantischen Orthodoxie erhob sich in Spener und seinen Genossen der Pietismus. Wenn gleich einseitig religiös wirkend, stand er doch für die freie Bewegung des Gemüthes ein. Was aber den Geist nachhaltiger freimachen sollte, war die Aufklärung, die Befreiung von der Despotie der Kirche. Es ist dies wiederum keine national-deutsche, sondern eine allgemeine, kosmopolitische Macht, die an Deutschland zu arbeiten bestimmt war. Das nationale Leben ist so tief gesunken, daß von ihm keinerlei Kraft ausgeht. Die Literatur war es, welche den Geist zuerst erneuern mußte, damit später besonderes nationales Leben entstehen konnte.

Die Aufklärung beginnt um die Mitte des 17. Jahrhunderts in England den systematischen Kampf mit dem Erbe des Mittelalters. Und zwar ist es die Naturwissenschaft und ihre inductive Methode, die im Vordergrunde des Kampfes steht. Bis in ihre Gebiete hatte die kirchliche Reaktion nicht gereicht; sie hatte ungestört die von den humanistischen Bewegungen her gelegten Keime entwickeln können. Das 17. Jahrhundert ist überaus reich an glänzenden Entdeckungen und rascher Entwicklung der Naturwissenschaften. Astronomie, Geographie, Physik und Kosmologie, Botanik und Zoologie haben damals eine Burg nach der andern erstürmt. Vorläufig arbeiten sie auf ihrem eigenen Gebiete, ohne Rücksicht auf die daneben bestehende theologische Weltauffassung. Die englische Aufklärung begann nun, besonders durch Newton's Entdeckungen angeregt, die Methode der Naturwissenschaft auf die Wissenschaft und das Wissen überhaupt anzuwenden. Man prüfte die Dinge, die Zustände, die Ideen, den Glauben, die Meinungen, die Einrichtungen und Gesetze nach ihren natürlichen Gründen; Vernunft, ratio, wurde das Losungswort der Denker; Freidenker deren Ehren- und Spottname zugleich. Es gab bald keine Seite des menschlichen Wissens- und Glaubensgebietes, an die man den neuen Maßstab nicht angelegt hätte, und keine, wo sich nicht Resultate erzielt hätten, die dem bisherigen Glauben schnurstracks entgegengesetzt gewesen wären. Das ist der erste Grundzug der englischen Aufklärung, Kampf gegen den Kirchenglauben und die von ihm ausgehende Vergewaltigung des freien Denkens. Ein anderer Grundzug dieser Geistesbewegung erweist sich darin, daß man die Resultate der Bildung nun auch möglichst weiten

Kreisen zukommen zu lassen sucht. Die Kirche hatte alle Menschen in Kleriker und Laien getheilt, und in Folge der kirchlichen Bildung gab es auch sonst zwei getrennte Bildungsstufen, Lateinsprecher und -Schreiber und Volkssprachensprecher und -Schreiber, Gelehrte und Ungelehrte, Wissende und Unwissende. Sofort begann nun auch die alte Ehrfurcht vor dem alleinseligmachenden Latein zu sinken und die Volkssprachen schienen nunmehr würdig, auch in den Dingen der höhern Bildung das Latein vertreten zu können. Die Dichtung hat in der englischen Aufklärung meist die Rolle übernommen, den neuen Ideen behufs möglichster Verbreitung ein schönes Gewand zu leihen.

Die Verhältnisse und Bedingungen, unter welchen in England die Aufklärung erwachsen ist, bestanden im Allgemeinen auch in Deutschland und wirkten hier selbständig. Auch Deutschland nimmt am Aufschwung der Naturwissenschaften Antheil; auch in Deutschland beginnt die inductive Methode die scholastische zu verdrängen, worin sich besonders Wolff große Verdienste erwarb; auch in Deutschland verdrängte Thomasius und Andere allmählig das Latein von seinem Thron und Katheder; auch in Deutschland beginnt man, wie Leibnitz thut, daran zu denken, daß man auch deutsch philosophiren könne. Dennoch werden diese Bestrebungen erst mächtig, seitdem der Einfluß der englischen Aufklärung sich direkt in Deutschland kenntlich macht.

Abgesehen von zahlreichen Uebersetzungen englischer Werke ins Deutsche, übersetzt und ahmt man besonders die englischen Wochenschriften nach, welche seit 1709 besonders durch Addison das einflußreichste Mittel zur Verbreitung allgemeiner Kenntnisse und vernünftiger Aufklärung geworden waren. Zwei Zürcherische Jünglinge, Bodmer und Breitinger, beginnen 1721 mit den „Diskursen der Maler"; alles was menschlich sei und die Menschen angehe, gebe ihnen Materie an die Hand, zu gedenken und zu schreiben. Die Diskurse fanden bald Nachahmungen. In Hamburg erschien 1724 „Der Patriot", in Leipzig 1725 „Die vernünftigen Tadlerinnen" von Gottsched.

Der englische Einfluß lebte ferner wirksam in einigen neu aufstrebenden Dichtern, die zwar mit bescheidenen Gaben des Genius ausgestattet, dennoch durch ihr tüchtiges, gesundes Denken weit über die elende Geschmacksrichtung der herrschenden Schlesier hervorragten. Die Vorliebe für Naturschilderungen, die einige von ihnen kennzeichnet, steht in unverkennbarem Zusammenhang mit der Vorliebe für die Naturwissenschaften. Es sind Brockes, Drollinger, Haller und Hagedorn.

Abseits von diesen Dichtern spiegelt sich der Kampf der englischen Aufklärung mit der hergebrachten Renaissancedichtung in dem Streite zwischen Bodmer und Gottsched; Gottsched ist der begeisterte Anhänger der französischen Classicität, Bodmer

nicht minder begeistert für die englische Dichtung; obgleich nichts weniger als Deist, sieht er doch von Jugend auf nach den vernünftigen Gründen der Dinge, sieht zuerst den Inhalt, dann die Form, während Gottsched kein höheres Ideal kennt als die pompöse Eleganz der welschen Nachbarn. Im Zusammenhang damit steht, daß Gottsched seine Hauptkraft dem Theater, Bodmer die seinige dem Epos zuwendet. Es braucht hier nicht auseinandergesetzt zu werden, von wie großem Einfluß Bodmer für die Entwicklung der deutschen Dichtung geworden ist; das wird sich bei Klopstock erweisen. Vorläufig war durch den Federstreit der Zürcher und Leipziger jedenfalls so viel gewonnen, daß die erwachte kritische Thätigkeit sich damit auch dem Gebiet der Dichtung zuwandte und das Interesse an derselben steigerte.

Als den vorzüglichsten Repräsentanten der durch die Aufklärungsbewegung vertieften und vermenschlichten Renaissancedichtung hat man stets Haller's Alpen anerkannt; wir schicken deshalb hier dieses Gedicht den klassischen Dichtungen des 18. Jahrhunderts voraus. Hier sind wohl alle Strömungen der neu aufwachenden Zeit zusammengeflossen und haben zwar kein Werk eines großen Dichtergenius — ein solcher sollte erst zwanzig Jahre später erscheinen —, aber eine höchst eigenthümliche, für die Zeit bedeutende Dichtung geschaffen. Vor allem ist Albrecht von Haller (1708—1777) einer der größten Naturforscher seiner Zeit, ein Mann, der mit eisernem Fleiße, tüchtigstem Charakter, bewunderungswürdigster Vielseitigkeit und warmer Begeisterung für die Natur zugleich eine wissenschaftliche Schöpfungskraft verband, die ihm für alle Zeiten in der Geschichte der Wissenschaften einen der ersten Plätze anweist. Auf dem Gebiete der Dichtkunst arbeitet auch er wie alle Dichter seit Opitz nur nebenher zur Erholung von strengen Berufsgeschäften und Berufsarbeiten. Noch bekennt er sich selber nicht frei von Lohensteinischen Einflüssen; man sieht das überall im Gedichte am hohen rhetorischen Ton, an den studierten Bildern, dem Gebrauch mythologischer Ausdrücke, an dem vornehmen Sprachgefüge, den steifen Wortzusammensetzungen, der Häufung schmückender Beiwörter, am Alexandriner. Haller ist aber früh in Basel mit Drollinger befreundet und von ihm auf die englischen Schriftsteller hingewiesen worden. Den englischen Einfluß erkennt man in dem wirklich bedeutenden, den reichen Denker verrathenden Gedankeninhalte, zumal an dem sittlichen Grundgedanken, der das Gedicht durchzieht, daß die wahre Glückseligkeit nicht in äußern Dingen, sondern im Frieden der Seele und im rechten Gebrauche der Vernunft beruhe. Ist auch nirgends gegen die Kirche und ihren Glauben polemisiert, so athmet doch das ganze Gedicht den Geist des freidenkenden Mannes, den Geist wahren Menschenthums, wie es scheint mehr, als Hallern in seinen spätern Jahren angenehm war. Mit Brockes theilt Haller die

ebenfalls von den Engländern überkommene Vorliebe und Begeisterung für die Erscheinungen der Natur; nur ist er tiefer und seine Natur größer als die des Hamburgers. Bemerken wir ferner, wie noch keine Spur persönlichen Seelenlebens vom Dichter aus in die Dichtung eingeschossen ist, weshalb wir auch vom Leben des Dichters hier Umgang nehmen wollen; wie ferner die Dichtung noch keine Spur volksthümlicher Denkart und Dichtart verräth; und vergessen wir endlich nicht, daß im Gegensatze zu den schlesischen Dichtern wir hier einen Oberdeutschen und speziell einen Schweizer vor uns haben, so werden wir das Gedicht, so sehr es auch dem unmittelbar poetischen Genusse uns jetzt entrückt ist, in seiner Bedeutung für die Mitwelt zu würdigen verstehen.

Die Renaissancedichtung der Opitzischen Periode besaß kein Epos, sowenig als die französische Renaissance. Die „Alpen“ galten als ein beschreibendes Gedicht; in französischen Uebersetzungen heißen sie eine Ode. Die Gliederung des Gedichtes beruht auf logischen Schlußfolgerungen, die wir hier kurz vorausnehmen.

„Das Glück des Menschen hängt nicht von äußern Dingen ab, sondern ist einzig bedingt durch den Zustand der bedürfnißlosen Seele. Zwar die goldne Zeit ist vorbei; aber in den Alpen lebt noch ein Volk, das durch Genügsamkeit glücklich ist. Wohl dir, vergnügtes Volk, und hüte dich, deine Einfalt nicht zu verlieren!

„Die Natur hat dem Volke der Alpen nur spärliche Gaben zugetheilt, dafür aber wohnt Eintracht, Freude, Vernunft unter ihnen. Kein Unterschied der Stände, keine Ehrsucht, keine Unzufriedenheit, keine leere Gelehrsamkeit; bloß einfältiges Rechtthun ist hier zu Hause. Das Leben des Menschen geht hier seinen stäten, ruhigen, durch keine Leidenschaft gestörten Gang.

„Und zwar schon im ersten Frühlinge zieht der Senne mit dem Vieh auf die niedern Alpen, um Abends wieder in die gewohnte Hütte zurückzukehren. Später mäht er die würzige Wiese für seine Heerde und im Herbst sammelt er sein Obst; nur Wein hat er keinen; die gütige Natur hat ihn mit diesem Gifte verschont. Dagegen jagt er auf den Bergen im Herbst das Reh und die Gemse. Für den Winter hat er sich vorgesehen durch Ziger und Käse. Wenn endlich Schnee ihn von der Alpe vertreibt, ruht er aus in der feierlichen Ruhe seines Hauses.

„Da weiß der eine den Lauf der Witterung vorauszusagen, ein anderer singt Hirtenlieder, ein Greis berichtet von den Thaten der Vorfahren, ein anderer zeigt, was dem Volke recht und gut und was zu vermeiden sei, ein Dritter aber schließt den staunenden Zuhörern die Schätze der heimatlichen Natur auf.

„Denn auch in den Alpen hat die Natur ihre Gaben ausgetheilt; hier ist der Quell der Ströme, hier die herrlichsten Aussichten auf Berge, Felsen, Seen, Thäler, Gletscher, Weiden, Ge-

treidefelder und Heerden, hier der schäumende Waldstrom und der Wasserfall. Ja, wer gelernt hat, sein Auge für die Gegenstände der Natur zu schärfen, dem bieten sich überall unergründliche Schätze dar. Prächtige Beleuchtung, Alpenblumen, Krystallhöhlen, warme Wasser, Salz, sogar Gold, das der Hirte, unerhört! nicht für sich aufhebt.

„Seht, Sterbliche, hier ein Beispiel für euch! euch lassen Ehre, Wollust, Reichthum elend; hier hat Genügsamkeit ein Volk glücklich gemacht."

Den Grundstock des Gedichtes bildet eine poetische Beschreibung und Verherrlichung der Alpen und ihrer Bewohner; er ist aber eingerahmt, durchzogen und belebt durch die Idee von der Bedeutungslosigkeit vergänglicher Ehre und Pracht und der Würde eines in Natur und Vernunft begründeten Lebenszustandes. „Aecht dichterisch," sagt Hettner, „liegt das vollste Licht nicht auf der äußern Scenerie, welche Sache des Landschaftsmalers, nicht des Dichters ist, sondern vielmehr auf der elegischen Sehnsucht nach der Natur und Sitteneinfalt der weltabgeschiedenen Alpenbewohner, welche den der städtischen Bildung entflohenen Dichter so unendlich anmuthete. Es ist derselbe tiefberechtigte, im Schiller'schen Sinn sentimentale Gegensatz, welcher einige Jahrzehnte später in der Insel Felsenburg, in den Idyllen Salomon Geßners und besonders in Rousseau weltbewegend in das allgemeine Bewußtsein trat." Man hat das Gedicht mit Tacitus Germania verglichen; beider Schriften Wirkung beruhen weniger auf dem sachlichen Inhalte, als in der ethischen Grundstimmung.

Haller hat später dem Gedichte folgende Begleitworte mitgegeben: „Dieses Gedicht ist dasjenige, daß mir am schwersten geworden ist. Es war die Frucht der großen Alpenreise, die ich A. 1728 mit dem jetzigen Herrn Canonico und Professor Gesner in Zürich gethan hatte. Die starken Vorwürfe lagen mir lebhaft im Gedächtniß. Aber ich wählte eine beschwerliche Art von Gedichten, die mir die Arbeit unnöthig vergrößerte. Die zehenzeilichten Strophen, die ich brauchte, zwangen mich so viel besondere Gemählde zu machen, als ihrer selber waren, und allemal einen ganzen Vorwurf mit zehen Linien zu schliessen. Die Gewohnheit neuerer Zeiten, daß die Stärke der Gedanken in der Strophe allemal gegen das Ende steigen muß, machte mir die Ausführung noch schwerer. Ich wandte die Nebenstunden vieler Monate zu diesen wenigen Reimen an, und da alles fertig war, gefiel mir sehr vieles nicht. Man sieht auch ohne mein Warnen noch viele Spuren des Lohensteinischen Geschmacks darin."

Was schließlich den Text betrifft, so geben wir das Gedicht in der ältesten Gestalt, in welcher es in der ersten Ausgabe von Haller's Gedichten vom Jahr 1732 steht, diese Ausgabe erschien ohne des Verfassers Namen als „Versuch schweizerischer Gedichte"

in Bern und wir verdanken deren Einsicht der Güte der Berner Stadtbibliothek. Dreißig Ausgaben der Gedichte Hallers sollen erschienen sein (ohne Zweifel die Einzelausgaben der „Alpen" mitgezählt), die letzte von Haller selbst besorgte, die eilfte, im Jahr 1777, also 45 Jahre nach der ersten. Der sorgsame und bescheidene Mann sah nach und nach eine ganz neue deutsche Dichtung erstehen und versuchte derselben insoweit gerecht zu werden, daß er unaufhörlich an seinen Dichtungen feilte und landschaftlichsprachliche, wie seinem Urtheil nach kunstwidrige Härten ausschied und ersetzte. Das Gedicht hat kaum dadurch gewonnen. Für die Geschichte der Dichtung beansprucht natürlich die erste Ausgabe den Vorrang. Wir geben den Text durchaus getreu, bloß mit Vereinfachung der auch vom Dichter nicht streng eingehaltenen Schreibung eines ff vor t (Lufft, Krafft u. dgl.), des y statt i und des tz statt z, sowie einer verbesserten Interpunktion. Die Varianten der spätern Ausgaben findet man, aber unvollständig, in der 1828 zu Bern erschienenen und von J. R. Wyß besorgten Ausgabe. Wir theilen ihrer bloß solche mit, die von besonderem Interesse zu sein scheinen. Die Haller'schen Anmerkungen bezeichnen wir mit H und bemerken dazu, daß man sie am vollständigsten in der Herrliberger'schen Separatausgabe der Alpen, mit französischer Uebersetzung und einer Vignette für jede Strophe, Bern 1773, vorfindet, einer Ausgabe, an der Haller besondern Antheil genommen hat.

Haller's Alpen.

(1729).

[Geht, eitle Sterbliche, erfüllt die Luft mit Schlössern,
Theilt nach Korinthens Lehr gehauene Bergen[1] auß;
Belebt der Gärten Pracht mit steigenden Gewässern,[2]
Bedeckt mit Sammt den Leib und mit Porphyr das Haus;[3]
Umhängt die Marmorwand mit persischen Tapeten,
Speißt Tunkins Nest[4] auß Gold, trinkt Perlen auß Smaragd;
Entschlaft beim Saitenspiel, erwachet bei Trompeten,
Meßt Gärten bei der Meil', schließt Länder ein zur Jagd:
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.]

---

[1] Haller entschuldigt sich in der Vorrede zur dritten Auflage wegen der Sprachfehler damit, daß das Teutsche zwar einigermaßen seine Muttersprache sei, aber in seinem Vaterlande viel unreiner, fast seltener gesprochen werde, als das ganz fremde Französische. „Wir haben mit den oberteutschen Kreißen gemein, daß wir viele Wörter mit einem andern Geschlechte gebrauchen, als in Sachsen gewöhnlich ist. Der zweite Fall in

1. Die Seele macht ihr Glück, ihr sind die äussern Sachen
Zur Lust und zum Verdruß, nur die Gelegenheit;[5]
Ein wohlgesetzt Gemüht kann Galle süße machen,
Da ein verwehnter Sinn auf alles Wermuth streut.
Was hat ein Fürst bevor,[6] das einem Schäffer fehlet?
Der Scepter ekelt ihm, wie dem sein Hirtenstab.
Weh ihm, wann ihn der Geitz, wann ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schaar, die ihn bewacht,[7] hält den Verdruß nicht ab;
Der aber, dessen Sinn gesetzte Ruhe wieget,
Fragt er, wann er entschläfft, ob er auf Schwanen[8] lieget?

2. Beglückte güldne Zeit, du Erstgeburt der Jahren,
O, daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die Zeiten noch ein später Frühling waren,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt;
Nicht weil die falbe Saat stäts brache Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lieff,
Nicht weil kein kühner Löw' die schwachen Perche[9] schrekte,
Und ein verirrtes Lamm bei Wölfen sicher schlieff:
Nein, weil der Mensch noch nicht voll lüsternem Verlangen
An dem geschätztem Nichts der Eitelkeit gehangen.

---

der mehreren Anzahl ist selbst in unsern Bibeln und Symbolischen Büchern anderst als in dem übrigen Teutschlande beschaffen. Viele Wörter sind bei uns gebräuchlich, die bei andern veraltet sind, und tausend andere sind in Sachsen in beständigstem Gebrauche, die ein Schweizer nicht ohne ein Wörterbuch verstehet." Der vorliegende Akkusativ-Plural Bergen, neben dem in dem Gedichte zahlreiche Nominative und besonders Genetive starker Deklination mit der Endung en erscheinen, ist ein altes Erbtheil der alemannischen Mundart und scheint daher zu rühren, daß schon früh die alemann. Umgangssprache kein en in der Flexion mehr kannte und daher, wenn es galt schriftdeutsch zu schreiben, dasselbe als besonders auszeichnendes Merkmal der Schriftsprache auch da setzte, wo es nicht hingehörte. Haller zumal sprach in seiner Heimat entweder Französisch oder seine oberdeutsche Mundart. In den spätern Auflagen wurden die meisten dieser n oder en ausgemerzt. Die Bedeutung der dunkeln Zeile ist: Baut Euch prächtige Bauwerke von mächtigen Säulen nach korinthischer Säulenordnung. — [2] mit Fontainen. — [3] Vers 1—4 wurden später folgendermaßen verändert:

Versucht, ihr Sterbliche, macht euren Zustand besser,
Braucht, was die Kunst erfand und die Natur euch gab;
Belebt die Blumen-Flur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Korinths Gesetz gehaune Felsen ab.

[4] die berühmten Vogelnester. die in Indien unter den Leckerbissen ganz bekannt sind, und die man zuweilen auch in Europa auf vornehmen Tischen sieht, findet man auf einigen Inseln am Ufer von Tunkin (Tonkin in Annam). H. — [5] bloß die äußere, dem Zufall unterworfene Beschaffenheit. — [6] voraus. — [7] wie Wilhelm der Eroberer. H. — [8] in den spätern Ausgaben: Eidern. — [9] Hürdenumzäunung zur Aufnahme von Vieh im Freien; sonst Pferch, später schrieb Haller Hürden.

3. Ihr Schüler der Natur! gebohrn' und wahre Weisen! [10]
Die ihr auf Schweizerlands beschneiten Mauren wacht,
Ihr, und nur ihr allein kennt keine Zeit von Eisen,
Weil Tugend Müh' zur Lust, und Armuth glücklich macht.
Das Schiksal hat euch zwar kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl; [11]
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eiß umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles diß verbessert,
Der Elementen Neid hat euer Glück vergrößert.

4. Wohl dir, vergnügtes Volk! dem ein geneigt Geschicke
Der Lastern reiche Quell, den Ueberfluß, versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuht selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Ländern Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei [12] der Helden Speiß und Holz der Göttern Hauß;
Als aber ihm das Maaß von seinem Reichthum fehlte,
Trat der geharnschte Nord [13] den feigen Stolz in Grauß.
Du aber, hüte dich, was grössers zu begehren;
Dein Glücke wird so lang als deine Einfalt währen.

5. Laß sein, daß die Natur der Erde Ranft [14] versteinet,
Genung, dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt; [15]
Sie hat dich von der Welt mit Bergen abgezäunet,
Weil sich die Menschen selbst das gröste Elend sind;
Dein Trank ist reine Flut und Milch die meisten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Bergen tiefster Schacht gibt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu sein wie du!
Dann wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblühmt und Boreas gelinder.

6. Glückseliger Verlust von Schade-vollen Gütern!
Der Himmel hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht;
Die Eintracht wohnt bei euch in friedlichen Gemühtern,
Weil keine Eitelkeit euch Zwietrachts-Aepfel reicht;
Die Freude wird hier nicht mit banger Forcht [16] begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt;

---

[10] später: ihr kennt noch güldne Zeiten! — [11] Blitzstrahl. — [12] palmentum. H. — [13] die tapfern germanischen Völker. — [14] der Ranft, umschließender Rand, Rinde, in der Schweiz besonders Brotrinde. Später: Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen. — [15] geht auf, früher von der Sonne, hier und schweizerisch von den Pflanzen, Keimen, Aufgehen der Blüte. — [16] die bis ins 18. Jahrhundert vorkommende, organisch richtige Form, erst seit dem 15. Jahrhundert durch Furcht verdrängt. —

Hie herrschet die Vernunft, von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehrers hält vor[17] Last:
Was Epictet[18] gethan und Seneca geschrieben,
Sucht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

7. Hier herrscht kein Unterscheid, den Hochmuth hat erfunden,
Der Tugend unterthan und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh' besetzt die Nacht;
Hier läßt kein roher Geist sich von der Ehrsucht blenden;
Des Morgens Sorge frißt die heut'ge Freude nie;
Die Freiheit theilt dem Volk aus unparthei'schen Händen,
Mit immergleichem Maaß, Vergnügen, Ruh' und Müh'.
Die Wollust herrscht hier nicht, sie findet keine Stricke,
Man ißt, man liebt, man schläfft, und kennt kein ander Glücke.

8. Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,[19]
Man mißt die Straßen nicht von Rom und von Athen,[20]
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesätze,
Und Niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreisen gehn.
Doch was verliehret Ihr? Welch' Weiser lebt vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt, und stirbt sich unbekannt.
Die Wollust wird bei ihm vergällt, und nicht besieget,
Er lebt, er ließt, zuletzt, was weiß er? nichts als Tand.
Und hier hat die Natur die Lehre, recht zu leben,
Dem Menschen in das Herz und nicht ins Hirn gegeben.

9. Hier macht das Glücke nie die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nie auf kaum gefühlte Freud';
Im ganzen Leben herrscht ein nie gestörter Frieden,
Heut ist wie gestern war, und morgen wird wie heut.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern mahlt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roht.
Der Jahren Lust und Müh stehn stäts auf gleicher Waage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.

---

[17] Noch Schiller, Göthe, Herder, Lessing verwechseln die, zwar ursprünglich zusammenfallenden, Präpositionen für und vor. — [18] Epictet lebte anfangs als Sklave zu Rom, später in Epirus zur Zeit Nero's bis Hadrians, und erneuerte die stoische Philosophie im Sinne des Sokrates. — [19] man handelt hier nicht in kleinlicher Gesinnung um gelehrte, unnütze Dinge. — [20] Spätere Ausgaben haben: zu Rom und zu Athen; die Ausgabe von Heerliberger schreibt: nach Rom und nach Athen. Soll es bedeuten: Die abgemessenen Straßen Roms und Athens finden hier ihresgleichen nicht; oder: man kümmert sich hier nicht um die unnützen Untersuchungen gelehrter Alterthümler, welche sogar die Straßen der alten Welt ausmessen.

Nur hat die Fröhlichkeit bißweilen wenig Stunden
Dem unverdroßnen Fleiß mit Mühe ausgewunden.[21]

10. Wann durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen
Und Titans reiner Strahl der Jugend Adern schwellt,
So sammlet sich ein Dorff im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuht sich dem Volk zur Schaue stellt.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib und schlinget Huft um Huft.[22]
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.
Den aber führt die Lust, was edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäfferinnen.[23]

11. Dort fliegt ein schnelles Blei in das entfernte Weisse,
Das blitzt und Luft und Ziel im gleichen Nu durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleise,
Nach dem erwählten Zweck mit langen Säzen fort;[24]
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen
In dem zertretnen Gras bei einer Dorff-Schallmei,
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Takte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bei.
Das graue Alter selbst sitzt hin in lange Reihen,
An ihrer Kindern Freud ihr Herze zu erfreuen.

12. Dann[25] hier, wo die Natur allein Gesätze[26] giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.

---

[21] Man sieht leicht, daß dieses Gemählde auf die vollkommene Gleichheit der Alpenleute geht, wo kein Adel und sogar kein Landvogt ist, wo keine möglichen Beförderungen eine Bewegung in den Gemüthern erwecken und die Ehrsucht keinen Namen in der Landsprache hat. H. — [22] die Huft ist die alte, organische Form, aus dessen Plural später die Form die Hüfte hervorgegangen ist. — [23] diese ganze Beschreibung ist nach dem Leben gemahlt. Sie handelt von den sogenannten Bergfesten, die unter den Bewohnern der Bernischen Alpen ganz gemein und mit mehr Lust und Pracht begleitet sind, als man einem Ausländer zumuthen kann zu glauben. Alle die hier beschriebenen Spiele werden dabei getrieben: das Ringen und das Stienstoßen, das dem Werfen des alten Disci ganz gleich kömmt, ist eine Uebung der dauerhaften Kräfte dieses Volks. H. — [24] damit wird das gewöhnliche Kegeln gemeint sein; das bestimmte Gleis ist das Brett, das mancherorts von dem Anschußorte an bis zum vordersten Kegel belegt ist. Der Zweck ist eigentlich der die Schießscheibe in der Mitte befestigende Holznagel, dann Zielpunkt überhaupt. — [25] dann und denn sind erst später auseinandergegangene Formen eines Wortes, wobei man dem dann die Folge in der Zeit, dem denn die Gedankenfolge überließ. Aeltere Schriftsteller haben diesen, in der Sprache nicht begründeten Unterschied noch nicht beobachtet. — [26] entweder giebt es zwei Substantive dieser Form, ein älteres, unmittelbar vom Verb abgeleitetes, das Gesetz, und ein jüngeres Collectiv von der Satz, das Gesätz, oder die spätere Schreibung hat bloß das ältere Gesetz dem Satz genähert.

Was liebens-würdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht alles werth und Liebe alles gleich.
Die Armuht wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wigt die Gunst hier nicht vor schweren Kisten[27] hin.
Die Ehrsucht theilet nie, was Liebe hat verbunden,
Die Staats-Sucht macht sich nicht zur Unglücks-Kupplerin.
Die Liebe brennt hier frei und förcht kein Donner-Wetter,
Man liebet vor sich selbst, und nicht vor seine Vätter.[28]

13. So bald ein junger Hirt die sanfte Glut empfunden,
Die ein geliebtes Aug' in muntre Geister senkt,
So wird des Schäffers Mund von keiner Forcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn kränkt.
Sie hört ihn, und verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und thut, wornach sie strebt.
Dann zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmuht fließt und durch die Tugend lebt.
Verzüge falscher Zucht,[29] der wahren Keuschheit Affen,
Der Hochmuth hat euch nur zu unserer Quaal geschaffen.

14. Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet sie, sie ihn, dies macht den Heirath-Schluß.
Die Eh' wird oft durch nichts als beider Treu befestigt,
Vor Schwüre dient ein Ja, das Sigel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie auf nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanfft-geschwollnes Mooß,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schooß.
O dreimahl Selige! Euch muß ein Fürst beneiden,
Dann Liebe balsamt Gras, und Ekel herrscht auf Seiden.[30]

15. Hier bleibt das Eh-Bett rein, es brauchet keiner Hütern,
Weil Keuschheit und Vernunft darum zu Wache stehn;

---

[27] Für, gegen schwere Kisten, gegen Reichthum. — [28] diesen Schlußsatz der Strophe hat man viel belächelt, er ist freilich plump ausgefallen, und die beiden oberdeutschen Ausdrücke förcht (später scheut) und vor (später für) haben den Ausdruck noch schlimmer gemacht. Aber wenn man bedenkt, wie die französische Denkart der höhern Stände auch in Deutschland aus der Ehe einen gemeinen Kontrakt gemacht hatte, zwischen den Vätern abgeschlossen und nicht zwischen den Gatten, so war dieser scharfe Spruch ganz an seinem Platze und hat sicher zu seiner Zeit seine Wirkung nicht verfehlt. — [29] Tscharner übersetzt: refus d'une fausse pruderie, also Verweigerungen (der Plural zeigt das öftere Vorkommeu der Thatsache an) der Liebe, welche aus falscher Zucht hervorgehn; wir, das ist die höhern Stände, verweigern der wahren Liebe ihr Recht, weil die Mode es so verlangt. — [30] in dieser Strophe erhebt sich Haller zu wahrhaft Rousseau'scher Begeisterung für den natürlichen und eben deshalb sittlichen Zustand des Menschen.

Ihr Vorwitz ekelt nicht nach unerlaubten Gütern,
Was man geliebet, bleibt auch nach der Hochzeit schön.
Die keusche Liebe streut auf ihre Arbeit Rosen,
Des Tages Müh' vergräbt ein wollust-reiches Bett,
Und lernt man nicht die Kunst, nach Regeln liebzukosen,
So laut' auch Stammeln süß, wann nur das Herze redt.
Der Eintracht hold Geleit, Gefälligkeit und Scherzen,
Belebet ihre Küß' und herrscht in ihren Herzen.

16. Entfernt von eiteln Tand der mühsamen Geschäften
Wohnt hier die Seelen-Ruh und flieht der Stätten Rauch.
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reiffe Kräften,
Der träge Müssiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering und die Gesundheit leicht,
Denn durch ihr Herze fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Bättern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, der Jähzorn[31] nicht befeuret,
Kein geiles Eiter[32] fault, das Schwelgen nicht versäuret.

17. Sobald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret,
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wann sich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt,
So bald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilet aufs Gebürg, des Viehes Speiß zu finden,
Wo kaum noch durch das Eis der Kräutern Spitze sprießt.[33]
Das Vieh verläßt den Stall und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.

18. Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüßen,
Und uns das Aug' der Welt die ersten Blicke giebt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Stund zwar haßt, doch nicht verschiebt.
Er treibt den trägen Schwarm der schwer-beleibten Kühen
Mit freudigem Gebrüll durch den bethauten Steg,
Sie irren langsam um, wo Klee und Muttern[34] blühen,
Und mähn das zarte Gras mit scharfen Zungen weg.

---

[31] Dafür später: kein fremder Wein. — [32] das Eiter ist wieder die ältere Form für der Eiter. Später: kein welscher Koch. Es ist, als ob der Leser aus dieser überaus prosaischen Beschreibung von den Folgen eines lasterhaften, blasierten Lebens den Arzt heraushöre, der in seiner Praxis mit Dickbauch, Eiter und Säure zu schaffen gehabt hat. — [33] im Anfange des May Monaths brechen aus den Städten und Dörfern die Hirten mit ihrem Vieh auf und ziehen mit einer eigenen Frölichkeit erst auf die niedrigen und im Brachmonath auf die höhern Alpen. H. — [34] ein Kraut, das in den Weiden allen andern vorgezogen wird. Seseli foliis acute multifidis umbella purpurea. Enum. Helv. p. 431. H. Nach Stalder: Phelandrinum mutellina. Linn.

Er aber setzet sich bei einem Wasser-Falle
Und ruft mit seinem Horn dem lauten Widerhalle.

19. Wann der entfernte Strahl die Schatten nun verlängert,
Und Phöbi müdes Licht sich senkt in kühle Ruh,
So eilt die satte Schaar, vom Ueberfluß geschwängert,
Mit schwärmendem Geblök gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, noch eh sie ihn erblicket,
Der Kindern froh Gewühl frolockt und spielt um ihn.
Und ist der süße Schaum der Euter ausgedrücket,
So sitzt das ein'ge[35] Paar zu schlechten Speisen hin.
Begierd' und Hunger würzt, was Einfalt hat bereitet,
Biß Schlaf und Liebe sie umarmt zum Bett begleitet.

20. Wann nun von Titans Glanz die Wiesen sich entzünden[36]
Und in dem falben Gras des Volkes Hoffnung reifft,
So eilt der muntre Hirt nach den bethauten Gründen,
Eh' noch Aurorens Gold des Bergen Höh' durchstreifft.
Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget,
Den Schmuck der Erde fällt der Sense krummer Lauff,
Ein lieblicher Geruch, aus tausenden zermenget,
Steigt aus der bunten Reih' gehäuffter Kräutern auf;
Der Ochsen schwerer Schritt führt ihre künft'ge Speise,
Und ein frolockend Lied begleitet ihre Reise.

21. Bald wann der trübe Herbst die falben Blätter pflücket
Und sich die kühle Luft in graue Nebel kleidt,
So wird der Erde Schooß mit neuer Pracht geschmücket,
Zwar ärmer an Geblüm, doch reich an Nutzbarkeit;
Des Frühlings Augen-Lust weicht größerem Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo vor die Blüthe stund,
Der Aepfel reiffes Gold, durchstriemt mit Purpur-Zügen,
Beugt den gestützten Ast und nähert sich dem Mund.
Der Birnen süß Geschlecht, die honigreiche Pflaume[37]
Reizt ihres Meisters Hand und wartet an dem Baume.

22. Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,
Man preßt kein jährend[38] Naß gequetschten Beeren ab.
Die Erde hat zum Durst nur Brünnen hergegeben,
Und kein gekünstelt Saur[39] beschleunigt uns zum Grab.

---

[35] Später: matte. — [36] dans la saison, où les feux de Titan brûlent la campagne. Tscharner. — [37] die am Fuße der Alpen liegenden Thäler sind überhaupt voll Obst, welches einen guten Theil ihrer Nahrung ausmachet. H —. [38] jähren ist alte Nebenform von gähren; schweizerisch kommt auch eine noch ältere Form jesen vor. — [39] Schon mittelhochdeutsch giebt es eine zum Substantiv verhärtete endungslose sächliche Form des Adjectivs sûr, das sûr; in der Mark heißt der Essig das sûr. Die Einsilbigkeit ist wie bei Feuer, Schauer, Bauer, Geier, Leier ursprünglich organisch.

Beglückte, klaget nicht, Ihr wuchert im verlieren,
Kein Gut, kein nöthig Trank, ein Gift verlieret ihr.
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Mensch allein trinkt Wein und wird dadurch ein Thier.
Vor Euch, o Selige! will das Verhängniß sorgen,
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.[40]

23. Allein es ist auch hier der Herbst nicht lähr an Schätzen,
Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen findt.
So bald der Himmel graut und sich die Nebel setzen,
Schallt schon des Jägers Horn und ruft dem Felsenkind.
Dort kürzt ein schnelles Blei den Lauf getriebner Böcken,[41]
Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und fällt durchbohrt.
Da setzt ein schüchtern Gemsch,[42] beflügelt von dem Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen fort.
Der Hunden lauter Kampf, des Erztes[43] tödlich Knallen
Tönt durch das krumme Thal und macht den Wald erschallen.

24. Indessen, daß der Frost sie nicht entblößt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Meel;[44]
Hier wird auf strenger Glut geschiedner Ziger dicke,
Und dort verdickt die Milch sich in ein stehend Oel.[45]
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Schotten,
Dort trennt ein jährend Saur das Wasser und das Fett.
Hier wird aus dünner Milch der zweite Raub gesotten,[46]
Dort bildt den neuen Käß ein rundgeschnitten Brett.
Das ganze Haus greifft an und schämt sich, lähr zu stehen,
Kein Sklaven-Handwerk ist so schwer als müßig gehen.

25. Wann aber sich die Welt in starren Frost begräbet,
Des Bergen Rücken Eiß, die Thäler Schnee bedeckt,[47]

---

[40] Die Geringschätzung des Weines hat zum Theil ihren Grund in der besonderen Lebensart Hallers. In der von ihm geschriebenen Gegenüberstellung seiner selbst und Hagedorns heißt es: „Herr v. Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüthe; er trank ein Glas Wein und genoß die freundschaftlichen Freuden des Lebens. Ich hingegen sagte im neunzehnten Jahre meines Alters dem Wein ab, ob mir wohl Horazens Fluch nicht unbekannt war; aber es schien mir erträglicher, keine zur Nachwelt durchdringende Verse zu machen, als einem unaufhörlichen Kopfwehe unterworfen zu sein. Hieraus folgt, daß ich mich den lustigen Gesellschaften entzog und mein Vergnügen bei einem stillen Theetische oder bei den Büchern suchte.“ — [41] von Schützen gejagter Steinböcke. — [42] der Gems ist oberdeutsch; die organische Form Gemß besitzt schon mittelhochdeutsch eine Nebenform Gamschen. — [43] Erzt, unnütz erweiterte Form von Erz, die schon im 15. Jahrhundert erscheint. — [44] Mehl der Alpen ist allgemeiner Ausdruck für tägliche Speise der Alpenbewohner. — [45] in Käse. — [46] Recocta oder Zieger. Man kann hierbei des Herrn Scheuchzers Beschreibung der Milcharbeiter in der ersten Alpenreise nach des geschickten Herrn Sulzers Uebersetzung nachsehen. H. — [47] später: Der Berge Thäler Eiß, die Spitzen Schnee bedeckt.

Wann die verdickte Luft voll leichter Flocken schwebet,
Und ein Krystallner Damm der Flüssen Lauff versteckt,
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten,
Wo ein beständger Brand[48] die dürren Balken schwärzt;
Hier zahlt die süße Ruh, was er im Jahr gelitten,
Der Sorgen-lose Tag wird müssig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergetzen.

26. Der eine lehrt die Kunst, das Schicksal künftger Tagen[49]
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn;
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wolken sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn.
Er kennt des Mondes Kraft, die Würkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebürg ein früher Nebel will.
Er zehlt im Merzen schon der fernen Ernde Garben,
Und hält, wenn alles mäht, bei nahem Regen still.
Er ist des Dorffes Raht, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm vor tausend Bücher.

27. Ein junger Schäffer stimmt indessen seine Leier,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedgen singt;
Natur und Liebe gießt in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt und nie die Müh erzwingt;
Die Kunst hat keinen Theil an seinen Hirten-Liedern,
Er schreibt vor wahre Brunst nicht hohe Worte hin,
Auch wann er dichten soll, bleibt er bei seinen Widern,
Und seine Muse redt wie seine Schäfferin.
Kein knechtisches Gesätz hält seinen Geist umschränket,
Er denket wie ein Hirt, und schreibet wie er denket.[50]

28. Bald aber spricht ein Greiß, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimmt;
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von hundert Jahren
Hat seinen Geist gestärkt und nur den Leib gekrümmt.
Er ist ein Beispiel noch von unsern Helden-Ahnen,
In deren Arm der Blitz und Gott im Herzen war.

---

[48] Später: wo fetter Fichten Dampf. — [49] später: was uns die Wolken tragen. Dazu die Anmerkung: Alle diese Beschreibungen von klugen Bauern sind nach der Natur nachgeahmt, obwohl ein Fremder dieselben der Einbildung zuzuschreiben versucht werden möchte. Der Liebhaber der Natur, der alte tapfere Krieger, der bäurische Dichter und selbst der Staatsmann im Hirtenkleide, sind auf den Alpen gemein. Ihrer Einwohner Beredsamkeit, ihre Klugheit und ihre Liebe zur Dichtkunst sind in meinem Vaterlande so bekannt, als auswärtig ihre unerschrockene Standhaftigkeit im Gefechte. H. — [50] die Schlußverse später:

Sein Lehrer ist sein Herz, sein Phöbus seine Schöne,
Die Rührung macht den Vers und nicht gezählte Töne.

Er mahlt die Schlachten ab, zehlt die ersiegten Fahnen,
Umpflanzt der Feinden Wall und nennet jede Schaar.
Die Jugend hört erstaunt und zeigt in den Gebärden
Die edle Ungedult, noch löblicher zu werden.[51]

29. Ein andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesätz, des Volkes Richtschnur ist,
Lehrt, was den Stand erhält, was er vor Fehler hecket,
Wie auch der öftre Sieg der Völkern Stärke frist.
Er zeigt der Freiheit Wehrt, wie Gleichheit an den Gütern,
Und der Gesäzen Forcht des Standes Glück erhält.
Er weist, wie die Gewalt selbst herrschenden Gebietern
Zuerst das Volk erdrückt und dann von selbsten fällt.
Er rühmt der Eintracht Macht und daß vereinte Kräfften
Auch an ein schwaches Land des Glückes Flügel hefften.[52]

30. Bald aber schließt ein Kreiß um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht und ihre Schönheit kennt.
Der Kräutern Wunder-Kraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht und jedes Mooß benennt.
Er wirft den scharffen Blick in unterirrdsche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Luft und sieht die Schwefel-Düfte,
In deren feuchtem Schooß gefang'ner Donner rollt.
Er kennt sein Vaterland und weiß an seinen Schätzen
Sein immer forschend Aug mit Nutzen zu ergetzen.

31. Dann hier, wo Gotthardts Haupt die Wolken übersteiget,
Und der erhabnen Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Lands vereint.

---

[51] Ganz anders freilich lautet desselben Dichters Ausspruch in dem Lehrgedichte: Die verdorbenen Sitten.

Sag an, Helvetien, du Helden-Vaterland!
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt? u. s. w.

Ach! sie vergrub die Zeit und ihren Geist mit ihnen,
Von ihnen bleibt uns nichts, als etwas von den Mienen.

[52] Vers 3–10 lauteten später:

Lehrt, wie die feige Welt ins Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht den Mark der Länder frißt;
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertretten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt:
Wie um uns alles darbt und hungert in den Ketten,
Und Welschlands Paradies nur nackte Bettler hegt;
Wie Eintracht, Treu und Muth, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Zum fünften dieser Verse lautete die Anmerkung: Diese Betrachtung hat schon Burnet gemacht. H.

Wahr ist's, daß Lybien uns öftre Neuheit giebet,
Und jeder Tag sein Sand ein frisches Unthier sieht.
Allein der Himmel hat diß Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur, was nützet, blüht.
Der Bergen ewig Eiß, der Felsen steile Wände,
Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.

32. Wenn Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Von dem erhabnen Sitz[53] von einem Berg erblickt.
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich im Nu das Schauspiel einer Welt,[54]
Der weite Auffenthalt von mehr als einem Volke
Zeigt alles auf einmahl, was sein Bezirk enthält.
Ein sanfter Schwindel schließt die allzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreiß nicht durchzustrahlen taugen.

33. Ein angenehm Gemisch von Bergen, Felß und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebürg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale wiederhallt.
Bald scheint ein breiter See ein Meilen-langer Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt.
Bald aber öffnet sich ein Streif begrünter Thälern,
Die hin und her gekrümmt sich im entfernen schmälern.

34. Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eiß dem Himmel gleich gethürmt;
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hitz im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern von diesem streckt, voll Futter-reicher Weide,
Ein furchtbares Gebürg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reiffendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

35. Hier zeigt ein steiler Berg die Mauer-gleichen Spitzen,
Ein Wald-Strom eilt dadurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall.

---

[53] Später: mit immer neuer Lust. — [54] später: eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt.

Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Die Gemschen sehn erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die Wolken überm Kopf und Wolken untern Füßen.[55]

36. Doch wer mit einem Aug, das Kunst und Weißheit schärfen,
Den grossen Bau der Welt, der Wesen Grund betracht,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunderwerk ihn staunend stehen macht.
Laßt des Verstandes Licht der Erde Gruft erheitern,
Die Silber-Blumen trägt und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht das holde Reich der buntgeschmückten Kräutern,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt:
Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz stäts graben, nie ergründen.

37. Wann Phöbi helles Licht durch flücht'ge Nebel strahlet,
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht gemahlet,
Das auf den Blättern schwebt und die Natur erfrischt.
Die Luft erfüllet sich mit lauen Ambra-Dämpfen,[56]
Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt,
Der Blumen scheckigt Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmelblau beschämt ein nahes Gold,
Ein ganz Gebürge scheint gefirnißt von den Regen,
Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen.[57]

---

[55] Später:

Ein Wanderer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

Dazu die Anmerkungen: Meine eigenen Gönner haben diese zwei Reimen (Haller meint natürlich die Verse) getadelt. Sie sind also wohl schwer zu entschuldigen. Indessen bitte ich sie zu betrachten, daß die Gemsen in den ersten Auflagen, wenn sie schon Menschen wären, ein tägliches Schauspiel nicht bewundern würden, daß Boileau des S. Amand durch die Fenster sehenden Fische mit Recht lächerlich gemacht hat, und daß endlich, wann oben am Berg die Wolken liegen, der Staubbach aber durch seinen starken Fall einen Nebel erregt, als wovon hier die Rede ist, der letzte Vers allerdings nach der Natur gemahlt scheint. H. — [56] alle Kräuter sind auf den Alpen viel wohlriechender, als in den Thälern. Selbst die anderswo wenig oder nichts riechen, haben dort einen angenehmen saftigen Narziß-Geruch, wie die Tollblume, die Aurikeln, Ranunkeln und Küchen-Schellen. H. — [57] ist im genauesten Sinne von den hohen Bergweiden wahr, wann sie vom Viehe noch nicht berührt worden sind. H.

38. Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane[58]
Weit übern niedern Chor der Pöbel-Kräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand;
Der Blättern glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem lichten Blitz von feuchtem Diamant.[59]
Gerechtestes Gesätz! daß Kraft sich Zier vermähle;
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.

39. Hier weist ein niedrig Kraut der Blättern grauen Nebel,
Den die Natur gespitzt, in Kreuze hingelegt;[60]
Die holde Blume zeigt die zwei vergüldten Schnäbel,
Die ein von Amethist gebildter Vogel trägt.[61]
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf eine helle Bach[62] den grünen Widerschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gesteifter Stern in weiße Strahlen ein;[63]
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heide,[64]
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.[65]

---

[58] Gentiana floribus rotatis vericillatis Enum. Helv. p. 478, eines der größten Alpenkräuter und dessen Heil-Kräfte überall bekannt sind, und der blaue foliis amplexicaulibus floris fauce barbata. Enum. Helv. p. 473, der viel kleiner und unansehnlicher ist. H. — [59] Weil sich auf den grossen und etwas hohlen Blättern der Thau und Regen leicht sammlet und wegen ihrer Glättigkeit sich in lauter Tropfen bildet. — [60] später:
Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt in Kreuze hingelegt.
[61] Antirrhinum caule procumbente, foliis vericillatis, floribus congestis. Enum. Helv. p. 634. H. — [62] die Bach schon früh Nebenform von der Bach. — [63] Astrantia foliis quinquelobatis lobis tripartitis. Enum. Helv. p. 439. H. — [64] Ledum foliis glabris flore tubuloso. Enum. Helv. p. 407. et Ledum foliis ovatis ciliatis flore tubuloso. Enum. Helv. p. 418. H. — [65] Silene acaulis. Enum. Helv. p. 375. womit oft ganze große Felsen, wie mit einem Purpurmantel, weit und breit überzogen sind. — Die Strophen 38 und 39 haben Lessing zu der bekannten Aeußerung im Laokoon, Cap. 17 veranlaßt: „Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunst und nach der Natur malt. Malt, aber ohne alle Täuschung malt. Ich will nicht sagen, daß wer diese Kräuter und Blumen nie gesehen, sich auch aus seinem Gemälde so gut als gar keine Vorstellung davon machen könne. Es mag seyn, daß alle poetische Gemälde eine vorläufige Bekanntschaft mit ihren Gegenständen erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine solche Bekanntschaft hier zu statten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur, wie steht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieser lebhafter seyn soll, so müssen keine einzelnen Theile darin vorstechen, sondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilt scheinen, unsere Einbildungskraft muß alle gleich schnell überlaufen können, um sich das aus ihnen mit eins zusammen zu setzen, was in der Natur mit eins gesehen wird. Ist dieses hier der Fall? Und

40. Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ein beständ'ger Frost das öde Thal entlaubt,
Wird holer Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket[66],
Die keine Zeit versehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'schen Pfühlen[67]
Wölbt sich der feuchte Leim mit funkelndem Krystall.
Ein Felß von Edelstein, wo tausend Farben spielen,
Blitzt durch die düstre Luft und strahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge,[68]
Europens Diamant[69] blüht hier und wächst zum Berge.

41. In Mitten eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt,[70]

---

ist es nicht, wie hat man (Breitingers kritische Dichtkunst Th. II. S. 807.) sagen können: „daß die ähnlichste Zeichnung eines Malers gegen diese poetische Schilderung ganz matt und düster seyn würde?" Sie bleibt unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunstrichter, der ihr dieses übertriebene Lob ertheilt, muß sie aus einem ganz falschen Gesichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwebt hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwicklung der innern Vollkommenheiten, welchen die äußere Schönheit nur zur Schale dient, als auf diese Schönheit selbst und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Maler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, gesehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da sagt, daß die bloßen Zeilen:

Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant —

daß diese Zeilen in Ansehung ihres Eindrucks mit der Nachahmung eines Huysum wetteifern können, muß seine Empfindung nie befragt haben, oder sie vorsätzlich verläugnen wollen. Sie mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat, sehr schön dagegen recitiren lassen; nur für sich allein sagen sie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernt zu sehen." — [66] die Krystall-Mine auf dem Grimsel, wo Stücke des vollkommensten Krystalles von etlichen Zentnern gefunden werden, dergleichen man in andern Landen niemals gesehen hat. Phil. Trans. Vol. XXIV.: Ich habe selbst das größte, das damals noch gegraben worden, a. 1733 auf den Alpen betrachtet. Es war 695 Pfund schwer. Seit diesem Stücke hat man oben im Wallis ein noch größeres und bis auf 12 Centner wiegendes Stück Krystall gefunden. H — [67] der Pfuhl, aus lat. Palus, ist sonst stehendes Wasser einer kleinen Erdvertiefung; später geändert in Grüften. — [68] siehe die Beschreibung einer Krystall-Grube in des Herrn Sulzers Alpen-Reise. Ich vergleiche diese vortrefflichen Stücke mit den 40- und 50pfündigen, die zu den Zeiten des Augustus gefunden, als eine ungemeine Seltenheit angesehen und deswegen von diesem klugen Kayser in den Tempel der Götter geschenkt worden. H. — [69] Krystall-Blühte heißt man allerlei Selenitische Anschüsse, die um die Krystall-Gruben gemein sind. H. — [70] die von Natur heissen Wallis-Bäder (von Leuk), die in einem so kalten Thale liegen, daß das ganze beträchtliche Dorf im Winter verlassen wird und die Einwohner sich herunter in das wärmere Wallis begeben. H. Dies ist längst nicht mehr der Fall.

Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras und sänget, was er netzt.
Sein lautes Wasser rinnt voll flüssiger Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf;[71]
Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Adern wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salzen auf.
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feur und seine Wellen Flammen.

42. Dort aber, wo im Schaum der strudelreichen Wellen[72]
Der schnelle Avençon gestürzte Wälder welzt,
Rinnt der Gebürgen Gruft mit unterirrd'schen Quellen,
Wovon der scharfe Schweiß das Salz der Felsen schmelzt.
Des Berges holer Bauch, gewölbt mit Alabaster,
Schließt zwar dieß kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein sein ezend Naß zermalmt das Marmor-Pflaster,
Dringt durch der Klippen Fug und eilt gebraucht zu sein.
Die Würze der Natur, der Länder reichster Segen,
Beut selbst dem Volk sich an und strömet uns entgegen.

43. Aus Furkens kaltem Haupt, wo sich in beide Seen[73]
Europens Wasser-Schatz mit starken Strömen theilt,
Entspringt die weiße Aar, die durch beschäumte Höhen
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt;
Der Bergen reicher Schacht vergüldet ihre Hörner,
Und trübt die lautre Flut mit königlichem Erzt,
Der Strom fließt schwer von Gold und wirft gediegne Körner,
Wie sonst nur grauer Sand gemeine Ufer schwärzt.[74]
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füssen,
O Beispiel vor die Welt! er siehts, und läßt ihn fließen![75]

44. Verblendte Sterbliche! die biß zur nahen Baare
Geiz, Ehr und Wollust stäts an eiteln Hamen hält,
Die ihr die vom Geschick bestimmte Handvoll Jahre
Mit immer neuer Sorg' und lährer Müh' vergällt,

---

[71] Eisen enthält das Leukerbad keines. — [72] die Salz-Mine unweit Bevieux. H. Von 1758—1764 war Haller Aufseher des Salzwerkes bei Bex (Bevieux oder Bex vieux nahe dabei) und erwarb sich große Verdienste um dasselbe. Bex liegt am Avençon. — [73] der Rhodan nach dem Mittelländischen Meere, die Reuß und Aare in den Rhein und die Nordsee. H. — [74] das in der Aare fließende Gold. Das Sand bestehet sonst meist aus kleinen Granaten, wie Hr. von Reaumur auch vom Sande des Rhodans angemerkt hat, und sieht deswegen fast schwarz aus. H. — [75] in den Gebürgen wird kein Gold gewaschen. Die Alpen-Leute sind zu reich dazu. Aber unten im Lande beschäftigen sich die reichsten Leute um Aarwangen und Baden damit. H.

Die ihr die Seelen-Ruh in stäten Stürmen suchet,
Und an die Klippen nur das irre Steuer richt,
Die ihr was schadet, wünscht, und was euch nutzt, verfluchet,
Ach, öffnet ihr zuletzt die schlaffen Augen nicht?
Seht ein verachtet Volk bei Müh und Armuht lachen,
Und lernt, daß die Natur allein kann glücklich machen!

45. Elende! rühmet nur den Rauch von großen Stätten,
Wo Boßheit und Verraht im Schmuck der Tugend gehn;
Die Pracht, die euch umringt, schließt euch in güldne Ketten,
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur andern schön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrsucht ihre Knechten
Nach der verschloßnen Thür geehrter Bürgern hin,
Und die verlangte Ruh der lang erseufzten Nächten
Raubt euch der stäte Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bei euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüder-Herzen trennen.

46. Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener Rümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürger-Blut.
Haß und Verläumdung zahlt die Tugenden mit Schimpfen,
Der Gift-geschwollne Neid nagt an des Nachbars Gut.
Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Um deren Rosen-Bett ein naher Donner blitzt.
Der Geiz betrübet Gold zu sein und andrer Plage,
Das niemand weniger, als was er hat, besitzt.
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

47. Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemühtern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt,
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die kein Verdruß vergällt, kein Wechsel macht verhaßt;
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt.
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eitlen Lehren prahlt.
Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich und sterbet, wie ihr lebet.

48. O selig, wer wie ihr, mit selbstgezognen Stieren
Den angestorbnen[76] Grund von eignen Aeckern pflügt,
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speiß aus süßer Milch vergnügt.

[76] Angeerbten.

Der Zephirs leis Gezisch bei kühlen Wasser-Fällen
  In leichten Schlaf gewiegt, auf weichen Rasen streckt;
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
  Noch der Trompeten Schall in blut'gen Lagern weckt.
Der seinen Zustand liebt und ihn nicht wünscht zu bessern,
Gewiß, der Himmel kann sein Glücke nicht vergrößern.[77]

---

[77] Am Schlusse des Gedichts stand: Beatus ille qui procul negotiis. Horat. Epod. 2.

I.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Geboren den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, gestorben den 14. März 1803 zu Hamburg.

Von Klopstocks Auftreten an zählt man die deutsche klassische Dichtung des 18. Jahrhunderts; mit ihm nehmen die poetischen Bestrebungen plötzlich eine uns Deutschen durchaus eigenthümliche Richtung an. Konnten wir erkennen, wie die neuere deutsche Dichtung von Opitz an zuerst längere Zeit in der einseitigen Spur der neuern Renaissancedichtungen sich entwickelte, der italienischen, französischen und im weitern Felde der antiken; wie dann in Folge der Aufklärung überhaupt ein tieferer Gehalt in das moderne Denken eintrat, der sofort auch unserer Dichtung zu gut kam: so ist es nunmehr in der Mitte des 18. Jahrhunderts vor allem Klopstock, der die neu gewonnene geistige Erhebung mit der Gewalt eines Genius in den Strom der Dichtung hinüberleitet. Die Aufklärung hat in England und Frankreich keine großen, bleibenden Erfolge in der Dichtkunst gehabt; durch Klopstock ist uns aus der Aufklärung eine Dichtung erwachsen, welche die größte und bleibendste That seines Jahrhunderts zu werden bestimmt war und in noch weit glänzenderer Art, als Klopstock es je ahnte, der deutschen Nation den ersten Platz unter den modernen Literaturen erobert hat. Die schon von seinen Vorgängern gelegten Grundlagen der Dichtung werden durch ihn nicht verändert; die deutsche Dichtung bleibt eine Renaissancedichtung, nur daß sie jetzt den Einfluß der Italiener und Franzosen durchaus aufgiebt und sich strenger an die ächte Antike anschließt, so Klopstock vornehmlich an Horaz; und durch das ganze Jahrhundert hindurch steht sie im Ganzen und Großen im Dienste der Aufklärung. Aber gerade daß Klopstock für die negativkritische Seite der Aufklärung keinen oder nur sehr geringen Sinn besaß, machte ihn dazu geschickt, seine eigene Kraft und die Theilnahme seiner Zeitgenossen einer Arbeit zuzuwenden, welche, im Mitgenusse der Aufklärung, sofort über sie hinausgieng und sie zu einer idealen Dichtung zu vergeistigen und zu verklären wußte.

Was Klopstock that, konnte nur das Werk eines ganz eigenartigen, in sich abgeschlossenen Geistes sein. Darum ist auch das Charakteristische in seiner Poesie eine glühende, erhabene Begeisterung für den

jedesmaligen Gegenstand, den er besingt; wo er nicht begeistert für oder eingenommen gegen etwas war, da entquoll auch kein Ton seiner Harfe, wenigstens kein dichterischer, lieblicher. Bei ihm sind mithin der Dichter und der Mensch nie getrennt, sondern stets eins, und nie hat er einen Gegenstand bloß deshalb gewählt, um ihn dichterisch darzustellen, sondern stets, um ihn zu verherrlichen. Deshalb muß man den Menschen Klopstock kennen, um den Dichter zu verstehen; deshalb muß man ihn stets im Ganzen und Großen betrachten, nicht im Einzelnen, muß immer den Dichter vor Augen haben, nicht das einzelne Gedicht, das, losgerissen vom Ganzen, oft wenig befriedigt. Klopstock war durch und durch ein romantischer Dichter. Diesen Namen kannte freilich in seiner Blütezeit noch kein Mensch; dagegen hat man an ihn immer den Begriff der Empfindlichkeit und Sentimentalität angeknüpft. Was man im gemeinen Leben unter Phantasie oder Einbildungskraft versteht, nämlich das Vermögen, sich aus der Wirklichkeit heraus zu versetzen und eine neue Welt sich zu schaffen — dies besaß Klopstock in hohem Grade; denn er strebt stets aus der Wirklichkeit und dem Leben heraus in's Unendliche und weiß uns durch das Feuer und den Schwung dieser Phantasie mit sich fortzureißen, um so mehr, da seine Phantasie auf einer tiefen und innigen Empfindung, auf einer kräftigen Begeisterung für alles dem Menschen Wichtige, für alles Wahre, Gute und Schöne Wurzel geschlagen hat. Was man aber unter dichterischer, bildender Phantasie versteht, nämlich das Vermögen, dem außer der Wirklichkeit Gefundenen und Erschaffenen den Schein der Wirklichkeit zu geben, das, was im Geiste geboren ward, mit körperlicher, sinnlicher Hülle zu bekleiden; unsere Einbildungskraft nicht sowohl in's Unendliche fortzureißen, sondern sie zu zwingen, an bestimmten Gestalten festzuhalten — alles dies besaß Klopstock in geringem, in sehr geringem Grade. Seine Phantasie ist großartig und erhaben, aber sie ist meist formlos; es fehlt ihr die Klarheit der sinnlichen Anschauung und mithin auch das Talent der individuellen Darstellung. So sind alle seine Personen im Messias mehr abstrakte Begriffe, allerdings für den Verstand sehr scharf geschieden, aber für die Einbildungskraft als Individuen gar nicht vorhanden. Auch in seinen lyrischen Ergüssen weiß er sich öfter über die Erde emporzuschwingen und dem Leben ganz zu entfliehen, als dieses Leben selbst sinnreich zu gestalten; er reißt uns mit sich fort; aber wir können oft keinen Boden fassen; er strengt uns oft mehr an, als daß er uns erheitert; kurz es ist auch hier meist seine interessante Persönlichkeit, die uns anzieht, nicht das treue lebende Bild, das er uns vor Augen stellt. Andere Dichter vergessen wir oft gern über ihren Poesieen; ja, es wäre uns lieb, wenn wir gar nichts von denselben wüßten; bei Klopstock ist es immer das Gegentheil: er selbst ist das interessanteste Individuum und die einzige individuelle Gestalt, die uns überall begegnet.

Insofern Klopstock zur idealen Darstellung hinstrebt, steht er Schillern nahe; eigentlich sind aber beide Dichter wahre Gegensätze.

Schiller bekleidet seine Ideen stets mit einem Körper, und auch die abstraktesten Gegenstände, z. B. politische Ideen, weiß er auf das Sinnlichste darzustellen und zeigt das Allgemeine stets nur im Einzelnen. Sind seine Gestalten und Bilder auch ideale, so leben sie doch wirklich und haben Fleisch und Bein. Selbst den sinnlichsten Gegenständen streift er den Körper ab und vergeistigt sie, und während Schiller die tiefsinnigsten Betrachtungen in den sinnlichsten Bildern ausdrückt, spricht Klopstock die sinnlichsten Gefühle in den abstraktesten Betrachtungen aus. Man vergleiche z. B. Schillers Gedicht: das Ideal und das Leben mit Klopstocks Ode an Gott, deren Gegenstand doch nur seine Liebe zu Fanny ist. Hören wir, was Schiller selbst (in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung) von Klopstock sagt: „Beinahe jeder Genuß, den Klopstocks Dichtungen „gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; „alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu „erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher „dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles „charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende „Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten „werden. Kein Dichter dürfte sich weniger zum Liebling und zum „Begleiter durchs Leben schicken als gerade Klopstock, der uns immer „nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die „Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Ob„jekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine „Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung „gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch nie„mals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß „mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne „alle Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, „zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, „zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte „man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft „gesehen. Nur in gewissen exaltierten Stimmungen des Gemüths kann „er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott „der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die „Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht „und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in „den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. „Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der „Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich „vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von „der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außer„ordentlichen Genius, einem so veredelten Gefühl, die der Deutsche „besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist."

Drei Gegenstände waren es besonders, welche den Dichter begeisterten: die Religion, das Vaterland, und Freundschaft und Geselligkeit.

Am gelungensten und ansprechendsten ist wohl der Ausdruck der zarten Empfindungen, welche sein für Freundschaft und Liebe gestimmtes Herz ihm eingab; daß seine erhabene Vaterlandsliebe den rechten Ausdruck nicht fand, lag an seiner individuellen Stellung zum Helden seiner Zeit. Das Christenthum und die Religion überhaupt feiert er oft in seinen Oden; allein kein Unbefangener wird wohl läugnen können, daß sich hier oft mehr Pathos und leere Erhabenheit findet, als eigentliche christliche Innigkeit und Freudigkeit, und sehr oft sind seine Oden nichts als Gebete voller Ausrufungen ohne allen Inhalt.

Die deutsche Dichtung vor Klopstock war wesentlich zum Lesen bestimmt; ein unmittelbarer Verkehr zwischen dem Dichter und seiner Nation durch das Mittel des persönlichen Vortrages existierte nicht, nicht einmal in der bescheidenen Form des Schulvortrages. Klopstock hat zuerst seine Dichtungen vorgetragen und Andere zum Vortrage angeregt. Wie mag er als wie mit einem Zauberstabe die Herzen seiner Freunde bewegt haben, als er ihnen die ersten Gesänge des Messias und die ersten Oden vorlas, durch die lebendige Rede zum Leben brachte. „Alle diese Stücke," schreibt Herder in seiner Recension der ersten beiden Bände von Klopstocks Werken, „sind lyrische Gedichte, „d. i. Gesang. Also erhebe man die Stimme und lese sie vor, auch „wenn man sie sich selbst lieset. So heben sie sich vom Blatt und „werden nicht nur verständlich, sondern lebendig, im Tanze der Silben „eine Gedankengestalt, sich schwingend auf und nieder; in den meisten „Fällen aber, vom einfachsten Laut an bis zur vollsten Modulation, „werden sie ein sich vollendender Ausdruck der Empfindung. Klopstocks „Muse ist Rednerin an's Herz, die von jedem Bilde der Empfindung „gleichsam nur den Seelenlaut nimmt und ihn dem Ohr bald zulispelt, „bald zutönet. Wenn bei diesen Nachweisungen Ohr und Seele sich „nicht aufthut, zu hören, was geschrieben ist, nicht es mit stummem „Auge zu lesen, der lege das Buch weg und sage: es sei unverständlich. „Wenn aber, wie Horaz meint, die Muse stummen Fischen sogar „Sprache verleihen kann: sollte ein melodisches Vorlesen dieser Gedichte „jedem nicht ganz tauben oder verbildeten Ohr, ohne Kommentar, „durch bloße Biegung der Stimme, nicht auch Verstand dieser Ge„dichte mittheilen? Kaum hat unsere Sprache ein Buch, in dem so „viel lebendiger Laut und Wohllaut in melodischer Bewegung so leicht „und harmonienreich tönt, wie in diesem. Für Schulen ist es ein „wahres Odeum der verschiedensten Gesang- und Ausdrucksarten, „Stimme und Vortrag auf's unterscheidendste zu bilden. Wie Alci„biades zu Athen in jeder Schule einen Homer verlangte, so sei in „Deutschland keine Schule ohne Uebung der Stimme an Klopstock." Ist auch direkter Einfluß nicht nachzuweisen, so erinnert doch Klopstocks Musik an seine ältern Zeitgenossen Bach und Händel, und manche Oden, z. B. die Ode an Fanny, trägt sich wie ein Oratorium in Worten vor.

In der Form seiner Verse wollte Klopstock bekanntlich die Alten

nachahmen, und doch wollte er auch wieder nicht die Gesetze der Alten annehmen, sondern stellte eigene auf für die deutsche Sprache, insofern sie in die Fußtapfen der Griechen treten solle. Die eigentlichen Formen des deutschen Versbaues feindete er an, wo er nur konnte, und brachte es auch endlich dahin, daß er keinen gewöhnlichen deutschen jambischen Vers bauen konnte, wie aus seinen Trauerspielen hervorgeht und aus seinen geistlichen Liedern, wo ihn der Reim sehr zu hemmen scheint. In der Nachbildung der antiken Versmaße hat er allerdings viel geleistet, und es ist merkwürdig, daß gerade derjenige Dichter, welcher dem Verfahren der Alten am fernsten stand, ihre Versmaße in Deutschland einbürgerte. So viel er auch über die Sprache nachgedacht haben mag, so scheint er doch nicht recht darüber klar geworden zu sein, was sie dem Dichter sein soll: nämlich nur Mittel, nicht Zweck, nur Gedankenzeichen, nicht ein bloßes Tonsystem. Zum Verständnis mehrerer seiner Versmaße gehören durchaus gelehrte Kenntnisse, und oft ist wirklich das Versmaß die Hauptsache, ein Schema, in welches er seine Gedanken gefügt hat. Viele seiner Versmaße klingen allerdings sehr lieblich und harmonisch an und für sich, sobald man sich die Füße als bloße Taktabschnitte ohne Worte denkt; aber die Verse selbst mit seinen Worten klingen abscheulich; viele Oden kann man gar nicht metrisch lesen, ohne daß Zunge, Gaum nnd Lippen sich abmartern, um diese Lautverbindungen hervorzubringen; er hat den Ohren schmeicheln wollen und dabei die Sprache selbst beleidigt, hat ganz vergessen, daß nicht nur einer da ist, der sie hört, sondern auch einer da sein muß, der sie liest.

Aber nicht nur die Versmaße der Alten wollte er nachahmen, sondern auch manche ihrer Eigenthümlichkeiten, wie den künstlichen, versteckten Odenplan des Horaz, griechische Construktionen u. a. Er setzt eine Ehre darein, daß die deutsche Sprache etwas eben so kurz ausdrücken könne, als die griechische und lateinische, was ihr doch weder zur Ehre noch zur Schande gereichen kann, und verirrt sich darüber in eine Construktion, die weder deutsch, noch lateinisch, noch griechisch ist. Dadurch wird er nun höchst undeutlich und dunkel, um so mehr, da er die Kürze und die bloße Andeutung ohnedies liebt, und die klar versinnlichende Darstellung fehlt. Man muß sich wirklich bisweilen martern, um den Sinn einer Stelle zu enträthseln, und ist man am Ende so glücklich, ihn zu finden, so lohnt die Ausbeute nicht immer der Mühe. Dazu kömmt nun in manchen Oden der sonderbare Gebrauch der nordischen Mythologie. Es ist wohl gewiß, daß diese für keinen Dichter paßt, da sie gar nicht so bestimmte individuelle Gestalten liefert als die griechische; aber das schlimmste ist, daß sie niemand kennt.

Die gemachten Ausstellungen treffen übrigens meist nur die spätern Oden des Dichters; die aus der Jugendzeit sind verständlicher, inniger und wohl überhaupt schöner, was bei einem Dichter nicht zu verwundern ist, dessen Poesie besonders auf seiner Begeisterung beruht.

Ferner ist ein großer Unterschied zwischen den Oden und den Elegieen. Nur in jenen fliegt er oft dahin, wohin man nicht folgen mag oder kann, weil man allen Boden verliert, und wird desto starrer und unbändiger, je älter er ist; desto unverständlicher, je gewöhnlicher der ausgedrückte Gedanke ist; in den Elegieen hingegen spricht sein Herz oft sehr einfach und immer innig, und in der Regel ist auch die äußere Form derselben weniger künstlich. Ueberall aber offenbart sich der edle Mensch, die großartige Gesinnung.

Die erste Ausgabe von Klopstocks Oden erschien 1771 zu Hamburg, nachdem die meisten früher einzeln gedruckt worden waren. Die Veränderungen, welche Klopstock mit vielen vorgenommen hat, sind nicht immer Verbesserungen, sobald man auf mehr als Sprache und Vers Rücksicht nimmt. Im Jahr 1798 ff. erschienen, Leipzig bei Göschen, Klopstocks sämmtliche Werke in 12 Bänden. Hier nehmen die Oden und Elegieen die beiden ersten Bände ein; einige spätere Oden stehen noch im siebenten Bande. Eine den Ansprüchen der Wissenschaft entsprechende Ausgabe der Oden steht noch zu erwarten.

Bei einem so dunkeln Dichter, wie Klopstock, ist es natürlich, daß schon manche versuchten, ihn zu erklären. Ich beschränke mich hier auf die Nennung von fünf Werken:

1) Klopstock. Er und über ihn, von C. F. Cramer, Hamb. 1780 ff. 5 Bde. Hier findet man die frühern Oden, die frühesten Gesänge des Messias und anderes, kurz Klopstocks Gedichte bis 1755 mit historischen Notizen, mehr noch mit leeren Bewunderungen.
2) Klopstocks Oden und Elegieen mit erklärenden Anmerkungen von C. F. R. Vetterlein, Leipzig bei Hartmann 1827, 3 Bde. 8. Ein äußerst schätzbares Werk, das alle Forderungen befriedigt hinsichtlich des Verständnisses, weniger die ästhetischen.
3) Klopstocks Oden. Mit erläuternden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters von J. G. Gruber, Leipzig 1831. 2 Bde. 8.[1]
4) Klopstocks Oden. Erläutert von Heinrich Düntzer. Leipzig, 1861.
5) Oden von Klopstock. Auswahl. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Heinrich Düntzer. Leipzig, 1868.

Von David Strauß ist in dessen Kleinen Schriften, neue Folge, Berlin 1866, eine vortreffliche „Jugendgeschichte Klopstocks, Bruchstück einer Klopstocksbiographie“ erschienen.

---

[1] Erklärungen Vetterleins oder Grubers sind in den Anmerkungen durch V. und Gr. bezeichnet.

1. An meine Freunde.

(1747.)

Im Herbste des Jahres 1745 hatte Klopstock die Universität Jena bezogen, nachdem er von 1739 bis 1745 auf der berühmten Schulanstalt Pforta sich vorbereitet. In Jena gefiel ihm aber der rohe Ton des Studentenlebens nicht, und sein Herz, welches sich nach gleichgestimmten Freunden sehnte, fand nicht, was es suchte. Er vertauschte also Jena mit Leipzig und zog Ostern 1746 dahin mit seinem Vetter J. Christoph Schmidt aus Langensalza, der daselbst die Rechte studieren wollte. Hier fand Klopstock sehr bald die Freunde, die er in Jena vergebens gesucht hatte; er kam in Verbindung mit Jünglingen ganz gleicher Gesinnung, die wie er für die damals neu erwachte Literatur begeistert und zum Theil selbst Dichter waren. Vier junge Männer hatten 1745 eine Zeitschrift gegründet unter dem Namen: Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes (von dem Verlagsort Bremen gewöhnlich Bremische Beiträge genannt), die in der Geschichte der deutschen Literatur Epoche macht. Diese vier Männer waren: Karl Christian Gärtner (geb. 1712 zu Freiberg, gest. 1791 als Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig), Johann Adolph Schlegel (geb. 1721 zu Meißen, gest. 1793 als Konsistorialrath und Superintendent zu Hannover),[1] Johann Andreas Cramer (geb. 1723 zu Jöhstädt im sächs. Erzgebirge, gest. 1788 als Professor der Theologie und Kanzler der Universität zu Kiel) und Gottlieb Wilhelm Rabener, der bekannte Satyriker (geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig, gest. 1771 zu Dresden als Steuerrath). Zu ihnen gesellten sich Gellert (geb. 1715, gest. 1769) und mehrere jüngere Freunde: Johann Arnold Ebert (geb. 1723 zu Hamburg, gest. 1795 als Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig) und Nicolaus Dietrich Giseke (geb. 1724 zu Günz in Ungarn[2], gest. 1765 als Superintendent zu Sondershausen). Zur Theilnahme an dieser Zeitschrift wurde auch Klopstock eingeladen, und es erschienen darin von ihm die drei ersten Gesänge des Messias und mehrere lyrische Gedichte. Ueberhaupt wohnte er nun den bestimmten Versammlungen dieser Freunde bei, welche dasjenige, was sie in den Beiträgen lieferten, vorher sich vorlasen, darüber sprachen und ihre Urtheile austauschten.

Diese seine Jugendfreunde will nun der Dichter in der Ode verherrlichen. Der Plan derselben ist folgender: Zuerst spricht er von dem Tone und Versmaße, worin diese Ode erscheinen solle, ein Eingang, der damals sehr gewöhnlich war und den Alten, besonders dem Horaz, nachgeahmt ist. Der Dichter versetzt uns in einen Tempel der

---

[1] Er ist der Vater von August Wilhelm und Friedrich Schlegel. — [2] Er kam aber schon als Kind zu seinen mütterlichen Verwandten und ist eigentlich als Hamburger anzusehen.

Freundschaft, wohin er die Freunde geladen hat. Sie erscheinen nach und nach; zuerst Ebert, dann die andern, welche noch in Leipzig waren. Bei jedes Einzelnen Erscheinung nimmt der Dichter Veranlassung, ihn als Dichter und Menschen zu schildern und seine Tugenden zu rühmen. Nachdem alle da sind, gedenkt er der Freunde, die er in der Zukunft noch erwerben könnte, besonders aber seiner zukünftigen Geliebten und Gattin, die er nun ausmalt, wie er sie sich wünscht. Jetzt sehnt er sich die abwesenden Freunde herbei und sieht ihre Schatten daher schweben. Der Gedanke, daß so viele junge Männer mit vereinten Kräften sich bestreben, Poesie und Wissenschaft höher zu fördern, reißt ihn endlich zu der Idee hin, daß diese Männer das goldene Zeitalter der Literatur herbeiführen würden.

Die Ode „An meine Freunde“ ist das erste größere lyrische Gedicht Klopstocks und als Versuch eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings doch sehr merkwürdig; sie spricht Klopstocks Seele so rein und innig aus, versetzt uns vorzüglich in die damalige Lage und den Freundeskreis desselben und wirft auch auf die folgenden zwei Elegieen mehr Licht; sie enthält, wenn man auch die Verfehltheit des Ganzen zugeben muß, doch vieles einzelne Herrliche; sie läßt uns endlich einen Blick in den künstlichen Odenbau Klopstocks und in die damalige Periode der Literatur überhaupt thun.

Das Versmaß ist das der alkäischen Ode:

⏑— | ⏑— | ⏑ || —⏑⏑ | —⏑ | —
⏑— | ⏑— | ⏑ || —⏑⏑ | —⏑ | —
⏑— | ⏑— | ⏑— | ⏑— | ⏑
—⏑⏑ | —⏑⏑ | —⏑ | —⏑

Die ersten beiden Verse bestehen jeder aus zwei Hälften, einer von steigender und einer von fallender Bewegung; jene, die erste steigende Hälfte, setzt sich aus zwei und einem halben Jambus; diese, die zweite fallende Hälfte, aus einem Daktylus und anderthalb Trochäen zusammen. Beide Hälften sind also katalektisch. Während nun der ersten Hälfte der dritte Vers antwortet, ebenfalls steigend und jambisch ($4^1/_2$ Jamben), antwortet der vierte Vers der zweiten Hälfte; auch er besteht aus Daktylus und Jamben, von jedem Fuße zwei, und schließt mit seiner Akatalexis die ganze Strophe ab.

Klopstock hat später die Ode umgearbeitet und ihr den Namen Wingolf beigelegt, welcher nach Mallets nordischer Mythologie der Tempel der Freundschaft sein sollte. Die ältere Fassung findet sich in der Sammlung Klopstockischer Gedichte, welche die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt für sich und ihre Freunde (Darmstadt 1771) in bloß 34 Exemplaren abdrucken ließ. Diese Darmstädter Ausgabe ist sehr merkwürdig, da die Gedichte alle in ihren ersten Lesarten darin abgedruckt sind, leider aber, wie es scheint, nach oft sehr fehlerhaften Abschriften. Nachdem M. W. Götzinger für die erste Auflage der „Deutschen Dichter“ den alten Text aus Cramers Buche über

Klopstock wieder hergestellt hatte, hat neuerdings Düntzer, wie es scheint, aus der Darmstädter Ausgabe selbst, einen Text hergestellt, der zuverlässiger ist. Ihn haben wir in dieser Auflage unserm Drucke zu Grunde gelegt.

Im Wingolf nun sind alle Anspielungen auf die griechische Mythologie in solche auf die nordische verwandelt worden, die niemand kennt, und die Ode fängt nun so an:

> Wie Gna im Fluge, jugendlich ungestüm,
> Und stolz, als reichten mir aus Iduna's Gold
> Die Götter, sing' ich meine Freunde,
> Feiernd in kühnerem Bardenliede.
>
> Willst du zu Strophen werden, o Haingesang?
> Willst du gesetzlos, Ossians Schwunge gleich,
> Gleich Ullers Tanz auf Meerkrystalle,
> Frei aus der Seele des Dichters schweben?

Nicht nur die Dunkelheit dieser Ode hat durch Einführung der nordischen Mythologie in dieselbe zugenommen, sondern sie ist geradezu dadurch geschändet, indem nun darin das bunteste Gemisch stattfindet, das man sich nur denken kann. Die ganze Ode ist einmal auf Gedanken an Griechenland und Rom gebaut, und diese haben sich nicht daraus verdrängen lassen und lauschen immer hinter den nordischen Nebelgestalten hervor. Griechenland und Rom und ihre Götter und Helden werden oft auch wirklich genannt, und sonderbar genug nehmen sich nun Bacchus neben Uller, Zeus neben Glasors Schwan, Horaz und Cicero neben den Barden aus. Unbegreiflich ist es, wie Klopstock in einem Gedichte, dem er selbst die Jahreszahl 1747 giebt, Ossians erwähnen kann, der erst 1761 in England entdeckt oder vielmehr verfaßt wurde. Ebenso bauen sich andere Namen und Anspielungen auf ein Buch, das erst zehn Jahre nach Abfassung der Ode erschien, auf Mallets Monumens de la Mythologie et de la Poésie des Celtes (Copenh. 1756), ein höchst oberflächliches Werk, das leider viel Einfluß auf Klopstocks Ansichten vom germanischen Alterthum gehabt hat. — Dies ist jedoch noch nicht alles. Klopstock hat in der Umarbeitung neben den griechischen Göttern auch gegen griechische Schönheiten verstoßen, die bestimmtesten Gedanken und Gefühle in allgemeine Andeutungen verwandelt, und anstatt der heißen Liebe und des innigen Gefühls kalte oratorische Phrasen gegeben. Es ist stets etwas misliches, von einem Gedichte, welches das heißere Colorit der Jugend trug, diese Glut verwischen und etwas anderes an deren Stelle setzen zu wollen. Jenes Colorit läßt sich nicht ganz verwischen, und die feurige durchschimmernde Glut nimmt sich nun wunderlich aus neben den kalten Marmortafeln, die es verdecken sollen. Glatter ist das Gedicht später geworden, da die frühere Ode viele metrische Härten und Nachlässigkeiten aufzeigt, aber auch kälter, und um dem Metrum aufzuhelfen, ist oft der Natur Zwang angethan worden, so daß die Sprache in der frühern Ode doch schöner ist, weil sie ungezwungener

dahinfließt. Auch eine Abtheilung der Ode in acht Lieder stammt erst aus dem Wingolf; wir haben sie deshalb nicht berücksichtigt:

1. Wie Hebe kühn, und jugendlich ungestüm,
Wie mit dem goldnen Köcher Latonens Sohn,[1]
Unsterblich sing' ich meine Freunde,[2]
Feiernd[3] in mächtigen Dithyramben.[4]

2. Willst du zu Strophen werden, o Lied, oder
Ununterwürfig,[5] Pindars Gesängen gleich,
Gleich Zeus erhabnem, trunknem Sohne,[6]
Frei aus der schaffenden Seele taumeln?[7]

3. Die Wasser Hebrus' wälzten sich adlerschnell
Mit Orpheus Leier, welche die Haine zwang,
Daß sie ihr folgten, die den Felsen
Taumeln und himmelab wandeln lehrte.

4. So floß der Hebrus; großer Unsterblicher,
Mit fortgerissen folgte dein fliehend Haupt,
Blutig, mit todter Stirn, der Leier,
Hoch im Getös' ungestümer Wogen.

---

[1] Wie Apoll der Bogenschütze. — [2] Unsterblich gehört zu singen: „ich singe meine Freunde unsterblich," d. h. ich mache ihre Namen durch meinen Gesang unsterblich; ähnlich Bürgers: „Gottlob, daß ich singen und preisen kann, unsterblich zu preisen den braven Mann." Gewissermaßen ist die kühne Behauptung des Dichters in Erfüllung gegangen, denn von mehreren dieser Freunde würde man kaum den Namen noch kennen, wenn sie nicht in Klopstocks Gesängen vorkämen. — [3] Hier fehlt sie: indem ich sie feiere. Es ist eine eigene Neigung Klopstocks, den Transitiven das Objekt zu nehmen, eine Neigung, die mit den Jahren immer mehr zunahm. — [4] Eigentlich Lobgesänge zu Ehren des Bacchus, hier überhaupt begeisterte Lobgesänge. — [5] Ohne bestimmtes Vers- und Strophenmaß. — [6] Bacchus; hier natürlich statt bacchische Begeisterung. — [7] Veranlassung zu Strophe 2 gab der Eingang zu Horazens zweiter Ode des vierten Buches:

Pindars Flug nachstreben, o Julus, wer es
Wagt, erhebt auf Dädalus' wachsgefügten
Schwingen sich, um bald in des Meers Krystallflut
Sich zu verew'gen.

Nieder wogt vom Berge der Strom, vom Regen
Aufgeschwellt hoch über die alten Ufer,
Also stürzt und braust es unendlich über
Pindarus' Lippen.

Ihm gebührt um's Haupt des Apollo Lorbeer,
Ob er kühn hoch auf Dithyrambenwogen
Worte wälzend, nie noch erhört, in freien
Rythmen einherbraust.

Oder ob er Götter und Gottgeborne
Kön'ge singt u. s. w. Nach Bacmeister.

5. So floß der Fluß, des Oceans Sohn, daher;
So fließt mein Lied auch, ernst und gedankenvoll.[8]
Deß spott' ich, der es unbegeistert,
Richterisch und philosophisch höret.[9]

6. Den segne Lied, ihn segne mit festlichen,
Entgegengeh'nden hohen Begrüßungen,
Der dort an dieses Tempels Schwellen
Göttlich, mit Reben umlaubt, hereintritt.[10]

7. Dein Priester wartet; Sohn der Olympier,[11]
Wo bleibst du? Kommst du von dem begeisternden
Pindus der Griechen? oder kommst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln?[12]

---

[8] Das Lied des Sängers soll fließen wie die Wogen des Hebrus (eines Flusses in Thracien). An den Ufern dieses Flusses wurde Orpheus, der einst durch seine Leier Thiere, Bäume und Felsen bezwungen hatte, von thracischen Weibern bei einer Bacchusfeier zerrissen, weil sie sich durch seine Zärtlichkeit gegen die verstorbene Eurydice und durch die Kälte gegen sie verletzt fühlten. Das Haupt und die Leier fielen in den Fluß; der Fluß ließ aber beide nicht untersinken. Auffallend ist nur, daß die Begebenheit mit dem Haupt und der Leier des Orpheus dem Flusse Hebrus gar keine Qualität verleiben, welche ihn dadurch zu einem Gleichnis der Rede des Dichters zu machen berechtigten; denn er ist deshalb nicht schneller geflossen. Wie weit anschaulicher Schillers Gleichnis in der Macht des Gesanges, das doch eigentlich genau dasselbe sagt:

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm;
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Felsen stürzen unter ihm. U. s. w.

[9] Philosophen nennt der Dichter hier die Kritiker. — [10] Jetzt erscheint der erste Eingeladene, Ebert, und das Lied beginnt. Ebert hielt sich von 1743 bis 1748 in Leipzig auf. Er war großer Kenner und Freund der Alten und der Neuern, besonders der Engländer, und ist als Uebersetzer mehrerer englischer Dichter, besonders Youngs, rühmlichst bekannt. Alles dies führt der Dichter Str. 7 bis 10 recht schön durch. Ebert war aber auch Dichter, und zwar war nach damaliger Weise der Hauptgegenstand seiner Lieder der Wein und die Geselligkeit. Daher „mit Reben umlaubt“, daher „ein Priester des Bacchus“. Seine Gedichte erschienen Hamburg 1789. Es sind mehrere darunter, die wohl noch gesungen zu werden verdienen. Das bekannteste Lied von ihm war:

Ich höre gern beim Weine singen,
Zumal wenn man vom Weine singt.

[11] Göttersohn, soll den Dichter bezeichnen, hier sonderbar. Im Wingolf heißt es: Liebling der sanften Hlyn; dies ist bedeutender; aber wer weiß es denn, daß Hlyn die Göttin der Freundschaft ist? — [12] Kommst du von dem Lesen eines griechischen oder römischen Schriftstellers? Klopstock braucht meist Pindus anstatt des sonst gewöhnlichern Parnaß oder Helikon. Alle drei Berge sind Gipfel desselben Gebirges in Thessalien.

8. Wo Zeus und Flaccus neben einander, wo[13]
Mit Zeus und Flaccus Scipio donnerte;[14]
Wo Maro mit dem Capitole
Um die Unsterblichkeit göttlich zankte?[15]

9. Stolz mit Verachtung sah er die Ewigkeit
Von Zeus Palästen: Einst wirst du Trümmer sein,
Dann Staub, dann des Sturmwinds Gespiele,
Du Capitol und du Gott der Donner![16]

10. Wie? oder kommst du von der Britannier
Eiland herüber? Göttercolonien
Sendet vom Himmel Gott den Briten,
Wenn er die Sterblichen dort beseelet.[17]

11. Sei mir gegrüßet! Mir kommst du stets gewünscht,
Wo du auch herkommst, Sohn der Olympier,
Lieb vom Homer und lieb vom Maro,
Lieb von Britanniens Göttereiland.

12. Allein geliebter,[18] trunken und weisheitsvoll,[19]
Von Weingebirgen, wo die Unsterblichen
Taumelnd herumgehen, wo die Menschen
Unter Unsterblichen Götter werden.

13. Da kommst du jetzt her. Schon hat der Rebengott
Sein hohes, geistervolles[20] Horn über dich
Reich ausgegossen; Evan[21] schaut dir,
Ebert, aus hellen, verklärten Augen.

---

[13] Dieses wo fehlt im Drucke. — [14] Man vermuthet, daß Scipio verschrieben sei für Cicero, da doch hier die drei Hauptschriftsteller Roms aufgeführt werden sollen; Horaz (Flaccus), Cicero und Virgil. — [15] Wo Virgil ein Werk hervorbrachte, das Rom selbst überdauern sollte. Virgil war damals Klopstocks Lieblingsdichter. — [16] Die Bildsäule Jupiters im capitolinischen Tempel. — [17] Götterkolonien, einen ganzen Olymp. Im Wingolf lautete später die Strophe ungleich anmuthiger:

Wie? oder zögerst du von des Albion
Eiland herüber? Liebe sie, Ebert, nur!
Sie sind auch deutschen Stamms, Ursöhne
Jener, die kühn mit der Woge kamen.

[18] Allein noch lieber bist du mir, als Dichter, wenn du herkommst von der Hervorbringung eigener Lieder zu Ehren des Bacchus. Es sind hier etwas viel Worte gemacht, um etwas sehr einfaches auszudrücken. Man sieht, daß Klopstock diese Poesieen Eberts gerade nicht so sehr am Herzen lagen. — [19] Eberts Lieder wollen in ihrer Fröhlichkeit oft zugleich Lebensweisheit lehren. — [20] d. h. das Horn, worin begeisternder Stoff enthalten ist. — [21] Evan, griech. Euan, ist eigentlich der Jubelruf der Bacchanten, später bei römischen Dichtern Beiname des Bacchus. Dieser selbst ist als der Gott des Weines und des Weinbaues, der Beförderer heiterer Geselligkeit und friedlichen Lebensgenusses, deshalb auch ein Freund der Musen und ihrer Künste.

14. Dir streute, Freund, mein Genius Rebenlaub,
Der [22] unsern Freunden rufet, damit wir uns,
Wie in der Elisäer Feldern,
Unter den Flügeln der Freud' umarmen.

15. Sie kommen; Cramern geht Polyhymnia [23]
Mit ihrer hohen, tönenden Leier vor.
Sie geht und sieht auf ihn zurücke,
Wie auf den hohen Olymp der Tag sieht.

16. Sing, Freund, noch Hermann, [24] Jupiters Adler weckt
Dein Lied von Hermann schon zu Entzücken auf;
Sein Fittig wird breiter; der Schlummer
Wölkt sich nicht mehr um sein feurig Auge.

17. Die deutsche Nachwelt, wenn sie der Barden Lied —
Wir sind die Barden — künftig in Schlachten singt,
Die wird dein Lied hoch im Getöse
Eiserner Kriege gewaltig singen.

18. Schon hat den Geist der Donnerer ausgehaucht; [25]
Schon wälzt sein Leib sich blutig im Rheine fort;
Doch bleibt am leichenvollen Ufer
Horchend der flüchtige Geist noch schweben.

19. Jetzt reißt dich Gottes Tochter, Urania, [26]
Allmächtig zu sich, Gott der Erlöser ist
Dein heilig Lied. Auf! segn' ihn, Muse,
Segn' ihn zum Liede der Auferstehung!

---

[22] Der Genius. — [23] Hier die Muse der höhern Lyrik, der Ode. — [24] Cramer ging um jene Zeit damit um, größere Gedichte aus der deutsche; Vorzeit, deren Inhalt Krieg und Schlachtgesänge sein sollten, zu bearbeitenn er hat jedoch diesen Vorsatz nicht ausgeführt (s. Cramers Klopstock. Bd. 1. S. 160). Auf diese versprochenen Lieder beziehen sich Str. 17 bis 21. Lied von Hermann ist Subjekt. Das Lied weckt den Adler Jupiters auf. Dieses Bild ist aus Pindars erster pythischer Ode genommen, wo es von der Gewalt der Leier heißt:

Auf dem Stabe Zeus' schläft der Adler,
Die gewaltigen Schwingen beide herabgebreitet,
Der Vögel König,
Denn eine Schattenwolke
(Der Wimper sanfte Fessel ihm)
Umströmtest du seinem gebogenen Haupte;
Und der Schlummernde regt den aufgebrausten Rücken;
Gezähmt von deinem Schwingengeschoß.

[25] Er sieht jetzt eine solche Schlacht, worin ihre Kriegslieder gesungen werden, im Geiste vor sich. Die Seele eines gefallenen Feldherrn, welche zum Wohnort der Seligen eilen will, hört den Gesang und verweilt am Ufer, um demselben zu horchen. — [26] Hier die Muse der heiligen Dichtkunst. Cramer war in der Folge, durch Klopstock angeregt, besonders fruchtbar in geistlichen Liedern und Hymnen. Einige darunter zeichnen sich durch große Kraft und Einfachheit

20. Doch Freund, du schweigst, und siehest mich weinend an?
Ach, warum starbst du, göttliche Radikin? [27]
Schön wie die junge Morgenröthe,
Heilig und still wie ein Sabbath Gottes.

21. Nimm diese Rosen, Giseke: Lesbia
Hat sie mit Zähren heute noch sanft benetzt,
Als sie dein Lied mir von den Schmerzen
Deiner Gespielin, der Liebe, vorsang. [28]

22. Du lächelst? [29] Ja, dein Auge voll Zärtlichkeit
Hat dir mein Herz schon dazumal zugewandt,
Als ich zum erstenmal dich sahe,
Als ich dich sah und du mich nicht kanntest.

23. Wenn einst ich todt bin, Freund, so besinge mich!
Dein Lied voll Thränen soll den entfliehenden
Dir treuen Geist noch um das Auge,
Das mich beweint, zu verweilen zwingen.

---

aus, z. B. das Lied: „Der Herr ist Gott und keiner mehr!" Die meisten jedoch sind zu allgemein gehalten und mehr verständig gedacht als poetisch ausgeführt. Als die besten von Cramers Arbeiten werden immer die drei Oden angesehen: David, Luther, Melanchthon (s. Cramers Gedichte, Leipzig 1782, 83. 3 Bde.) Damals hatte er gerade die zwei Oden vor: den Erlöser und die Auferstehung. Letztere befindet sich jetzt im dritten Bande der Gedichte und gehört ebenfalls zu den bessern Arbeiten. Sie beginnt:

Bald schwingt mein Geist sich auf vom Staube
Zu meinem Heile, das ich glaube,
Zu dir, o mein Messias, los!
Bald nimmst du meinen Leib, o Erde,
Damit ich ganz unsterblich werde,
In deinen mütterlichen Schoß!
Dann weint die Wollust meines Lebens,
Ein Freund, und meiner Jugend Weib,
Und ihre Klage ruft vergebens
Den Geist in den bethränten Leib.

[27] Cramer war schon in Leipzig verlobt mit Johanna Radike, der Tochter seines Hausherrn, in dessen Hause auch Klopstock wohnte. Die junge Radike, allen hier genannten Freunden bekannt und von allen geschätzt wegen ihres trefflichen Verstandes und Herzens und ihrer Sanftmuth und Geduld, starb als Cramers Braut an der Schwindsucht. Cramer verlobte sich später mit der jüngern Schwester Charlotte, welche in der Elegie an Ebert erwähnt wird. Die Uebertragung der Form in auf Eigennamen — Radikin — war damals sehr gewöhnlich; der neuere Sprachgebrauch hat sie verworfen. — [28] Giseke soll ein sehr sanfter, stiller und liebenswürdiger Mann gewesen sein, was sich auch in seinen Liedern (Giseke's poet. Werke, Braunschweig 1767) ausspricht und Klopstock liebte ihn sehr zärtlich. Er geht von Johanna Radike auf Giseke über, vermuthlich aus zwei Ursachen; erstens weil sie sich ähnlich waren, und dann, weil Giseke die Verstorbene in einer Elegie besungen hatte. — Lesbia ist sonst bekannt als Catulls Geliebte. — Das Zeile 3 und 4 erwähnte Lied steht in den Bremischen Beiträgen. — [29] Du lächelst? — Giseke erwiedert in seiner Bescheidenheit nichts; sein inniges Gefühl über eine solche Anerkennung spricht sich bloß in einem

24. Dann soll mein Schutzgeist, schweigend und unbemerkt,
Dreimal dich segnen! dreimal dein sinkend Haupt
Umfliegen, und nach mir beim Abschied
Dreimal noch sehn und dein Schutzgeist werden.[30]

25. Hasser der Thorheit, aber auch Menschenfreund,
Allzeit gerechter Rabner, dein heller Blick,
Dein froh und herzenvoll Gesicht ist
Freunden der Tugend und deinen Freunden

26. Stets liebenswürdig; aber dem Thor bist du
Stets furchtbar! Lach' ihn ohne Barmherzigkeit
Todt! Laß kein unterwürfig Lachen,
Freund, dich im strafenden Zorne stören.[31]

27. Stolz und demüthig[32] ist der Thor lächerlich.
Sei unbekümmert, wüchs' auch der Narren Zahl
Stets; wenn zu ganzen Völkerschaften
Auch Philosophen die Welt bedeckten.[33]

28. Wenn du nur einen jedes Jahrhundert nimmst,[34]
Und weisen Völkerschaften ihn zugesellst;
Wohl dir! wir wollen deine Siege,
Die wir prophetisch sehn, feierlich preisen.

29. Der Nachwelt winkend, setz' ich dein heilig Bild
Zu Lucianen hin und zu Swiften hin.[35]
Hier sollst du, Freund, den Namen (wenig
Führeten ihn) des Gerechten führen!

Lächeln aus. Dieselbe Bescheidenheit war es, welche Klopstock so sehr zu Giseke hinzog. — [30] Hier spielt er an auf die Seelenähnlichkeit zwischen ihm und Giseke. Sein Schutzgeist soll, wenn er gestorben ist, Giseke's Engel werden; — sinkend Haupt: vor Trauer niedersinkend. — [31] Rabener war bei aller seiner Satyre ein sehr menschenfreundlicher, rechtlicher Mann und nie Pasquillant, da er die Thoren bloß im Allgemeinen geißelte. Uebrigens fühlten sich viele Thoren von Rabeners Satyren getroffen und meinten, er habe auf sie gezielt. Daher war er in Gesellschaften gefürchtet, und viele, besonders aus den höhern Ständen, suchten sich bei ihm durch Herablassung einzuschmeicheln, damit er sie verschone. — [32] Einräumender Satz: der Thor ist immer lächerlich, mag er nun stolz sein oder demüthig thun. — [33] Diese beiden Sätze sollten als beigeordnet auch gleiche Form haben; entweder: „wüchs' auch der Narren Zahl stets; bedeckten auch Philosophen die Welt ꝛc. oder als hintenstehende Sätze besser: „wenn auch der Narren Zahl stets wüchse: wenn auch zu ganzen ꝛc." Im Wingolf ist dies besser:

Wenn auch ihr zahllos Heer
Stets wüchs', und wenn in Völkerschaften
Auch Philosophen die Welt umschwärmten!

Unter Philosophen versteht er hier wohl die schiefen Beurtheiler, gleich mit: sich klugdenkenden Thoren. — [34] Ein feines Lob: Rabeners Satyren werden noch in Jahrhunderten gelesen werden. — [35] Lucian, eigentlich griechisch Lukian, ein griechischer Schriftsteller im 2. Jahrhundert n. Chr., der berühmteste Satyriker der griechischen Literatur. Wieland übersetzte seine

30. Lied, werde sanfter, fließe gelinder fort,
Wie auf die Rosen hell aus Aurorens Hand
Der Morgenthau träufelt; dort kommt er
Heiter [36] mit lächelnder Stirn, mein Gellert.

31. Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
Und schönste Tochter lesen, und reizender
Im Lesen werden, dich in Unschuld,
Sieht sie dich etwa wo schlummern, küssen. [37]

32. Auf meinem Schoß, in meinen Umarmungen
Soll einst die Fanny, welche mich lieben wird,
Dein süß Geschwätz [38] mir oft erzählen,
Und es zugleich an der Hand als Mutter

33. Die kleine Fanny lehren. Die Tugend, Freund,
Zeigt auf dem Schauplatz niemand allmächtiger
Als du. [39] Da die zwo edlen Schönen,
Voll von gesetzter und stiller Großmuth,

34. Viel tausend Schönen ewig unnachahmbar,
Unter den Blumen ruhig sich setzeten,
Da weint ich, Freund, da flossen Thränen
Aus dem gerührten, entzückten Auge.

Werke meisterhaft. Jonathan Swift, einer der geistreichsten satyrischen und politischen Schriftsteller der Engländer, 1667—1745. Sein berühmtestes Werk sind Gullivers Reisen. — Klopstock stellt Rabener neben diese, aber doch auch ihnen entgegen; denn jene waren oft ungerecht und mehr witzig als wahr; wollten nur spotten, nicht bessern. — [36] Gellert kommt, der Lieblingsschriftsteller seiner Zeit. Um seinen sanften Charakter zu schildern, muß auch das Lied sanfter fließen, als dies in Str. 1—5 angekündigt war — [37] Der gelehrte Chartier (er war Geheimschreiber der Könige Karl VI. und Karl VII. von Frankreich und starb 1458) war einst auf einem Stuhle im Vorzimmer eingeschlafen; die Gemahlin des Dauphins (Ludwig XI.), Margaretha von Schottland, gieng vorbei und küßte ihn auf den blassen Mund. Auf diese Geschichte spielt Klopstock hier in doppelter Hinsicht an: erstens weil Gellert ebenfalls mehr innere als äußere Schönheit besaß, da er bekanntlich sehr kränklich war; zweitens weil Gellert den Vorfall selbst in seinen Fabeln erzählt, Bd. II. Fab. 13: Der glückliche Dichter. — [38] Deine Fabeln. — [39] Auf dem Schauplatz: auf der Bühne. Gellert war auch dramatischer Dichter, und wir haben von ihm sechs Lustspiele, die uns freilich langweilig vorkommen, und die nur der Freund Klopstock loben kann, zu einer Zeit, wo Gellerts Lustspiele freilich zu den bessern gehörten. Hier meint Klopstock wahrscheinlich die zärtlichen Schwestern, Gellerts erstes Lustspiel, das er vermuthlich auf dem Theater gesehen hatte. Die zwo edlen Seelen sind zwei Schwestern, von denen die eine großmüthig der andern die Erbschaft abtreten will. — „Voll gesetzter Großmuth“ erscheint uns jetzt komisch; es ist aber eigentlich, ohne daß es Klopstock will, sehr treffend, denn Gellerts Personen sind wirklich sehr gesetzt. — Als Dichter geistlicher Lieder hatte sich Gellert damals noch nicht gezeigt, sonst würde und müßte Klopstock eher von diesen sprechen als von seinen Komödien. Die Tugend zeigte Gellert am schönsten in seinem eigenen Leben.

35. Da stand ich betend, ernst und gedankenvoll.
O Tugend! rief ich, Tugend, wie schön bist du!
Welch göttlich Meisterstück sind Seelen,
Die dich hervorzubringen stark sind.[40]

36. Viel Zeiten, Kühnert[41], hast du schon durchgelebt,
Von Eisen Zeiten, silberne, goldene!
Komm, Freund, komm wieder zu des Milton,
Und zu der Zeit des Homer zurücke.

37. Noch zween kommen.[42] Den hat vereintes Blut
Unsrer Voreltern zärtlich mir zugesellt,
Und den des Umgangs süße Reizung,
Und der Geschmack mit der hellen Stirne.

38. Schmidt, der mir gleich ist, den die Unsterblichen
Höhern Gesängen neben mir auferziehn!
Und Rothe, der sich freier Weisheit
Und der vertrauteren Freundschaft heiligt.

39. Ihr Freunde fehlt noch, die ihr mich künftig liebt![43]
Wo seid ihr? Eile! Ach Zeit! Ach schöne Zeit!
Kommt, auserwählte süße Stunden,
Da ich sie seh' und sie sanft umarme!

---

[40] Im Wingolf hat Klopstock später folgende zwei Strophen hier eingeschoben: Der du uns auch liebst, Olde, komm näher her,
Du Kenner, der du, edel und feuervoll,
Unbiegsam beiden, beiden furchtbar,
Stümper der Tugend und Schriften hassest!
Du, der bald Zweifler, und Philosoph bald war,
Bald Spötter aller menschlichen Handlungen,
Bald Miltons und Homerus Priester,
Bald Misanthrope, bald Freund, bald Dichter.

Olde starb 1759 als Arzt in Hamburg. Bei ihm waren die Versammlungen der Beiträger; er nützte diesen durch seinen hellen Blick.

Ob Strophe 36 wirklich schon der ersten Abfassung der Ode angehört, können wir mit unsern Mitteln nicht ausmachen. Düntzer theilt diese Strophe als alt mit in der Auswahl von Klopstocks Oden, Leipzig 1868; in seinen Erläuterungen Seite 77 spricht derselbe Commentator auch die Kühnertstrophe dem ersten Entwurfe ab.

[41] Kühnert ist als Bürgermeister zu Artern, einem kleinen Städtchen in der Grafschaft Mannsfeld, gestorben. Man weiß von ihm zu wenig, um die Andeutungen Klopstocks verstehen zu können. — [42] J. Ch. Schmidts (gest. 1807 als Geheimrath und Kammerpräsident zu Weimar) Vater war der Bruder von Klopstocks Mutter. Das Lob. Str. 40, ist freilich zu groß. Klopstock scheint große Hoffnungen von Schmidts Dichtertalente gehabt zu haben, die aber nicht in Erfüllung gegangen sind. Heinrich Gottlieb Rothe starb 1808 als Geheimer Finanzsekretär zu Dresden. Freie Weisheit steht entweder hier als Gegensatz der Brotstudien, der sogenannten Fakultätswissenschaften, oder als Gegensatz der systematischen Philosophie. — [43] Es ist im Grunde genommen doch etwas sehr sonderbares, daß der Dichter in einem Gesange, worin er seine Freunde verherrlichen will, sich

40. Und du, o Freundin, die du mich künftig liebst,
Wo bist du? Dich sucht, Fanny, mein einsames,
Mein bestes Herz in dunkler Zukunft,
In Ungewißheit und Nacht, da sucht's dich.

41. Hält dich, o Freundin, hält dich die zärtlichste
Unter den Frauen mütterlich ungestüm:
Wohl dir! auf ihrem Schoße lernst du
Tugend und Liebe zugleich empfinden!

42. Wie? Oder ruhst du, wo dir des Frühlings Hand
Blumen gestreut hat, wo dich sein Säuseln kühlt?
Sei mir gesegnet! Dieses Auge,
Ach, dein von Zärtlichkeit volles Auge,

43. Dieser von Zähren schwimmende süße Blick,
An Allmacht, Fanny, gleicht er den Himmlischen,[44]
An Huld, an süßen Zärtlichkeiten
Gleicht er dem Blick der noch jungen Eva.[45]

44. Dies Antlitz, voll von Tugend, von Großmuth voll,
Dies vor Empfindung bebende beste Herz!
Dies, o, die du mich künftig liebest,
Dieses ist mein[46], doch du selber fehlst mir!

45. Du, Fanny, fehlst mir! Einsam, von Wehmuth voll,
Und bang und weinend irr' ich und suche dich,
Dich, Freundin, die mich künftig liebet,
Ach, die mich liebt und mich noch nicht kennet!

46. Siehst du die Thräne, welche mein Herz vergießt,[47]
Freund, Ebert?[48] Weinend lehn' ich mich auf dich hin.
Gieb mir den Becher, diesen vollen,
Welchem du winkst, daß ich froh wie du sei!

---

schon nach mehr Freunden sehnt. Nicht so verhält sich's mit der künftigen Gattin. Ob Klopstock bei der Schilderung derselben schon an J. M. Schmidt gedacht hat, die er später unter dem Namen Fanny so oft besingt, und die ziemlich grausam gegen ihn war, steht dahin. Im Briefwechsel stand er schon damals mit ihr. Seine Wünsche und Phantasieen in Bezug auf die künftige Gattin führte er weiter aus in der schönen Elegie: „Die künftige Geliebte.“ [44] für: dem Blicke der Himmlischen, der Engel. — [45] Von deren Zustand Milton im verlorenen Paradiese spricht. — [46] Nämlich als Phantom: es steht alles vor meiner Seele. — [47] Weil er seine Geliebte noch nicht gefunden. — [48] Muß nicht zusammen gelesen werden, so daß Freund gleichsam nur Vorname wäre.

47. Doch jetzt auf einmal wird mir mein Auge hell,
Scharf zu Gesichten, hell zur Begeisterung.
Ich sehe dort an Evans Altar,
Tief in dem wallenden Opferrauche,

48. Da seh' ich langsam heilige Schatten gehn!
Nicht jene, die sich traurig von Sterbenden
Loshüllen, nein, die welch' im Schlummer
Geistig vom göttlichen Trinker düften.[49]

49. Euch bringt die Dichtkunst oftmals im weichen Schoß
Zu Freunden! Kein Aug' unter den Sterblichen
Entdeckt sie; du nur, seelenvolles
Trunknes poetisches Auge, siehst sie!

50. Drei Schatten kommen! neben den Schatten tönt's,
Wie Dindymene[50] hoch aus dem Heiligthum
Allgegenwärtig niederrauschet,
Und mit gewaltiger Cymbel tönet;

51. Oder wie aus den Götterversammlungen
Mit Agyieus[51] Leierton himmelab
Und taumelnd hin auf Weingebirgen
Satzungenlos[52] Dithyramben donnern.

52. Der du dort wandelst, ernstvoll und aufgeklärt,
Das Auge voll von weiser Zufriedenheit,
Die Lippe voll von feinem Scherz; ihm[53]
Horcht die Aufmerksamkeit deiner Freunde.

---

[49] Diese Strophe hieß später:
Dort seh' ich langsam heilige Schatten gehn!
Nicht jene, die sich traurig von Sterbenden
Erheben, nein, die in der Dichtkunst
Stund' und der Freundschaft um Dichter schweben!
Der göttliche Trinker des ersten Entwurfes ist Bacchus; der im Schlummer geistig von ihm düftet, der Dichter und Dichterfreund. — [50] Beiname der Rhea oder Kybele, von dem Berge Dindymon. Wie hier für wie wenn: Es tönt, wie es tönt, wenn Dindymene niederrauschet. Was er mit diesem sonderbaren Gleichnisse eigentlich sagen will, ist mir nicht ganz deutlich. Auf jeden Fall hat er eine Stelle aus den Alten, etwa Horaz oder Lucrez im Sinn. Kybele wird gewöhnlich als Symbol der Natur betrachtet, und als Erfinderin der Cymbeln und Pauken; die ganze Göttin ist aber etwas sehr dunkles und unbestimmtes. Im allgemeinen will der Dichter mit dem Tönen ausdrücken: es kommen drei Dichter. — [51] Agyieus (Klopstock schreibt im ersten Entwurf falsch Agyäus) ist ein Beiname Apolls, aber hier sehr übel angebracht, denn Apoll heißt so als Vorsteher der Straßen. Ueberhaupt ist die Sitte Klopstocks auffallend, wornach er immer die ungangbarsten Beinamen der Götter gebraucht: Agyäus, Smintheus, Patareus. — [52] In freien Versmaßen. — [53] Dem Scherze.

53. Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin.
Schatten, wer bist du? Ebert, itzt neigt er sich
Zu mir und lächelt. Ja, er ist es!
Siehe, der Schatten, der ist mein Gärtner![54]

54. Du deinen Freunden liebster Quintilius,
Der unverstellten Wahrheit Vertraulichster,
Ach komm doch, Gärtner, deinen Freunden
Ewig zurück! Doch du fliehst und lächelst!

55. Flieh nicht, mein Gärtner! Flieh nicht! Du flohst ja nicht,
Als wir an jenen traurigen Abenden,
Um dich voll Wehmuth still versammelt,
Da dich umarmten und Abschied nahmen![55]

56. Die letzten Stunden, da du uns Abschied nahmst,
(Der Abend soll mir festlich und heilig sein!)
Da lernt' ich, Freund, wie sich die Edlen,
Wie sich die wenigen Edlen liebten!

57. Viel Abendstunden fasset die Nachwelt[56] noch.
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft, wie sie eure Väter
Heiligten und euch Exempel wurden!

58. In meinem Arme, trunken und weisheitsvoll,
Sang Ebert: „Evan, Evoe, Hagedorn![57]
Da kommt er über Rebenblättern[58]
Muthig einher, wie Lyäus,[59] Zeus Sohn!

---

[54] Gärtner hatte 1745 Leipzig verlassen und befand sich schon in Braunschweig, von wo aus er aber immer noch die Aufsicht über die Herausgabe der Bremischen Beiträge führte. Gärtner war selbst Dichter, aber als solcher unbedeutend; desto wichtiger war er für seine Freunde als feiner und strenger Beurtheiler. Darum nennt ihn Klopstock Str. 50 ihren Quintilius, im Hinblick auf Horaz, Oden 1, 24 und Dichtkunst 438; in der ersten der beiden Stellen heißt es (nach Bacmeister):

Also ewiger Schlaf deckt den Quintilius!
O wann findet die Zucht, Treue die heilige
Zwillingsschwester des Rechts, und die gediegene
Wahrheit Einen, wie Er es war!

[55] Da Gärtner schon 1745 nach Braunschweig (aber nicht gleich als Professor, sondern als Hofmeister zweier jungen Grafen) gieng, Klopstock aber erst 1746 nach Leipzig kam, so kann hier nicht Gärtners Weggehen von Leipzig, d. h. von der Universität gemeint sein. Vermuthlich war Gärtner von Braunschweig aus zu Besuch in Leipzig, und hierbei erst lernte ihn Klopstock kennen. — [56] Nachwelt hier für Zukunft. Viel Abendstunden werden noch kommen. — [57] Hagedorn (geb. 1708 zu Hamburg, gest. daselbst 1754) kömmt. Er wird von Ebert, nicht von Klopstock erkannt und begrüßt: denn Klopstock kannte Hagedornen nicht persönlich, sondern nur durch Eberten und Gisеken, die Landsleute und Freunde Hagedorns, welcher den beiden jungen Männern von ihrer Jugend auf ein Freund und Be=

59. „Mein Herze bebt mir.[60] Stürmend und ungestüm
Zittert die Freude durch mein Gebein dahin!
Evan, mit deinem schweren Thyrsus,[61]
Schone mit deiner gefüllten Schale!

60. „Dich deckt' als Jüngling eine Lyäerin,
Nicht Orpheus Feindin, weislich mit Reben zu!
Und dies war allen Wassertrinkern
Wundersam, und die in Thälern wohnen,

61. „Wo Wasserbäch und Brunnen die Fülle sind,
Von Weingebirgeschatten unabgekühlt,
So schliesst du, sicher vor den Schwätzern,
Nicht ohne Götter, ein muth'ger Jüngling.[62]

---

rather gewesen war. Ebert und Giseke liebten den wackern Hagedorn sehr, wie er es als Mensch und Dichter verdiente, und Klopstock verehrte ihn ebenfalls außerordentlich. — [58] Bekanntlich war Hagedorn besonders ein Sänger des Weins und der Freude. Daher auch die Ausrufe: „Evan" und „Evoe", die bei den Bacchanalien immer ertönten. Von Hagedorn stammt der bekannte Rundgesang:

Lebe, liebe, trinke, schwärme
Und erfreue dich mit mir!

[59] Ein Beiname des Bacchus, der Sorgenlöser. — [60] Alles was hier Ebert singt, ist aus Horaz genommen, oder diesem nachgebildet. Hagedorn war nämlich ein sehr großer Freund und Verehrer dieses Dichters, und Ebert begrüßt ihn hier mit Worten und Gedanken seines Lehrers, wie Hagedorn den Horaz nennt. Die ganze Strophe bezieht sich auf eine Stelle in der Horazischen Ode (II. 19.):

Bacchus erschien mir! Fern in der Felsenkluft —
Glaub mir, o Nachwelt — lehrt er des Liedes Kunst,
Ihm lauschten Nymphen und der ziegen-
füßigen Satyren spitze Ohren.
Euhö! es bebt mir schauernd die Seele noch
Und Freude pocht in Bacchus erfüllter Brust
Lautjubelnd. Euhö! Gnade, Bacchus!
Gnade! Du schrecklicher Thyrsusschwinger!

Was hier Horaz dem Bacchus zuruft, den er gleichsam gegenwärtig fühlt, ruft hier Ebert Hagedornen zu; Bacchus war Spender der Freude; Hagedorn erweckt ebenfalls dieselbe. — [61] Der Stab, mit Weinlaub und Epheu umwunden, den Bacchus selbst und seine Jünger und Priester trugen. — [62] Strophen 60 und 61 sind eine nicht gerade glückliche Nachahmung folgender Stelle in Horaz Oden 4, Str. 3—5:

Mich haben einst jenseit der Apulermark,
Die mich gebar, als ich auf dem heimischen
Voltur, ein Kind, spielmüd entschlummert,
Tauben der Sage mit jungen Zweigen
Sorgsam gedeckt, ein Wunder für alle, die
Dort auf dem Felsburgnest Acherontia,
In Bantia's Hochwäldern, auf den
Fetten Forentischen Fluren hausen:
„Da lag und schlief, von Bären und Natternbrut
Unangerührt dieß Kind, von dem heiligen
Lorbeer umhüllt und Myrthenlaube,
Ohne die Götter gewiß so keck nicht!"

62. „Mit seinem Lorbeer hat dir auch Patareus[63]
Und mit gemischter Myrthe[64] das Haupt umkränzt!
Wie Pfeile von dem goldnen Köcher
Tönet dein Lied, wie des Jünglings Pfeile

63. „Schnellrauschend klangen, da der Unsterbliche
Nach Peneus Tochter[65] durch die Gefilde flog!
Oft wie der Satyrn Hohngelächter,
Als sie den Wald noch nicht laut durchlachten.[66]

64. „Zu Wein und Liedern[67] wähnen dich Priester[68] nur
Allein geboren. Denn den Unwissenden
Sind die Geschäfte großer Seelen
Unsichtbar stets und verdeckt gewesen.

65. „Dir schlägt ein männlich Herz; auch dein Leben ist
Viel süßgestimmter als ein unsterblich Lied;
Du bist in unsokrat'schen[69] Zeiten
Wenigen Freunden ein theures Muster."

---

[63] Ein Beiname des Apoll von der Stadt Patara in Lydien. Nicht nur Bacchus begeistert dich zu Gesängen, sondern auch Apoll; nicht nur Trinklieder und fröhliche Gesänge entströmen dir, sondern auch ernstere. — [64] Sehr schön gesagt: Einen Kranz von Lorbeeren, mit Myrthen gemischt, hat dir Apoll aufgedrückt. Myrthe, das Sinnbild der Liebe. Auch der Sänger der Liebe war Hagedorn. — [65] Daphne. Die Geschichte von Apoll und Daphne ist bekannt. Das Gleichniß scheint mir etwas weithergeholt und hat durchaus keine Anschaulichkeit. Hagedorns Lieder tönen, wie die Pfeile in Apolls Köcher, als er der Daphne nacheilte. Klopstock kann wohl damit nichts meinen, als: Deine Lieder bewegen sich rasch und leicht (im Gegensatz der steifen Lieder der Gottschedianer); oder zielt er mit den Pfeilen auf die Spitzen, welche viele Lieder Hagedorns haben? — [66] Hagedorn war ein feiner Satyriker. Mit Recht unterscheidet Klopstock zwei Arten von Satyrn: die ältern und die neuern Die ältern Satyrn waren fröhliche Wesen, die gern lachten und sangen; die spätern waren unzüchtige, geile Halbmenschen. — [67] Wein und Lieder ist hier zweierlei. Hagedorn war nicht nur Sänger des Weins, sondern auch Liebhaber desselben, und man machte ihm dies in Hamburg oft genug zum Vorwurf. — [68] Besonders von den Geistlichen in Hamburg hatte Hagedorn manche Verfolgungen auszustehen. Als Ebert, Hagedorns Schüler, von Leipzig zurückkam, dichtete er zu einer Hochzeit eine Cantate, das Vergnügen, die dann in einem öffentlichen Concert aufgeführt wurde. Die Geistlichen nahmen ihm dies so übel, daß er auf eine Predigerstelle in seiner Vaterstadt Verzicht leistete. Im Wingolf hat Klopstock die Priester verändert in Thoren. — [69] In Zeiten, wo man die Liebe zur Geselligkeit für etwas verdammenswerthes hält. Bekanntlich war Sokrates ein großer Freund der Geselligkeit und der Tafel. Eben so Klopstock, dem es später in Zürich eben so ging, indem Bodmer es sehr übel aufnahm, daß der Sänger des Messias so gern in fröhlichen Gesellschaften verweilte.

66. Er sprach's.[70] Jetzt sah ich über den Altar her,
Auf Opferwolken, Schlegeln[71] mit dichtrischem
Geweihten Lorbeerschatten kommen,
Und unerschöpflich, vertieft und ernsthaft

67. Um sich erschaffen. „Werdet!“ Da wurden ihm
Lieder. Die sah ich menschliche Bildungen
Annehmen. Ihnen haucht er schaffend
Leben und Geist ein und gieng betrachtend

68. Unter den Bildern, wie Berecynthia[72]
Durch den Olympus hoch im Triumphe geht,
Wenn um sie ihre Kinder alle
Ringsum versammelt sind, lauter Götter.

69. Noch eins nur fehlt dir. Werd' uns auch Despréaux,[73]
Daß, wenn sie etwa zu uns vom Himmel kommt,
Die goldne Zeit, der Musen Hügel
Leer von undichtrischem Pöbel dasteh'! —

70. Komm, goldne Zeit, komm, die du die Sterblichen
Selten besuchst, komm, laß dich, o Schöpferin,[74]
Laß, bestes Kind der Ewigkeiten,[75]
Dich über uns mit verklärtem Flügel!

---

[70] So sprach Ebert. — [71] Joh. Adolph Schlegel, der Bruder des begabteren Joh. Elias Schlegel (1718—1749). Er hatte 1746 Leipzig verlassen und lebte als Hauslehrer in Strehla, einem kleinen Städtchen zwischen Dresden und Leipzig. Dieser Schlegel war auch Dichter und Mitarbeiter an den Beiträgen, und Klopstock hat hier vermuthlich dessen großes Lehrgedicht „Der Unzufriedene“ im Auge. — [72] Berecynthia, wieder ein Beiname der Kybele, von dem Gebirge Berecynthos in Phrygien, wo sie hauptsächlich verehrt wurde. Kybele steht hier als die Mutter der Götter. Die ganze Strophe ist Uebersetzung einer Stelle in Virgils Aeneis, Ges. IV. V. 785—788:

So fährt durch die phrygischen Städte
Thurmbekrönt auf dem Wagen die berecynthische Mutter,
Selig der Göttersöhn', und hundert Enkel umarmend,
Himmelsbürger sie all' und olympischer Höhen Bewohner.

Klopstock hat die Strophen 69 und 70 später theils verändert, theils ganz gestrichen; entweder weil ihm manches zu großartig für das Geschäft des sterblichen Dichters schien, oder weil er andrer Meinung über Schlegels Dichterehre geworden war. — [73] Nicolaus Boileau Despréaux, geb. 1636, gest. 1711, bekannt als Kritiker und Dichter, besonders als satyrischer Dichter. Klopstock wünscht also, Schlegel solle Kritiker werden und den Parnaß von dem Pöbel, der darauf hause, reinigen. Der undichterische Pöbel: entweder schlechte Dichter, oder Leute, die für Poesie nicht empfänglich sind; vermuthlich jenes. Schlegel soll also den Weg bahnen für die kommende goldne Zeit. Er soll den Parnaß säubern, damit die goldne Zeit der Dichtkunst bald erscheint; diese goldne Zeit ruft und wünscht er nun herbei und sieht sie mit seinen geistigen Augen schon voraus. — [74] Der Dichter sieht also die goldne Zeit als Hervorbringerin großer Männer an,

71. Tief voll Gedanken, voller Entzückungen
Geht die Natur dir, Gottes Nachahmerin,[76]
Schaffend zur Seiten, große Geister,
Wenige Götter der Welt[77] zu bilden.

72. Natur, dich hört' ich durchs Unermeßliche
Wandeln, so wie mit sphärischem Silberton
Gestirne, Dichtern nur vernommen,[78]
Niedrigen Geistern unhörbar, wandeln.

73. Aus allen goldnen Altern begleiten dich,
Natur, die großen Dichter des Alterthums!
Die großen neuern Dichter! Segnend
Seh' ich ihr heilig Geschlecht hervorgehn.

---

nicht umgekehrt als Werk großer Männer. Er hat auch gewissermaßen recht; wenigstens stehen hier die großen Männer und die große Zeit immer in Wechselwirkung; eins bringt das andere hervor. Schöpferin kann man die goldne Zeit der Kunst in jedem Falle nennen, insofern man die Dichter selbst mit darunter versteht und dann meint, diese Zeit bringt große Kunstwerke hervor. — [75] Die verschiedenen Zeitalter und Zeitabschnitte sind Kinder der Ewigkeit; die goldne Zeit ist natürlich das beste. — [76] Gottes Nachahmerin bezieht sich auf Natur. Der Sinn ist: „Wenn die goldne Zeit da ist, so hilft ihr die Natur in ihrem Werke und bringt große Geister hervor, Götter der Welt" (eine starke Hyperbel). Bei Hervorbringung dieser Geister ist die Natur gedankenvoller und im voraus entzückt über ihr entstehendes Geschöpf. Sie wendet gleichsam mehr Kräfte auf als gewöhnlich. — [77] Der Welt ist doch wohl der Dativ: große Geister, wenige Götter für die Welt. — [78] Der Dichter hört im voraus die Natur, wie sie die goldne Zeit beschleunigt; er sieht ihren großen Gang, nur wahrnehmbar durch die Phantasie.

---

2. An Giseke.

(Leipzig 1748.[1])

(Hexameter und halber Pentameter.)

Geh! ich reiße mich los, obgleich die männliche Tugend[2]
Nicht die Thräne verbeut;
Geh! ich weine nicht, Freund. Ich müßte mein Leben durchweinen,
Weint' ich dir, Giseke, nach![3]

---

[1] Giseke verließ Leipzig am 10. April 1748, um über Hamburg, dem Wohnort seiner Mutter, nach Hannover zu gehen. Am 29. September sandte Klopstock das Gedicht an Hagedorn selbst. Man wird darum recht thun, die Elegie ins Jahr 1748 und nicht mit Klopstock ins Jahr 1747 zu setzen. Ueber Giseke und Hagedorn siehe die Einleitung und die Anmerkungen zur vorigen Ode. — [2] Hier Tugend des Mannes im Gegensatze der weiblichen Tugend. In der ersten Gestalt heißt diese Stelle:

Denn so werden sie alle dahin gehn, jeder den andern 5
Trauernd verlassen, und fliehn.
Also trennet der Tod gewählte Gatten! der Mann irrt[4]
Seufzend im Ocean um,
Sie am Gestad, wo von Todtengeripp und Scheiter[5] und Meersand
Stürme das Grab ihr erhöhn. 10
So liegt Miltons Gebein von Homers Gebeine gesondert,[6]
Und der Zypresse verweht
Ihre Klag'[7] an dem Grabe des Einen, und kommt nicht hinüber
Nach des Anderen Gruft.

Obgleich der männlichen Tugend
Thränen zu weiblich nicht sind.
Die Frage, ob Thränen dem Manne ziemen oder nicht, hat das 18. Jahrh. viel beschäftigt; waren doch Thränen der sentimentalen Stimmung des Jahrhunderts ein unumgängliches Bedürfniß. Lessing handelt darüber im Laokoon, Cap. 1 und Herder, Erstes kritisches Wäldchen, 2 u. 3, wo unter andern auf Ossian verwiesen wird, dessen Helden sich nicht zu weinen schämen. — [3] Klopstocks Herz hatte immer viel Freunde nöthig; einer oder zwei waren ihm nie genug. „Wollte ich dir, Giseke, nachweinen, so müßte ich auch den andern Freunden nachweinen, die sich in der Zukunft von mir trennen werden, und so müßte ich mein ganzes Leben durchweinen." — [4] Es ist eine Eigenthümlichkeit der Bilder und Gleichnisse bei Klopstock, daß er gern alles als geschehen angiebt, auf einen bestimmten Fall zurückführt. So schon in der vorigen Ode Str. 3—5. Doch spielt hier Klopstock wohl auf einen bestimmten Fall an, der in einer damals sehr gelesenen englischen Monatsschrift, der Schwätzer (the Tatler von Steele), erzählt wird, und den Gellert in seinen Fabeln und Erzählungen (Bd. 2) unter dem Titel: „Das neue Ehepaar" bearbeitet hat. Eine junge Gattin geht ihrem Mann, der von einer Seefahrt zurückkehren soll, an den Strand mit einer Freundin entgegen. Die Wellen treiben etwas an das Ufer; die Gattin erkennt den Leichnam ihres Mannes und stirbt vor Schmerz auf demselben. „Gewählte Gatten": liebende Gatten, welche durch die Wahl des Herzens verbunden waren. — [5] Hier die Einzahl, in collectivem Sinne genommen, so wie Klopstock Trümmer als Einz. nimmt. — [6] Milton und Homer, die beiden größten Epiker, die Klopstock kannte. Zeiten und weite Räume trennen sie, die zusammengehören. — [7] Die Schatten der beiden Dichter sehnen sich nach einander; sie können aber nicht zusammen kommen. Klopstock wendet hier eine Ausdrucksweise an, die in der gewöhnlichen Rede fast überall gangbar ist und die z. B. auch Lessing im Laokoon noch anwendet; er setzt nämlich statt des Genitivs den Dativ mit dem hinzugefügten zueignenden Fürwort (dem König sein Schloß st. des Königs Schloß) und sagt also: der Zypresse ihre Klage verweht an dem Grabe des einen ꝛc. mit versetzter Wortfolge: der Zypresse verweht ihre Klage. Bei dem Grabe mit der Zypresse hat der Dichter an Homer gedacht, bei der Gruft an Milton, der in der Westminster-Abtei zu London begraben liegt. In den Bremischen Beiträgen heißt diese Stelle:

Und kein Zypressenbaum weht
Von dem Grabe des einen zum Grabe des andern hinüber,
Noch ein beweinender Laut.

So schrieb unser aller Verhängnis auf eherne Tafeln 15
Der im Himmel, und schwieg.[8]
Was der Hocherhabene schrieb, verehr' ich im Staube,
Weine gen Himmel nicht auf.
Geh, mein Theurer! Es letzen[9] vielleicht sich unsere Freunde
Auch ohne Thränen mit dir; 20
Wenn nicht Thränen die Seele vergießt, unweinbar dem Fremdling
Sanftes edles Gefühls.[10]
Eile zu Hagedorn hin, und hast du genug ihn umarmet,
Ist die erste Begier,
Euch zu sehen, gestillt, sind alle Thränen der Freude 25
Weggelächelt entflohn,
Gieseke, sag' ihm alsdann, nach drei genossenen Tagen,
Daß ich ihn liebe, wie du!

---

[8] Er schrieb sie auf eherne Tafeln, d. h. unveränderlich fest; „er schwieg", er offenbarte uns seinen Rathschluß nicht. — [9] Erfreuen sich deiner beim Abschiede. — [10] Sonderbarer Ausdruck: „Thränen, die der nicht weinen kann, dem sanftes, edles Gefühl fremd ist." In den Bremischen Beiträgen heißt die Stelle deutlicher:
Wenn die Seele nicht Zähren, den Freundschaftlosen unweinbar,
Bang und bebend ergießt.

---

3. An Ebert.

(Leipzig 1748.)

Versmaß der vorigen Elegie.

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholei!
Ach, du redest umsonst, vordem gewaltiges Kelchglas,
Heitre Gedanken mir zu!
Weggehn muß ich und weinen! vielleicht daß die lindernde Thräne 5
Meinen Gram mir verweint.
Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu.
Wärt ihr nicht, und könnte der Mensch sein Leiden nicht weinen;
Ach! wie ertrüg' er es da! 10
Weggehn muß ich und weinen! Mein schwermuthsvoller Gedanke
Bebt noch gewaltig in mir.
Ebert! sind sie nun alle dahin; deckt unsere Freunde
Alle die heilige Gruft;
Und sind wir, zween Einsame, dann von allen noch übrig! — 15
Ebert! verstummst du nicht hier?

Sieht dein Auge nicht trüb' um sich her, nicht starr ohne Seele?
So erstarb auch mein Blick!
So erbebt' ich, als mich von allen Gedanken der bängste
Donnernd das erstemal traf! 20
Wie du einen Wanderer, der, zueilend der Gattin
Und dem gebildeten Sohn
Und der blühenden Tochter, nach ihrer Umarmung schon hinweint,[1]
Du[2] den, Donner, ereilst,
Tödtend ihn fassest, und ihm das Gebein zu fallendem Staube 25
Machst, triumphierend alsdann
Wieder die hohe Wolke durchwandelst: so traf der Gedanke
Meinen erschütterten Geist,
Daß mein Auge sich dunkel verlor, und das bebende Knie mir
Kraftlos zittert' und sank. 30
Ach, in schweigender Nacht gieng mir die Todtenerscheinung,
Unsre Freunde, vorbei!
Ach, in schweigender Nacht erblickt' ich die offenen Gräber,
Und der Unsterblichen Schaar!
Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Giseke lächelt; 35
Wenn von der Radikin[3] fern,
Unser redlicher Cramer verwest; wenn Gärtner, wenn Rabner
Nicht sokratisch mehr spricht;
Wenn in des edelmüthigen Gellert harmonischem Leben
Jede Saite verstummt; 40
Wenn, nun über der Gruft, der freie gesellige Rothe
Freudegenossen sich wählt;
Wenn der erfindende Schlegel aus einer längern Verbannung[4]
Keinem Freunde mehr schreibt;
Wenn in meines geliebtesten Schmidts Umarmung mein Auge 45
Nicht mehr Zärtlichkeit weint;
Wenn sich unser Vater zur Ruh, sich Hagedorn hinlegt;[5]
Ebert, was sind wir alsdann,

---

[1] Schöner Ausdruck, der das freudige Sehnen herrlich bezeichnet. Gebildet ist ächtes Particip: herangebildet, und blühend so viel als aufgeblüht. — [2] Hier wird der Zusammenhang uns deshalb undeutlich, weil das Fügewort wie nicht wiederholt: „wie du den, Donner, ereilst." Uebrigens scheint mir das Du, an den Donner gerichtet, hier nicht schicklich, da der Dichter ein wirkliches Du vor sich hat und an dieses, an Ebert, seine Rede richtet. Statt des Donners würde man eher den Blitz erwarten. — [3] s. die Anmerkung 27 zu der ersten Ode. Es ist hier die zweite Schwester gemeint, die wirklich Cramers Gattin ward. — [4] Schlegel war damals Hauslehrer in Strehla, dies nennt Klopstock dessen Verbannung. Er stand mit seinen Leipziger Freunden in fleißigem Briefwechsel. — [5] Später dichtete Klopstock für Bodmer noch folgende Verse hinzu, die er später wieder strich:

Wir Geweihten des Schmerzes, die hier ein trüberes Schicksal
　　Länger, als alle sie ließ? 50
Stirbt dann auch einer von uns, (mich reißt mein banger Gedanke
　　Immer nächtlicher fort!)
Stirbt dann auch einer von uns, und bleibt nur Einer noch übrig;
　　Bin der Eine dann ich;
Hat mich dann auch die schon geliebt, die künftig mich liebet, 55
　　Ruht auch sie in der Gruft;
Bin dann ich der Einsame, bin allein auf der Erde:
　　Wirst du, ewiger Geist,
Seele zur Freundschaft erschaffen, du dann die leeren Tage
　　Sehn, und fühlend noch sein?[6] 60
Oder wirst du betäubt zu Nächten sie wähnen[7] und schlummern,
　　Und gedankenlos ruhn?
Aber du könntest ja auch erwachen, dein Elend zu fühlen,
　　Leidender, ewiger Geist!
Rufe, wenn du erwachst, das Bild von dem Grabe der Freunde, 65
　　Das nur rufe zurück!
O, ihr Gräber der Todten! ihr Gräber meiner Entschlafnen!
　　Warum liegt ihr zerstreut?
Warum liegt ihr nicht in blühenden Thalen beisammen?
　　Oder in Hainen vereint? 70
Leitet den sterbenden Greis![8] Ich will mit wankendem Fuße
　　Gehn, auf jegliches Grab
Eine Zypresse pflanzen, die noch nicht schattenden Bäume
　　Für die Enkel erziehn,[9]
Oft in der Nacht auf biegsamem Wipfel[10] die himmlische Bildung 75
　　Meiner Unsterblichen sehn,
Zitternd gen Himmel erheben mein Haupt, und weinen, und sterben!
　　Senket den Todten dann ein
Bei dem Grabe, bei dem er starb! nimm dann, o Verwesung!
　　Meine Thränen, und mich! 80

　　Wenn der, den ich nie sah, der dennoch ein redlicher Freund war,
　　　　Und von der Vorsicht geführt,
　　Mit großmüthigem Herzen mein Schicksal ändert und umschuf,
　　　　Wenn mein Bodmer auch stirbt,
　　Und noch weinend zum Haupte des Sohns sein senkendes Haupt legt.

Bodmer meldet darüber an Zellweger in Trogen: „In dieser Ode sind etliche Zeilen an mich, die ich nicht für die Souveränität im Lande Appenzell geben wollte.“ — [6] Empfindung und Bewußtsein beibehalten. — [7] Sie für einen bösen nächtlichen Traum halten. — [8] Von hier bis zur Z. 79 spricht der Dichter aus, was er in den lichten Unterbrechungen seines Seelenschlafes sprechen würde. — [9] Nämlich zu schattenden Bäumen erziehn. — [10] Nicht er will auf biegsamem Wipfel lauschen, sondern die Geister der Verstorbenen sollen um die biegsamen Wipfel der Zypressen schweben, die er ihnen gepflanzt hat.

Finstrer Gedanke! laß ab! laß ab in die Seele zu donnern!
Wie die Ewigkeit ernst,
Furchtbar, wie das Gericht, laß ab! die verstummende Seele
Faßt dich, Gedanke, nicht mehr!

Diese Elegie ist in jeder Hinsicht eine der trefflichsten Dichtungen, die wir besitzen, mögen wir nun das tiefe innige Gefühl bewundern, das sich darin ausspricht, oder die große Kunst, mit welcher der Dichter alles durchgeführt hat. Besonders zeigt sich diese Kunst in den immer neuen Bezeichnungen für den wiederkehrenden Gedanken: „Wenn auch der todt ist.“ —

Klopstocks Ahnungen giengen in sofern in Erfüllung, als er fast alle die genannten Freunde überlebte, zwei ausgenommen, Schmidt und Rothe, mit denen er aber später in gar keinem Verkehr gelebt zu haben scheint. Doch machte ihm das Schicksal jene Tage, wo er seine Freunde verloren, nicht so gar schwer; denn er fand in der Folge noch andre Freunde. Das Andenken an jene Jugendfreunde blieb ihm aber stets heilig, und er spricht es in mehrern spätern Elegieen aus. Ebert starb 1795 und war wirklich derjenige, der vor Klopstock, aber später als die übrigen Freunde starb.

---

4. An Fanny.

(Langensalza 1748.)

Alkäische Strophe.

1. Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang' über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast,

2. Und stillanbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinaufblickst, wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne
Und von der Liebe zu dir, Messias!

3. Nun auch verweht ist, oder von wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward:
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist, und deines Auges

4. Stillheitres Lächeln, und sein beseelter Blick
Auch ist verloschen; wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

5. Der Nachruhms werther, als ein unsterblich Lied,
Ach! wenn du dann auch einen beglückteren[1]
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht edlern!

6. Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

7. Dann wägt, die Wagschal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien!

8. Wenn dann du dastehst jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir! säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse,
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

9. Dann soll dein Bruder, zärtlich von mir umarmt,
Zu dir auch eilen! dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen,

10. Und dich umarmen! Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.

11. Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft!
Ihr andern, seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht! und umwölkt uns dunkel!

Es ist bekannt, wie Klopstock in leidenschaftlicher Liebe glühte zu Sophie Schmidt in Langensalza, der Schwester seines Freundes und Vetters Schmidt. Ihretwegen hatte er ohne Zweifel die Hauslehrerstelle in Langensalza angenommen. Doch blieb die Neigung unerwiedert, und der Dichter litt unaussprechlich unter diesem Leide. „Ich liebe," schrieb er an Bodmer, „das zärtlichste und heiligste Mädchen aufs zärtlichste und heiligste. Sie hat sich noch nie gegen mich erklärt und wird sich auch schwerlich gegen mich erklären können,

---

[1] Durch äußern Wohlstand.

weil unser Stand sehr verschieden ist. Aber ohne sie kann ich durchaus nicht glücklich sein. Ich beschwöre Sie demnach bei dem Schatten Miltons und Ihres seligen Knaben, bei Ihrem großen Geiste beschwör' ich Sie, machen Sie mich glücklich, wenn's Ihnen möglich ist. Was nun immer Ihrer Vermuthung nach geschehen kann, seien es Hoffnungen oder keine, das schreiben Sie mir doch, ich bitte Sie, sobald als möglich; befreien Sie mein von mächtiger Liebe ergriffenes Herz von seinem Kummer oder drücken Sie es ganz nieder. Dies Aeußerste wird mir noch erträglicher sein, als das stürmisch wogende Meer unsteter Gedanken; denn Sie müssen wissen, daß die Liebe mich, der ich sonst gleichmüthig und von festem Charakter war, bei ihrem plötzlichen Anfalle so erschüttert, daß ich kaum zu athmen vermag. Wahrlich noch niemand hat so geliebt wie ich, oder seiner ist noch nirgends Meldung geschehen." Bodmer schrieb zwar daraufhin eigenhändig an Fanny, doch hatte Klopstock den Muth nicht einmal, den Brief abzugeben. Unsere Ode „An Fanny" enthält nun des liebenden Dichters Resignation; was ihm jetzt versagt ist, wird ihm bei der Auferstehung gegönnt sein.

Die Ode ist überaus eindrucksvoll und hat zu ihrer Zeit die Gemüther gewaltig gepackt. Der Rhythmus und der innere Wohllaut ist unübertrefflich schön und einem guten Vorleser kann auch heute noch eine Wirkung von diesem Gedichte nicht entgehen, so sehr die Ueberschwänglichkeit dieses Liebesausdruckes unserer Zeit fremd geworden ist. Durch seine Fannyoden ist Klopstock zum Neubegründer der erotischen Dichtkunst geworden. An Liebesliedern zwar hatte die Lyrik seit Opitz keinen Mangel; aber die Liebe war mehr ein bei Alten und Neuen beliebtes lyrisches Thema, als eine wahre persönliche Leidenschaft. Erst Klopstock hat mit der ganzen Kraft seiner Innerlichkeit auch der Liebe Raum in seiner Seele und in seiner Dichtung gegönnt.

---

5. Heinrich der Vogler.

(Langensalza 1749.)

1. Der Feind ist da! die Schlacht beginnt!
   Wohlauf zum Sieg herbei!
   Es führet uns der beste Mann
   Im ganzen Vaterland.

2. Heut fühlet er die Krankheit nicht,
   Dort tragen sie ihn her!
   Heil, Heinrich! Heil dir Held und Mann
   Im eisernen Gefild!

3. Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier,
Und herrscht den Sieg herbei;
Schon ist um ihn der Edlen Helm
Mit Feindesblut bespritzt.

4. Streu furchtbar Strahlen um dich her,
Schwert in des Kaisers Hand,
Daß alles tödtliche Geschoß
Den Weg vorübergeh.

5. Willkommen Tod für's Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt, dann sterben wir
Mit Ruhm für's Vaterland.

6. Wenn vor uns wird ein offnes Feld
Und wir nur Todte sehn
Weit um uns her, dann siegen wir
Mit Ruhm für's Vaterland.

7. Dann treten wir mit hohem Schritt
Auf Leichnamen daher;
Dann jauchzen wir im Siegsgeschrei;
Das geht durch Mark und Bein.

8. Uns preist mit frohem Ungestüm
Der Bräut'gam und die Braut;
Er sieht die hohen Fahnen wehn,
Und drückt ihr sanft die Hand,

9. Und spricht zu ihr: Da kommen sie,
Die Kriegesgötter, her!
Sie stritten in der heißen Schlacht
Auch für uns beide mit.

10. Uns preist der Freudenthränen voll
Die Mutter und ihr Kind:
Sie drückt den Knaben an ihr Herz,
Und sieht dem Kaiser nach.

11. Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
Wenn wir gestorben sind,
Gestorben für das Vaterland
Den ehrenvollen Tod.

Klopstock hat an seinem Heimatort Quedlinburg von Jugend auf Erinnerungen an König Heinrich den Vogler vor sich gehabt;

des Königs Grabstätte und die Stelle, wo dessen berühmter Vogelherd gestanden haben soll, wurde dort gezeigt. Als der Jüngling den Gedanken faßte, seiner Nation durch ein Epos eine Stelle unter den gebildeten Nationen zu erobern, dachte er zuerst an Heinrich. Als er später den Helden seines Stammes mit dem Helden des Christenthums vertauschte, blieb ihm doch die Verehrung für Heinrich. Ursprünglich war das Lied überschrieben: Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chery-chase-Jagd, von dem Addison im Spectator einige Strophen angeführt hatte. Herder hat es später aus Percy seinem ganzen Umfang nach in die Volkslieder aufgenommen. Die Nachahmung dieses englischen Liedes besteht aus nichts anderm, als aus dem Versmaß, die Strophe aus 4 ungereimten jambischen Zeilen, abwechselnd von 4 und 3 Füßen, alle mit männlichem Ausgange und aus dem alterthümlichen, einfach epischen Styl, der doch in dem Klopstock'schen Liede ziemlich steif aussieht.

Nun hat aber Cramer in seinem sonderbaren Buche: „Klopstock. Er und über ihn" einige ältere Lesarten mitgetheilt, nämlich:

Str. 1: Die Schlacht geht an! der Feind ist da!
Wohlauf zum Sieg ins Feld!

Str. 2: Es braust das königliche Roß
Und trägt ihn hoch daher.
Heil, Friedrich, Heil u. s. w.

Str. 3: Schon ist an seiner Königsbrust
Der Stern mit Blut bespritzt.

Str. 4: Stern an des Königs Brust!

Cramer fügt bei: Als ich diese ältern Lesearten mit der jetzigen Ode verglich, schien es mir fast bis zur Gewißheit wahrscheinlich, daß Klopstock Gleimen ins Amt gefallen und auch einmal den König von Preußen geehrt, hernach aber aus guten Ursachen sie auf Heinrich den Vogler umgestellt habe. Mußte nicht Alles: „König Friedrich", von dessen frischen Heldenthaten damals ganz Europa voll war, „Stern an des Königs Brust" mich darauf leiten. Da ich ihn aber selbst darum befragte, leugnete er schlechterdings. „Ich habe," sagte er, an den König von Preußen dabei nicht gedacht, Friedrich war bloß hier ein willkürlich gewählter Name 2c."

Es kann mit dem alten Gleim und David Strauß keinem Zweifel unterliegen, daß Klopstock sich Cramern gegenüber eine Unwahrheit zu Schulden kommen ließ; wie hätte auch er, den ganz Deutschland als erbitterten Feind Friedrichs kannte, jetzt zu der Schwäche sich bekennen sollen, daß er einmal auch mit den Besten der Nation, auch mit seinem Vater, für Friedrich geschwärmt habe? Doch, gereicht ihm diese Ableugnung nicht zur Ehre, so mag ihm die Thatsache selbst desto mehr Ehre bringen. Sie deutet zugleich darauf hin, daß das Lied nicht erst, wie er später angab, 1749 gedichtet wurde, sondern angeregt durch die Erzählung einer von

Friedrich gewonnenen Schlacht, entweder aus dem ersten oder aus dem zweiten schlesischen Kriege. Möglich, daß wir hier das älteste erhaltene Gedicht Klopstocks vor uns haben; die Form spräche dafür.
Gleim hat in demselben Versmaß, doch gereimt, bald darauf seine Lieder des preußischen Grenadiers gesungen.

---

6. An Bodmer.
(Winterthur 1750).

Schon seit 1748 unterhielt Klopstock mit Bodmern in Zürich einen lebhaften Briefwechsel. Bodmer, schon früher mit Gärtnern bekannt, hatte die ersten Gesänge des Messias in den Bremischen Beiträgen gelesen und eine außerordentliche Liebe und Achtung gegen den jungen Dichter gefaßt, und Klopstock achtete in Bodmern schon längst den Kritiker und Dichter. Bodmer lud ihn endlich ein, zu ihm nach Zürich zu kommen, um dort die Muße zur Vollendung des Messias zu finden. Da sich Klopstock in seinen Verhältnissen zu Langensalza nicht wohl fühlte und eine erwünschte Anstellung in Braunschweig oder Göttingen nicht erfolgen wollte, so nahm er endlich Bodmers Einladung an. Im Frühlinge 1750 verließ er Langensalza und begab sich zu seinen Eltern nach Quedlinburg, und den 12. Juli reiste er mit den beiden Schweizern Schultheß und Sulzer ab nach Zürich, wo er den 22. Juli eintraf.
Die Freude, zu Bodmern gekommen zu sein, drückte er nun in unserer Ode, oder vielmehr Elegie, aus. Das Ganze enthält eine Betrachtung, wie oft die sehnlichsten Wünsche der Sterblichen von Gott nicht erhört werden; wie hingegen Wünsche, deren Erfüllung man nie zu hoffen gewagt habe, zur schönen Wirklichkeit würden. Letzteres wendet er nun auf sein Zusammentreffen mit Bodmern an. Beide Männer fanden übrigens bald, daß sie sich in einander geirrt hatten. Bodmer hatte einen ernsten, schwärmerischen Dichter erwartet, der immer mit heiligen Gedanken beschäftigt sei, und fand einen heitern lebenslustigen Jüngling; er hatte einen Liebenden erwartet, den die Erinnerung an seine zurückgelassene Geliebte ganz beherrschte, und mußte sehen, daß dieser schwärmerische Liebhaber die Gesellschaft der jungen weiblichen Welt in Zürich sehr gern suchte und sehr gern mit ihr scherzte; er hatte dem jungen Manne ein Asyl angeboten, um Muße zur Vollendung des Messias zu finden, und mußte nun sehen, daß der Dichter in lustigen Gesellschaften sich herumtrieb und in Verbindungen eintrat, welche kaufmännische Spekulationen zum Zweck hatten. Klopstock hingegen hatte einen natürlichen, liebreichen Freund erwartet und fand einen etwas steifen und einseitigen Gelehrten, der von ihm verlangte, daß er ihm seine ganze Freiheit aufopfere und ganz nach seinem Willen leben sollte. Kurz es traten bald sehr ärger-

liche Misverständnisse ein; beide Männer wurden gegen einander verstimmt, und nach einiger Zeit verließ Klopstock Bodmers Haus und zog zu seinem neuen Freunde Rahn.

—◡ | —◡◡ | —, —◡◡ | —◡ | —
—◡ | —◡◡ | —◡ | —

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten Wunsch,[1]
  Mancher Seligkeit goldnes Bild,
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth[2] hervor,
  Wo ein Sterblicher gehen will.[3]
In die Fernen hinaus sieht, der Unendlichkeit   5
  Uns unsichtbaren Schauplatz,[4] Gott!
Ach, sie finden sich nicht, die für einander doch,
  Und zur Liebe geschaffen sind.
Jetzo trennet die Nacht fernerer Himmel sie,
  Jetzo lange Jahrhunderte.   10
Niemals sah dich mein Blick, Sokrates Addison,[5]
  Niemals lehrte dein Mund mich selbst.
Niemals lächelte mir Singer,[6] der Lebenden
  Und der Todten Vereinerin.
Auch dich werd' ich nicht sehn, der du in jener Zeit,   15
  Wenn ich lange gestorben bin,
Für das Herz mir gemacht, und mir der ähnlichste,
  Nach mir einmal verlangen wirst;[7]

---

[1] Hier den reinsten und innigsten Wunsch. — [2] Einzahl im Sinne von irrer Wildnis. — [3] Anspielung auf seine Liebe zu Fanny. — [4] Apposition von Fernen: „in die Ferne hinaus, in den uns unsichtbaren Schauplatz unendlicher Möglichkeiten sieht Gott." Der Wegfall der Präposition macht die schnelle Auffassung etwas schwierig. In *dieser* Beziehung war der frühere Ausdruck vorzuziehen:

In die Ferne sieht Gott, auf der Unendlichkeit
  Uns unsichtbaren Schauplatz hin.

Weil Gott weiter sieht, als wir Menschen, läßt er unsere innersten Wünsche zunichte werden. — [5] *Joseph Addison* (geb. 1672, gest. 1709), ein englischer Dichter. Er arbeitete mit Steele an drei Wochenschriften: dem Schwätzer (the Tatler), dem Zuschauer (Spectator) und dem Aufseher (Guardian), und seine Beiträge zu diesen trefflichen Wochenschriften, die damals im ganzen gebildeten Europa bekannt waren und in die meisten andern Sprachen übersetzt wurden, sind das beste, was von ihm vorhanden ist. Auch Klopstock meint hier den lehrenden Prosaiker, darum nennt er ihn *Sokrates Addison*. Diese undeutsche Wortverbindung ward Klopstocken später sehr geläufig (Sminthens Anakreon, Arria Corday u. a.). Die Stelle hieß anfangs:

Niemals sah dich mein Blick, göttlicher Addison.

Das Beiwort *göttlich*, von Menschen gebraucht, hat aber Klopstock später überall getilgt. — [6] *Elisabeth Rowe*, geb. *Singer*, eine englische Dichterin (geb. 1674, gest. 1737); sie schrieb Briefe Verstorbener an Lebende; darum nennt sie Klopstock: „der Lebenden und der Todten Vereinerin". Klopstock selbst liebte die Engländer sehr, und eben so Bodmer. — [7] Von Addison und der Singer trennen ihn die Nacht fernerer Himmel; von dem, der einst ihm gleich sein wird, trennen ihn Jahrhunderte.

Auch dich werd' ich nicht sehn, wie du dein Leben lebst,
Werd' ich einst nicht dein Genius.[8] 20
Also ordnet es Gott, der in die Fernen sieht,
Tiefer hin in's Unendliche!
Oft erfüllet er auch, was sich das zitternde
Volle Herz nicht zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, sehn wir dann unser Glück, 25
Sehn's mit Augen und glauben's kaum.
Also freuet' ich mich, da ich das erstemal
Bodmers Armen entgegen kam.

---

[8] Ich müßte denn dein Schutzgeist werden. Die Idee, daß die Verstorbenen Schutzgeister derjenigen Lebenden werden, die ihnen ähnlich sind, ist Klopstocken sehr geläufig. S. die Ode an meine Freunde, Str. 24.

---

7. Der Zürchersee.

(Zürich 1750.)

Veranlassung zu dieser Elegie gab eine Fahrt auf dem Zürchersee, welche Joh. Caspar Hirzel zu Ehren Klopstocks veranstaltet hatte. Dieselbe fand am 30. Juli statt. Hirzel hat diese Fahrt in einem Briefe an Ch. E. Kleist weitläufig beschrieben; sie erschien später im helvetischen Kalender für das Jahr 1796 und ist daraus wieder abgedruckt worden in „Klopstocks Nachlaß, Auswahl aus dessen nachgelassenem Briefwechsel und übrigen Papieren. Leipzig 1821."

Die Gesellschaft bestand aus neun meist jungen Männern, deren jeder ein Frauenzimmer mit sich brachte. Klopstock selbst hatte Hirzels Gattin bei sich; doch beschäftigte ihn an diesem Tage am meisten die junge siebenzehnjährige Schinz, nachherige Gattin des bekannten Antistes Heß (Verfasser des Lebens Jesu), von der Klopstock selbst schreibt: „Sie erklärte mir in einer entzückenden Stellung und Hitze, ich solle selbst bedenken, wie hoch derjenige von ihr geschätzt werden müßte, der sie zuerst gelehrt hätte, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen." Die Fahrt begann um 5 Uhr des Morgens. Man stieg nach einer kleinen Fahrt aus bei dem Landgute eines Herrn Keller, dessen Sohn ebenfalls bei der Gesellschaft war. Von diesem Landhause aus hat man eine der prachtvollsten Ansichten über den See.

Man hatte erwartet, daß Klopstock von den schönen Ansichten über den See hin entzückt sein würde. Allein dies war nicht der Fall. „Unser Dichter," schreibt Hirzel, „war weniger davon gerührt, als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfblick auszuspähen vorfand. Da lernte ich einsehen, warum Klopstock

die meisten Gleichnisse in seinem göttlichen Gedichte aus der Geisterwelt hernimmt. Nie sah ich jemand die Menschen aufmerksamer betrachten; er gieng von einem zum andern, mehr die Mienen zu beobachten, als sich zu unterreden.“ Nach eingenommenem Frühstück fuhr man weiter. Auf Bitten der Gesellschaft las Klopstock mehreres aus den noch ungedruckten Gesängen des Messias vor. Endlich langte man in Meilen an, einem schönen Dorfe, vier Stunden von Zürich, wo man das Mittagessen einnahm. Dann fuhr man auf die Meilen gegenüber liegende Halbinsel, die Au genannt, und war hier besonders fröhlich. Auf der Rückreise las Klopstock wieder ein Fragment aus dem fünften Gesange des Messias vor (den gefallenen Abadonna), und vergnügt und heiter langte man endlich um 10 Uhr wieder in Zürich an.

Ausführliche Beschreibungen der Fahrt finden sich in Mörikofers schweizerischer Literatur des 18. Jahrhunderts; in Mörikofers Monographie: Klopstock in Zürich im Jahre 1750—1751; in Klopstocks Jugendgeschichte von David Strauß (Kleine Schriften. Neue Folge.) und in einer Monographie von Jacob Frey, Klopstock in der Schweiz (in der „Illustrirten Schweiz“, Bern, Jahrg. 1873). Schon im Anfang der Fahrt rief ein Mädchen „Wer wird uns die Schönheit der glänzenden Wasserfläche und dieser reizenden Landschaft würdig schildern?“ Klopstock, dem diese Aufforderung galt, fand es unmöglich, beim Anblick der Naturschönheiten eine Schilderung anzubringen, welche rühren könnte, weil die Natur jedes Gemälde weit übertreffe. — Allein die Fahrt gab ihm doch Gelegenheit zu unserer Elegie, in welcher er seinen Zürcher Freunden dankt und zugleich seiner alten Freunde innig gedenkt. Sie ist nichts weniger als eine Beschreibung der Fahrt oder des Sees, wozu Klopstocks Muse sich durchaus nicht hinneigte, und offen gesteht er gleich im Anfange, daß ihn die frohen Gesichter der Menschen mehr rühren, als die schönste Natur. Der Plan der Elegie ist folgender: Nachdem er (Str. 1) seine Erklärung gethan, ruft er (Str. 2, 3) die Erinnerung genossener Freuden als seine Muse zurück, erwähnt nun (Str. 4—8) kurz der Fahrt und dessen, was ihn vorzüglich dabei gefreut hat: die Aussichten, der Gesang und die frohe Gesellschaft, freut sich der schönen Natur (Str. 9, 10), besonders des Weines (Str. 11, 12) und der Ehren, die man ihm brachte (Str. 13—15) und schließt nun damit, daß alles dies ihn doch nicht so erfreuen könne als das Bewußtsein, innige Freunde zu besitzen.

—◡ | —◡◡ | —, —◡◡ | —◡ | —
—◡ | —◡◡ | —, —◡◡ | —◡ | —
—◡ | —◡◡ | — ◡
—◡ | —◡◡ | — ◡ | —

1. Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt. [1]

2. Von des schimmernden See's Traubengestaden her, [2]
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,

3. Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter sein, [3]
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich!

---

[1] Es ist eine dem Dichter eigenthümliche Idee, sich die Natur als denkende, planvolle Künstlerin vorzustellen (s. Ode I. Str. 71). Selbst in einem Briefe sagt er vom Rheinfalle bei Schaffhausen: „Welch ein großer Gedanke der Schöpfung ist dieser Rheinfall. Ich kann itzt davon weiter nichts sagen: ich muß diesen großen Gedanken sehen und hören." Die Ode hat eigentlich zwei Eingänge, einen in der ersten Strophe, den andern in Str. 2 u. 3. Der erste spricht die Ueberzeugung aus, daß es zwei Quellen der Freude gebe, Naturschönheit und geistige Menschenschönheit, und zieht diese jener vor; der andere ruft die Erinnerung an die genossene Freude zurück. Der Sinn der Strophe ist: „die Natur ist schön und erhaben und mannigfaltig; schön und erhabener ist das Vertiefen des Menschen in die Wunder der Natur; mannigfaltiger der Ausdruck des Entzückens auf dem menschlichen Antlitz." Daß Klopstock nicht so entzückt war von den Schönheiten der Gegend selbst, als die Freunde gehofft hatten, ist in der Einleitung erwähnt worden, und diese Strophe ist eigentlich ein feines, heimliches Geständnis von ihm, daß Naturschönheiten als solche, ohne Bezug auf den Schöpfer und auf den Menschen, ihn nicht so ansprechen, als viele andere. — [2] Nach dem ersten Eingange folgt hier der zweite, der die Erinnerung an die genossenen Freuden auf begeisternde Weise anruft. Die Satzfügung ist etwas verwickelt, da der Vokativ Freude so spät kommt und sie doch von vorn herein durch Du angeredet wird. In natürlicher Wortfolge würde es heißen: Süße Freude, komm von den Traubengestaden des Sees her, oder, wenn du schon wieder zum Himmel auffloßt, so komm auf den Flügeln der Abendluft, komm und lehre mein Lied jugendlich heiter sein, wie du selbst bist. „Von den Traubengestaden", die sie nämlich auf der Fahrt sahen und besuchten; die Freude, welche sie damals empfanden, ruft er jetzt zurück. Die Stelle ist offenbar eine Nachahmung des Einganges von Miltons verlorenem Paradies, wo es nach Bodmers Uebersetzung heißt: „Singe von dem ersten Ungehorsam des Menschen rc., himmlische Dichterin, welche auf Sinai und auf dem geheimen Gipfel des Berges Horeb den Schäfer unterwiesen rc.: komme von da oder von dem angenehmern Berge Sion und dem Bache Siloa auf mein Rufen herunter und regiere meinen kühnen Gesang." — [3] Jugendlich heiter soll sein Lied sein im Gegensatz des ernsten, erhabenen Tones seiner vorhergehenden Oden und Elegieen. Das Lied soll heiter und lebhaft sein wie das Jauchzen des Jünglings, zugleich aber sanft, wie Fanny, des Dichters Geliebte.

4. Schon lag hinter uns weit Uto,[4] an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge[5]
Voll von Reben vorbeigeflohn.

5. Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',[6]
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.[7]

6. „Hallers Doris",[8] die sang, selber des Liedes werth,
Hirzels Daphne,[9] den[10] Kleist innig wie Gleimen liebt;
Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden, wie Hagedorn.[11]

7. Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kamest du, Freude!
Volles Maßes auf uns herab!

8. Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich![12]
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

---

[4] In Zürich der Uetli- oder auch Hüetliberg genannt, der den Namen jedenfalls von einem Uoto, Uto hat. — [5] Rebengebirge hat man übrigens keine, sondern Rebhügel und Rebberge. — [6] „Ein vorhergegangenes Donnerwetter hatte die allzuschwüle Luft gereinigt und die brennende Hitze dieser Jahreszeit gemildert. Sanft blasende Weste folgten uns nach, trieben unser Schiff sachte fort und heiterten den Himmel, der anfangs noch mit leichtem Gewölk bezogen war, vollends auf, so daß wir bald die Natur im hellsten Sonnenglanze prangen sahen." Hirzels Brief an Kleist. — [7] Deren jeder eine bei sich hatte. — [8] „Hallers Doris" ist Objekt, ein Lied von Haller an seine nachherige Gattin Mariane, die er unter dem Namen Doris besingt. — Der Sinn ist: „Hirzels Daphne, die selber werth eines solchen Liedes ist, sang Hallers Doris." — [9] Daphne ist Hirzels Gattin, Johanna Maria Ziegler (sie starb 1790). Der Gesang gefiel Klopstocken so wohl, daß sie ihn auf der Heimfahrt wiederholen mußte, und Klopstock half ihr. — [10] Eine üble Construction; das Fügewort den kann man nicht so beziehen, wie es hier der Dichter will, da das Substantiv Daphne dazwischen steht. Die Freundschaft zwischen dem Dichter Kleist (Ch. E.) und Gleim ist bekannt; Hirzel hatte Kleisten während seines Aufenthaltes in Berlin und Potsdam kennen und lieben gelernt. — [11] Klopstock sang der Gesellschaft Lieder von Hagedorn vor. Haller, Hagedorn; Kleist und Gleim — die Lieblinge der damaligen lyrischen Welt. — [12] Der Satz: „dich, wir empfanden dich!" ist Parenthese; besser ist er gewiß in der frühern Form: „Dich, dich empfanden wir." Du selbst, o Freude, warst es, die sich über uns ergoß: denn wir empfanden es. Aber, was für eine Freude? Die mit Menschlichkeit (Humanität) sich verschwistert. Menschlichkeit ist die Gespielin der unschuldigen Freude. „Deiner Unschuld Gespielin", Apposition von Menschlichkeit.

9. Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,[13]
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen,
Und die Herzen der Mädchen gießt.

10. Ach, du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich![14]

11. Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beßre sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher,
Von der thauenden Ros' umkränzt;

12. Wenn er dringt bis in's Herz, und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.[15]

13. Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit[16]
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth!

14. Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein; mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

15. Dann ihr sanfteres Herz bilden und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen in's sanfte Herz,
Ist, beim Himmel, nicht wenig!
Ist des Schweißes der Edlen werth!

16. Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit![17]

---

[13] Mit der vorigen Strophe geht die Darstellung der Fahrt, die hier eigentlich Nebensache ist, zu Ende, und der Dichter beginnt, die Süßigkeit der Freundschaft zu verherrlichen. Str. 9—15 enthalten aber nur einräumende Vordersätze dazu. — [14] Der Frühling und der Anblick der schönen Natur entfesselt die Lippen, und das Gefühl spricht sich freier aus. — [15] Str. 11 u. 12. Lieblich ist auch der Wein, so genossen, daß er das Gefühl, die Heiterkeit, das Gespräch und (Str. 12) den Muth belebt. „Verkennen" hier: nicht kennen. — [16] Unsterblichkeit des Namens, Fortdauer im Andenken der Nachwelt. — [17] Nach- und Hauptsatz aller vorhergehenden Vordersätze. Str. 9—16 bilden zusammen eine Periode, deren Vordersätze aber durch Hauptsätze ausgedrückt sind: „Schön ist der Frühling, lieblich der Wein, erhebend der Gedanke des Nachruhms: süßer und schöner ist

17. Treuer Zärtlichkeit voll,[18] in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen[19] Wunsch:

18. Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne[20] liebt,
In des Vaterlands Schoß einsam[21] von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand!

19. O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

---

aber die Freundschaft und der Besitz wahrer Freunde. Der Parallelismus zeigt sich auch in den Ausdrücken süß, lieblich, reizvoll — süßer, schöner, reizender. — [18] Er denkt aber durchaus dabei an seine in Deutschland zurückgelassenen Freunde, nicht an die, mit welchen er die Fahrt gemacht hatte. So viel Vergnügen ihm auch diese Fahrt verursacht hatte, so wurde es doch getrübt durch den Gedanken, daß seine Freunde nicht dabei wären. Die schöne ihn umgebende Schweizernatur, die frohe Geselligkeit, deren man ihn in Zürich würdigte — alles dieses konnte ihm nicht den Verlust seiner Freunde vergüten. Wären diese mit hier, so würde er zufrieden sein. Man hat gefragt: Ob es nicht eine Unartigkeit gegen die Zürcher Freunde sei, die ältern Freunde herbeizuwünschen? Allein man muß die Elegie überhaupt ansehen als gerichtet an diese ältern Freunde und durchaus nicht an die Zürcher. In Zürich überhaupt fand Klopstock keine eigentlichen Freunde; dies geht hervor aus einem Briefe vom 8. Oktober 1750 an Gleim, wo er schreibt: „Sie haben mich mit den vielen, neuen, vortrefflichen „Freunden, und mit Ihren Zweifeln, ob ich Sie noch wie vorher liebe, „ein Bischen erschreckt. So gewiß ich Sie liebe und immer lieben werde, „so gewiß ist es nur eine sehr kleine Anzahl neuer Freunde, mit denen ich „hier auf unsere Art lebe. Das ist Schultheß, den ich nun ganz kenne; „das ist Rahn (später Klopstocks Schwager)." — Und Schultheß war nicht einmal bei der Fahrt, da er sich damals gerade in Winterthur aufhielt. — [19] d. h. den vergeblichen Wunsch, pium desiderium. — [20] In der Ferne. — [21] Vereinzelt.

---

8. Friedrich der Fünfte.

(1751.)

Johann Hartwig Ernst von Bernstorf, dänischer Gesandter in Paris, hatte Klopstocks Messias kennen gelernt, und beschlossen, dem Könige Friedrich V. den Dichter zu empfehlen, damit er sorgenfrei der Ausarbeitung seines großen Gedichts sich widmen könne. Schon ehe Klopstock in die Schweiz reiste, waren deshalb an ihn Anträge geschehen, und in Zürich gelangte die Nachricht an ihn, daß Bernstorf, jetzt Minister, und der Obermarschall Graf Moltke, zwei in jeder Hinsicht treffliche Männer, ihm eine jährliche Pension

von 400 Thalern ausgewirkt hätten, ohne daß er dadurch zu irgend etwas verpflichtet sei, außer daß der König bisweilen seine Unterhaltung wünsche.

Diese Auszeichnung Klopstocks ist in vieler Hinsicht sehr merkwürdig. Der damals größte deutsche Fürst, Friedrich II. von Preußen, verschließt sein Ohr jedem deutschen Dichterlaut, der König von Dänemark hingegen ruft einen Dichter zu sich, nur damit dieser Muße findet. Klopstocken war der Ruf nicht nur deshalb theuer, da er dadurch großer Sorgen für die Zukunft entledigt ward, sondern auch deshalb, weil er Friedrich V. sehr achtete und liebte, Dieser Fürst, geb. den 31. März 1723, auf den Thron gestiegen den 6. August 1746, gest. 1766, war einer der trefflichsten Regenten seiner Zeit, der sich als Mensch, als Beschützer und Kenner der Wissenschaften und als Beherrscher und Vater seines Volks gleichmäßig auszeichnete.

Diesen Fürsten preist nun Klopstock in unserer Ode; er tritt aber sehr leise auf, und rühmt nicht geradezu Friedrich, sondern stellt das Bild eines vollkommenen Regenten im allgemeinen auf und wendet dieses Bild dann auf Friedrich an. Augenscheinlich stellt er Friedrich den Fünften Friedrich dem Großen entgegen, den er nie leiden mochte. Dreierlei haßte er an diesem: seine Eroberungskriege, seine Spötterei gegen positives Christenthum und seine Gleichgültigkeit gegen deutsche Literatur. Daher hebt er in dem Bilde eines trefflichen Regenten dreierlei hervor: Liebe zum Frieden und zu den Segnungen desselben; das Streben, ein Christ zu sein, und Beförderung der Künste und Wissenschaften. Die Ode stand früher als Widmung an den König vor dem Messias, hat aber später manche Aenderungen erfahren.

—◡ | —◡◡ | —, —◡◡ | —◡ | —
—◡ | —◡◡ | —, —◡◡ | —◡ | —
—◡ | —◡◡ | —, —◡◡ | —◡ | —
—◡ | —◡◡ | —◡ | —

1. Welchen König der Gott über die Könige
Mit einweihendem Blick, als er geboren ward,
Sah vom hohen Olymp, dieser wird Menschenfreund
Sein, und Vater des Vaterlands! [1]

2. Viel zu theuer durchs Blut blühender Jünglinge,
Und der Mutter und Braut nächtliche Thrän' erkauft,
Lockt mit Silbergetön ihn die Unsterblichkeit
In das eiserne Feld umsonst! [2]

[1] Sinn: Der König, welcher wirklich von Gott zum Könige bestimmt (geweiht) ist, der wird 2c. — [2] Der Nachruhm lockt ihn vergebens in den Krieg; denn er wäre zu theuer erkauft durchs Blut blühender Jünglinge und die Thränen der Mütter und Bräute, die ihre Söhne und Geliebten verlieren. Offenbar gegen Friedrich II. gerichtet, der bekanntlich sehr hart verfuhr in seinen Werbungen zum Kriegsdienste. Friedrich V. hatte aller-

3. Niemals weint er am Bild' eines Eroberers,
Seines gleichen zu sein![3] Schon da sein menschlich Herz
Kaum zu fühlen begann, war der Eroberer
Für den Edleren viel zu klein!

4. Aber Thränen nach Ruhm,[4] welcher erhabner ist,
Keines Höflings bedarf, Thränen,[5] geliebt zu sein
Vom glückseligen Volk, weckten den Jüngling oft
In der Stunde der Mitternacht:

5. Wenn der Säugling im Arm hoffender Mütter schlief,
Einst ein glücklicher Mann! wenn sich des Greises Blick
Sanft in Schlummer verlor, jetzo verjünget ward,
Noch den Vater des Volks zu sehn.[6]

6. Lange sinnt er ihm nach, welch' ein Gedank' es ist:
Gott nachahmen, und selbst Schöpfer des Glückes sein
Vieler Tausend! Er hat eilend die Höh' erreicht,
Und entschließt sich, wie Gott zu sein.

7. Wie das ernste Gericht furchtbar die Wage nimmt
Und die Könige wägt, wenn sie gestorben sind:
Also wägt er sich selbst jede der Thaten vor,
Die sein Leben bezeichnen soll;

8. Ist ein Christ, und belohnt redliche Thaten erst;
Und dann schauet sein Blick lächelnd auf die herab,
Die der Muse sich weihn, welche, mit stiller Kraft
Handelnd, edler die Seele macht;[7]

9. Winkt dem stummen Verdienst, das in der Ferne steht.
Durch sein Muster gereizt, lernt es Unsterblichkeit.
Denn er wandelt allein, ohne der Muse Lied,
Sichres Wegs zur Unsterblichkeit![8]

---

dings viele Verlockungen zn Bündnissen und zu Eroberungen, wich aber allen aus. — Das eiserne Feld: das Feld voll Waffen. — [3] Cäsar weinte bei der Bildsäule Alexanders. Suetons Leben des Cäsar, Kap. 7. Der Mittelsatz fehlt: indem er sich sehnt. — [4] Thränen, die der Wunsch erpreßt, einst einen Ruhm zu erlangen, den kein Höfling erst verkündigen muß; die Sehnsucht, geliebt zu sein. — [5] Eigentlich würde dies heißen: Thränen der Freude darüber, daß er geliebt ist. Dies will der Dichter aber nicht sagen; denn diese Thränen vergießt er ja als Jüngling, da er noch nicht König ist. — [6] Der junge Fürst wacht, und das Glück seines Volkes beschäftigt ihn, während in seinem Reiche der Säugling und der Greis ruhig schlafen, von jenem die Mütter hoffen, daß er einst unter einem solchen Könige ein glücklicher Mann sein werde, diesen beim Einschlummern die Hoffnung verjüngt, noch den einstigen Vater des Volks zu sehen. Alles dies im Gegensatz zu Str 2, wo Mütter und Bräute wachen und weinen. — [7] Die Fülle seiner Gnade wendet der König zuerst auf die, welche redliche Thaten ausübten, dann auf die, welche der Kunst sich weihten. Zuerst belohnt er die Tugend, dann das Genie. — [8] Eine feine Bemerkung. Der Dichter, den der wahrhaft große Fürst in seine Nähe zieht, wird dadurch

10. Die von Sion herab Gott den Messias singt,
Fromme Sängerin, eil' itzt zu den Höhen hin,
Wo den Königen Lob, besseres Lob ertönt,
Die Nachahmer der Gottheit sind!

11. Fang den lyrischen Flug stolz mit dem Namen an,
Der oft, lauter getönt, dir um die Saite schwebt,
Singst du einst von dem Glück, welches die gute That
Auf dem freieren [9] Throne lohnt!

12. Daniens Friederich ist's, welcher mit Blumen dir
Jene Höhen bestreut, die du noch steigen mußt!
Er, der König und Christ, wählt dich zur Führerin,
Bald auf Golgatha Gott zu sehn. [10]

---

muthiger und erringt die Unsterblichkeit; der Fürst selbst braucht den Dichter nicht, um seinen Namen unsterblich zu machen. — [9] Auf dem unbeschränkten Throne, wo mithin alles Edle, was der Fürst thut, sein freier Entschluß ist. — [10] Damit du dein Gedicht vom Tode des Erlösers vollenden kannst.

9. Hermann und Thusnelda.

(1752.)

Aus dem Gedichte Heinrich der Vogler (5) hatten wir erkannt, daß Klopstock früher ein Lied zu Ehren Friedrichs gedichtet hatte. Im Jahr 1752 nahm er den vaterländischen Stoff von neuem auf, aber natürlich mit anderm Material. Daß er überhaupt das Bedürfniß empfand, das Vaterland zu besingen, zu einer Zeit, wo man eine vaterländische Lyrik im engern Sinne kaum besaß, gereicht ihm zum Verdienste. Aber wohin sollte er sich wenden, wenn derjenige Mann, an den sich alle damals lebenden Patrioten in Deutschland anschlossen, nicht gefeiert werden durfte? Klopstock mußte nothgedrungen in vergangene Zeiten zurück und hielt sich nun an Heinrich den Vogler und an Arminius. Gewirkt haben diese Dichtungen immerhin. Uebrigens wurde diese vaterländische Richtung, welcher aus demselben Jahre noch die beiden folgenden Oden angehören, später von der christlichen verdrängt und kam erst mit dem Jahr 1764 wieder zum Vorschein. Ferner beginnen mit dieser Ode die Versuche, Strophen im Sinne der Alten zu erfinden. Der Bau ist hier folgender:

—◡ | —◡◡ | —, ◡— | ◡— | ◡
—◡ | —◡◡ | —, ◡— | ◡— | ◡
—◡ | —◡◡ | —◡ |
—◡◡ | —◡◡ | —

Der Name Hermann anstatt Armin ist nicht erst durch Klopstock aufgekommen, sondern war schon vor ihm angenommen worden.

Er ist durchaus falsch. Der Name **Hermann** lautet im Altdeutschen **Hariman**; **Armin** ist von dunkler Herkunft.

Man denke sich die kleine dramatische Scene, die uns Klopstock hier vorführt (der erste Keim zu seiner Hermannschlacht), unmittelbar nach dem Siege Armins im Teutoburger Walde. Den Sitten der Deutschen nach befanden sich Weiber und Kinder wirklich während der Schlacht in der Nähe des Heeres.

1. Ha, dort kömmt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! so schön war
Hermann niemals! So hats ihm
Nie von dem Auge geflammt:

2. Komm! ich bebe vor Lust! reich mir den Adler[1]
Und das triefende Schwert! komm, athm', und ruh' hier
Aus in meiner Umarmung,
Von der zu schrecklichen Schlacht![2]

3. Ruh hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne,
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann! Hermann! so hat dich
Niemals Thusnelda geliebt!

4. Selbst nicht, da du zuerst im Eichenschatten
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich,[3] und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,

5. Die nun dein ist! Erzählt's in allen Hainen,
Daß Augustus nun bang mit seinen Göttern
Nektar trinket![4] daß Hermann,
Hermann unsterblicher ist! —

6. Warum lockst du mein Haar? Liegt nicht der stumme
Todte Vater vor uns? O hätt' Augustus
Seine Heere geführt: er
Läge noch blutiger da!" —[5]

---

[1] Den eroberten. Zwei Legionenadler waren in die Hände der Deutschen gefallen. — [2] Diese Stelle hieß zuerst:

Komm', athm' und ruhe
Von der donnernden Schlacht in
Meinen Umarmungen aus.

In der Hamburger Ausgabe war dies verändert in:

Komm' athm' und ruhe
Hier in meiner Umarmung
Aus von der donnernden Schlacht.

Die jetzige Lesart erscheint erst in der Leipziger Ausgabe. Wahrscheinlich hatte man dem Dichter gesagt, das **Donnern** erinnere zu sehr an Kanonen. Offenbar ist die Aenderung zu tadeln. — [3] d. h. ich wollte fliehen und blieb doch. — [4] Die römischen Imperatoren wurden bekanntlich schon bei ihren Lebzeiten unter die Götter versetzt und für Unsterbliche erklärt. — [5] Die

7. Laß dein sinkendes Haar mich, Hermann, heben,
Daß es über dem Kranz in Locken drohe!
Siegmar ist bei den Göttern!
Folg du, und wein' ihm nicht nach![6]

Worte dieser Strophe spricht natürlich Hermann. Thusnelda bekränzt ihn und legt sein Haar in Locken, die über den Kranz herabhängen sollen. Hermann entgegnet, daß diese Siegesfreude sich nicht zieme, da sein Vater Siegmar in der Schlacht gefallen sei. — [6] Folge den Rathschlägen Siegmars und seinem Hasse gegen die Römer! dies ehrt ihn mehr als Thränen.

---

10. Fragen.

(1752.)

(Alkäische Strophen.)

1. Veracht' ihn, Leier, welcher den Genius[1]
In sich verkennet,[2] und zu des Albion,[3]
Zu jedem edlern Stolz unfähig,
Fern, es[4] zu werden, noch immer nachahmt!

2. Soll Hermanns Sohn und Leibniz, dein Zeitgenoß,
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns!)[5]
Soll der in Ketten[6] denen nachgehn,[7]
Welchen er, kühner,[8] vorüberflöge?

3. Und doch die Wange niemals mit glühender
Schamvoller Röthe färben?[9] nie feuriger,
Sieht er des Griechen Flug, ausrufen:
Wurde zum Dichter nur er geboren?[10]

---

[1] Die schöpferische Kraft eigener Natur. In der Darmstädter Ausgabe heißt die Zeile:

Veracht' ihn, Leier, wer der Natur Geschick — —

Das Wort Genie war gerade damals erst im Deutschen aufgenommen worden und an die Stelle des früher gewöhnlichen Witz getreten. Werke des Genie's sagte man nun, wie man früher gesagt hatte: Werke des Witzes und Geschmackes. — [2] Nicht fühlet, nicht sieht. — [3] Der Name von Britannia major (Großbritannien) unter den Römern. — [4] Falsche Beziehung, wie in der Elegie an Gisecke, Z. 22. Dieses es bezieht sich auf die Hälfte des Wortes unfähig, auf fähig. — [5] Leibniz war 1716 gestorben. Der Geist seines Systems lebte aber damals in Philosophie und Dogmatik noch fort. — [6] Als Sklave, in sklavischer Nachahmung. — [7] Den Franzosen. — [8] Wenn er kühner wäre. — [9] Verwandlung des gewöhnlichen Ausdruckes anstatt: Soll sich seine Wange u. s. w. — [10] In der Darmstädter Ausgabe:

Bin ich zum Dichter nicht auch geboren?

Und diese Frage ist der spätern vorzuziehen.

4. Nicht zürnend weinen, weinen vor Ehrbegier,
Wenn er's nicht ausrief? gehen, um Mitternacht
Auffahren? nicht an seiner Kleinmuth
Sich durch unsterbliche Werke rächen?[11]

5. Zwar, werther Hermanns,[12] hat die bestäubte Schlacht
Uns oft gekrönet! hat sich des Jünglings Blick
Entflammt! hat laut sein Herz geschlagen,
Brennend nach kühnerer That gedurstet.

6. Deß Zeug' ist Höchstädt,[13] dort wo die dunkle Schlacht
Noch donnert,[14] wo mit edlen Britanniern,
Gleich würdig ihrer großen Väter,[15]
Deutsche dem Gallier Flucht geboten.

7. Das Werk des Meisters,[16] welches, von hohem Geist
Geflügelt, hinschwebt, ist wie des Helden That
Unsterblich! wird gleich ihr den Lorbeer
Männlich verdienen und niedersehen.[17]

---

[11] Soll er nicht seine Kleinmuth beschämen, indem er selbständige Werke erzeugt. — [12] Er knüpft hier an Str. 2 an. Die Construction ist aber etwas verworren, so daß die Anknüpfung ganz versteckt wird: „Zwar Hermanns sind wir werther (als Leibnizens); als Hermanns Söhne haben wir uns besser bewiesen, denn als Zeitgenossen Leibnizens; denn die bestäubte Schlacht," — — u. s. w. — [13] In der Schlacht bei Höchstädt (13. August 1704) wurden die vereinigten Franzosen und Bayern von den verbündeten Oesterreichern, Preußen und Engländern unter Eugen, Leopold von Dessau und Marlborough aufs Haupt geschlagen. — Das Beispiel scheint unpassend, da ja auf beiden Seiten Deutsche und Nichtdeutsche standen; allein leider hätte der Dichter gar keine Schlacht, die noch im Andenken gewesen wäre, nennen können, als eine solche, worin Deutsche auf beiden Seiten fochten. — [14] Noch im Andenken fortlebt. — [15] Beide gleich würdig. — [16] Hier fehlt aber, welches dem zwar in Str. 5 entspräche. Im Kriege zwar haben sich die Deutschen als Söhne Hermanns immer bewiesen; aber nicht in Geisteswerken als Landsleute Leibnizens, und auch hier sollten wir [17] die Franzosen besiegen und auf sie niedersehen.

---

11. Die beiden Musen.

(1752.)

(Alkäische Strophen.)

Eine andere Art des Klopstockschen Patriotismus als seine Lobpreisung vergangener Helden ist die Gegenüberstellung der deutschen Nation mit andern Nationen, Griechen, Römern, Franzosen, Engländern. Solche Vergleichungen lagen im Zeitgeiste und sie sind es ja gewesen, die z. B. den jugendlichen Klopstock zu seinen Epos begeisterten. So schaute Bodmer nach England, Gotsched nach Frankreich. In seiner Abschiedsrede aus Schul-Pforta hatte Klopstock, da-

mals einundzwanzigjährig, folgendes gesprochen (Cramer I, 85): So (nachdem er ausgeführt, wie alle Völker Europens ihren Epiker besitzen), ist auch Belgien nun mit dem Ruhme eines epischen Dichters verherrlicht! Dieser Ruhm, ihr Deutschen, nahet sich also immer mehr unsern Gränzen, aber überschreitet sie nie! Er wird, denk' ich, die nördlichern kältern Länder der Erde eher besuchen, bevor er die unserigen erblickt. Ein jedes Volk von Europa wird mit dem Verfasser eines Heldengedichtes prangen, und wir werden, träge, und gleichsam, was dieses Gefühl der Ehre betrifft, schamlos, seiner auch alsdann noch entbehren. Unwillen ergreift meine Seele, wenn ich, von dem gerechtesten Zorne entbrannt, die Schlafsucht unsers Volkes darinnen erblicke. Mit niedrigen Tändeleien beschäftigt, suchen wir, — ach! ganz unwerth des deutschen Namens! — den Ruhm des Genius; und wagens, durch Gedichte, die zu keinem andern Endzweck zu entstehen scheinen, als daß sie untergehen und nicht mehr da seien, jene heilige Unsterblichkeit verewigen zu wollen. Nicht so träge donnerten einst unsere Vorfahren mit ihren Waffen, und auch jetzt bearbeiten wir die Philosophie und jede Art von Wissenschaften nicht so laß und ruhmlos! Wir schwingen uns empor; wir werden geschätzt; selbst die stolzen Ausländer verehren uns, warum ist es denn nur das unglückliche Schicksal der Poesie, dieser göttlichen Kunst, von ungeweihten Händen betastet werden, und an der Erde zu kriechen? . . . . . . Der jetzigen Kühnheit der Gallier muß ich erwähnen! Wo ist, ihr Deutschen, das stolze Urtheil eures Ohrs? Hört so nicht noch die zwar stolze, aber doch vielleicht wahre und gerechte Stimme eines Galliers (lettres françoises et germaniques): „Nennt mir auf eurem Parnasse einen Schöpfer, das heißt einen deutschen Dichter, der aus sich ein ehrenvolles und unsterbliches Werk hervorgebracht hat!“ — Ihr hört es, hoff' ich, und faßt es tief in eurer Seele auf, das nicht ganz ungerechte! Schmähen dieses Mannes, so viel eurer sind, die noch die edle Liebe zum vaterländischen Namen spornt. Doch was werden wir ausrichten, wenn wir, auch diesem Gegner, wie bei andern schon geschehen ist, mit vielem Wortgepränge darthun, daß es den Deutschen weder an Genius noch an erhabenem Geiste mangle? Durch die Sache selbst, durch ein großes unvergängliches Werk müssen wir zeigen, was wir können! O wie wünscht' ich, es würde mir so gut, dieses in einer Versammlung der ersten Dichter Deutschlands zu sagen! Die größe Freude würde mich dann durchdringen und ganz überströmen, wenn ich die Würdigsten zu diesem Werke dahin brächte, daß sie wegen der so lange vernachlässigten Ehre des Vaterlandes von edler und heiliger Schamröthe glühten. — Wofern aber unter den jetzt lebenden Dichtern vielleicht keiner noch gefunden wird, welcher bestimmt ist, sein Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken: so werde geboren, großer Tag! der den Sänger hervorbringen, und nahe dich schneller, Sonne! die ihn zuerst erblicken und mit sanftem Antlitze beleuchten soll! Mögen ihn doch, mit der himmlischen Muse, Tugend

und Weisheit auf zärtlichen Armen tragen! Möge das ganze Feld der Natur ihm sich eröffnen, und die ganze, Andern unzugängliche Größe der anbetungswürdigen Religion. Selbst die Reihe der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht gänzlich in Dunkel verhüllt; und von diesen Lehrern werd' er gebildet, des menschlichen Geschlechtes, der Unsterblichkeit und Gottes selbst, den er vornehmlich preisen wird, werth!"

Was könnte edler sein als ein Jüngling, der so für sein Vaterland empfindet! Aber etwas Anderes ist ein Jüngling, etwas Anderes ein Mann, und Klopstock ist nie über die Vergleichung seiner Nation mit den Fremden herausgekommen. Wie anders Lessing in der Dramaturgie!

1. Ich sah — o sagt mir, sah ich, was jetzt geschieht?
   Erblickt' ich Zukunft?[1] — mit der britannischen
   Sah ich in Streitlauf Deutschlands Muse
   Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.

2. Zwei Ziele gränzten, wo sich der Blick verlor,[2]
   Dort an die Laufbahn. Eichen beschatteten
   Des Hains das eine; nah dem andern
   Weheten Palmen im Abendschimmer.[3]

3. Gewohnt des Streitlaufs,[4] trat die von Albion
   Stolz in die Schranken, so wie sie kam, da sie
   Einst mit der Mäonid' und jener
   Am Kapitol in den heißen Sand trat.[5]

4. Sie sah die junge bebende Streiterin;[6]
   Doch diese bebte männlich, und glühende
   Siegswerthe Röthen überströmten
   Flammend' die Wang', und ihr goldnes[7] Haar flog.

5. Schon hielt sie mühsam in der empörten Brust
   Den engen Athem, hieng schon hervorgebeugt
   Dem Ziele zu; schon hub der Herold
   Ihr die Drommet, und ihr trunkner Blick schwamm.[8]

---

[1] Ich hatte eine Erscheinung. Darf ich diese auf die Gegenwart deuten, oder erst auf die Zukunft? Darf die deutsche Poesie schon jetzt mit der englischen wetteifern, oder wird es erst später geschehen? Klopstock meint natürlich die Gegenwart, und als Vertreter der deutschen Dichtung sich selber. — [2] Am Horizont. — [3] Die Eiche ist das Sinnbild der vaterländischen Dichtung, die Palme das der heiligen — [4] Weil sie schon viel Siege errungen. Die neuere englische Poesie beginnt unter Elisabeths Zeit. — [5] In die arena, den Kampfplatz. Sie hatte mit der Homerischen Muse (der Mäonide) und der Virgil'schen gewetteifert. — [6] Mitstreiterin, bebend, weil sie jung war und zum erstenmal auftrat, aber männlich bebend, nicht kindisch; d. h. nicht vor dem Wagestück zitternd, sondern aus ungeduldiger Sehnsucht nach dem Kampfe. — [7] Blondes. — [8] Sie sah schon im Geist, wie der Herold für sie die Drommete hob, um ihren Sieg zu verkünden.

6. Stolz auf die kühne, stolzer auf sich, bemaß[9]
Die hohe Britin, aber mit edlem Blick,
Dich, Thuiskone:[10] „Ja, bei Barden
„Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf;[11]

7. „Allein die Sage kam mir, du seist nicht mehr![12]
„Verzeih', o Muse, wenn du unsterblich bist;
„Verzeih', daß ich's erst jetzo lerne;
„Doch an dem Ziele nur will ich's lernen!

8. „Dort steht es! Aber siehst du das weitere
„Und seine Kron' auch?[13] Diesen gehaltnen Muth,
„Dies stolze Schweigen, diesen Blick, der
„Feurig zur Erde sich senkt, die kenn' ich![14]

9. „Doch wäg's noch einmal, eh' zu gefahrvoll dir
„Der Herold tönet.[15] War es nicht ich, die schon
„Mit der an Thermopyl die Bahn maß,
„Und mit der hohen der sieben Hügel?"

10. Sie sprachs. Der ernste, richtende Augenblick
Kam mit dem Herold[16] näher. „Ich liebe dich!" —
Sprach schnell mit Flammenblick Teutona —
„Britin, ich liebe dich mit Bewundrung!

11. „Doch dich nicht heißer, als die Unsterblichkeit
„Und jene Palmen! Rühre, dein Genius,
„Gebeut er's, sie vor mir;[17] doch faß' ich
„Wenn du sie fassest, dann gleich die Kron' auch.[18]

12. „Und — o wie beb' ich! O! ihr Unsterblichen! —
„Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel!
„Dann mag, o dann an meine leichte
„Fliegende Locke dein Athem hauchen!" —[19]

---

[9] Verstärkende Form für messen. — [10] In der Darmstädter Ausgabe: Thuiskons Tochter. Offenbar besser, denn der spätere Vokativ will sich nicht recht schicken. Tuisco ist nach Tacitus Germania 2 ein Stammgott der Deutschen. — [11] Zur Bardenzeit waren Briten (Angelsachsen) und Deutsche ein Volk. — [12] Früher einfacher: ich glaubte, daß du gestorben seist. Europa hatte von der deutschen Poesie seit langen Jahrhunderten nichts mehr vernommen. — [13] Das Ziel der Palmen, das der heiligen Poesie, wonach Milton, Young, Waller, die Singer u. a gestrebt hatten. — [14] Kontraste, welche das Bild einer Verschmelzung von Bescheidenheit und Entschlossenheit geben: gehaltener Muth — stolzes Schweigen — Niederschlagen der feurigen Augen. — [15] Gefahrvoll (beschämend) für dich, wenn er mir den Sieg verkündet. — [16] Mit in zeitlicher Auffassung: der Augenblick kam näher, indem der Herold sich rüstete. — [17] Etwas gesucht ist: berühre, wenn es dein Genius erlaubt, sie vor mir. — [18] Doch werd' ich dir immer nahe bleiben. — [19] Dann mögst du mir ganz nahe kommen.

13. Der Herold klang! Sie flogen mit Adlereil':
Die weite Laufbahn stäubte wie Wolken auf.
Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie.[20]

---

[20] Nicht also um weltliche Dichtung (die Eiche) handelt es sich, sondern um das weitere Ziel, die heilige Poesie. Wer Sieger wird, läßt der Dichter unentschieden, denn er selbst war ja der Mitkämpfer. Diese Nichtentscheidung hat ihn aber zu einer großen Unschönheit verführt, welche zugleich beweist, wie wenig sinnliche Einbildungskraft Klopstock besaß. Ist das ganze Kampffeld in Staub verhüllt, so müssen die beiden Musen — die man sich doch als Jungfrauen zu denken hat — bedeutend gestampft haben, während sie doch, ihrer zarten göttlichen Natur gemäß, den Boden nur leise betreten sollten. Der Dichter hat personifiziert, also seine Personen nicht wirklich geschaut.

Zum Verständnis dieser Ode dient die Thatsache, daß der Dichter um jene Zeit (1752) mit den berühmtesten Dichtern Englands, Young und Richardson, in Briefwechsel getreten war, und ersterm vielleicht wirklich von einem Wettkampfe der deutschen Poesie mit der englischen geschrieben hatte, worauf Young Gedanken geäußert, wie sie hier die britische Muse ausspricht. Es gehört zur Charakteristik jener Zeit, daß Klopstock gerade in der heiligen Poesie mit den Engländern wetteifern will und sich so ausdrückt, als wären die Deutschen in dieser ganz zurück. Als Gesang der Gemeinde hatte aber die christliche deutsche Poesie ihre Blütezeit schon gehabt; allein die einfach-herzlichen Lieder von Luthers bis zu Paul Gerhards Zeit erschienen Klopstocken und dem achtzehnten Jahrhundert überhaupt zu unbedeutend; man wollte christliche Homere, Virgile, Pindare haben, Dichter voll heiliger Leidenschaft, voll Ausdrucks der persönlichen heftigen Empfindung, voll starken und großen Colorits. Die Forderung war nicht unnatürlich. Hatte man den einfachen Gesang der Gemeinde, welcher gemeinsamen Erinnerungen, Gefühlen und Ueberzeugungen bloß Sprache geben wollte, einmal verlassen, so mußte man als Ersatz dafür eine starke große Persönlichkeit und den Ausdruck individuellen Charakters verlangen.

---

12. Der Eislauf.

(Kopenhagen 1764.)

◡ — ◡ — ◡ — ◡ ◡ —
◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡ ◡ —
— ◡ —, — ◡ ◡ —, — ◡ —
— ◡ ◡ —, — ◡ ◡ —

1. Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

2. Wer nannte dir den kühneren Mann,
   Der zuerst am Maste Segel erhob?
     Ach, vergieng selber der Ruhm dessen nicht,
       Welcher dem Fuß Flügel erfand!

3. Und sollte der unsterblich nicht sein,
   Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
     Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
       Welche der Reihn selber nicht hat? [1]

4. Unsterblich ist mein Name dereinst!
   Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
     Seinen Tanz! [2] Leichteres Schwungs fliegt er hin, [3]
       Kreiset umher, schöner zu sehn.

5. Du kennest jeden reizenden Ton
   Der Musik, drum gieb dem Tanz Melodie!
     Mond und Wald höre den Schall ihres Horns, [4]
       Wenn sie des Flugs Eile gebeut.

6. O Jüngling, der den Wasserkothurn
   Zu beseelen weiß, und flüchtiger tanzt,
     Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
       Wo des Krystalls Ebne dir winkt! [5]

---

[1] Str. 3 enthält den Hauptgedanken der drei ersten Strophen. Der Ideenzusammenhang ist: Unsterbliches Verdienst hat sich der Erfinder der Schrittschuhe erworben; wie schade, daß wir seinen Namen nicht kennen! So geht es überhaupt den Erfindern. Wir benutzen ihre Entdeckungen, aber sie selbst vergessen wir. — Reihn, Tanz. In der ersten Gestalt der Ode steht Ball anstatt Reihn. Der Dichter hat Ball gestrichen, damit man nicht etwa an das Ballspiel denken sollte. Reiten, Tanzen und Eislauf sind die gesündesten und angenehmsten Bewegungen. — [2] Vetterlein versteht unter Tanz einen Gesang, so daß also Klopstock seinen Vorsatz ausgeführt hätte, indem er diese Ode dichtete. Diese Erklärung scheint mir gezwungen, und ich verstehe hier einen eigentlichen Eistanz. Der Uebergang ist auch sehr natürlich. Er hat vom Tanz gesprochen und zieht ihm den Eislauf vor. Wenn man aber beides verbinden könnte, die Regelmäßigkeit des Tanzes und die Schnelligkeit des Eislaufes, so wäre dies eine herrliche Erfindung. Man muß hier natürlich nicht an ein Springen und Hopsen denken, sondern an die edlern, kunstvollern Tänze, wie die Quadrille einer ist. Schrittschuhläufer werden wissen, daß es etwas besonders angenehmes auf dem Eise ist, wenn eine Anzahl Läufer sich zusammen vereint und nach bestimmten Bewegungen bestimmte Gruppirungen bildet, die immerwährend sich auflösen und wieder zusammen gehen. — [3] Etwas undeutlich. Bezieht sich er auf den Stahl oder den Tanz? Entweder: „dann fliegt der Stahl noch leichter dahin," oder „dieser Tanz fliegt dann leichter dahin, kreiset weiter umher und ist schöner zu sehen als der im Saale." — [4] Dieses ihres kann sich doch nur auf Melodie beziehen, was mir aber falsch scheint, da man doch nicht sagen kann; das Horn der Melodie. — [5] Man muß sich durchaus hier vorstellen, daß der Dichter die vorhergehenden Strophen zu einem Freunde noch im Zimmer oder auf dem Wege spricht. Jetzt lädt er erst den Jüngling ein, mit ihm zu gehen.

7. Sein Licht hat er in Düfte gehüllt![6]
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

8. Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste[7] die Bahn!
Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

9. Wir haben doch zum Schmauße genung
Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft[8] reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr!

10. Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn;
Nimm den Schwung, wie du mich ihn[9] nehmen siehst:
Also! nun fleug schnell mir vorbei!

11. So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,[10]
Zeichnet dir auch Preisler[11] nicht nach.

12. Was horchst du nach der Insel hinauf?[12]
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last giengen noch nicht übers Eis,[13]
Netze noch nicht unter ihm fort.[14]

13. Sonst späht dein Ohr ja alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Fluth,[15]
O wie tönt's anders! wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

---

[6] Nämlich der sonst spiegelnde Krystall des Eises. — [7] Wenn sich das Eis zusammendrängt vom Froste, so giebt es einen hellen, klingenden Ton. — [8] Zu ergänzen ist schon: Schon die Winterluft reizt den Hunger, noch mehr der Lauf. — [9] Die vier Worte bilden an sich keinen Choriamben, und die ganze Zeile ist insofern ohne Haltung: allein dies lag wohl in Klopstocks Absicht, um das Gewaltsame des Schwunges auszudrücken. — [10] Kunststücke auf dem Eise, z. B. rückwärtslaufen, auf einem Fuße stehen u. dgl., liebte Klopstock nie. — [11] d. h. es sieht nicht schön aus. Johann Martin Preisler, geb. 1715 zu Nürnberg, ein berühmter Kupferstecher, war Professor bei der Malerakademie zu Kopenhagen († 1794) und Klopstocks Freund. Er wohnte um diese Zeit in einem einfachen Landhause zu Lyngbye, am Ufer des Sees, wo Klopstock gewöhnlich seinen Eislauf hielt. — [12] Vermuthlich eine Insel auf dem Lyngbyer See. — [13] So lange keine Lastwagen über die Mitte des Sees gegangen sind, kann man nicht mit Sicherheit darauf laufen. — [14] Die Fischer hauen Löcher (Wacken) in das Eis und ziehen ihre Netze unter diesem von einem Loche zum andern. — [15] Todeston, der Krach, wenn das Eis vom Thau mürbe wird, oder wenn es noch nicht fest ist. Es ist ein dumpfer Ton, ganz entgegengesetzt dem hellen Tone, den der starke Frost hervorbringt.

14. Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn;
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.[16]

15. Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
Glittst du auch leicht, wie dies Laub, ach dorthin;
Sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

---

[16] Die größten Gefahren auf dem Eise sind die großen verborgnen Strömungen und die warmen Quellen.

Klopstock war ein enthusiastischer Reiter und Schrittschuhläufer. H. P. Sturz, der damals mit Klopstock befreundet war, schildert die Eislust Klopstocks: „Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentiert. — Ihm waren um Kopenhagen alle kleinen Wassersammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab, eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter:

Nur Ein Gesetz: wir verlassen nicht eher den Strom,
Bis der Mond am Himmel sinkt!

Wenn ich das Gesetz durch Glossen verdrehte oder es brach, so ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarth's Schwebungen, wie des pythischen Apolls, schöner als der Liebesgötter Locken wehet ihm Braga's goldenes Haar. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und — die besten Eisläufer sind." Seiner Liebe zum Eislauf haben wir fünf Gedichte zu verdanken, von denen wir noch eines (Winterfreuden) mittheilen; die Oden Braga und die Kunst Tialfs, belohnen die große Mühe des Verstehens zu wenig. Der Eislauf erschien unter dem Namen: „Eisode" zuerst in dem Hypochondristen, einer von Gerstenberg herausgegebenen Zeitschrift. Der ganze Gang der Ode läßt vermuthen, daß sie die Rückerinnerung an einen wirklichen Eislauf ist, wobei mancherlei gesprochen worden, und aus einer frühern Schrift von C. F. Cramer: Klopstock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa[1], erfahren wir die ganze Veranlassung. Klopstock gieng nämlich mit Claudius (dem Dichter), damals Privat-

---

[1] Nicht zu verwechseln mit der Schrift von Cramer: Klopstock. Er und über ihn.

sekretär bei einem Grafen Holstein in Kopenhagen, und mit C. F. Cramer, damals einem Knaben von 12 Jahren, oft auf den Lyngbyer[2] See, um dort Schrittschuhe zu fahren, und hier äußerte Klopstock, daß er einen Eistanz erfinden wollte, und Claudius, der eben so trefflich spielte und wohl auch componirte, als er auf den Schrittschuhen lief, sollte eine Musik dazu machen. Auf Claudius also geht das Du, Str. 5, und dieser ist auch der Jüngling, Str. 6.

Im J. 1764, wohin der Eislauf fällt, hatte Klopstock seine Theorie von Versen, die keine Verse waren, wieder verlassen. Er legte sich von neuem Fesseln an, aber selbst gegebene: er erfand ganz neue Metra, neue Verszeilen, neue Strophengebäude. In den Zeilen lösen sich Füße ähnlicher Geltung mit einander ab, wobei er dann den Begriff der Aehnlichkeit sehr weit nahm, so daß Füße von gleicher Bewegung eben so gut eine metrische Reihe bilden, als Füße gleicher Bestandtheile. In den Strophengebäuden stehen dann wieder die verschieden gebauten Zeilen als Gegensätze da. Diese Vers- und Strophenmaße sollten die innere Stimmung, welche in der Ode herrscht, äußerlich darstellen, also nicht etwa malerisch, sondern wirklich musikalisch wirken. Das Maß des Eislaufs findet sich in mehreren Oden.

[2] Der Lyngbyer See hat seinen Namen vom Dorfe Lyngbye; in der Nähe desselben liegen die Lustschlösser Sorgenfrei und Friedrichsthal (Frederiksdal); der Friedrichsthaler See ist durch einen Kanal mit dem Lyngbyer verbunden; der Park von Sorgenfrei geht bis an die Ufer des letztern; daher Str. 5 Mond und Wald.

13. Die frühen Gräber.

(Kopenhagen 1764.)

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ —
◡ ◡ —, — ◡ —, — ◡ — ◡ —
— ◡ ◡ — ◡ ◡ —, — ◡ ◡ —

1. Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund![1]
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

2. Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt.

[1] Welchen der Denkende, d. h. hier der in Gefühlen und Ideen Versunkene, gern zum Genossen wählt, da er Gedanken der Unendlichkeit weckt.

3. Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Maale schon ernstes[2] Moos!
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

---

[2] Zu ernster Betrachtung auffordernd.

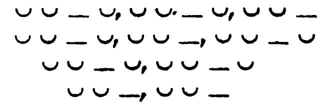
Ein zarter Laut der innigsten Empfindung, in einem lieblichen Bilde ausgedrückt. Das Andenken an seine verstorbenen Freunde und die Sehnsucht nach ihnen überfällt ihn beim Genuß einer schönen Sommernacht, und das Gedicht drückt ganz die Gefühle in derjenigen Folge aus, in der sie erwachten. Hauptgedanken sind die letzten Worte: „O wie war glücklich ich!" 2c.

Das Versmaß ist hier äußerst lieblich und schmiegt sich der sanften Empfindung auf das innigste an.

---

14. Die Sommernacht.

(Kopenhagen 1766.)



1. Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen[1] wehn;

2. So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten,[2] und ich seh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüthe nicht her.

3. Ich genoß einst, o ihr Todten, es mit euch,
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

---

[1] Wohl nicht kühle Alleen, wie Vetterlein meint, sondern kühle Lüfte; denn Kühlung steht ja oft in subjektivem Sinn als das Kühlende. — [2] Natürlich die Mehrzahl: an das Grab seiner Freunde und Freundinnen.

Diese Elegie spricht dieselbe Empfindung aus wie die frühen Gräber; nur daß hier das Gemüth sich gegen den Reiz der Natur ganz verschließt, während in der vorigen Elegie der Genuß derselben nur durch das Andenken an die Verstorbenen getrübt wurde.

Das in unserer Sprache schwierige Versmaß, worin der Didymäus (◡ ◡ — ◡) Hauptfuß ist, stellt sich sehr gut dar, und die immer kürzer werdenden Verse drücken die verfließende, in sich selbst zurückkehrende Wehmuth äußerst schön aus.

---

15. Wir und sie.

(Kopenhagen 1766.)

1. Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

2. Sie sind sehr reich, und sind sehr stolz!
Wir sind nicht reich, und sind nicht stolz,
Das hebt uns über Sie!

3. Wir sind gerecht![1] das sind Sie nicht!
Hoch stehn Sie! träumen's höher noch!
Wir ehren fremd Verdienst!

4. Sie haben hohen Genius!
Wir haben Genius, wie Sie!
Das macht uns ihnen gleich!

5. Sie dringen in die Wissenschaft
Bis in ihr tiefstes Mark hinein!
Wir thun's, und thaten's lang!

6. Wen haben Sie, der kühnes Flugs,
Wie Händel, Zaubereien tönt?[2]
Das hebt uns über Sie.

7. Wer ist bei ihnen, dessen Hand
Die trunkne Seel' im Bilde täuscht?
Selbst Kneller[3] gaben Wir!

---

[1] Im Urtheil über andere Nationen; wir erkennen gern das Gute anderer an. — [2] Georg Friedrich Händel, unser berühmtester Kirchencomponist, besonders durch seinen Messias, war 1684 zu Halle geboren, wurde später Kapellmeister des Kurfürsten Georg von Hannover und gieng, als derselbe König von England wurde, mit ihm 1710 nach London, wo er bis an seinen Tod, 1751, blieb. Der Dichter nennt hier Händeln nicht nur, weil er einer der größten Tonsetzer ist, sondern vorzüglich deshalb, weil er als Deutscher in England lebte. Er will damit sagen: Wenn sie einen großen Tonkünstler haben wollen, so müssen sie ihn aus Deutschland verschreiben. — [3] Gottfried Kneller, geb. zu Lübeck 1648, war ein

8. Wenn traf ihr Barde ganz das Herz?
In Bildern weint er![4] Griechenland,
Sprich du Entscheidung aus!

9. Sie schlagen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt!
Wir schlügen da, wie Sie!

10. Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die Wir allein verstehn, heran:
Vor Uns entflöhen Sie!

11. O sähn Wir Sie in jener Schlacht,
Die Wir allein verstehn, einst dicht
Am Stahl, wenn er nun sinkt,

12. Hermanne unsre Fürsten sind,[5]
Cherusker unsere Heere sind,
Cherusker, kalt und kühn!

13. Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

---

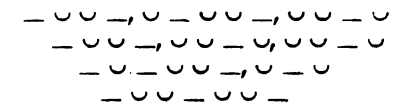
berühmter Portraitmaler. Er ging 1674 nach England und machte dort großes Glück. Er starb 1723. Selbst Kneller, sagt Klopstock, um anzudeuten, daß die Engländer nicht einmal ordentliche Portraitmaler hätten, der größeren Maler, wie der Italiener und Niederländer, ganz zu geschweigen. — [4] Shakespearen kannte Klopstock ohne Zweifel damals noch nicht. Von den englischen Dichtern seiner Zeit, besonders von den lyrischen, gilt dies allerdings. Sie reden immer in den stärksten Bildern, auch wo die sanftesten, natürlichsten Empfindungen ausgedrückt werden sollen. — [5] Dieser Satz, so wie der folgende, ist kein Hauptsatz, sondern gehört noch zu dem vorangegangenen wenn. „Wenn unsre Fürsten Hermanne sind.“

Diese Ode erschien zuerst in dem Almanach der deutschen Musen von 1770, unter dem unpoetischen Titel: „Parallele zwischen Engelland und Deutschland.“ Die Anglomanie muß zu jener Zeit doch besonders stark gewesen sein, da selbst Klopstock, der doch die Engländer, wenigstens ihre Schriftsteller, sehr liebte, darüber so in Flammen ausbricht. Es ist übrigens weder des Dichters Absicht, die Engländer herunterzusetzen, noch überhaupt alle möglichen Vergleichungspunkte zwischen beiden Nationen aufzusuchen. Er bittet nur seine Landsleute, doch auch gerecht gegen das Gute ihres Vaterlandes zu sein. Dasselbe Thema behandelt er in der Ode: Fragen.

---

16. Mein Wissen.

(1782).



1. Wenig ist nur des Wahren, das mir zu ergründen
Glückte;[1] doch ist mir es theuer, wie ein Kleinod,
Durch vieljährigen Schweiß errungen,
Oder erkämpfet mit Blut![2]

2. Ist mir ein Trunk im Kühlen, geschöpft aus der Quelle;
Einer, der alt von der Kelter, im Krystall blinkt;[3]
Frühlingssäuseln am Baum, der anblüht;[4]
Wehen des fallenden Stroms;[5]

3. Liebliche Ruh, stäubt endlich der Fuß in des Weges
Krümme nicht mehr:[6] wie durchglühte von dem lichten
Himmel sinkend der Strahl! wie fern lag
Lange die thürmende Stadt![7]

4. Labt, wie ein Buch, worin es im Geist der verkannten
Griechen sich regt von sich selber,[8] die Gestalten
Nicht nachahmend,[9] die auch ursprünglich,
Lächelnd auf Aehnlichung sehn;[10]

---

[1] Es ist also nicht die Rede von Kenntnissen, die aus Büchern geschöpft werden, noch von bloßen Erfahrungen über Thatsachen, sondern von der Erkenntniß, welche lebendiger Begriff geworden ist. — [2] Wie ein Schatz, um den man jahrelang Dienste gethan oder um den man Krieg geführt hat. — [3] Der Satzbau ist wunderlich; der Sinn klar: „wie ein Trunk frischen Wassers oder alten Weines“; „von der Kelter“ steht entgegen dem „aus der Quelle“. Deutlicher wäre: „Einer von der Kelter (herstammend), der alt im Krystall blinkt.“ — [4] Zu blühen anfängt. — [5] Wasserfall? — [6] Mein Wissen labt mich wie die liebliche Ruhe den Wanderer, den Staub und Hitze plagten. — [7] Er sah sie schon lange; wegen der Krümme des Weges war sie noch weit von ihm entfernt. — [8] Wie ein Buch, das im Geiste der Griechen geschrieben ist, d. h. klar, ruhig, anschaulich und natürlich. — [9] Gegen den Franzosen Batteux gerichtet, welcher behauptete, die schöne Kunst bestehe darin, daß man die Gestalten der Wirklichkeit (der Natur) nachahme; indem die Anhänger dieser Lehre die griechische Kunst und Poesie auch auf Nachahmung der Wirklichkeit zurückführen wollten, nennt Klopstock die Griechen verkannte, d. h. mißverstandne. — [10] Die Gestaltungen des Dichters sind auch ursprüngliche, ihm angehörige, nicht der Wirklichkeit nachgeahmte; aber seine Dichtergröße besteht darin, daß seine Erfindung mit dem Leben Aehnlichkeit hat und uns wie Wirklichkeit anmuthet.

5. Heitert mich auf, wie lebender Tanz,[11] den der Jüngling
Schleunig begann, und sein Mädchen, da die Flöte
Wo im Schatten erscholl, der Spieler
Gern zu den Liebenden kam:

6. Freundesgespräch, das ist es mir auch, wenn in Freud und
Leide das Herz nun dahinströmt![12] O geöffnet
Wird es dann, wie vor Gott, dann rinnen
Beiderlei Thränen[13] herab!

---

[11] Klopstock braucht das Wort lebend oft im Sinne von natürlich (unmittelbarer Ausdruck des Lebens) und im Gegensatz zu künstlich. Die nüchterne Sprache würde sich hier ausdrücken: „Wie der Anblick eines natürlichen Tanzes." — [12] Dem Freundesherzen entgegen. — [13] Der Freude und des Leides.

---

17. Der Frohsinn.

(1784)

— ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ ⏑ —, ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑[1]

1. Voller Gefühl des Jünglings, weil' ich Tage
Auf dem Roß und dem Stahl, ich seh' des Lenzes
Grüne Bäume froh dann und froh des Winters
Dürre beblütet.[2]

2. Und der geflohnen Sonnen, die ich sahe,
Sind so wenig doch nicht,[3] und auf dem Scheitel
Blühet es mir winterlich schon, auch ist es
Hier und da öde.[4]

3. Wenn ich dies frische Leben regsam athme:
Hör' ich dich denn auch wohl, mit Geistes Ohre,
Dich dein Tröpfchen leises Geräusches träufeln,
Weinende Weide.[5]

---

[1] Diese Strophe ist die Sapphische, welche aber Klopstock so abändert, daß der Daktyl, der sonst die dritte Stelle einnimmt, jedesmal auf eine andere Stelle fällt. — [2] Bis in das höchste Alter hinauf entsagte der Dichter dem Spazierritte und dem Eislaufe nicht. Dort ergötzte ihn das Grün der Bäume, hier der Reif auf den Bäumen. — [3] Die Ode fällt in das sechzigste Lebensjahr des Dichters. — [4] Ich fühle mich bisweilen als Greis, da mir die Verbindungen meiner Jugend fehlen. — [5] Ich denke wohl auch an die Nähe des Todes.

4. Nicht die Cypresse — denn nur traurig ist sie —
Du bist traurig und schön, du ihre Schwester,
O, es pflanze dich an das Grab der Freund mir,
Weide der Thränen!

5. Jünglinge schlummern hin, und Greise bleiben
Wach. Es schleichet der Tod nun hier, nun dort hin,
Hebt die Sichel, eilt, daß er schneide, wartet
Oft nicht der Aehre.

6. Weiß auch der Mensch, wenn ihm des Todes Ruf schallt,
Seine Antwort darauf? [6] Wer dann mich klagen
Hört, verzeih' dem Thoren sein Ach; [7] denn glücklich
War ich durch Frohsinn!

---

[6] Weiß der Mensch, was er in der Todesstunde sagen wird? — Vielleicht klage auch ich dann aus menschlicher Schwäche.

---

18. Die États Généraux.

(1788.)

Alkäische Strophe.

1. Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon,
Die Morgenschauer dringen den Wartenden [1]
Durch Mark und Bein: o komm, du neue,
Labende, selbst nicht geträumte Sonne!

2. Gesegnet sei mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach Sechzigen
Fortdauert; denn sie war's, so weit hin
Brachte sie mich, daß ich dies erlebte!

3. Verzeiht, o Franken (Name der Brüder ist
Der edle Name!), daß ich den Deutschen einst
Zurufte, das zu fliehn, warum ich
Ihnen jetzt flehe, euch nachzuahmen.

4. Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei,
So dacht' ich sonst, wie Hercules-Friederich [2]
Die Keule führte, von Europa's
Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen!

---

[1] Dem in gespannter Erwartung die Entwicklung der Freiheit in Frankreich entgegensehenden Europa. — [2] Friedrich war seit 1786 nicht mehr am Leben. Nachträglich bringt es Klopstock doch über sich, dem einst verhaßten Manne eine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

5. So denk ich jetzt nicht. Gallien krönet sich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!
Der glänzet heller, und verdient es!
Schöner als Lorbeer,[3] die Blut entschimmert.

[3] Lorber ist Mehrzahl; „die Blut entschimmert" erklärt Klopstock selbst durch: „deren Schimmer Blut entstellt".

Vorliegende Ode wurde gedichtet auf die Nachricht hin, daß der Minister Necker gegen den ausgesprochenen Willen der Notabeln den König bestimmt habe, den dritten Stand in gleicher Zahl mit den beiden übrigen Ständen zu den Generalstaaten, den Etats Généraux, zu berufen. Die Kabinetsordre erschien am 8. August 1788. Nach Klopstocks Aussage wurde die Ode im Dezember 1788 gedichtet. Die Berufung des dritten Standes stand im Zusammenhange mit den bereits allerorts besprochenen Menschenrechten, und ihnen gilt natürlich Klopstocks begeisterter Zuruf, der an Wärme und Wahrheit der Empfindung sehr wohlthuend wirkt. Hier war für ihn, der seit den 50er Jahren mühselig an alten Stoffen sich abarbeitete und keine neuen fand, die ihn befriedigten: hier war wieder ein Ton gefunden, der den ganzen Mann in Anspruch nahm und in welchem Herz wieder zu Herz sprechen konnte.

19. Der Fürst und sein Kebsweib.

(1789.)

Hexameter und erste Hälfte des Hexameters bis zur Hebung des vierten Fußes.

K. Warum wirst du so ernst? F. Was fragst du mich? Geuß den Krystall mir
Voll des blinkenden, goldenen Weins!
K. Aber du nimmst ihn ja nicht! F. Was quälst du mich! Wecke der Laute
Leisesten Ton und singe dein Lied.
K. Ach, ich sang, und du hörtest mich nicht. F. Du hättest gesungen? 5
Eile jetzt, dort[1] Rosen zu streun.
K. Rosen sollt' ich streun, daß du sie nicht sähest? Was gehn dich
Jetzo Lieder, was Rosen dich an!
Hör'! es wiehert unten dein Roß, aus der Burg dich zu tanzen[2]
Zu der Schaar, die Schlachten uns spielt,[3] 10

[1] Auf dem Ruhebette. — [2] Tanzend bringen, von einem Paradepferde. — [3] Schlachten spielend darstellt.

Zu der Jünglinge Reihn mit blankem Gewehr, das dem Blitz gleicht,
Wenn sie mit rascher Eile sich drehn.
Warum wirst du noch ernster, da ich die Krieger dir nenne?
Trüber, als erst? sinkst tiefer in Gram?
Warum blickst du so wild? Was siehest du? siehst du Erscheinung? 15
Nahet dir eine Todtengestalt?
F. Keine Todtengestalt, der abgeschiedenen Geister
Keiner, aber dennoch ein Geist.
Ha, der schreckliche Geist der Freiheit, durch den sich die Völker
Jetzt erfrechen, zu sehn, was sie sind! 20
Welcher Zauber beschwört und bannt ihn hinab in des stummen
Kerkers Nacht, aus welchem er kam?
Weh mir! wo ist, der sich an den hundertarmigen Riesen,
Hundertäugigen Riesen[4] sich wagt?

[4] Die Titanen sind hundertarmig und hundertäugig.

Eine nicht minder lebhafte Revolutionsode. Man erinnere sich, wie die besten der Nation, wie Lessing in Emilia Galloti, Schiller in Kabale und Liebe, das schändliche Treiben der Fürsten an den Pranger stellten. So hier Klopstock: Ein Fürst ist in äußerster Angst, die Revolution werde auch ihn wegfegen. Er befiehlt seiner Maitresse, ihn mit ihren kleinen gewohnten Künsten zu unterhalten, hört aber und sieht währenddem nichts. Und wie nun gar unter seinen Fenstern die Parade sich hören läßt, die Krieger, die Schlachten spielen, da ist die Verzweiflung voll geworden und er sieht gespensterhaft den Geist der Freiheit einherschreiten.

Klopstock hat später in Folge der Pariser Gräuelscenen seine Begeisterung für die Franken in mehr als einer Ode widerrufen. Keine darunter erreicht nur von Ferne die Unmittelbarkeit der beiden hier mitgetheilten Revolutionsoden.

20. Das Gegenwärtige.

(1789.)

— ◡ ◡ —, ◡ — ◡ ◡ —, ◡ ◡ — ◡
— ◡ ◡ —, ◡ ◡ — ◡, ◡ ◡ — ◡
— ◡ — ◡ ◡ —, ◡ — ◡
— ◡ ◡ — ◡ ◡ —

1. Ehemals verlor mein fliegender Blick in des Lebens
Künftiges sich, und ich schuf dann, was mir Wunsch war,
Fast zu Wirklichkeit: seine Freuden
Hatte das schöne Phantom!

2. Denn das Gesetz der Mäßigung wurd' ihm gegeben,[1]
Wurde gethan[2] mit der Strenge, die zu Hoffnung
Leitet: aber der Wunsch ist dann selbst
Thor, wenn er Hoffnung verdient.

3. Freue dich des, das da ist! so sagt' ich mir öfter,
Als[3] dem Getäusch[4] ich es zuließ mir zu gleißen:
Sagt' es, that's![5] und erlebt' auch, was sich
Ueber Gewünschtes erhob.

4. Jetzo verweilt der festere Blick in des Lebens
Vorigem sich, und ich fühle, was dahin floh,
Fast, als hielt ich's noch: süßere Freuden
Giebt es mir, war nicht Phantom!

5. Freue dich des, das da ist! so sag' ich mir dennoch
Jetzt auch. Obwohl sich der Scheitel mit des Alters
Blütenhaare mir deckt! ich wandle
Froh um das nähere Grab.

6. Aber[6] ich werd' auch Leiden gewahr im Vergangnen,
Wehmuth! es geht mit den Leichen der Geliebten
Mir vorbei: wie vermöcht ich dann mich
Dessen, daß da ist, zu freun!

---

[1] Der Wunsch ging nicht auf Unerhörtes und Unerreichbares. — [2] Dem Satzbau nach würde sich dieses Verbum auf Gesetz beziehen; da man aber nicht sagen kann: „ein Gesetz thun“, so muß man wohl Wunsch als Subjekt annehmen, was freilich wieder dem Satzbau entgegen ist. — [3] Nicht das zeitbestimmende als, sondern das vergleichende: Oft erlaubte ich dem Getäusch, mir zu gleißen; öfter noch sagte ich mir: Freue dich der Gegenwart! — [4] Täuschenden Phantom. — [5] Freute mich der Gegenwart. — [6] Dieses aber schließt sich eigentlich an das Ende der vierten Strophe an: „Das Andenken an die Vergangenheit hat die Wünsche für Zukünftiges verdrängt: aber im Vordergrund der Vergangenheit steht das Bild der gestorbnen Freunde; wollte ich also die Vergangenheit herbeisehnen, so wäre keine Freude an der Gegenwart möglich.“ (Vergl. die Oden: die Sommernacht, die frühen Gräber). Man schiebe dem Dichter aber ja nicht den Gedanken unter, als wolle er sich die Freude der Erinnerung verbieten; er verbietet sich nur das völlige Versenken in dieselbe, denn das Liebste auf Erden (seine Gattin) war ihm gestorben; wie wäre also ein Genuß des heitern Alters möglich, wenn er bloß in der Vergangenheit leben wollte?

---

21. Winterfreuden.

(1797.)

Also muß ich auf immer, Krystall der Ströme, dich meiden?
Darf nie wieder am Fuß schwingen die Flügel des Stahls?

Wasserkothurn, du warest der Heilenden einer;[1] ich hätte,
Unbeseelet von dir, weniger Sonnen gesehn!
Manche Rose hat mich erquickt; sie verwelkten! und du liegst, 5
Auch des Schimmers beraubt, liegest verrostet nun da!
Welche Tage gabest du mir! wie begannen sie, wenn sich
In der Frühe Glanz färbte noch bleibender Reif;[2]
Welche Nächte, wenn nun der Mond mit der Heitre des Himmels
Um der Schönheit Preis siegend stritt und besiegt. 10
Dann war leichter der Schwung und die Stellung unkünstlicher, froher
Dann der Rufenden Laut, blinkete heller der Wein;[3]
Und wie war der Schlaf der endlich Ermüdeten eisern,
Wie unerwecklich! Wer schlief jemals am Baume[4] wie wir?
Aber es kam mit gebotnem Gepolter der Knecht; und wir sahen 15
Wieder den farbigen Reif, wieder den Schimmer der Nacht.
Der du so oft mit der labenden Glut der gefühlten Gesundheit
Mich durchströmtest, Quell längeres Lebens mir warst,
Wenn ich vorüberglitt an hellbeblüteten Ulmen;
(Schnee war die Blume) der Bahn warnende Stimme vernahm, 20
Mit nachhorchendem Ohr; auch wohl hinschwebt' an der Ostsee,
Zwischen der Sonne, die sank, und dem Monde, der stieg;
Oder wenn, den die Flocken zu tausenden in sich verhüllten,
Und den schwindelte, Sturm auf das Gestade mich warf:[5]
Ach, einst wurdest du mir, Kothurn, zum tragischen! führtest 25
Mich auf jüngeres Eis, welches dem Eilenden brach.
Bleich stand da der Gefährt; mein Schutzgeist gab mir Entschluß ein;
Jener bebte nicht mehr, und die Errettung gelang.
Als sie noch schwankend schien, da rührte mich innig des Himmels
Lichtere Bläue, vielleicht bald nun die letzte für mich! 30
Dank dir noch einmal, Beindorf, daß du mich rettetest! Dir kam
Lang schon die letzte;[6] mir macht sie die Erde noch schön.

---

[1] Klopstock hatte drei Aerzte: den berühmten Hensler in Hamburg, seinen Gaul, Iduna genannt, und seine Schrittschuhe. — [2] d. h. Reif, der nicht beim Aufgang der Sonne schmilzt. — [3] Ohne Zweifel bedingender Satz: Wenn der Wein heller blinkte. — [4] Sie schliefen also sitzend, mit dem Rücken an den Baum gelehnt, und ließen sich vom Knechte, der die Pferde hielt, zu bestimmter Zeit wieder wecken; denn sonst würden sie nie wieder aufgewacht sein. — [5] Verkehrung der Satzfolge. Der Beisatz: „Den die Flocken — schwindelte", soll sich auf das hinten stehende „mich" beziehen. — [6] Nämlich Bläue: du bist längst schon todt.

Diese Elegie ist eines der letzten Gedichte Klopstocks, und gehört zu den Erinnerungen, wodurch er sich das Alter noch angenehm zu machen suchte. Die in den letzten Versen erwähnte unglückliche Eisfahrt fällt ins Jahr 1762. J. C. Cramer giebt in seinen „Briefen Tellows an Elisa" Nachricht von derselben. — Klopstock war mit einem Freunde, Beindorf, auf den Lyngbyer See gegangen, und

nachdem sie einige Zeit auf diesem herumgeschwebt, wollte er auf den Friedrichsthaler See gleiten, der mit dem Lyngbyer durch einen schmalen Kanal zusammenhängt. Der Zug des Wassers, der dadurch entsteht, hatte die Eisrinde noch nicht fest werden lassen, und kaum war er darauf, so brach es unter ihm. Er sank unter, versuchte sich herauf zu arbeiten, aber das morsche Eis brach immer, sobald er sich mit den Händen darauf stemmte. Endlich schwimmt er an festes, altes an; aber der Strom hinter ihm drängt ihn und drohet, ihn unter das Eis zu stoßen. Zwanzig, dreißig Anstrengungen, sich emporzuheben, sind vergeblich. So nahe am Tode, macht er sich völlig gefaßt, und befiehlt seine Seele Gott. Aber sein Geist verläßt ihn doch nicht. Er ruft Beindorfen, heißt ihn niederknieen, sich mit dem einen Schrittschuh ins Eis einhaken und ihm das Ende seines Schnupftuchs zuwerfen. So kam er endlich heraus. — Dieser Beindorf starb später als Prediger zu Oldenburg.

II.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Geboren den 21. Dez. 1748 zu Mariensee bei Hannover, gestorben den 1. Sept. 1776 zu Hannover.

Durch zwanzig Jahre hindurch war Klopstock der fast unumschränkt waltende Gebieter des deutschen Parnasses. Die Mehrzahl seiner Leipziger Freunde hatte sich durch ihn zur religiösen Lyrik umstimmen lassen; Gellert, Cramer, Ebert, auch Uz und Gleim sangen geistliche Lieder. Nur schüchtern und des höhern Schwunges wie des tiefern Gehaltes bar sangen neben ihm die preußischen Dichter des Halberstädter Kreises sogenannte anakreontische Lieder. Während dieser Zeit nun gieng einerseits die Aufklärungsliteratur, jetzt vornehmlich die französische, ihren Weg weiter und eroberte sich Schanze um Schanze. Anderntheils forderte die Einseitigkeit der Klopstockischen Dichtung mit Gewalt die gegenseitigen, von Klopstock vernachlässigten Grundelemente der Dichtung heraus. Volksmäßigkeit in der Wahl der Stoffe, in der Darstellung, in der technischen Form, also der Reim; ein Epos, und zwar ein lebendiges, vortragbares Epos; Anschluß an die wirkliche Welt, an die Welt der Sinne waren die Forderungen, die man von allen Seiten an die Dichtung stellte. Gegen das Ende der 60er Jahre begann nun eine neue Generation von sehr verschiedener Art und Bildung in die Reihen der Dichter und Schriftsteller einzutreten. Den diametralsten Gegensatz zu Klopstock repräsentierte Wieland. Auf ganz anderm Gebiete wirkte Lessing, ihm zur Seite trat Herder; und schon beginnt der Name Göthe's hervorzutreten. Am engsten mit der Klopstockischen Dichtung verwandt und persönlich mit ihm befreundet sind aber diejenigen Dichter, welche sich vom Jahr 1769 an in Göttingen zusammenfanden und die man den Göttinger Dichterbund oder den Hainbund nennt. Anerkennen sie zwar Klopstock als ihren schwärmerisch verehrten Meister, stehen sie mit ihm vorläufig wenigstens der rationalistischen Aufklärung ferne, theilen sie auch mit ihm einen warmen Patriotismus, sind sie meist bloß Lyriker wie Klopstock: so sind sie doch in ihren bedeutendsten wirksamsten Dichtungen auf mehr als einem Gebiete seine Gegner. Sie wollen vor allem volksmäßig wirken, sie dichten sangbare Lieder, sie nehmen ihre Stoffe aus der realen Welt, sie verschmähen sogar

Witz und Humor nicht; sie fangen an, das lyrische Epos, Ballade und Idylle zu bebauen. Die Hauptdichter dieser Schule sind Hölty, Stolberg, Voß; an sie schließt sich Bürger.

Hölty ward 1748 den 21. Dezember zu Mariensee im Hannöverschen geboren, wo sein Vater Prediger war. Von früh auf zeigte er große Munterkeit und Wißbegierde, und sobald er nur schreiben konnte, benutzte er auch schon diese Kunst dazu, um sich aufzuzeichnen, was ihm in Erzählungen und Gesprächen merkwürdig vorgekommen war. Sein liebreiches und gefälliges Betragen, sein strenges Rechtsgefühl, auch seine Drolligkeit machten ihn überall beliebt. Im neunten Jahre überfielen ihn die bösartigsten Blattern, und er verlor sein Gesicht. Als er dasselbe nach zwei Jahren wiedererhielt, verdoppelte er Eifer und Fleiß im Lernen und in der Benutzung des Unterrichtes, welchen sein Vater, ein wohlunterrichteter Mann, ihm selbst ertheilte. Hölty's Fleiß gieng so weit, daß er nicht einmal sein Frühstück in Ruhe genoß; daß er sich jedesmal zum Mittags- und Abendessen rufen ließ, und des Nachts heimlich bis drei Uhr aufblieb. Dies letzte ward ihm von seinem Vater untersagt, und die Mutter gab ihm, wenn sie um eilf Uhr zu Bette giengen, nur wenig Licht mit auf seine Schlafkammer. Allein wie sorgfältig man auch alles übrige Licht und die Lampen im Hause verschloß, so wußte er sich doch, wie man nachmals erfahren hat, des Tages mit Oel zu versorgen und höhlte sich Lampen von Rüben aus. Um auch wieder früh zu erwachen und in den Büchern, die er von allen Enden zusammenschleppte, lesen zu können, band er sich um den Arm einen Bindfaden, woran ein Stein befestigt war; diesen legte er auf einen Stuhl vor das Bett, damit, wenn er sich gegen Morgen umwendete, der Stein herabfallen und ihn durch den Ruck am Arm aufwecken möchte. Dabei blieb er aber immer heiter, sanft, gefällig und zärtlich, und bewahrte ein lebendiges Gefühl für die Reize der Natur, das ihn nie verlassen hat.

Als der junge Hölty sechszehn Jahre alt war, that ihn sein Vater auf die Schule nach Celle; daselbst blieb er drei Jahre und bezog dann Ostern 1769 die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren. Sehr bald erlangte er hier durch viele in Sammlungen und einzeln gedruckte Gedichte den Ruf eines geistreichen Jünglings. Ungefähr im J. 1771 kam er in Bekanntschaft mit Bürger und mit Martin Miller, welche beide auch schon als Dichter bekannt waren, später mit Voß, Boye und Hahn. Diese Bekanntschaften bewogen ihn, länger in Göttingen zu bleiben, als es früher sein und seines Vaters Wille gewesen war. Die durch Liebe zur Wissenschaft und Ausübung der Kunst vereinigten Freunde schlossen sich immer enger an einander, und so entstand endlich jener Göttinger Dichterbund, der in der Geschichte der deutschen Literatur Epoche machte. Diesem traten bald die neu angekommenen Grafen Stolberg bei. Die Freunde versammelten sich von nun an alle Sonnabende, sprachen über Wissenschaft

und Kunst, übten sich im Vorlesen und beurtheilten ihre Arbeiten, wovon die gebilligten in ein Buch zusammengeschrieben wurden.

Im Jahr 1774 fieng Hölty an, Blut auszuwerfen, was er für die unschädliche Folge eines im ersten akademischen Jahre gehabten hartnäckigen Hustens hielt. Die Sache wurde immer bedenklicher; im Frühling 1775 gieng er seiner Gesundheit wegen nach Mariensee und dann nach Hannover, um sich dem berühmten Zimmermann anzuvertrauen. Alle ärztliche Kunst war vergebens; er starb den 1. September 1776 im achtundzwanzigsten Jahre seines Lebens.

Hölty ist nächst Bürger, der aber nicht eigentlicher Bundesgenoß war, der bedeutendste Dichter aus jener Vereinigung. In seinen Gedichten sehen wir immer den Menschen Hölty, den redlichen, frommen, sanften und heitern Hölty. Wir sehen in seinen Liedern und Elegieen eine seltene Vereinigung von Idealität und Wahrheit; obgleich alle seine Gedichte der Wirklichkeit ganz entrückt sind, und oft reine Traumgebilde der Phantasie und seines innigen Gemüthes darstellen, so herrscht doch in allen wieder die größte Natürlichkeit und Einfachheit. Der Grundton seines Gemüths ist Heiterkeit, Frömmigkeit und Liebe zur Natur, und dieses Gemüth sprechen alle seine Lieder aus. Dazu kam nun aber seine persönliche Lage, seine Kränklichkeit, das Vorgefühl des nahen Todes. Dies führte ihn wieder zu einer ernsten Betrachtung des Lebens und der Zukunft hin, und diese ernsten Betrachtungen sprechen seine Elegieen aus, in welchen sich die innigste Wehmuth mit der gläubigsten Zuversicht und der Ergebung in Gottes Willen mischt. Dabei ist alles, was Hölty dachte, klar und deutlich gedacht und dargestellt, und nie verfällt er in mystische Dunkelheit. Seine Sprache vereinigt Wohlklang und Innigkeit, Deutlichkeit und Schönheit, Einfachheit und poetischen Ausdruck in einem hohen Grade. Aus welchem Gesichtspunkte er das Dichten betrachtete, geht aus einem Briefe an einen Freund hervor, wo er sagt: „Meine Hauptbeschäftigung soll die „Lesung der Griechen und die Poesie sein. Welch ein süßer Gedanke „ist die Unsterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühseligkeiten des Lebens, wenn sie der Lohn ist! Es ist eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menschen „hinauszublicken, welche uns lieben, sich in unsere Tage zurückwünschen, von uns zur Tugend entflammt werden."

Wenige Tage vor seinem Tode beauftragte Hölty seinen Freund Heinrich Christian Boye mit der Herausgabe seiner Gedichte. Diese Ausgabe kam jedoch nicht zu Stande, und die Gedichte blieben vorläufig in verschiedenen Musenalmanachen zerstreut. Die erste Sammlung derselben durch A. F. Geißler, Halle 1782, befriedigte nicht; daher besorgten das Jahr darauf Voß und Fr. L. Stolberg eine neue, Hamburg 1783, die 1804 durch Voß neu besorgt und vermehrt herauskam. Voß gab dazu ein mit Liebe und Theilnahme geschriebenes Leben des Dichters. Daß nun Voß in den Hölty'schen Gedichten manches von sich aus geändert hat, wußte man schon längst; im Be-

sondern erhielt man genaue Kenntniß davon durch Karl Halm (Ueber die Voß'sche Bearbeitung der Gedichte Hölty's, München 1868), der den Nachlaß Voßens für die Münchner Bibliothek erwerben konnte. Mit Berücksichtigung der ältern und neuern Drucke sowohl als der in Voßens Hinterlassenschaft zahlreich vorgefundenen Original-Handschriften Hölty's hat Halm Hölty's Gedichte nebst Briefen des Dichters neu herausgegeben, Leipzig 1869. Wir haben natürlich den Text dieser Ausgabe unserer Auswahl zu Grunde gelegt; zu bedauern ist nur, daß wir erst jetzt die ächten Gedichte Hölty's erhalten haben, nachdem eine ganze Anzahl der bekanntesten Gedichte mit theilweise argen Verstümmelungen, Zusätzen u. dgl. uns längst lieb geworden sind.

---

1. Töffel und Käthe.

(1771.)

1. Zween fromme Wunderthäter, von Ost bis West bekannt,
Durchwanderten, mit Ablaß bepackt, das Schwabenland,
Verbannten manchen Kobold und manchen bösen Alp,
Und heilten manchen Junker und manches kranke Kalb.

2. Sie kamen, als die Sonne zum Ocean entwich,
Und flötend Hirt und Schäfer durch Abendschatten schlich,
In ein umbüschtes Dörfchen, ersahn des Amtmanns Haus,
Und baten, tiefgebücket, sich eine Mahlzeit aus.

3. Der Amtmann sprach: „Ihr Herren, kehrt in den Gasthof ein!
Ich habe keinen Braten und keinen Tropfen Wein!"
Und warf darauf die Hausthür vor ihrer Nase zu,
Und brummt' heraus zum Fenster: „Fort! angenehme Ruh!" —

4. Der Pfarrer und der Küster schalt sie nicht minder fort.
Sie stolperten durch's Dörfchen und fanden keinen Port.
Doch endlich guckte Töffel zum Stubenfenster aus,
Und lud die Wunderthäter durch einen Wink in's Haus;

5. Empfieng mit bloßem Haupte die Herren an der Thür,
Und murmelte: „Mein Käthchen, hol' eine Kanne Bier,
Daneben Brot und Butter, und Schweizerkäs' und Wurst!"
Sie stillten ihren Hunger und löschten ihren Durst.

6. Erzählten nach der Mahlzeit am hellen Tannenfeur,
Dem lieben Wirth und Wirthin viel hundert Ebenteur:[1]

---

[1] Ebenteuer ist eine alte Nebenform von Abenteuer, mhd. aventiure, aus franz. aventure. Hölty reimt noch, als ob die alte einsilbige Endung im Stande; neuhochdeutsch haben die diphthongisierten Vokale eu aus iu und au aus û, denen ein r folgt, die Einsilbigkeit verloren und zwischen sich und das r ein e eingeschoben: mhd. aventiur — fiur; nhd. Abenteuer — Feuer. Vgl. unten 10. Lebenspflichten, Str. 4: Daur — Traur.

Daß sie den Teufel einstens beim Hexentanz ertappt,
Der sich in einen Schafbock mit langem Schwanz verkappt;

7. Die Hexen und den Teufel, der fürchterlich geblökt,
Durch ein allmächtig Ave zur Hölle fort geschreckt;
Die scheußlichsten Gespenster in einen Sack geschnürt,
Und bald in öde Schlösser, in Wälder bald, geführt. —

8. Sie schwatzten, bis der Morgen durchs Hüttenfenster schien.
„Herr Bruder,“ sprach der eine zum andern, „lass' uns ziehn!“ —
„Was zieh'n? Nein, dieses Dörfchen soll, eh' wir weiter gehn,
Das schwör ich dir, Herr Bruder, ein Strafexempel sehn!“

9. Schnell rollten Wetterwolken, von Blitz und Donner schwer,
Herauf; die Fluthen stürzten schnell auf das Dorf daher;
Des Blitzes Feuerflügel schoß durch die Luft dahin;
Der Amtmann schwamm im Wasser mit seiner Amtmannin.

10. Nicht minder schwamm der Pfarrer, erbärmlich anzuschaun,
Im Schlafrock und Pantoffeln. Das Schrecken und das Graun
Saß auf den Wasserwogen. Es flatterte, voll Schaums,
Manch knotigte Perücke im Wipfel eines Baums.

11. Kontuschen,[2] Strümpfe, Mieder, und Hauben sonder Zahl,
Des Pfarrers Priestermantel, und Kragen[3] allzumal,
Durchtaumelten die Fluthen, nebst einem halben Schock
Zerrißner blauer Hosen und manchem Unterrock.

---

1. Zween fromme Wunderthäter, von Ost bis West bekannt,
Durchwanderten, mit Ablaß bepackt, das Schwabenland;
Verbannten manchen Kobold, und manchen bösen Alp,
Und heilten manchen Junker und manches schöne Kalb.

2. Sie kamen, als die Sonne vom rothen Himmel wich,
Und flötend Hirt und Schäfer durch Abendschatten schlich,
In ein umbüschtes Dörfchen, erfahn des Amtmanns Haus,
Und baten, tief gebücket, sich eine Mahlzeit aus.

3. Der Amtmann sprach: „Ihr Herren, kehrt in den Gasthof ein:
Ich habe keinen Braten und keinen Tropfen Wein!“
Und warf die Thüre störrisch vor ihrer Nase zu,
Und brummt heraus zum Fenster: „Fort! Angenehme Ruh'!“

4. Der Pfarrer und der Küster schalt sie nicht minder fort,
Zur Einkehr in dem Dörfchen fand nirgends sich ein Ort.
Doch endlich guckte Töffel zum Stubenfenster aus,
Und lud die Wunderthäter durch einen Wink in's Haus.

---

[2] Kontusche hieß ein kurzes, weites, fliegendes Ueberkleid der Frauen; noch bis in dieses Jahrhundert bei den bürgerlichen Ständen gebräuchlich. Der Name kommt aus dem Polnischen. — [3] Die zwei viereckten Läppchen, welche die Geistlichen um den Hals binden und die in andern Gegenden **Läppchen, Beffchen, Ueberschlägel** heißen.

12. Des Küsters Festperücke hieng, jämmerlich durchnäßt,
Am Wetterhahn des Thurmes, wie man berichtet, fest.
Kein Eselein, kein Oechslein, kein Mensch entkam der Fluth,
Der fette Braten schmeckte dem — Gott sei bei uns! gut.

13. Die Mönche sagten: „Töffel, du bist dem Tod entflohn;
Die andern Bösewichter[4] empfingen ihren Lohn.
Dein kleines, schwarzes Hüttchen, du guter Biedermann,
Soll eine Kirche werden, mit einem Thurm daran."

14. Urplötzlich stand die Kirche mit ihrem Thurme da.
Er machte große Augen, wie er die Kirche sah.
Der Kessel ward zur Glocke, und hieng jetzt umgekehrt,
Der Sorgestuhl zur Kanzel, und zum Altar der Heerd.

15. Voll trunkener Entzückung sprang er auf einem Bein
Und rief: „Daß dich der Teufel! Hier möcht ich Pfarrer sein!"
Die Mönche lachten Beifall. Ein geistlicher Ornat,
Ein kahler Rock und Mantel lag schon für ihn parat.

16. So kam per fas et nefas[5] der gute Mann zu Brot.
Er malte seinen Bauern die Hölle ziemlich roth.
Sein Element war Ruhe, sein Petum optimum,[6]
Der Armstuhl und die Zeitung war ihm Elysium.

---

5. Empfieng mit bloßem Haupte die Herren an der Thür,
Und murmelte: „Mein Käthchen, hol' eine Kanne Bier,
Daneben Brot und Butter, und Schweizerkäs' und Wurst!" —
Sie stillten ihren Hunger und löschten ihren Durst.

6. Erzählt ward nach der Mahlzeit am hellen Tannenfeu'r
Zur Lust für Wirth und Wirthin gar manches Abenteu'r:
Wie sie einmal den Teufel beim Hexentanz ertappt,
Der sich in einen Schafbock mit langem Schwanz verkappt;

7. Die Hexen und den Teufel, der fürchterlich geblökt,
Durch ein allmächtig Ave zur Hölle fortgeschreckt;
Die scheuslichen Gespenster in einen Sack geschnürt,
Und bald in öde Schlösser, in Wälder bald geführt,

8. Sie schwatzten, bis der Morgen durch's kleine Fenster schien.
„Herr Bruder", sprach der eine zum andern, „laß uns ziehn!" —
„Was ziehn? Nein, dieses Dörfchen soll, eh' wir weiter gehn,
Das schwör' ich dir, Herr Bruder! ein Strafexempel sehn!"

9. Schnell rollten Wetterwolken, von Blitz und Donner schwer;
Die Donner krachten nieder auf's Dorf; ein wildes Meer,
Gestürzt aus Wolkenbrüchen, schoß durch das Dörfchen hin;
Der Amtmann schwamm im Wasser mit seiner Amtmännin.

10. Nicht minder schwamm der Pfarrer, mit manchem O und Ach,
In Schlafrock und Pantoffeln; die Köchin schwamm ihm nach;
Und Hut, Perrück' und Mantel, und Kragen allzumal,
Kontuschen, Strümpf' und Mieder und Hauben sonder Zahl.

---

[4] Wird hier nicht der wahre Sinn durch die Betonung vermittelt, so entsteht das Misverständnis, als wäre Töffel ebenfalls ein Bösewicht. — [5] Mit Recht und Unrecht, auf allerlei Wegen. — [6] Sein höchster Wunsch.

17. Saß, mit verschränkten Beinen, verhüllt in Petumduft,[7]
Und blies manch blaues Wölkchen zufrieden in die Luft.
Sein Käthchen war ein Muster von einer braven Frau.
Kein Auge war im Dörfchen so heiter und so blau!

18. Kein Ehestand vergnügter, seit Adam Evchen nahm;
Er las in der Postille,[8] sie saß am Näherahm.
Dann zogen ihre Wangen des Gatten frommen Blick
Vom heiligen Gepolter des Bußsermons zurück.

---

11. Am Wetterhahn des Thurmes hieng, jämmerlich durchnäßt
Des Küsters Stutzperrücke von Bockshaar, ehrenfest.
Kein Oechselein, kein Es'lein, kein Mensch entkam der Flut,
Der fette Braten schmeckte dem — Gott sei bei uns! gut.

12. Die Mönche sagten: „Töffel, du bist dem Tod entflohn;
Die andern Bösewichter empfiengen ihren Lohn.
Mit frommen Gotteskindern wird sich das Dorf erneu'n.
Dein kleines schwarzes Hüttchen soll ihre Kirche sein." —

13. Urplötzlich stand die Kirche mit ihrem Thurme da.
Er machte große Augen, wie er die Kirche sah.
Zur Glocke ward der Kessel, und hieng jetzt umgekehrt,
Der Sorgenstuhl zur Kanzel, und zum Altar der Herd.

14. Die Hauspostille holend, juchheit er, wie behext:
„Macht", rief er, „mich zum Pfarrer! ich les' euch meinen Text!" —
Bald war gethan das Wunder, daß er als Prädikant
Im kahlen Rock und Mantel auf seiner Kanzel stand.

15. So kam in aller Einfalt der gute Mann zu Brot.
Er malte seinen Bauern die Hölle ziemlich roth,
Und lockte dann so freundlich in's schöne Himmelreich;
Durch Lehr' und eignen Vorgang zeigt' er den Weg zugleich.

16. Nicht geistlich nur, auch leiblich blüht' ihm ein Paradies,
Wohin das Sprüchlein: Leben, und leben lassen: wies.
Auch war das ganze Kirchspiel in Eintracht und Vertrau'n:
Die Kinder mit den Vätern, die Männer mit den Frau'n.

17. Anfechten konnt' ihn niemals ein Spuk bei Tag und Nacht,
Kein Thier der Offenbarung und keine Ketzerjagd,
Sein Element war Ruhe, sein Petum optimum,
Der Armstuhl und die Zeitung war ihm Elysium.

18. Sein Käthchen war ein Muster von einer braven Frau.
Kein Auge war im Dörfchen so heiter und so blau;
Kein Ehestand vergnügter, seit Adam Evchen nahm.
Er las in der Postille, sie wirkt' am Näherahm.

19. Und murmelt' er zu hitzig: „Nun, Männchen, nun genug!"
Sprach sie, und stopft' ein Pfeifchen, und füllt' ihm seinen Krug.
Dann wandt' er auf ihr Antlitz den Blick vom Bußsermon,
Und gab mit mildem Lächeln ihr einen Kuß zum Lohn.

---

[7] Niederdeutscher Name für Rauch- und Kautabak, eigentlich der einheimische Name des Rauchtabaks auf der Insel Tabago. — [8] Postille ist ein Predigtbuch über die Sonn- und Festtags-Evangelien, von post illa (verba), nach jenen Worten des Textes, d. i. nach Anleitung der Textesworte.

19. Dann regneten die Mäulchen[9] auf ihren rothen Mund,
Ein hübsches, festes Siegel für ihren Ehebund!
So rollten Jahr' auf Jahre, voll süßer Freud', herum.
Die beiden Gatten lebten beinah ein Sekulum,

20. Betraten endlich beide, steinalt und lebenssatt,
An einem Maienmorgen den düstern Todespfad.
Vor ihrem Tode giengen viel Ahndungen[10] vorher:
Ihr Sterbelichtchen hüpfte den Kirchenweg daher.[11]

21. Der Spuk[12] des Todtengräbers grub, was nachher geschah,
Um Mitternacht zwo Grüfte, wie Heinz der Küster sah.
Das Heimchen zirpte kläglich, das lange nicht gezirpt. —
Gelt, sagten alle Bauern, gelt, unser Pfarrer stirbt!

22. Sie starben beide richtig. Ihr grauer Leichenstein
Kann, wenn ihr es nicht glaubet, davon ein Zeuge sein.
Holunderbüsche ragen um ihre Gruft empor,
Und flüstern manchen Schauer der Dörferin in's Ohr.

---

20. So rollten Jahr' auf Jahre, voll süßer Freud', herum.
Die beiden Gatten lebten beinah' ein Säculum,
Und giengen endlich beide, steinalt und lebenssatt,
An einem Maienmorgen den stillen Todespfad.

21. Wohl manche düstre Ahnung gieng ihrem Tod voran:
Ihr Sterbelichtchen hüpfte den Kirchenweg hinan.
Der Spuk des Todtengräbers grub, was nachher geschah,
Um Mitternacht zwei Grüfte, wie Heinz, der Küster sah.

22. Das Heimchen zirpte kläglich, das lange nicht gezirpt. —
Gelt, sagten alle Bauern, gelt, unser Pfarrer stirbt!
Sie starben beid'. Es folgte die Dorfschaft ihrem Sarg.
Viel' sahn in's Grab und schluchzten, als sie die Erde barg.

23. Verlobte kommen Abends und denken sich ein Paar,
Wie weiland Vater Töffel und Mutter Käthe war;
Und im Hollunderschatten, auf ihrem Leichenstein,
Spielt gern des Dorfes Jugend, und lernet artig sein.

---

[9] Küsse. — [10] Hier nicht im Sinne von Vorempfindung, sondern von Vorzeichen. so wie man in manchen Gegenden wohl sagt: „es ahndet", d. h. es spukt, es geht um. Dergleichen Vorzeichen des Todes giebt es im Volksaberglauben eine Menge. — [11] Ein Licht also hüpfte von der Pfarrwohnung den Weg zum Kirchhof hin. — [12] Die gespenstische Gestalt.

Man nimmt in Hölty's Dichtungen zwei Richtungen wahr, eine humoristisch-muthwillige und eine sentimentale; die letztere war begründet in der Nachahmung Klopstocks und bei Hölty insbesondere ohne Zweifel in seiner früh geknickten körperlichen Kraft. Mit der humoristisch-muthwilligen Richtung tritt er unter seinen Genossen ganz eigenthümlich auf, und wenn gleich es ihm nicht beschieden war, auf dieser Bahn bleibende Erfolge zu erringen, so hat er doch damit einem

nachhaltigen Bedürfnisse der Zeit vorgearbeitet. An lebendiger Gestaltungskraft fehlte es ihm durchaus nicht, und zudem hat er, was seine Freunde alle nicht besitzen, einen lebendigen Schatz wirksamen Volksglaubens von Hause aus mitgebracht, den er zu verwenden sich nicht scheut. Möglich, daß Bürgers gerade in diesem Kreise zuerst bekannt gewordene, ungleich originellere Leistungen in der Ballade den bescheidenen Hölty vor dieser Art seines Schaffens zurückschreckte. Bei der Beurtheilung der vorliegenden Ballade nun darf nicht übersehen werden, daß sie nach der gewöhnlichen Ueberlieferung durch Voß ganz bedeutende Aenderungen erfahren hat. Wie sie hier vorliegt, war sie im Almanach der Deutschen Musen, 1773, abgedruckt. Zur Veranschaulichung, wie Voß mit manchen Dichtungen seines Freundes umgesprungen ist, haben wir unter dem ächten Texte den Text mitgetheilt, den Voß in seine zweite Bearbeitung aufnahm; in der ersten Bearbeitung Vossens fehlt die Ballade ganz.

Töffel und Käthe könnte übrigens eben so gut unter den Idyllen stehen; so wie auch die Elegie auf ein Landmädchen sich in die Idylle hinüberzieht, und der Landmann an seinen Sohn zwischen Romanze und Idylle schwankt. Da das Gespenstische nach der Theorie jener Zeit eine Hauptzuthat in der Ballade sein mußte, so ist auch in Töffel und Käthe ein besonderer Nachdruck auf den Teufels-, Gespenster- und Ahndungsglauben des Volkes gelegt. Darüber sind aber ganz andere Motive, die bei rein idyllischer Behandlung nahe gelegen hätten, unbenutzt geblieben, und der Gegenstand hat an seinem wahren Gehalte bedeutend verloren.

Das alte schöne Mährchen von Philemon und Baucis, welches Ovid in seinen Verwandlungen erzählt (VIII. 618—725), ist hier in ganz andere Umgebungen versetzt, ohne daß jedoch von einer eigentlichen Parodie die Rede sein könnte. Jenes phrygische Mährchen kehrt in mehrern deutschen mit veränderten Umständen wieder, namentlich in dem vom armen und reichen Manne.[1] Auch mehrere neuere Dichter haben sich des alten Stoffes bemächtigt, unter den Franzosen Lafontaine, unter den Engländern Dryden und Swift. Lafontaine's Bearbeitung hat wohl den Anstoß zu Hagedorns Erzählung Philemon und Baucis[2] gegeben; hier wird der Stoff nur benutzt, um witzige Reflexionen, gelegentliche Seitenhiebe, allenfalls auch einige Schlüpfrigkeiten anzubringen, und obgleich der Gang der Fabel beibehalten ist, ist doch der rührende Gehalt des Gegenstandes verflüchtigt, ja völlig vernichtet. Voß hat in seiner Idylle Philemon und Baucis (v. 1785) den Gegenstand rein behandelt mit gebührender Achtung vor dessen Natur, aber unbeholfen und breit. Hölty endlich

[1] In der Sammlung der Brüder Grimm Nr. 87. In den Werken Franz Gaudy's findet sich Bd. 16, S. 64, eine poetische Bearbeitung dieses Mährchens. — [2] Sie steht im ersten Buche der Fabeln und Erzählungen gegen das Ende.

in Töffel und Käthe erneuert den Stoff, verändert Personen und Fabel und macht eine neue Sage daraus. Hagedorns und Vossens Bearbeitungen sind längst verschollen, Hölty's Erzählung war lange Zeit ein Lieblingsgedicht der Deutschen und ist immer noch lebendig; und dies nicht unverdient; abgesehen von der beneidenswerthen Leichtigkeit des Vortrags, so mischen sich darin Ironie und wirkliche Empfindung, Naivität und bewußte Schalkheit, Phantasterei und Verstand auf eine solche Weise, daß wirklich etwas Neues entstanden ist. In vielen unsern noch lebenden Volksmährchen spielen Gott der Herr, der Heiland, der Apostel Petrus eine Rolle, die oft nicht recht zu dem biblischen oder dogmatischen Charakter sich schicken will. Der Sagenforscher weiß, daß hier nur alte heidnische Götter mit christlichen Namen vertauscht wurden, und daß die lebendige Volkspoesie sich wenig darum kümmerte, ob die neuen Namen sich zum Charakter der Fabel fügten. In ähnlicher Weise verwandelt Hölty den Jupiter und Merkur in zwei Mönche, Philemon und Baucis in Protestanten, unbekümmert darum, ob eine solche Vermengung auch nur im Gedanken möglich sei.

---

2. Das Feuer im Walde.

(1772.)

Zween Knaben liefen durch den Hain
Und lasen Eichenreiser auf,
Und thürmten sich ein Hirtenfeur.
Sie freuten sich der schönen Glut,
Die, wie ein helles Osterfeur, 5
Gen Himmel flog, und setzten sich
Auf einen alten Weidenstumpf.
Sie schwatzten dies und schwatzten das:
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann,[1] der im Dorfe spukt 10
Und mit der Feuerkette klirrt,
Weil er nach Ansehn sprach und Geld,
Wie's liebe Vieh die Bauern schund,
Und niemals in die Kirche kam.

---

[1] Wer Marksteine verrückt oder über des Nachbars Land pflügt, der muß, dem Volksglauben zufolge, nach seinem Tode als feuriger Mann (als Irrwisch) herumwandeln, bis er erlöst wird. Diese feurigen Mannen sollen dann feurige Marksteine vorstellen und brennen lichterloh, daß man durch die Lippen durchschauen kann. Auf Betende kommen sie näher heran; Fluchende treiben sie weiter. Hebel nennt sie fürige Manne, fürige Marcher. Vergl. Hebels alemannische Gedichte, erläutert von Ernst Götzinger, Aarau 1873. Geisterbesuch auf dem Feldberg.

Sie schwatzten dies und schwatzten das 15
Vom sel'gen Pfarrer Habermann,
Der noch den Nußbaum pflanzen thät,
Von dem sie manche schöne Nuß
Herabgeworfen, als sie noch
Zur Pfarre giengen,[2] manche Nuß! — 20
Sie segneten den guten Mann
In seiner kühlen Gruft dafür,
Und knackten jede schöne Nuß
Noch einmal in Gedanken auf.
Da rauscht' das dürre Laub empor, 25
Und sieh', ein alter Kriegesknecht
Wankt durch den Eichenwald daher,
Sagt: „Guten Abend!“ — wärmet sich
Und setzt sich auf den Weidenstumpf.
„Wer bist du, guter alter Mann?“ — 30
„Ich bin ein preußischer Soldat,
Der in der Schlacht bei Kunnersdorf[3]
Das Bein verlor, und leider Gotts!
Vor fremden Thüren betteln muß.
Da gieng es scharf, mein liebes Kind! 35
Da sauseten die Kugeln uns
Wie tausend Teufel um den Kopf!
Dort flog ein Arm und dort ein Bein!
Wir patschelten durch lauter Blut,[4]
Und Roß und Reiter lagen da, 40
Wie Kraut und Rüben.“ „Lieber Gott!“
Sprach Hans und sahe Töffeln an,
„Mein Seel, ich werde kein Soldat,
Und wandre lieber hinterm Pflug.
Da sing' ich mir die Arbeit leicht 45
Und spring' und tanze wie ein Hirsch,
Und lege, wenn der Abend kommt,
Mich hintern Ofen auf die Bank.

---

[2] In den Confirmanden-Unterricht. — [3] Den 22. August 1759. Hier erlitt Friedrich der Große eine schwere Niederlage durch die verbündeten Russen und Oesterreicher. Der Dichter Kleist wurde, als er an der Spitze seines Bataillons eine Batterie stürmte, verwundet, und starb zwei Tage nach der Schlacht zu Frankfurt an der Oder. — [4] Hier hat Voß folgende Verse eingefügt:

Im Pulverdampf! Steht, Kinder, steht!
Verlasset euren König nicht!
Rief Vater Kleist; da sank er hin.
Ich und zwei Bursche trugen flugs
Ihn zu dem Feldscheer aus der Schlacht.
Laut donnerte die Batterie!
Mit einmal flog mein linkes Bein
Mir unterm Leibe weg!“ — — „O Gott!“

Doch kommt der Schelmfranzos zurück,[5]
Der uns die besten Hühner stahl 50
Und unser Heu und Korn dazu:
Dann nehm' ich einen rothen Rock[6]
Und auf den Buckel mein Gewehr.
Dann komm nur her, du Schelmfranzos!" —
Das Feuer sank, und wölkte kaum 55
Noch Dampf empor; sie giengen fort.[7]

---

[5] Die Hannöverschen Lande fielen während des siebenjährigen Krieges mehrere Male in die Gewalt der Franzosen, welche ungeheure Brandschatzungen und Lieferungen ausschrieben und Generalpächter hinsandten, von denen die Provinzen methodisch ausgeplündert wurden, bis das Landvolk, zur Verzweiflung gebracht, sich endlich gegen seine Quäler erhob. — [6] Die Hannöversche Armee trug früher rothe Uniform. — [7] Den Schluß hat Voß folgendermaßen geändert:

Dann komm nur her, du Schelmfranzos!" —
„Hans," sagte Töffel, „lang' einmal
Die Kiepe her, die hinter dir
Im Riedgras steht, und gieb dem Mann
Von unserm Käs' und Butterbrod!
Ich samml' indessen dürres Holz;
Denn sieh, das Feuer sinket schon!" — —

Wiewohl das Landschaftliche und Idyllische ein durchgehender Zug in Hölty's Dichtungen ist, so hat ihn die eigentliche Idylle doch wenig beschäftigt. Gerade diese Gattung aber war bei den Mitgliedern des Göttinger Bundes eine stehende, und fast alle haben sich darin versucht. Unter den drei Idyllen, welche sich in der Sammlung von Hölty's Gedichten befinden, ist das Feuer im Walde die gelungenste; sie erscheint aber mehr als Entwurf und Umriß, denn als ausgeführtes und abgeschlossenes Werk. Wie die Göttinger überhaupt sich Geßnern gegenüber stellten, so soll wohl auch Hölty's Feuer im Walde ein Gegenstück sein zu Geßners bekannter Idylle: das hölzerne Bein, und eine Vergleichung beider Stücke wird bald herausstellen, welche Vorzüge eins vor dem andern hat.

---

3. Der Tod.

(1772.)

1. Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wann die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

2. Dann beschatte mich, o Ruh, mit linden,
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!

3. Du mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh
Mir mit deiner Palme zu!

4. Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon so lange glücklich war;[1]

5. Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süße Lieder
In die Lauten singen, jung und schön
Zwischen Engeln um mich stehn!

6. Wohnt' ich doch, von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt, in eurem Freudenhimmel,
Theure Seelen! Kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron!

---

[1] Hölty's Mutter war 1757 gestorben.

---

4. An Miller.

(14. Februar 1773.)

Miller, denk' ich des Tags, welcher uns scheiden wird,
Faßt der Donnergedanke mich:
Dann bewölkt sich mein Blick, starret zur Erd' hinab,
Schaut nur Bilder der Traurigkeit.
Mit umdüsterter Stirn wandelt die Stunde her, 5
Die mich fernet von meinem Freund,
Flügelt plötzlich den Schritt, zücket den Dolch nach mir,
Und er träufelt von Seelenblut.[1]
Eh' das sinkende Laub sterbend dem Baume entweht,
Kommt der traurige Scheidetag. 10
Stürmt die Freunde hinweg, stürzet den Seelendolch
In mein blutendes Herz hinab.

---

[1] Die Klopstockſche Schule zeigt sich in der Vorliebe zur Personifikation: der Stunde wird hier menschliche Gestalt und menschliche Waffe gegeben.

Wann das schattende Laub wieder den Baum umrauscht,[2]
Irr' ich traurig von Strauch zu Strauch.
Blumen schließen sich zu, nahet dein Hölty sich, 15
Und die rieselnde Quelle weint;
Und vom Nachtigallbusch tönet mir Seufzerlaut.[3]
Ach, die Seelen der Abende,
Die uns Freunden entflohn, werden oft vor mir stehn,
Schön und lächelnd wie Seraphim, 20
Und die Bilder der Ruh', welche die Frühlingsnacht
Auf uns Glückliche niedergoß!
Deines Herzengesprächs werd' ich und Freundesblicks
Dann begehren; und ach, umsonst!
Deines Tugendgesangs, welcher mich himmelan 25
Oft geflügelt; und ach, umsonst!
In den Lauben des Mai's, funkelt der Abendstern
Durch die Blüten, der oft belauscht
Unsrer Herzen Erguß; werd' ich dich spähn, den Arm
Nach dir strecken; und ach, umsonst! 30
Nicht der flammende Wunsch, nicht der bethränte Blick
Bringt dich wieder in meinen Arm;
Und mein Klagegesang ruft der Vergangenheit,
Bis mich hüllet die Rasengruft.
Und die hüllet mich bald! Lispelt das Rebengrün, 35
Wo du horchest der Nachtigall,
Zittert eine Gestalt, Kummer im Angesicht,
Leises Fluges, vor dir vorbei,
Winkt und lächelt dir zu: Miller, es ist dein Freund!
Durch die Blumen des Gartenbeets 40
Weht der Schatten dahin, senket den Blick auf dich,
Und du schauerst vom Rasen auf,
Und ein Ahndungsgefühl klopfet durch deine Brust.
Traurig brichst du die Blume dir,
Die das Schimmergewand deines Phantoms umfloß, 45
Wo die liebende Zähre rinnt,
Die des fliehenden Geists trüberem Aug' entfiel,
Als sein Engel ihm Flucht gebot.

---

[2] Gegenbild zu Z. 9. Noch vor dem Herbste sollte Miller fort von Göttingen, und der Frühling sah sie nicht mehr zusammen vereint. — [3] Man kann hier den Unterschied zwischen der Vermenschlichung und Personifikation sich veranschaulichen. Oben fand letztere statt, hier diese: die Natur nimmt Theil an seiner Trauer. Was in ihm vorgeht, stellt er dar in äußerlichen Erscheinungen.

Die hier mitgetheilte Fassung stammt aus dem Göttinger Musenalmanach 1775; die Voß'schen Ausgaben zeigen zahlreiche und starke Abänderungen. Halm theilt (zu Nr. 39) eine im noch erhaltenen

Bundesbuche des Hainbundes stehende ältere, durchaus abweichende Recension des Gedichtes mit.

Auch hier wieder Vorgefühl des Todes. Joh. Martin Miller, ein Geistesverwandter Hölty's, war geb. den 3. Dez. 1750 zu Ulm und starb als Prediger daselbst den 21. Juni 1814. Er ist bekannt als Verfasser des zu seiner Zeit sehr bekannten und beliebten, und dann oft bis zur Ungebühr verspotteten Romans: der zärtliche Siegwart. Unbestrittenen Werth haben viele seiner Gedichte, von denen mehrere Volkslieder geworden sind, z. B. Was frag' ich viel nach Geld und Gut? — Auf, ihr meine deutschen Brüder! — Traurig sehen wir uns an. — Das ganze Dorf versammelt sich u. a. m. Miller scheint übrigens nur durch den Umgang mit seinen Freunden in Göttingen zum Dichten angetrieben worden zu sein, denn in Ulm schwieg seine Leier fast ganz.

Hölty's schöne Elegie erinnert an Klopstocks beide Elegien: an Ebert und an Giseke, und es scheint mir selbst Klopstocks Sprache nachgeahmt zu sein, was auch kaum anders möglich war, da sich die Göttinger Freunde ganz nach Klopstocks Muster bildeten. Die „Seelen der Abende", das wiederholte „und ach, umsonst!" (Epipher), „die einherwandelnde Stunde mit dem Dolche" u. a. sind ganz Klopstockisch.

Das Versmaß hat das Schema:

—◡ | —◡◡ | — || —◡◡ | —◡ | —
—◡ | —◡◡ | —◡ | —

---

5. Elegie auf ein Landmädchen.

(Im Mai 1774.)

1. Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute;
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so [1] der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

2. Ihre Lieben, voll des Misgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden nassen Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.

---

[1] Form der Klopstock'schen Schule.

Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes, frommes Mädchen bist!
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist!

3. Wie ein Engel, stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür;
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier;
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach;
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

4. Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph, Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

5. Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edeln in den Buchenhain;
Angeblinkt von Maienhimmelbläue,
Flogen sie den deutschen Ringelreih'n.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe;
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth.

6. Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

7. Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an;
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt, mit seinem Liederbuche,
Nasses Auges, an das offne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

8. Schlummre sanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

„Unter einem blühenden Birnbaum gedichtet", berichtet Voß zu dieser Elegie, die den Ruf des Dichters vorzugsweise begründete. Hölty hatte schon im Jahr 1771 zwei Elegien ähnlichen Inhalts, „Elegie auf einem Dorfkirchhof" und „Elegie auf einem Stadtkirchhof" gedichtet, zu welchen ihm eine Elegie des englischen Dichters Thomas Gray, 1716—1771 die Anregung gab; Grays „Elegie auf einem Kirchhofe", 1749 vollendet, erwarb dem Dichter den Namen des brittischen Pindar; Gotter hatte sie 1771 übersetzt, eine andere Uebersetzung steht in Kosegartens Dichtungen. Wir theilen hier den letzten Drittheil der englischen Elegie nach Kosegarten mit:

Und du, der hier in schlichtem Liede preist,
Was sonst zu preisen nie das Lied gewagt,
Vielleicht wenn einst ein dir verwandter Geist,
Hieher verirrend, sehnend nach dir fragt,

Daß dann der grauen Hüttner einer spricht:
„Wir sehn ihn öfter in der Dämmrung Graun
Den Berg erklimmen, der das Echo bricht,
Und stieren Augs der Sonn' entgegenschaun.

Dort unterm Buchbaum, an des Bächleins Rand,
Wo Schatten winkt und grüne kühle Ruh,
Warf er sich hin in schwülem Mittagsbrand,
Und sah des Bächleins Rieseln sinnig zu.

Oft irrt' er murmelnd längs des Haines Saum,
Bleich wie die Liebe, wie der Gram gebückt.
Jetzt fuhr er auf, wie aus dem tiefsten Traum,
Jetzt starrt' er hin, als wär' sein Geist entzückt.

Ein's Morgens mißt' ich auf dem Hügel ihn,
Ihn auf der Haid', ihn unterm Buchendach.
Der zweite Morgen dämmert; er erschien
Nicht auf dem Berg, im Busch nicht, nicht am Bach.

Am dritten trugen sie mit Sang und Klang
Den Kreuzgang ihn daher durchs hohe Korn.
Du kannst ja lesen . . . lies dann den Gesang
Auf jenem Stein mir unterm Hagedorn."

Die Grabschrift.

Dem Glücke nicht, und nicht dem Ruhm bekannt,
Schläft hier ein Jüngling in dem stillen Staub,
Sein Herz hat für die Weisheit früh gebrannt,
Doch frühe ward sein Geist der Schwermuth Raub.

Fromm war sein Sinn, und harmlos sein Gemüth,
Und süß das Loos, das ihm der Himmel gab.
Er gab dem Himmel, was er hatt', ein Lied!
Ihm gab der Himmel, was er wünscht', ein Grab!

Nicht ferner decke du sein Gutes auf,
Nicht seine Schwächen, nicht sein trübes Loos.
Bang harrend ruht er nach durchmess'nem Lauf
In seines Gottes, seines Vaters Schooß!

Es ist begreiflich, daß Hölty sich durch dieses tiefempfundene Gedicht, das ihn selbst vor Augen gehabt zu haben schien, anregen ließ; man findet Anklänge an die Gray'sche Elegie bei Hölty in ziemlicher Anzahl.

---

6. Elegie bei dem Grabe meines Vaters.

(1775.)

1. Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz, und riefen;
Und du giengst in Gottes Ruh!

2. Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht;
Schwebst, im Wink[1], durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht!

3. Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;[2]
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

4. Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Engelblick auf mich;
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

---

[1] Im Nu. — [2] Die Geheimnisse der Weltordnung werden dir klar.

5. Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett' herab!

6. Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

7. Daß ich mit dir durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du;
Und auf Einem Sterne mit dir lebe,
Und in Gottes Schoße ruh!

8. Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur um sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein.

Von 1775, in welchem Jahre sein Vater starb. Die Elegie drückt tiefe Empfindung und eigne Sehnsucht nach dem Tode aus, doch scheint sie mir etwas zu geschmückt und bilderreich. In seiner Einfachheit höher steht doch das Gedicht von Claudius: Am Grabe meines Vaters (Friede sei um diesen Grabstein her!).

---

7. Der alte Landmann an seinen Sohn.

(1775.)

1. Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durchs Pilgerleben gehn;
Dann kannst du, sonder Furcht und Graun,
Dem Tod ins Auge sehn.

2. Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu;
Der Teufel treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh.

3. Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht,
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu;
Er findet, nach des Lebens Raum,
Im Grabe keine Ruh.

4. Dann muß er in der Geisterstund
Aus seinem Grabe gehn,
Und oft als schwarzer Kettenhund
Vor seiner Hausthür stehn.
Die Spinnerinnen, die, das Rad
Im Arm, nach Hause gehn,
Erzittern wie ein Espenblatt,
Wenn sie ihn liegen sehn.

5. Und jede Spinnestube spricht
Von diesem Abenteur,
Und wünscht den todten Bösewicht
Ins tiefste Höllenfeur.
Der alte Kunz war, bis ans Grab,
Ein rechter Höllenbrand:
Er pflügte seinem Nachbar ab,[1]
Und stahl ihm vieles Land.

6. Nun pflügt er, als ein Feuermann,
Auf seines Nachbars Flur,
Und mißt das Feld, hinab hinan,
Mit einer glühnden Schnur.
Er brennet, wie ein Schober Stroh,
Dem glühnden Pfluge nach,
Und pflügt, und brennet lichterloh
Bis an den hellen Tag.

7. Der Amtmann, der im Weine floß,
Der Bauern schlug halbkrumm,
Trabt nun, auf einem glühnden Roß,
In jenem Wald herum.[2]
Der Pfarrer, der aufs Tanzen schalt,
Und Filz und Wuchrer war,
Steht nun als schwarze Spukgestalt
Am nächtlichen Altar.[3]

---

[1] Vgl. Note 1 zum Feuer im Walde. — [2] Unter Amtmann ist hier der Gerichtshalter eines adeligen Dorfes (Rittergutes) zu verstehen, der gewöhnlich zugleich den Rentbeamten vorstellt. — [3] Aus dieser Strophe hat

8. Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit,
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

Voß, ohne das ächt Sagenhafte des Hölty'schen Gedichtes herauszufühlen, folgende drei Strophen gemacht, die in ihrem polternden Tone wohl Vossens, aber nicht Hölty's würdig sind:

Der Amtmann, der die Bauern schund,
Und hurt', und Hirsche schoß,
Trabt Nachts mit einem schwarzen Hund
Im Wald auf glühndem Roß.
Oft geht er auch am Knotenstock
Als rauher Brummbär um,
Und meckert oft als Ziegenbock
Im ganzen Dorf herum.

Der Pfarrer, der aufs Tanzen schalt,
Und Filz und Wuchrer war,
Steht Nachts als schwarze Spukgestalt
Um zwölf Uhr am Altar;
Paukt dann mit dumpfigem Geschrei
Die Kanzel, daß es gellt,
Und zählet in der Sakristei
Sein Beicht- und Opfergeld.

Der Junker, der bei Spiel und Ball
Der Wittwen Habe fraß,
Kutschiert, umbraust von Seufzerhall,
Zum Fest des Satanas;
Im blauen Schwefelflammenrock
Fährt er zur Burg hinauf,
Ein Teufel auf dem Kutscherbock,
Zween Teufel hintenauf.

Diese Romanze ist mit Recht ein Lieblingsgedicht des Volks geworden. Irre ich nicht, so steht sie in Zusammenhang mit Stolbergs Romanze: Der schwäbische Ritter an seinen Sohn, die ebenfalls aus Stolbergs frühester Zeit ist, aus der Zeit, wo beide Dichter noch zusammenlebten. Entweder hat es eine Aufgabe gegolten, oder Stolbergs Romanze hat die von Hölty veranlaßt. Beide Gedichte sind charakteristisch in Bezug auf die Dichter. Es galt Lehren eines alten Vaters an seinen Sohn. Der Graf Stolberg, immer voll von seinen Ahnen, immer im Mittelalter lebend, läßt den Ritter sprechen; der einfache Hölty, voll Liebe zum Landleben, wählt auch den Landmann. So ist denn auch in allen Balladen Stolbergs ritterliche Ehre das Hauptmotiv; in Hölty's

Balladen hingegen spielt Hexerei, Geister- und Gespensterwesen eine Rolle, auch dieses der Neigung des Landmanns gemäß, welcher den Glauben an Naturgeister so wenig entbehren kann, als der Graf den Glauben an das Alterthum seines Geschlechts.

---

8. Vermächtniß.

(1775.)

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern!

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Die zwei Strophen stehen (ohne Aufschrift) auf der Rückseite eines Ausleihescheins der Göttinger Bibliothek: „Polybius ex recens. Casauboni 1609, den 9. Nov. 1774“, unterzeichnet „Hölty, bei dem Schuster Mühlert auf der Nicolaistraße“, und contrasigniert von Abr. Kästner. Voß veröffentlichte die zwei Strophen mit dem Titel „Auftrag“ und mit dem Zusatz folgender dritten Strophe:

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's, und sahn, wie die Kränze bebten.

Nach Halm in Hölty's Gedichten, Seite 109.

---

9. Das Landleben.

Flumina amem silvasque inglorius.

Virg.

(1776.)

1. Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm!

2. Jeder dämmernde Hain ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet!

3. Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn;[1]
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

4. Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Der allherrlichen Sonne,[2]
Dich im Wurm und im Knospenzweig;[3]

5. Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüte,
Trinkt die Milde der Abendluft.

6. Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

7. Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den Korb,
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.

8. Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, setzet sich auf ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Und den wehenden Todtenkranz;

9. Und das steinerne Mahl unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt;
Wo ein Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht.[4]

---

[1] Lyrische Sprache der Klopstockischen Schule. Schlummer herabtönen = durch ihre Töne in Schlummer singen. — [2] Hier unterscheidet sich Hölty zu seinem großen Vortheil von Klopstock. Dieser würde Z. 3 weglassen und zu errathen geben, wer denn die Verkünderin sei. Für den Dichter ist der Unterschied zwischen bloßem Namen und zwischen Apposition von großer Bedeutung. Jener giebt die Sache, diese den Standpunkt, von welchem aus sie jetzt zu nehmen ist, ihren jetzt hervortretenden Charakter. Da es nun dem Dichter als Sänger nicht nur um Aufstellung von Sachen zu thun ist, sondern auch um Erregung von Stimmungen: so sind ihm Appositionen oft unentbehrlich, und er fängt gern (wie hier Hölty) gleich mit der Apposition an und fügt den Namen der Deutlichkeit wegen hinzu. Letzteres nun unterläßt Klopstock. — [3] Gegensatz zu Flur und Sonne: im Größten und im Kleinsten. — [4] Strophe 9 hat schon Voß aus einer ältern Handschrift eingefügt.

10. Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

Aus dem Musenalmanach von Voß, 1777. Mit Horazens berühmter Ode: Beatus ille, qui procul etc. hat Hölty's Elegie nichts als den Gegenstand gemein. Eine Elegie ist das Gedicht dem Gehalte nach, wiewohl in der Form der Ode. Mit dem Seelenvollen des Inhalts vereinigt sich Wahrheit des Ausdrucks und höchste Sauberkeit des Styls. Die Sprache giebt nicht bloß treu und klar das Gedachte, Erlebte wieder, sondern stellt zugleich den Genius des Deutschen und den des Dichters dar, ist correct, natürlich, treffend, angemessen. Hierzu kömmt die Fülle des metrischen Wohllauts; nicht bloß ist der Vers- und Strophenbau an sich höchst fließend und rund, sondern es verschmilzt auch der Zauber des Klanges mit dem Takte des Rhythmus. Die Alliteration hat das Eigne, daß sie sich mit jeder strophischen Gestaltung leicht verschmilzt; mit der Reimstrophe, mit der rhythmischen, mit der bloß logischen, und diese Alliteration wirkt als Silben- und Wortreim hier äußerst anmuthig auf das Ohr, ohne daß wir uns dessen deutlich bewußt werden. Denn als Alliteration wirkt das wiederholte jeder in Str. 1 und 2; das wiederholte Nachtigall in Str. 3, und so finden wir denn auch in Str. 4, 5, 6, 7 und 9 mannigfaltige Wiederholungen des Anfangs.

---

10. Lebenspflichten.

(1776.)

1. Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kleine Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

2. Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe.

3. Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh die Abendwolke thaut,
Ruht sie auf der Bahre.

4. Ungewisser, kurzer Daur
Ist dies Erdeleben;
Und zur Freude, nicht zu Traur,
Uns von Gott gegeben.

5. Gebet Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei frohem Becherklang
Unter grünen Linden!

6. Lasset keine Nachtigall
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauschet summen.

7. Fühlt, so lang' es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kommt, sie euch zu rauben.

8. Unser schlummerndes Gebein,
In die Gruft gesäet,
Fühlet nicht den Rosenhain,
Der das Grab umwehet;

9. Fühlet nicht den Wonneklang
Angestoßner Becher,
Nicht den frohen Rundgesang
Weingelehrter Zecher.

Von 1776, dem Todesjahre des Dichters; in Todesahndung gedichtet. Hölty scheute den Tod nicht, sondern sah ihm ruhig und freundlich entgegen; aber er hatte auch das Leben und seine Freude lieb, und wollte noch in Fröhlichkeit das kurze Leben genießen. Aufmunterungen zum Lebensgenusse (anakreontische Lieder) waren in jener Zeit an der Todesordnung, und das gesellige Lied trug überhaupt ganz den Charakter derjenigen Gesänge, welche die Alten Skolien nannten. Hoffmann v. F. erwähnt in seinen volksthümlichen Liedern, daß unter den 80 Liedern zum Gebrauch der vier vereinigten Logen in Hamburg aus jener Zeit sich allein 36 sogenannte Aufmunterungen finden, nämlich 5 zur Tugend überhaupt, 1 zur Eintracht, 9 zur Freude, 1 zur Freiheit, 7 zur Ruhe im Leiden, 4 zur Weisheit und 3 zur Zufriedenheit. Mehrere solcher Zurufe haben sich, zum Theil kraft ihrer Melodieen, bis heute lebendig erhalten; namentlich:

1789. Zu des Lebens Freuden schuf uns die Natur. (Köpken.)
1793. Freut euch des Lebens! (Martin Usteri.)
1781. Hier sitz ich auf Rasen, mit Veilchen bekränzt. (Klamer Schmidt.)
1788. Genießt den Reiz des Lebens! (Jünger.)

1785. Freude, schöner Götterfunken! (Schiller.)
1787. Flüchtiger als Wind und Welle. (Herder.)
1797. Weg mit den Grillen und Sorgen. (Bornhardt.)

---

11. Aufmunterung zur Freude.

(1776.)

1. Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn' in düstre Falten ziehn?

2. Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

3. Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien!

4. Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund!

5. Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling süße Fühlung zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrißne Seelen Ruh!

6. O, wunderschön ist Gottes Erde;
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Hölty's letztes Lied. Es hat etwas unbeschreiblich rührendes. Ein Jüngling, voll Lust zum Leben, voll Liebe zur Natur und zu den Menschen — vor sich das Grab. Aber keine Klage, kein Jammer geht über seine Lippen, nur der Wunsch, sich der schönen Erde recht zu erfreu'n.

III.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Geboren den 7. November 1750 zu Bramstedt in Holstein, gestorben den 5. Dezember 1819 bei Osnabrück.

Schon Stolbergs Zeitgenossen haben sich darüber verwundert, wie es möglich sei, daß ein Graf sich der deutschen Dichtung widme. Der Vater stand als Amtmann und Statthalter des Amtes Segeberg, dessen Amthaus im Flecken Bramstedt lag, im Dienste des Königs von Dänemark und war der erste Gutsherr des nördlichen Deutschlands, der freiwillig auf seinem erkauften Gute in Holstein die Leibeigenschaft aufhob. In seiner Familie lebte ein von Spener her vererbter Pietismus, der ihn wie viele andere deutsche adelige Familien in das dem Pietismus ergebene Dänemark gezogen hatte; eine zum Theil cynische Lebensart seiner Gemahlin kontrastierte sonderbar genug mit dem erweckten christlichen Leben. Von den beiden Söhnen war Christian am 5. Oktober 1748 zu Hamburg, Friedrich Leopold am 7. November 1750 zu Bramstedt geboren. Im Jahr 1756 wurde der Vater durch Vermittlung desselben Grafen Bernstorff, dem Klopstock seine Berufung nach Kopenhagen verdankte, als Oberhofmeister der verwittweten Königin nach Kopenhagen berufen. Hier stand er mit seiner Familie in engstem Verkehr mit Bernstorff, Klopstock und Andreas Cramer, und es ist durchaus der Klopstockische Ideenkreis, in dem die jungen Stolberge aufwachsen: ernste, glaubenseifrige Religiosität, Begeisterung für alles Schöne und Große, soweit es innerhalb des Glaubens Platz findet, Begeisterung vornehmlich für die deutsche Sprache, das deutsche Vaterland, Begeisterung für Klopstock selbst. Welches Alles eine zwangscheue Natürlichkeit und wilde Genialität nicht ausschloß; besonders dem jungen Friedrich wurde ein „unbändiges, unchristliches, ja heidnisches Naturell“ zugesprochen. Klopstocks Einfluß wurde noch größer, als 1765 der Vater starb und die Erziehung der Söhne gänzlich der Mutter und ihren Berathern anheimfiel. Es wird erzählt, Klopstock habe seine Hermannsschlacht, noch ehe sie gedruckt war, den beiden Jünglingen vorgelesen. Bei einer ausgezeichneten Stelle fängt Friedrich Leopold an zu weinen und drückt schweigend und voll freudigen Grimms dem Barden die Hand. „Jüngling!“ antwortete der Dichter, der in der

Hitze des Vorlesens war, „dies Lob reizt mich mehr als Deutschlands Lob“, und weinte auch. Nachdem beide Brüder vom Sommer 1770 an in Halle die Rechte studiert hatten, bezogen sie im Herbst 1772 die Universität Göttingen und wurden bald Mitglieder des schon bestehenden Göttinger Dichterbundes. Einige Wochen nach der Bekanntschaft mit ihnen schreibt Voß: „Die Grafen Stolberg, ach! welche Leute sind das! Es ist an sich ungewöhnlich, Leute von mittelmäßigem Geschmack nur unter den französierenden Großen und Landsassen zu finden; aber Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst, und — ohne den kleinen Stolz — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich! Und den hab' ich gemacht!“ Nach einjährigem Aufenthalte kehrten die Brüder nach Kopenhagen zurück. Mehrere Jahre hindurch blieben sie in lebhaftem Verkehr mit ihren Göttinger Genossen, suchten auch Göthe's Freundschaft, doch erblaßten nach und nach die Ideale der Jugend, und die Verhältnisse ihres Standes und Berufes, die religiösen und politischen Anschauungen, denen sie dienten, ließ sie jenen untreu werden. Beide traten in die Dienste des Königs von Dänemark; Christian starb am 18. Januar 1821 auf seinem Gute Windebye im Schleswigischen. Friedrich Leopold wurde dermaßen das geistige Opfer der religiösen und politischen Reaktion, daß er zur katholischen Kirche übertrat. Er starb am 5. Dezember 1819 auf dem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Hier haben wir es in der Folge mit ihm allein zu thun.

Friedrich Leopold von Stolberg hat sich als lyrischer und dramatischer Dichter, als Satyriker, als Idyllendichter vielfältig versucht, sogar ein Epos verfertigt, das jedoch nie vollständig gedruckt worden ist. Er hat aber nur als lyrischer Dichter Bedeutung. Lieder in den einfachsten Maßen und von schlichter Fassung stehen bei ihm neben Oden voll Schwung und Feuer und voll musikalischen Gehaltes. Der Dichter gemahnt uns aber, als stritten sich zwei Seelen in ihm; denn zwischen Erzeugnissen voll Gesundheit, Milde und Kraft drängen sich andre, in denen eine krankhafte überreizte Stimmung sich geltend macht und die größte Unnatur, Oden voll kalter Flamme, die aber ungeheuer prasselt, voll Sturm und Drang, aber ohne alle feste Gestalt. Vorzüglich misrathen müssen die meisten seiner Balladen erscheinen. Die Gegenstände sind alle sehr glücklich gewählt; aber die Ausführung ist gewöhnlich ganz unglücklich, da eben nicht der Gegenstand sich in der Darstellung abspiegelt, sondern immer nur der Dichter, der desto mehr stürmt, je weniger er den Gegenstand bewältigen kann.

Unleugbar hatte Stolberg großes poetisches Talent und war nächst Hölty wohl das bedeutendste Glied des ganzen Kreises. Allein wie Bürger seine Gabe für Volksmäßiges und Kräftiges oft vergeudete und so zum Gemeinen hinabsank: eben so wandte Stolberg

seine Begabung für das Edle, Hohe und Erhabne übel an und schraubte sich oft zum Aufgedunsenen, Vornehmen und Gespreizten hinauf. Schadete Bürgern sein äußeres Elend: so stand Stolberg im Nachtheil durch seinen vornehmen Stand. Dazu kamen ganz falsche Ansichten von Poesie, die sich deutlich genug in der ersten hier mitgetheilten Ode aussprechen. Bürger setzte ganz richtig das Wesen der Dichtung in Gestaltung; Stolberg hielt diese für ein unerläßliches Uebel und setzte die Poesie in die Gesinnung. Daher fragte er auch nie, in welchen Kreis sein Talent gehöre, sondern nur, wohin die Gesinnung ihn weise, uud die Verspottung der Poesie als Kunst hat sich daher schwer an ihm gerächt; denn da er in Kreisen und Formen sich gern bewegte, wo sein Talent ihn durchaus verließ und seine bildende Kraft nicht mit Sicherheit schaffen konnte, so suchte er diesen Mangel durch Sturm und Drang zu ersetzen und durch ein Haschen nach Wirkung (Effekt), so daß er als einer der Hauptvertreter der sogenannten Sturm- und Drangperiode angesehen werden muß.

---

1. Der Genius.

(1773.)

1. Den schwachen Flügel reizet der Aether nicht![1]
Im Felsenneste fühlt sich der Adler schon
Voll seiner Urkraft, hebt den Fittig,
Senkt sich und hebt sich und trinkt die Sonne!

2. Du gabst, Natur, ihm Flug und den Sonnendurst!
Mir gabst du Feuer, Durst nach Unsterblichkeit,
Dies Toben in der Brust, dies Staunen,
Welches durch jegliche Nerve zittert:

3. Wenn schon die Seelen werdender Lieder mir
Das Haupt umschweben,[2] eh' das nachahmende
Gewand der Sprache sie umfließet,[3]
Ohne den geistigen Flug zu hemmen![4]

---

[1] Das gemeine Geflügel strebt gar nicht zur Sonne empor, dagegen — [2] Das Bild ist von Klopstock entlehnt. Er staunt also schon, wenn der Gehalt, der erst zum Liede werden soll, in ihm aufdämmert. — [3] Es war ein Glaubenssatz Stolbergs, der seiner Poesie sehr schadete, daß er das poetische Sinnen und das eigentliche Darstellen auf eine falsche Weise trennte, und nicht das letztere für Dichtung ansah, sondern das erstere. Der zweideutige Ausdruck „dichten“ hat ihn offenbar dazu verführt. — [4] Die Sprache also hemmt den geistigen Flug; das Gedicht hat mehr Gehalt, wenn es noch gar nicht zur Erscheinung gekommen ist, als später, wo es durch Worte zur Erscheinung kömmt. Dies ist in soweit richtig, als die Idee höher steht denn die Verwirklichung derselben; ganz falsch jedoch

4. Du gabst mir Schwingen hoher Begeisterung,
Gefühl des Wahren, Liebe des Schönen, du!
Du lehrst mich neue Höhen finden,
Welche das Auge der Kunst nicht spähet!

5. Von dir geleitet, wird mir die Sternenbahn
Nicht hoch, und tief sein nicht der Oceanus!
Die Mitternacht nicht dunkel, blendend
Nicht des vertrauten Olymps Umstrahlung!

---

schon insofern, als eine Idee eben noch kein Gedicht ist; das poetische Genie besteht aber ja besonders darin, daß es die Hemmnisse, welche der Stoff darbietet, überwindet und seine Ideen verwirklicht; und was den lyrischen Dichter betrifft, so wird er eigentlich gleich in Worten denken und nicht dem Gedanken erst später das Gewand der Sprache umwerfen.

Eines der frühesten Gedichte Stolbergs; ganz im Geschmack der stürmischen Göttinger Zeit und ein merkwürdiger Beleg zu den damaligen Ueberzeugungen von Kunst und Poesie. Man hatte früher die jungen Dichter immer auf Muster hingewiesen; das neue Geschlecht sah, daß sich mit dieser Nachbeterei nicht viel machen lasse, und auf Klopstocks Vorgang fußend, verließ man die alten Muster und berief sich auf Natur und Genie. Kunst, Natur und Genie aber faßte man falsch auf; denn unter Kunst verstand man bloß Kunstübung oder auch die Wissenschaft von derselben, unter Natur das, was man besser Naturell nennt, und unter Genie den Drang etwas hervorzubringen, während Genie nicht im Drange, sondern in der Kraft besteht.

---

2. Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

Aus dem zwölften Jahrhundert.

(1774.)

1. Sohn, da hast du meinen Speer!
Meinem Arm wird er zu schwer.
Nimm den Schild und dies Geschoß;
Tummle du forthin mein Roß!

2. Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm schon fünfzig Jahr;
Jedes Jahr[1] hat eine Schlacht
Schwert und Streitaxt stumpf gemacht.

---

[1] „Jedes Jahr“ ist der Akkusativ der Zeit. Der Satz wird dadurch etwas undeutlich. In jedem Jahre, will er sagen, hat eine Schlacht die Waffen gestumpft; also fünfzig Schlachten hat er mitgekämpft, und eben so lange ist er Ritter.

3. Herzog Rudolf hat dies Schwert,
Axt und Kolbe mir verehrt;
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verschmähte Heinrichs Sold.[2]

4. Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten. Rudolfs Muth
That mit seiner linken Hand
Noch dem Franken Widerstand.

5. Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiser Konrad rüstet sich.[3]
Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms!

6. Zücke nie umsonst dies Schwert
Für der Väter freien Herd!
Sei behutsam auf der Wacht!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

7. Immer sei zum Kampf bereit;
Suche stets den wärmsten Streit!
Schone des, der wehrlos fleht!
Haue den, der widersteht!

8. Wenn dein Hause wankend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht,[4]
Trotze dann, ein fester Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

---

[2] Im J. 1077 wurde Herzog Rudolf von Schwaben von mehreren Reichsfürsten als Gegenkaiser Heinrichs IV., seines Schwagers, erwählt und den 26. März zu Mainz gekrönt. Den 7. Aug. 1078 schlug aber Heinrich Rudolfen bei Mellerstadt in Franken, und 1080 den 15. Okt. wurde ihm in der Schlacht bei Merseburg die rechte Hand abgehauen, und er starb bald darauf. In des Kaisers — des Franken — Heere waren viele Schwaben; ja Herzog Friedrich von Stauffen entschied eigentlich die Schlacht. Wenn der Dichter sagt: „Für die Freiheit floß das Blut ꝛc.“ so ist dies historisch nicht richtig. Allerdings wollte Heinrich IV. die Gerechtsame vieler Reichsstände, besonders der sächsischen, unterdrücken; aber Rudolf erhob sich doch nur aus Ehrgeiz gegen ihn und war überhaupt eine Creatur des Papstes Gregors VII. — [3] Kaiser Konrad III., früher Herzog von Schwaben, wurde 1138, also gerade 60 Jahre nach Rudolfs Tode, erwählt, und der Dichter hat sich also um 10 Jahre geirrt. Konrad war der Enkel Heinrichs IV., also zugleich mit dem fränkischen und dem schwäbischen Hause verwandt, und man glaubte, dadurch die Eifersucht zwischen Franken und Schwaben zu tilgen. Sogleich aber trat ein andrer Nebenbuhler auf, Herzog Heinrich von Baiern und Sachsen, Eidam des vorhergehenden Kaisers Lothar. Gegen diesen rüstete sich nun Konrad III. (S. die Weiber von Weinsberg.) — [4] Daß diese Strophe mit denselben Reimen beginnt, mit welchen die vorhergehende endet, ist ein bedeutender Misklang.

9. Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Knaben, Deutschlands werth.
Deine Mutter härmte sich,
Stumm und starrend, und verblich.

10. Einsam bin ich nun und schwach.
Aber, Knabe, deine Schmach[5]
Wär' mir herber siebenmal,
Denn der sieben Andern Fall.

11. Drum so scheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfest ritterlich,
Freut dein alter Vater sich.

---

[5] Schmach muß hier betont werden; denn Schmach und Fall sind Gegensätze. Deine Brüder sind gefallen: und siebenmal traf mich der Kummer über eines Sohnes Fall; aber siebenmal größer würde der Kummer sein, wenn du schimpflich flöhest.

Dieses Gedicht von 1774 gehört in den Kreis der historischen Lieder. Es zeigt uns den Uebergang aus der germanischen Urzeit und dem Bardenwesen Klopstocks in das Mittelalter und die Ritterdichtung, den Uebergang aus dem Naturschwunge Klopstocks in das wirklich Volksmäßige. Uebrigens war Stolbergs Anschauungsweise des Mittelalters eben so dürftig und irrig, wie Klopstocks Vorstellung vom Urgermanenthum. Zu dem vorliegenden Gedichte gab offenbar neben Göthe's Götz von Berlichingen auch ein mittelhochdeutsches Gedicht Anlaß, das Bodmer in seiner Ausgabe der Minnesinger hatte abdrucken lassen: Königs Tirol von Schotten Lehren an seinen Sohn. — Miller, Bürger, zum Theil auch Hölty, eiferten den eigentlichen Minnesingern nach, Stolberg nahm sich jenes Lehrgedicht zum Muster. Vergl. damit Hölty's: der alte Landmann an seinen Sohn. — Die folgende Romanze, ebenfalls von 1774, ist ein kleines liebliches Gemälde und unter den Romanzen der damaligen Zeit, die das Sentimentale, Schwärmerische besonders liebten, gewiß eine der besten.

---

3. Romanze.

(1774.)

1. In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolfs Heldenarm,
Rudolfs, den die Schlacht erfreute,
Rudolfs, welchen Frankreich scheute
Und der Sarazenen Schwarm.

2. Er, der letzte seines Stammes,
   Weinte seiner Söhne Fall!
Zwischen moosbewachsnen Mauern
Tönte seiner Klage Trauern,
   In der Zellen Widerhall.

3. Agnes mit den goldnen Locken
   War des Greises Trost und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte sie des Vaters Thräne
   Von den grauen Wimpern ab.

4. Ach! sie weinte selbst im Stillen,
   Wenn der Mond in's Fenster schien.[1]
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne,[2]
   Und die Dirne liebte ihn!

5. Aber Horst, der hundert Krieger
   Unterhielt in eignem Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfochtnen Fahnen,
   Und der Vater war ihm hold.

6. Einst beim freien Mahle küßte
   Albrecht ihre weiche Hand,
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
   Thränen auf das Busenband.

7. Horst entbrannte, blickte seitwärts
   Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer sprühte
   Aus den Augen wild umher.

8. Drohend warf er seinen Handschuh
   In der Agnes keuschen Schooß:
„Albrecht, nimm! zu dieser Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!"
   Kaum gesagt, schon flog sein Roß.

---

[1] Die drei letzten Zeilen enthalten den Grund der beiden ersten; es ist vor Albrecht denn ausgelassen. — [2] Dieses Wort, das im jetzigen Hochdeutschen eine unedle Nebenbedeutung angenommen hat und geradezu das Gegentheil von Fräulein geworden ist, wird im Niederdeutschen noch ganz im Sinne von Jungfrau genommen.

9. Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig, und bestieg sein Roß,
Freute sich des Mädchens Zähre,
Die der Lieb' und ihm zur Ehre
Aus dem blauen Auge floß.

10. Röthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde,
Und die Hirsche floh'n in's Thal.

11. Auf des Söllers[3] Gitter lehnte
Die betäubte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah — den edlen Albrecht sinken,
Sank, wie Albrecht, und erblich.

12. Bang' von leiser Ahndung spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd,
Höret nun des Hauses Jammer,
Eilet in des Fräulein Kammer,
Starrt und stürzt sich in sein Schwert.

13. Rudolf nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage
Und verschied im stummen Harm.

[3] Altan, aus dem lateinischen solarium.

4. Bei Wilhelm Tells Geburtsstätte im Kanton Uri.

(1775.)

Seht diese heilige Kapell'!
Hier ward geboren Wilhelm Tell!
Hier, wo der Altar Gottes steht,
Stand seiner Eltern Ehebett!

Mit Mutterfreuden freute sich
Die liebe Mutter inniglich,
Gedachte nicht an ihren Schmerz
Und hielt das Knäblein an ihr Herz.

Sie flehte Gott: Er sei dein Knecht;
Sei stark und muthig und gerecht!
Gott aber dachte: Ich thu' mehr
Durch ihn, als durch ein ganzes Heer!

Er gab dem Knaben warmes Blut,
Des Rosses Kraft, des Adlers Muth,
Im Felsennacken freien Sinn,
Des Falken Aug' und Feuer d'rin!

Dem Worte sein und der Natur
Vertraute Gott das Knäblein nur;
Wo sich der Felsenstrom ergeußt,
Erhub sich früh des Helden Geist.

Das Ruder und die Gemsenjagd
Hat seine Glieder stark gemacht;
Er scherzte früh mit der Gefahr,
Und wußte nicht, wie groß er war!

Er wußte nicht, daß seine Hand,
Durch Gott gestärkt, sein Vaterland
Erretten würde von der Schmach
Der Knechtschaft, deren Joch er brach![1]

---

[1] Daß das Lied hier zwar endet, aber keinen Schluß hat, wird jeder leicht fühlen. Man vergl. A. W. Schlegels Gedicht: Tells Kapelle bei Küßnacht, und Uhlands: Tells Tod.

---

5. Das Rüsthaus in Bern.

(1775.)

Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüstung seh';
Ich seh' zugleich mit nassem Blick
In unsrer Väter Zeit zurück.

Ich greife gleich nach Schwert und Speer;
Doch Speer und Schwert sind mir zu schwer;
Ich lege traurig ungespannt
Den Bogen aus der schwachen Hand.

Des Panzers und des Helmes Wucht
Der Schild mit tiefgewölbter Bucht,[1]
Des scharfen Beiles langer Schaft
Zeugt von der Väter Riesenkraft.

---

[1] Der Kunstausdruck für die gewölbte Mitte des Schildes war Nabe.

Geschwenkt von eines Helden Arm,
Hat dieser Panner manchen Schwarm
Der stolzen Feind' in mancher Schlacht,
Wie scheues Wildpret, weggejagt!

Sie floh'n und warfen aus der Faust
Die Fahnen, vom Gewühl zerzaus't;
Die sammelte des Kriegers Hand
Und hieng sie auf an diese Wand!

Viel andre Beute zeuget noch
Vom blutig abgeworfnen Joch,
Von der Burgunder Heeresmacht[2]
Und Uebermuth und eitler Pracht!

Mit diesen Stricken wollten sie
Der Schweizer Hände binden früh,
Und eh' die Sonne sank ins Thal,
Beschien sie noch der Stolzen Fall!

So, Schweizer, focht der Väter Muth!
Es floß für euch ihr theures Blut!
Sie sind des Enkeldankes werth!
Wohl dem, der sie durch Thaten ehrt!

---

[2] Das Zeughaus in Bern (1798 übrigens durch die Franzosen geplündert) war besonders reich in Beute aus den Kriegen mit dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund.

Im Jahr 1775 machten die Stolberge mit Göthe zusammen eine Schweizerreise, die unter anderm einem Besuche bei Lavater galt. Für Friedrich Leopold sollte diese Reise, wie es bei Göthe in Beziehung zu Lili der Fall war, ein Mittel zur Auflösung eines herzlichen Verhältnisses mit einer durch Schönheit ausgezeichneten Engländerin sein. Lavater nun hatte 1767 auf den Wunsch der Helvetischen Gesellschaft seine Schweizerlieder gedichtet, damit das schweizerische Volk, wie es in Preußen durch Gleim ermöglicht war, auch seine vaterländischen Gefühle in Liedern ausdrücken könnte. Lavater erbat sich von Stolberg für die 4. Auflage seiner Schweizerlieder einige Beiträge und erhielt sie in den beiden Gedichten: „Bei Wilhelm Tells Geburtsstätte“ und „Das Rüsthaus in Bern.“

6. Der Felsenstrom.[1]

(1775).

Unsterblicher Jüngling!
Du strömest hervor
Aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah
Die Wiege des Starken; 5
Es hörte kein Ohr
Das Lallen des Edlen im sprudelnden Quell.[2]
Wie bist du so schön
In silbernen Locken!
Wie bist du so furchtbar 10
Im Donner des hallenden Felsen umher!
Dir zittert die Tanne.
Du stürzest die Tanne
Mit Wurzel und Haupt!
Dich fliehen die Felsen. 15
Du haschest die Felsen,
Und wälzest sie spottend, wie Kiesel, dahin!
Dich kleidet die Sonne
In Strahlen des Ruhmes!
Sie malet mit Farben des himmlischen Bogens 20
Die schwebenden Wolken der stäubenden Flut!
Was eilst du hinab
Zum grünlichen See?
Ist dir nicht wohl beim näheren Himmel?
Nicht wohl im hallenden Felsen? 25
Nicht wohl im hangenden Eichengebüsch?
O, eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling, du bist noch stark, wie ein Gott!
Frei wie ein Gott! 30
Zwar lächelt dir unten die ruhende Stille,[3]
Die wallende Bebung des schweigenden Sees,
Bald silbern vom schwimmenden Monde,
Bald golden und roth im westlichen Strahl.

---

[1] Ebenfalls im Jahr 1775 während des Aufenthalts in der Schweiz entstanden, und zwar am Wallenstadter See. — [2] In der ersten Gestalt:
Es hörte kein Ohr
Das lallende Rieseln im werdenden Quell, —
offenbar anmuthiger und schicklicher als die spätere Aenderung; denn „das Lallen des Edlen“ ist eine sonderbare Verbindung. — [3] Früher:
Zwar schmeichelt dir unten die ruhende Stille,
Die bebende Wallung des schweigenden Sees.

O Jüngling, was ist die seidene Ruhe, 35
Was ist das Lächeln des freundlichen Mondes,
Der Abendsonne Purpur und Gold,
Dem, der in Banden der Knechtschaft sich fühlt?
Noch strömest du wild,
Wie dein Herz gebeut! 40
Dort unten herrschen oft ändernde Winde,
Oft Stille des Todes im dienstbaren See!
O, eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling, noch bist du stark, wie ein Gott! 45
Frei, wie ein Gott!

Zuerst in Vossens Musenalmanach vom Jahr 1776; eins der wenigen Gedichte von Stolberg, welche später einige Aenderungen erlitten haben. Eine bestimmte Anschauung hat sich hier zur Allegorie umgewandelt, angewandt auf das eigene Geschick. Im Bilde des freien Felsenstromes, der sich endlich im See verliert, sah der Dichter sich selbst. Die Brüder Stolberg waren als große Freunde der persönlichen Freiheit bekannt, welche nach Herkommen nichts fragt und jede äußere Fessel als Zwang verabscheut. Ihrem Stande zufolge waren sie bestimmt, in's Hof- und Staatsleben einzutreten, in eine Welt, worin die persönliche Freiheit zum Opfer gebracht werden muß, in ein Fahrwasser, „wo bald ändernde Winde herrschen, bald Stille des Todes." Wie ganz anders erscheint Göthe's Kraft in „Mohameds Gesang"!

Der Form nach sehen wir Klopstocks Ode aus der zweiten Periode; auch im Versmaß spiegelt sich das Streben freien Wandels und Ganges wieder. Indeß wendet Stolberg diese freien Zeilen mit mehr musikalischem Gefühl an als Klopstock; es herrscht trotz aller Fessellosigkeit doch ein Gesetz darin, indem zweihebige Verse vorherrschen und mit vierhebigen abwechseln.

---

7. An die Natur.

(1775.)

1. Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

2. Wenn ich dann[1] ermüdet bin,
Sink' ich dir am Busen hin,

[1] Worauf bezieht sich dieses dann? Jedenfalls nicht auf das Vorhergehende; denn dies gäbe den Unverstand: „Wenn ich von dem Wandeln

Athme süße Himmelsluft,
Hangend an der Mutterbrust.

3. Ach, wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für;
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

---

auf deiner Spur ermüdet bin, sinke ich dir an den Busen." Man muß dann vorausgenommen sich denken: „Wenn ich (vom Welttreiben) ermüdet bin: dann sinke ich dir an den Busen."

Auch eine Frucht der Schweizerreise vom Jahr 1775. Der Anblick des gewaltigen Rheinfalls bei Schaffhausen erzeugte das Gedicht. Hierüber berichtet Stolberg selbst in einem etwas kraus und schwülstig geschriebenen Aufsatze im deutschen Museum von 1780: Ueber die Ruhe nach dem Genuß und über den Zustand des Dichters in dieser Ruhe. „Als ich den Rheinfall sah, überwältigte mich die staunende Freude. Meine Seele wogete hin und her. Nach und nach kam die Ebbe. In den letzten Aufwallungen der abwechselnden Flut und Ebbe ward meine Empfindung zum Liede. Wenn man in dem Augenblick der Empfängnis an die Geburt dächte, so würde ich in dem Augenblick, da der Rheinfall am stärksten auf mich wirkte, einen kühnen Dithyrambus erwartet haben, der wie Neptuns Roß brausend sich emporgerissen hätte, und siehe da! ein Blümchen wuchs auf am Ufer des himmelabstürzenden Stroms." —

Das Lied hatte seiner Zeit großen Ruhm, und besitzt ihn wohl noch; man weiß eigentlich nicht recht, warum. Es steckt viel falsches Pathos darin, und die Form der Ode, das brausende alkäische Strophenmaß, würde sich besser dafür schicken. Stolberg selbst nahm es nicht in die erste Ausgabe seiner Gedichte (1781) auf, und diesem Umstande hat man es wohl zuzuschreiben, daß der grammatikalische Fehler in Str. 2, Z. 2 (am Busen) nicht verbannt worden ist.

---

8. Winterlied.[1]

(1776.)

1. Wenn ich einmal der Stadt entrinn',
Wird's mir so wohl in meinem Sinn,
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gotteswelt!

---

[1] Weniger bekannt als das vorige, gewiß aber eins der besten Gedichte Stolbergs. Die Naturschilderung ist vortrefflich und der Charakter des Liedes durch und durch gehalten.

2. Ich sehe froh und frisch hinein,
So glücklich wie ein Vögelein,
Das aus dem engen Kerker fleugt
Und singend in die Lüfte steigt.

3. Auch sieht mich alles freundlich an,
Im Schmuck des Winters angethan,
Das Meer gepanzert, weiß und hart,
Der krause Wald, der blinkend starrt.

4. Der lieben Sänger buntes Heer
Hüpft auf den Aesten hin und her,
Und sonnet sich im jungen Licht,
Das durch die braunen Zweige bricht.

5. Hier keimt die junge Saat empor
Und guket aus dem Schnee hervor:
Dort lockt des Thales weiches Moos
Das junge Reh auf seinen Schoß.

6. Natur, du wirst mir nimmer alt
In deiner wechselnden Gestalt!
Natur, so hehr! so wunderbar!
Und doch so traut! und doch so wahr!

7. Auf, Atalante,[2] renne frisch!
Ich wittre schon den frohen Tisch!
Der goldne Haber harret dein!
Und mein der goldne deutsche Wein!

---

[2] Des Dichters Roß.

---

4. Die Büßende.

(1777.)

1. Hört, ihr lieben deutschen Frauen,
Die ihr in der Blüthe seid,
Eine Mähr aus alter Zeit,
Die ich selbst nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen;
Denn mit Schrecken sollt ihr schauen,
Wie ein Ritter sonder Glimpf[1]
Rächte seines Bettes Schimpf.

---

[1] Sonder Glimpf gehört zu rächen. Ohne Schonung rächte er seines Bettes Schimpf.

2. In den alten Biederzeiten,
Da noch Keuschheit Sitte war,
Und ein Weib nicht um ein Haar[2]
Durft' aus ihrem Wege gleiten,
Kam ein Rittersmann von weiten,
Der zum Kaiser sollte reiten,
Von Navarra's Fürst gesandt
In das heil'ge deutsche Land.

3. Einst da Sturm und Nachtwind brauste,
Und sein Roß ermüdet war,
Ward er eine Burg gewahr,
Wo ein deutscher Ritter hauste,
Dessen Hof der Sturm durchsauste,
Und der Ulmen Haupt zerzauste;
Freudig leitet er sein Roß
An das hochgethürmte Schloß.

4. Laut klopft er an's Thor; es klappen
Ihm die Zähn', er war erstarrt;
Denn des Winters Frost war hart.
Bald erschienen edle Knappen
Forschten nach des Fremdlings Wappen,
Hielten seinen treuen Rappen.
Führten dann bei Fackelschein
Ihn in den Palast hinein.

5. Herzlich, nach der deutschen Weise,
Gieng auf ihn der Deutsche zu:
„Komm, geneuß bei mir der Ruh
Nach der schweren Winterreise,
Und erquicke dich mit Speise!
Sieh, es glänzt von Reif und Eise
Dir das Haupthaar und der Bart;
Auch ist deine Hand erstarrt."

6. Bei der krummen Hörner Schalle
Führt' er den erfrornen Mann
Einen Windelsteig hinan
In die kerzenvolle Halle.
Seine Väter standen alle
Aus gegossenem Metalle,
Schön gewappnet, ohne Zahl,[3]
In dem ungeheuren Saal.

---

[2] Eine von Stolbergs gewöhnlichen Erhebungen der Vorzeit auf Kosten der Gegenwart. Daß im Mittelalter Keuschheit nicht eben mehr Sitte war als jetzt, weiß jeder Kenner der Geschichte. — [3] Zahlreich.

7. Hier heißt er das Mahl bereiten,
Und schon sitzen sie am Tisch.
Unsre Helden trinken frisch
Aus Pokalen und aus breiten
Tummlern, nach dem Brauch der Zeiten;[4]
Rheinwein und Tokaier gleiten
In die Kehlen glatt hinein,
Welscher und Burgunder Wein.

8. Aber mitten in der Freude
Oeffnet eine Thüre sich;
Stumm und langsam, feierlich,
Kommt ein Weib in schwarzem Kleide,
Ohne Gold, Geschmuck und Seide,
Abgehärmt von bittrem Leide,
Mit geschornem Haupte, schön
Wie der blasse Mond zu sehn.

9. Grauen überfiel und Beben
Den Navarrer; er ward blaß;
Ihm entsank ein Doppelglas,
Und er zweifelte, ob Leben
Wär' im Weibe, ob sie schweben,
Senken oder sich erheben
Würde, ein Gespenst der Nacht,
Das in grausen Stunden wacht.

10. Aber näher kam sie ihnen,
Setzte nun sich an den Tisch,
Aß zween Bissen Brot und Fisch,
Und sie schellte; da erschienen
Mit des Mitleids trüben Mienen
Knappen, ihrer Frau zu dienen;
Einem winkt sie; er versteht
Ihren Jammerblick, und geht.

11. Und schon hält er in der Linken
Einen Schädel, spült ihn rein,
Gießet Wasser dann hinein,
Hält's ihr schweigend dar zu trinken;
Ach! sie läßt die Augen sinken,
Sieht den nassen Schädel blinken,

---

[4] Die ganze ausführliche Schilderung des Empfanges u. s. w. ist nicht im Geiste der Ballade; einzelnes ist aber überhaupt unpoetisch und steht müßig da. So dieses „nach dem Brauch der Zeiten"; ähnlich dem „nach der Deutschen Weise" in Str. 5. — Tummler sind Pokale, deren Kopf die Form einer Halbkugel hat, die also wenigstens eben so breit als hoch, gewöhnlich aber sehr breit und niedrig waren, ähnlich unsern Schüsseln.

Starret vor sich, trinkt ihn aus,
Setzt ihn hin, und wankt hinaus.

12. „„Ich beschwöre dich, zu sagen,““
Hub der fremde Ritter an:
„„Was hat dir dies Weib gethan?
Wie kannst du mit diesen Plagen
So sie martern? wie ertragen
Ihrer Thränen stumme Klagen?
Sie ist schön, wie Engel sind,
Und geduldig, wie ein Kind.““

13. „Fremdling, sie ist schön! Ich baute
Auf die Schönheit all mein Glück,
Labte mich an ihrem Blick,
Wann sie bei der sanften Laute
Fromm und liebend auf mich schaute!
Ach! mein ganzes Herz vertraute
Sonder Zweifel ich ihr an,
War ein hochbeglückter Mann!“

14. „Ihre schönen Augen logen!
Wer ergründet Weibessinn?
Ihre Liebe war dahin,
Einem Buben zugeflogen,
Den ich in der Burg erzogen!
Lange hat sie mich betrogen;
Meines Herzens Lieb' und Treu'
Blieb sich immer gleich und neu!“

15. „Als ich einst von frohen Siegen
Unvermuthet kam zurück,
Ach! da sah mein erster Blick,
Der sie fand nach langen Kriegen,
Sie in meinem Bette liegen
Mit dem Ehebrecher! Schmiegen
Thät er wie ein Lindwurm sich,
Doch ihn traf der Todesstich!“

16. „Aber sie fiel mir zu Füßen,
Flehend: „Herr, erbarme dich
Meiner, und erwürge mich!
Laß mich mein Verbrechen büßen!
Sieh, das Eisen möcht' ich küssen,
Das da soll mein Blut vergießen,
Und mich bald in jener Welt
Meinem Trauten zugesellt.“ —

17. „In dem Augenblick gedachte
Ich in meinem Zorne doch
Ihrer armen Seele noch,
Und das Bild der Hölle brachte
Schrecken in mein Herz; doch wachte
Meine Rache noch, und sachte
Meines Zornes Glut; ich sprach:
Büßen sollst du meine Schmach!“

18. „Aber nicht mit deinem Leben; —
Denn was hätt' ich deß Gewinn,
So du führst zum Teufel hin?
Nein, mit Thränen, Flehn und Beben
Magst du nach dem Heile streben,
Ob dir wolle Gott vergeben;
Aber Jammer, Angst und Noth
Geb' ich dir bis an den Tod!“

19. „Da thät ich ihr Haupt bescheren,
Nahm ihr Gold und Edelstein,
Hüllte sie in Trauer ein,
Ungerührt von ihren Zähren.
Welche Schmerzen sie verzehren,
Magst du von ihr selber hören,
Fasse dich, und folge mir
Hier durch diese Seitenthür!“ —

20. Und er führt' ihn eine lange
Steile, dunkle Trepp' hinab.
„„Ach! du führst mich in ein Grab!““
Rief der Ritter und ward bange.
„Graut dir schon vor diesem Gange?
Aber horch dem leisem Klange
Einer Laute! Bei dem Klang
Singt sie ihren Bußgesang.“ —

21. „Halt! nun sind wir an der Schwelle!“
Rief der Deutsche, stieß an's Schloß;
Rasselnd sprang die Feder los,
Und sie sahn sie in der Zelle.
Von den Augen stürzt die helle,
Gottgeweihte Thränenquelle,
Fließet aus zerknirschtem Sinn
Auf das offne Psalmbuch hin.

22. „„Ach! wie ist ihr Schicksal bitter!““
Ruft der Gast, und geht hinein.
Stracks führt ihn an einen Schrein

Der gestrenge deutsche Ritter.
Wie getroffen vom Gewitter,
Sieht er hinter einem Gitter —
O, wer hätte das geglaubt? —
Ein Gerippe sonder Haupt.

23. Als der Fremdling sich ermannte,
Sprach der Deutsche: „Sieh den Mann,
Der dies Weib hier lieb gewann,
Erst für sie im Stillen brannte,
Dann sein Feuer ihr bekannte;
Den sie ihren Trauten nannte,
Der mit seiner Frevelthat
Mir mein Bett beschimpfet hat!“

24. „Das ist nun ihr größtes Leiden,
Daß sie ihren Ehemann,
Der solch Leid ihr angethan,
Muß beständig um sich leiden!
Jenes Anblick gab ihr Freuden
Sonst, nun möcht' sie gern ihn meiden,
Doch sie sieht ihn, und beim Mahl
Ist sein Schädel ihr Pokal.“ —

25. Ehe sie das Weib verlassen,
Wünscht der Fremdling ihr Geduld
Und Erlassung ihrer Schuld.
Sie antwortete gelassen
Mit gesenktem Blick und blassen
Lippen: „Ritter, nicht zu fassen
Ist mit Worten mein Vergehn!
Deiner Magd ist recht geschehn!“ —

26. Freundlich wünschte sie den Rittern
Gute Nacht! Sie gehen fort
Aus dem jammervollen Ort.
Bilder ihrer Angst erschüttern
Den Navarrer; sie verbittern
Ihm den dunkeln Weg; es zittern
Seine Kniee; banger Schweiß
Ueberläuft ihn, kalt wie Eis.

27. Endlich kömmt er in sein Zimmer,
Bang und kummervoll durchwacht
Er die lange Winternacht,
Ach! er sah ihr Bildnis immer,
Wie sie bei der Lampe Schimmer
Spielte, sang und weinte. Nimmer

Ward wohl je ein Weib gesehn,
Das so elend war und schön.

28. Bei der goldnen Morgenröthe
Thät er seine Rüstung an,
Gieng hinein zum deutschen Mann,
Nahm ihn bei der Hand und flehte,
Daß er, eh' der Gram sie tödte,
Aus dem Jammer sie errette.
Sprach es, schwang sich auf sein Roß,
Und verließ das alte Schloß.

29. Jahre währten ihre Leiden;
Ihre helle Thräne sank
Täglich in den bittern Trank.
Abgestorben aller Freuden,
Thät sie jedes Labsal meiden,
Thät an ihrem Gram sich weiden,
Sang den frommen Bußgesang
Täglich bei der Laute Klang.

30. Endlich rührt ihr leises Stöhnen
Und ihr demuthvoller Schmerz
Des gestrengen Mannes Herz.
Wer vermag sich zu den Tönen
Leiser Klage zu gewöhnen?
Rührender bewegen Thränen
Einer stummen Dulderin
Jeden felsenharten Sinn.[5]

31. Sieh, er ließ sein rasches Dräuen,
Ihr die ganze Lebenszeit
Anzufügen solches Leid,
Sich aus Herzensgrunde reuen,
Nahm sie in sein Bett von neuen,
Thät sich weidlich mit ihr freuen;
Zeugte Söhne, stark von Art,
Töchter, wie die Mutter zart.

32. Unsre Frauen zu belehren,
Hab' ich solches kund gemacht,
Und in saubre Reimlein bracht;

---

[5] Der Zusammenhang ist: Nicht einmal an die Töne der leisen Klage kann sich das Herz gewöhnen; viel weniger aber noch an die Thränen des stummen Leidens; oder: schon die Klage rührt, noch mehr aber die Thräne ohne Klage. Wer das menschliche Herz kennt, wird dies sehr wahr finden.

Auch die Herrchen zu bekehren,
Die der Weiblein Herz bethören,
Und sich täglich bei uns mehren.
Tausend Schädel, die wir sehn,
Sollten auf dem Schenktisch stehn.[6]

[6] Der harte Schluß, einem Fluche ähnlich, scheint mir sehr unpassend; der Dichter hätte wohl nicht noch einmal auf den Frevel zurückkommen, sondern die Reue der Dulderin und die Versöhnung des Ritters hervorheben sollen. Man vergleiche damit den milden Schluß der bodmerischen Ballade.

Die älteste uns bekannte Darstellung dieser Geschichte in deutscher Sprache finden wir in Pauli Schimpf und Ernst unter der Rubrik „Von der Straff des Ehebruchs".[7] Ein Kaufmann preist einen Ritter, dem er auf seiner Reise nach Lyon begegnet, als den glücklichsten Menschen. Der Ritter lädt ihn zu sich ein. Bei der Tafel erscheint des Ritters Frau nebst zwei Töchtern; alles ist vollauf, endlich setzt man in einer silbernen Schüssel das Haupt eines Mannes mit einem langen Barte auf. Der Kaufmann erschrickt und denkt: o weh mir! morgen wird man dein Haupt auch also zu Tische tragen. — Er wird in's Schlafgemach geführt; hier nimmt er einen Umhang wahr, blickt dahinter und sieht zwei todte Jünglinge daselbst hängen, denkt, man werde ihn auch dazu hängen. Die ganze Nacht kann er vor Angst nicht schlafen. Am Morgen kömmt der Ritter und fragt, wie er geschlafen habe. Der Kaufmann klagt ihm seine Angst, und bittet ihn in Frieden ziehen zu lassen, Der Ritter beruhigt ihn und erklärt ihm alles. Das Haupt mit dem Barte war das eines Ritters gewesen, den er im Ehebruch mit seinem Weibe angetroffen und erstochen hatte; alle Tage läßt er's auf den Tisch bringen, damit seine Frau ihres Verbrechens eingedenk sei. Die zwei Jünglinge sind die Neffen des Hausherrn; Freunde des erschlagenen Ritters haben sie ermordet, weil sie den Oheim selbst nicht umbringen konnten. Alle Tage geht er hieher, sie zu sehen und seinen Zorn zu entflammen, das unschuldige Blut zu rächen. „Nun betracht, was guten Lebens ich auff Erdtrich hab, wann ich den Eebruch vor mir sihe, und das unschuldig Blut der zweier in dem Umbhang. Darumb, lieber Kauffmann, far hin, und urtheil keins Menschen Leben mer gut oder böß, du habest es dann baß erfahren, wie das mein."

Diese Geschichte ist übersetzt aus: Gesta Romanorum. Cap. 56. Eben daher hat sie Hans Sachs (Kemptner Ausg. Bd. 1. S. 355) Historia. Von dem Ritter aus Frankreich, den ein Kauffmann selig nennet. Sie ist in seiner gewöhnlichen Manier.

[7] In der Ausgabe von Oesterley Nr. 223. Daselbst sind eine Anzahl ausländischer Bearbeitungen desselben Stoffes nachgewiesen.

Ganz wie bei Stolberg, mit der Versöhnung am Ende finden wir die Geschichte in: L'Heptameron des Nouvelles de très illustre et très excellente Princesse Marguerite de Valois, Royne de Navarre. Journée 4. Nouv. 2.[2] Hier wird erzählt[3]: König Karl (von Frankreich), der achte des Namens, schickte einen Edelmann, Namens Bernage, Herrn von Civrai bei Amboise, nach Deutschland. Tag und Nacht reitend, gelangt derselbe an eine Burg, die den Gast nur nach großer Mühe aufnimmt, nachdem der Franzose sich als Diener des Königs zu erkennen gegeben. Der Eigner der Burg entschuldigt die Unhöflichkeit seines Gesindes mit dem Willen der Verwandten seiner Frau, der ihn zwinge, sein Haus so zu verschließen, und erbietet sich dem Fremden als Gesandten des Königs zu allen Diensten. Darauf Abendtafel und das Erscheinen der schönen Unglücklichen ganz in der Weise, wie unser deutscher Dichter den Hergang so vortrefflich schildert. Dem beklommenen Gaste berichtet der Deutsche, er habe das schöne Weib entführt und furchtlos wider den Willen ihrer Verwandten geheirathet; dann folgt die entsetzliche Entdeckung, die sinnreiche, grausame Strafe, der Besuch im Gemache der Reuigen, das Gespräch mit ihr, ganz wie Stolberg im Verse darstellt. Am andern Morgen konnte der Franzose, ehe er seinem Geschäfte nachritt, beim Abschiede sich nicht enthalten, dem Wirthe zu sagen: „Aus Liebe zu Euch, wegen der Ehre und des Vertrauens, die Ihr mir erwiesen, mahne ich Euch, angesehen die tiefe Reue Eurer armen Frau, übt Mitleid mit ihr, zumal Ihr jung und ohne Kinder seid. Es wäre schade, daß ein solches Haus untergienge und daß diejenigen Euch beerbten, die Euch nicht lieben." Lange dachte der Gatte diesen Worten nach, erkannte endlich die Wahrheit darin und gelobte Mitleid, wenn sie in ihrer Demuth beharre. Unter so tröstlicher Verheißung brach der Gast auf, verrichtete sein Amt und erzählte nach der Rückkehr seinem Gebieter, was er erfahren. Karl fühlte den Jammer mit, und weil sein Gesandter die Schönheit der Dame gepriesen, schickte er seinen Maler Jean de Paris, um ihm das Bild derselben zu verschaffen. Der Deutsche gab hierzu Erlaubniß und nahm nach langer Reue, aus Sehnsucht nach Erben und aus Mitleid, die Verstoßene wieder zu sich und erzielte dann mit ihr viele schöne Kinder.

---

[2] Unter dem Titel: Don Jayme giebt Bülow in seinem Novellenbuch (Bd. 2) eine aus dem Spanischen übersetzte Erzählung, welche denselben Stoff behandelt, aber zum Entsetzlichen verzerrt. Die Dame muß hier wie ein Hund unter dem Tische liegen und bekömmt die Knochen zugeworfen, und endlich kömmt heraus, daß sie völlig unschuldig ist. Eine schwarze Dienerin hat sie fälschlich angeklagt, der Wüthrich von Ehemann aber, ohne irgend einen Beweis zu haben, den vermeinten Liebhaber lebendig verbrannt und seine Gemahlin dann in ein Hundebehältnis gesperrt. — [3] Nach Barthold, in den Blättern für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1856. Seite 491 ff.

Diese französische Novelle — ob sie auf Wahrheit beruht oder nicht, thut nichts zur Sache — ist die Quelle von Stolbergs Ballade. Es scheint nun, daß dieselbe Bodmern aus mehreren Rücksichten misfallen, wenigstens theilte derselbe in seinen altenglischen und altschwäbischen Balladen (Thl. II. S. 140) eine, wie er sagte ältere, englische Ballade mit, welche das Vorbild zu Stolbergs Ballade gewesen sei. Es gilt als ausgemacht, daß Bodmer seine altenglische Ballade erfunden hat, um den deutschen Dichter zu belehren, wie nach seiner Ansicht eine rechte Ballade beschaffen sein müsse. Die Bodmer'sche Dichtung, die wirklich manche eigenthümliche Schönheiten hat, heißt:

Die Büßerin.

Ihr edlen Herrn und schönen Frauen,
Neiget das Ohr nicht zu meiner Mähr,
So ihr die Süße des Mitleids nicht kennt,
Bereuete Fehler verzeiht nur schwer.

Traurig und jammervoll ist mein Lied,
Die Laute greift nicht so traurig an's Herz;
Doch wenn ich singe und wenn sie spielt,
Fühl' ich was Süßes selbst mitten im Schmerz.

Mit meinem Gespann, der mich nie verläßt,
Mit meiner Laute kam ich zum schönen Rhein;
Die edelsten Herren, die schönsten Frauen
Mögen wohl um den schönen Fluß sein.

Hier saß ein Ritter auf einer Burg,
Welche seit Alters die Tugend hegt,
Daß sie von niemand sich erben läßt,
Als nur wer Tugend und Ehren pflegt.

Er fand Gefallen an meinem Lied,
Er hüpfte, wenn ich die Laute schlug,
Er gab mir Speise von seinem Tisch
Und schnitt mir Gewänder von seinem Tuch.

Wir saßen am Tisch mit frohem Muth,
Da kam ein Fräulein; ihr Tritt war sacht,
Ihr Blick gieng nieder, das Haupt war kahl,
Das Kleid war rauh und schwarz wie die Nacht:

Das Fräulein blaß, doch hell wie der Mond,
Sanft wie die Geduld die Züge der Lippe;
Sie saß zu uns an des Tisches Rand,
Der kleinste Laut kam nicht von der Lippe.

Sie aß nur wenige Bissen mit Eile,
Sie winkt, und in einer weißen Hirnschale
Beut ihr des Wassers vom Bach der Schenke;
Sie trank ein wenig und eilt aus dem Saale.

Ich bebt', ich starrte, ich hatte nicht Muth,
Den Ritter über das Fräulein zu fragen;
Da sprach der Ritter mit tiefem Ernst:
Du sollst um fremde Schuld dich nicht plagen.

Hinunter führt er mich nach der Tafel,
Hinunter wohl fünfzig Stiegen lang;
Ich hörte vor einer eisernen Thür
Zur Laute den klagereichsten Gesang:

„Weh mir! ich muß mich selbst verdammen!
Selbst habe ich verworfen mich; nur gerecht,
Gerecht ist mein Leid, selbst hab' ich's gerufen;
Gerecht ist mein Richter, und Pein mein Recht.

Mein Richter — er war mein süßer Freund,
Er liebte mich mit der treusten Liebe;
Und ihm ward ich untreu: Haß gab ich ihm,
Haß für des Herzens reinste Triebe.

Würdig bin ich, vor Qual zu vergehn,
Unwürdig, ihn einmal nur anzusehn,
Wenn ich an seinem Tisch bei ihm sitze.
Verloren bin ich; ja nicht werth, ihm zu flehn."

Er schob den eisernen Riegel weg,
Ein blasses Licht fiel durch's Fenster nieder;
Leer und nackt waren die Wände,
Alles Geräth nur ein Bett und die Zither.

Vorüber auf einem Fußgestelle
Stand ohne Kopf ein entfleischtes Gerippe.
Schnell warf die Dame die Zither von sich,
Fiel stumm in den Staub mit bebender Lippe.

Er sah sie liegen und hob sie nicht auf,
Warf auf sie einen verächtlichen Blick,
Und gleich als hätte der Blick ihn befleckt,
Nahm er auf halbem Weg ihn zurück.

Sprach: „Da in den Gebeinen Mark noch war,
Und Fleisch um die Hüft', in den Adern Blut,
Da stahl mir der Jüngling das Herz des Weibes,
Das theurer mir war denn Leib und Gut.

Hier hat ihn den Tag und die lange Nacht
Zu ihrer Gesellschaft das treulose Weib,
Das mehr ihn liebte denn ihren Mann,
Der mehr sie liebte als Gut und Leib."

Von meinen Lippen fiel nicht ein Laut;
Mir schmolz das Mark vor tiefem Schmerz;
Ich warf ihr Seufzer nur zu und folgte
Dem Herrn der Burg, beklommen das Herz.

Schnell nahm ich die Laute, den Stab, das Gewand;
Ich dankte meinem Wohlthäter und sprach:
„Das Verbrechen war schändlich, die Strafe hart,
Das Herz, das weibliche Herz ist schwach."

Das Jahr lief herum, da kam ich wieder
Zur Burg, die seit Alters die Tugend hegt,
Das sie von niemand sich erben läßt,
Als einem, der Tugend und Ehren pflegt.

Hier ward mir wieder der Tisch gedeckt,
Und wieder zu uns die Dame saß,
Doch nicht die schönen Locken geschoren,
Die Wangen nicht wie der Mond so blaß.

Jetzt mocht man ihr Herz hoch springen sehn,
Das vorher wie Blei schwer war,
Erst war die Freude so fern von ihr,
Jetzt bei ihr immerdar.

Die stille Thräne, die stumme Klage,
Sie hatten erweicht des Ritters Sinn;
Die Wehmuth, verschlossen in der Brust
Der schönen büßenden Dulderin.

Er hatt' ihr verziehen die Uebelthat,
Die sich die Reuende selbst nicht vergab;
Er nahm das Gerippe von seinem Gestelle
Und legt es mit dessen Kopf in's Grab.

Er zog sie aus ihrem Kerker hervor,
Er ließ sie wiederum an sich trauen;
Bald blühten auf den Wangen die Rosen,
Und sie war wieder die schönste der Frauen.

Jetzt schnitt sie mir einige Bissen vom Lamm:
„Nimm sie von einer, die die Augen hinan
Wieder jetzt hebt zu dem, der ihr Richter war,
Jetzt wieder der Büßerin Freund und Mann.

Himmel, er that mir mein Recht, ich verdiente
Nimmer Erbarmen; in meines Todes Umschatten
Traut er von neuem die Frau sich an,
Die sich verwirkt schon auf ewig den Gatten.

Elend war ich und werth, im Elend zu sterben,
Aber er sah mein Elend, sah meine Thränen,
Und tief gerührt in seinem Herzen,
Wandt er in Freude der Wehmuth Thränen."

Ach, mir glühte die Stirne vor Wonne,
Auf sprang ich und umhalsete mit Inbrunst ihn,
Ihn, der, Gott im Gericht nachahmend,
Sich erbarmte der Büßerin.

Die Form, in welcher die Büßerin bei Bodmer erscheint, ist roh und ungelenk;[10] allein trotz dem spricht ungemein viel Wärme, Innigkeit und poetisches Leben durch, und ich gestehe geradezu, daß ich sie in jeder Hinsicht — die ästhetische Form ausgenommen — der Stolberg'schen Ballade vorziehe. Sie ist einfacher und gedrängter; Stolbergs Dichtung ist weitschweifig und kalt, und läßt kalt, und so viel schöne Einzelheiten darin vorkommen, das Ganze ermangelt aller poetischen Einheit, die so leicht hinein zu bringen gewesen wäre.

[10] Eine geschmackvolle Ueberarbeitung derselben hat Heinrich Viehoff geliefert; sie ist abgedruckt in Simrocks Rheinsagen und in Viehoffs Archiv für den Unterricht im Deutschen. Jahrg. I. Heft 1.

Vieles ist an dieser Stelle ganz unschicklich; so erinnert der Anfang durchaus an die französische Novelle, für die er auch ganz paßt. Er ist unpassend in der Ballade; denn was brauchen wir hier zu wissen, wer der Navarrer war, wohin er wollte, was ihn in die Burg brachte; warum wenigstens diese Weitläuftigkeiten? Was sollen Verse hier vorstellen wie:

eine Burg,
Wo ein deutscher Ritter hauste,
Dessen Hof der Sturm durchsauste,
Und der Ulmen Haupte zerzauste.

Wie weit schöner und bedeutungsvoller in der englischen Ballade:

eine Burg.
Welche seit Alters die Tugend hegt,
Daß sie von niemand sich erben läßt,
Als einem, der Tugend und Ehren pflegt.

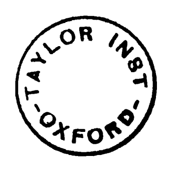
Was soll die Aufzählung aller Weine (Str. 7), welche die Ritter trinken, in der Ballade? — Der Schluß endlich ist ganz abgerissen und paßt nicht zur Einleitung. Wollte der Dichter nun einmal die Sache so einkleiden, daß wir mit dem Navarrer alles vor uns geschehen sehen, so mußte letzterer auch die Versöhnung mit erleben, und es ist durchaus kein Grund da, warum der Dichter auf des Navarrers Fürsprache den Ritter nicht augenblicklich verzeihen, sondern die Büßerin noch Jahre lang schmachten läßt. Kurz, sollte das Ganze poetische Einheit erhalten, so mußte Stolberg so anordnen, wie Schiller im Kampf mit dem Drachen, wo der Dichter den Großmeister ja auch sogleich das Wort der Verzeihung aussprechen und nicht erst den Ritter in's Gefängniß wandern läßt.

Zu der gerügten Langschweifigkeit und Weitläuftigkeit hat vielleicht das gewählte Versmaß beigetragen, das uns an und für sich sehr schön erscheint, aber weder zu dieser etwas nüchternen Behandlungsart, noch zu diesem Gegenstande überhaupt paßt. Der Dichter aber scheint demselben sehr gewogen gewesen zu sein; denn er hat uns noch eine Ballade darin geliefert, worin die Weitläuftigkeit in Geschwätzigkeit ausartet: **Philipp Erbach und Anna Nassau** (Gedichte Bd. 1).

---

10. Lied auf dem Wasser zu singen.

(1782.)



An meine Agnes.[1]

1. Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen
Gleitet, wie Schwäne, der wankende Kahn;

[1] Im Jahr 1781 hatte sich der Dichter mit Agnes von Witzleben vermählt, die ihm aber schon 1788 durch den Tod entrissen wurde. Während der Zeit dieser Ehe lebte er größtentheils als Landdrost zu Neuenburg im Oldenburgischen.

Ach, auf der Freude sanft schimmernden Wellen
Gleitet die Seele dahin wie der Kahn;
Denn von dem Himmel herab auf die Wellen
Tanzet das Abendroth rund um den Kahn.

2. Ueber den Wipfeln des westlichen Haines
Winket uns freundlich der röthliche Schein;
Unter den Zweigen des östlichen Haines
Säuselt der Calmus im röthlichen Schein;
Freude des Himmels und Ruhe des Haines
Athmet die Seel' im erröthenden Schein.

3. Ach, es entschwindet mit thauigem Flügel
Mir auf den wiegenden Wellen die Zeit.
Morgen entschwinde mit schimmerndem Flügel
Wieder wie gestern und heute die Zeit,
Bis ich auf höherem, strahlendem Flügel
Selber entschwinde der wechselnden Zeit.

---

11. Die Töchter des Himmels.

(1783.)

1. Wiewohl die schnellen Stunden im Fluge bald
Auf unsre Scheitel Blüthen des Lenzes streun,
Bald Freude bringen, welche ältre
Schwestern in schwellenden Trauben reiften:[1]

2. So hätt' ich doch schon lange mich hingelegt
Zu meinen Vätern, und der entwölkte Mond,
Der mir im vollen Glase schimmert,[2]
Würd' auf die einsame Maie scheinen,

3. Die dicht am tiefen Bette[3] mein Bruder mir
Gepflanzet, welche weinend die Schwester mir
(Auch dir, um welche nun ich weine!)[4]
Hätten umstreut mit des Lenzes Blumen:

---

[1] Freude und Genuß sind bald Geschenke des Augenblicks, bald dur Vergangenes vorbereitet und zur Reife gebracht. Aeltere Schwestern frühere Stunden. — [2] Der mich also in froher Gesellschaft von Freunde sieht. — [3] Am Grabe. — [4] Kurz vorher war Stolbergs älteste Schwe vermählte Gräfin Bernstorff, gestorben. Bernstorff ward dann Gemahl d jüngern Schwester Auguste.

4. Wenn nicht des Himmels Töchter von Kindheit an[5]
Mich oft besuchten, freundlich wie Abendroth
Die eine, die Erinnrung heißet,
Herrlich die andre, wie Morgensonnen.

5. O Hoffnung, wie die Sonne den Morgenthau
Bescheinet, welcher duftend am Gräschen wankt:
So schienst du oft auf meine Thräne,
Eh' sie von zitternder Wimper stürzte.

6. Wie mir die Morgensonne das Weltmeer oft
In ungemeßner Ferne verherrlichte:
So zeigst du mir, o Kind des Himmels,
Hoffnung, unendliche Wonnemeere!

7. Oft geht die Hoffnung dicht der Erinnrung nach;
Wenn diese weinend mir von den Todten spricht,
Schwebt jene schnell hervor, und lächelt,
Wie nur die Töchter des Himmels lächeln.

8. „Wer lächelt so, mein Trauter?" Du störtest mich,
O Agnes! eifre nicht mit den Himmlischen![6]
Sie lieben beide dich, und reden,
Oft mir von dir, und mit Flammenworten![7]

---

[5] Nebensatz anstatt des Hauptsatzes mit aber: Aber von Kindheit an besuchen mich Erinnerung und Hoffnung. — Die ersten vier Strophen bilden eine einzige fortlaufende Periode. — [6] Sei nicht eifersüchtig. — [7] Du bist der Gegenstand meiner Erinnerungen und meiner Hoffnungen.

Man vergleiche mit diesem Ergusse Stolbergs die vier Oden von Klopstock: Der rechte Entschluß, mein Wissen, der Frohsinn, das Gegenwärtige, namentlich die letztere. Klopstock spricht den Grundsatz aus: „Verbittere dir nicht die Gegenwart durch sehnsüchtiges Hangen am Vergangenen und durch Grübeleien über die Zukunft!" — Stolberg sieht alles Heil und Glück des Lebens in Erinnerung und Hoffnung. Klopstock spricht als Mann, der sich feste Grundsätze für das Leben schafft, Stolberg als Gemüthsmensch, den die Forderungen des Lebens ängstigen und der die Welt der Stimmungen für die beste hält. In diese Richtung des Sinnes, die Stolbergs Charakter ohnedies angemessen war, arbeitete er sich immer mehr hinein, und sah endlich das Leben für ein Meer von Schmerzen an. Trotz alledem möchte aber Stolbergs Ode mehr poetischen Werth, wenigstens mehr lyrisch-musikalischen haben, als Klopstocks.

IV.

Johann Heinrich Voß.

Geboren den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg-Schwerin, gestorben den 20. März 1826 zu Heidelberg.

Der einflußreichste unter den Göttinger Genossen war Voß, keineswegs aber der begabteste. Von Natur schon poetisch nicht bedeutend angelegt, wuchs er aus engen, zum Theil unfreundlichen Verhältnissen heraus, und wenig froher Jugendgenuß ist ihm zu Theil geworden. Erst spät und mehr in Folge äußerer Anregung wird er zum Dichter und seine Dichtung bleibt stets von seinem Umgang mit Büchern und Menschen eng bedingt. Gegen seinen innern Beruf fällt er einer Schule von Lyrikern in die Hände und arbeitet ein halbes Leben hindurch fast resultatlos auf dem Gebiete der ihm so fremden Lyrik herum, ohne rechten Anfang und rechtes Ende, und erst seine ernste Arbeit auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft läßt ihn später den rechten Weg finden, auf welchem sein dichterisches Talent im Bunde mit seiner wissenschaftlichen Arbeit bleibendes Verdienst gewinnt. Doch ist auch auf diesem Gebiet die Ausbeute mager und es bleibt für ein Werk wie das vorliegende nichts übrig, als ihn durch den siebzigjährigen Geburtstag repräsentieren zu lassen. An diese neben der Louise für Voß bleibendste Dichterthat mögen sich dann ein paar lyrische Gedichte anschließen, um ihn auch hier nicht ganz leer ausgehen zu lassen,

Johann Heinrich Voß ist der Enkel eines freigelassenen Leibeigenen; sein Vater war früher Pächter eines kleinen Gutes zu Sommersdorf bei Wahren im Mecklenburgischen, und hier wurde Johann Heinrich den 20. Februar 1751 geboren. Bald nach der Geburt desselben zog der Vater, der bei seiner Landwirthschaft zurückkam, nach Penzlin und trieb Brauerei und andere städtische Gewerbe; in der Folge ward er aus Noth Schulmeister. In Penzlin erhielt der junge Voß seinen ersten Unterricht bis zu seinem vierzehnten Jahre. Er zeigte von früh auf ein außerordentliches Gedächtniß, große Wißbegierde und besonderes Ergötzen an Liedern und Sprüchen. Die griechische Sprache lernte er für sich; als er daher im Jahr 1766 auf die Schule nach Neubrandenburg kam, ward er sogleich in

die oberste Klasse gesetzt. Wie damals auf den meisten Gelehrtenschulen, so ward auch in Neubrandenburg die griechische Sprache sehr vernachlässigt; Voß stiftete daher in's geheim eine Gesellschaft von 12 Primanern, welche sich zum Zwecke setzten, die Lücke im Unterrichte durch Privatfleiß auszufüllen; wer sich nachlässig fand, mußte Strafe zahlen, und mit dem daraus gelösten Gelde wurden deutsche Dichter angeschafft. Schon in Penzlin hatte Voß manches gereimt; in Neubrandenburg lernte er von deutschen Dichtern besonders Ramler kennen und schätzen, außerdem Hagedorn, Haller, Uz und Geßner; von Klopstock wußte er sich nur die ersten Messiasgesänge zu verschaffen. Schon damals dichtete er Idyllen in Hexametern und verfertigte Oden und Lieder. Sein Plan war, die Universität Halle zu beziehen und sich dort später durch Unterricht am Waisenhause fortzuhelfen; allein sein Vater, der in immer tiefere Armuth sank, konnte ihm nicht die geringste Unterstützung geben, und er mußte sich daher entschließen, die Ausführung seines Vorsatzes noch auf einige Zeit hinauszuschieben. Um sich die nöthigsten Summen zur Bestreitung der Universitätskosten zu sammeln, nahm er eine Hauslehrerstelle bei einem adeligen Gutsbesitzer zu Ankershagen unweit Penzlin an und brachte drittehalb Jahre, von 1769 bis 1772, in diesem Verhältnisse zu, befand sich aber in keiner Hinsicht wohl darin. Von Ankershagen aus ward er mit dem Prediger in Groß-Vielen, Ernst Theodor Johann Brückner, bekannt, der selbst Dichter war und dem jungen Freunde zuerst die Ahnung seines Dichterberufes aufschloß. Als Voß unter diesen Verhältnissen der Göttinger Musenalmanach von 1771 in die Hand kam, schickte er von sich aus einen Beitrag ein und kam dadurch mit Boie in Verbindung. Dieser verschaffte ihm 1772 einen Freitisch in Göttingen und machte ihm auch zu andern Erleichterungen Hoffnung. So kam Voß nach Göttingen und ward Mitglied des dortigen Dichterbundes, welcher durch ihn erst einen festeren Charakter erhielt. Nachdem er anfangs einige theologische Vorlesungen besucht hatte, verließ er das ihm von vornherein abstoßende Studium der Theologie und widmete sich ganz dem Studium der ältern Literatur. Im Jahr 1775 verließ er Göttingen und zog nach Wandsbeck, wo er den nach ihm benannten Musenalmanach herausgab, der bis 1800 fortdauerte. 1778 ward er Rektor zu Otterndorf im Lande Hadeln; 1782 Rektor in Eutin. Im Herbst 1802 legte er diese Stelle nieder und gieng mit einem Gnadengehalte nach Jena, und von da im Sommer 1805 nach Heidelberg, wohin ihn der Großherzog von Baden berufen hatte, um bei der erneuten Universität, jedoch ohne bestimmtes Amt, mitzuwirken. Hier starb er den 30. März 1826, 75 Jahr alt.

Das Bestreben der Göttinger war vornehmlich darauf gerichtet, der deutschen Dichtung mehr realen Gehalt zu geben, sie mehr ans wirkliche Leben zu knüpfen. Wo die Göttinger heute noch fortleben, geschieht es in denjenigen Dichtungen, die abseits von der über-

sinnlichen Gedanken- und Empfindungswelt Klopstocks zu den Menschen selber hinuntersteigen. Doch hatten einige von ihnen — und wie sollte überhaupt der wahre Dichter dessen entbehren können? — ihrer Natur nach eine Klopstockische Richtung nach dem Uebersinnlichen. Bei Voß war die Verehrung für Klopstock mehr das Resultat einer unbegrenzten Hochachtung für den Fürsten des deutschen Parnasses und eine herzliche Zuneigung zu den nach verdüstertem Jugendleben endlich in reichster Fülle aufgefundenen Freunden. Voß ist eine seinem Wesen nach sehr nüchterne Natur, von wenig Phantasie, eines höhern religiösen Lebens fast baar, ein Rationalist im guten und schlimmen Sinne des Wortes; ihm wurden später nicht bloß Klopstock und dessen Genossen: Claudius, Stolberg, Lavater zu Antipoden, sondern er verstand auch Herder, Göthe, Schiller in ihrem eigensten Seelenleben nicht. Sonst ist er ein grundbraver, treuer, unerschrockener Mann, Lessings Nathan sein Ideal. Schon in Göttingen beginnt sein Homerstudium, von da an der Mittelpunkt aller seiner Arbeiten. An Homer, vornehmlich an der Odyssee, lernte Voß die liebevolle Theilnahme an der Wirklichkeit, am Kleinleben der Menschen in der Natur überhaupt; dieser Zug Homers fand das vollste Echo in dem, was er selbst durch Natur und Erziehung geworden war. Was Voß zuerst im Homer fand, ist offenbar etwas ganz Andres, als was Lessing und was Herder in ihm gefunden und gepriesen hatten, Lessing das charakteristisch Epische in der Aufeinanderfolge der Handlungen, Herder das ächt Volksmäßige in der Besonderheit griechischen Lebens. Genau dieselben Homerstellen, wie die vom Scepter des Agamemnon, welche Lessing als charakteristische Beweise für das Vorwärtsschreiten der epischen Handlung herbeizieht, braucht Voß als Muster seines häuslichen Kleinlebens und formt daraus die Geschichte von der Tabakspfeife des Pfarrers von Grünau.

Homer also war es, dem Voß seine idyllische Darstellung verdankte; haben daneben, was nicht feststeht, auch noch andere Schriftsteller, wie Theokrit, Virgil, Ovid mitgewirkt, so ist es auch bei diesen Dichtern die Aneignung derselben homerischen Eigenschaft, welche sie wie Voß zu Idyllikern stempelte. Der Grundton der homerischen Dichtung ist aber in erster Linie doch nicht das Interesse am Kleinen, am Häuslichen, sondern das Interesse am Helden- und am Menschenleben überhaupt, die Darstellung von äußern Thaten und seelischen Vorgängen. Auch bei Homer ist der Mensch das erste Thema, und zwar der epische, handelnde, thätige Mensch. Wenn Voß darin Homer nicht nachstrebte, lag die Schuld daran gewiß weniger an der Theorie der Idylle, als an der Unzulänglichkeit des deutschen Dichters und Gelehrten. Selbst eines reichen Seelenlebens baar, war er auch nicht der Mann, ein solches aus sich heraus dichterisch zu gestalten. Es braucht nur einen Blick auf Göthe's Hermann und Dorothea oder auf die Hebelschen Erzählungen vom Statthalter von Schopfheim, vom Karfunkel, vom Geisterbesuch auf

dem Feldberg, um sich den bezeichneten Mangel zu verdeutlichen; bei Göthe und Hebel ist auch Freude und Lust am Kleinen, aber dieses ist erst das in zweiter Linie charakteristische; der Hauptton liegt in dem, was die Menschen handeln, thun, empfinden.

Es wäre ungerecht, Voß deshalb das Verdienst streitig machen zu wollen, daß er aus dem an ächtem poetischem Gehalt so unerschöpflichen Homer nur gerade diese Kunst herausgegriffen. Daß er es überhaupt that, geschah der deutschen Dichtung nicht wenig zur Förderung. Größer jedoch ist ein zweites Verdienst, was mit dem genannten nicht nothwendig verbunden zu sein brauchte, daß er nämlich seine homerische Muse in den Dienst des ihn umgebenden Volkslebens stellte. Für Deutschland überhaupt, in besonders hohem Grade für Norddeutschland ist das Pfarr- und Schulhaus die Stätte, wo sich höhere Bildung, sittlicher Ernst, Sinn für die großen geistigen Volksinteressen am ungetrübtesten erhalten hat. Das Pfarr- und Schulhaus ist auch Vossens eigenste Heimat. Der Pfarrer von Grünau ist er selber; von seiner trefflichen Gattin Ernestine entnahm er das Bild seiner Louise. Der siebzigste Geburtstag ist ihm eine lebhafte Verkörperung des innern Friedens, der ihm selber an und mit der Schule aufgegangen ist; sein Vater war eine Zeit lang Schulmeister, sein trefflicher Schwiegervater Boie ein Pfarrer, und der Hausrath des Siebzigjährigen ist gewiß nicht das Einzige in den Idyllen, was auf eigenster Erfahrung beruht. Und was Voß als Selbsterfahrenes darstellte, dem gab er, wie jeder Dichter, so viel Wärme und Empfindung mit auf den Weg, daß er auch im Leser wieder Wärme und Empfindung weckte. Wenn man bedenkt, wie unsere Klassiker mit ihrer einseitigen Vorliebe für die Welt des Alterthums so gern in vergangene Zeiten und fremde Länder ausgewandert sind, so ist an Voß, dem Uebersetzer Homers und vieler andrer Alten, doppelt zu schätzen, daß er von Troja und Ithaka her den Weg zu der Stätte, da seine Wiege stand, so treu und herzgewinnend suchte und fand.

Mit einer vortrefflichen Biographie Vossens hat uns in neuester Zeit Wilhelm Herbst beschenkt, Leipzig 1872—74.

---

1. Der siebzigste Geburtstag.

(1780 entstanden, hier abgedruckt nach der letzten Bearbeitung).

Auf die Postille[1] gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Juchts voll schwellender Haare geziert war:

---

[1] Predigtbuch, siehe oben bei Hölty, Töffel und Käthe, Seite 200, Note 8.

Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,[2]
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster; 5
Der fast allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntnis,
Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln,
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich 10
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;[3]
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt, und geschmückt mit goldener Troddel. 15
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebeten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfarrer
Auserseh'n für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die theuere Akademie durch, 20
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz,
Und seit kurzem vermählt mit der wirthlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Toback mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin, 25
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe[4] die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.

Aeltester Text in Voß' Musenalmanach von 1780.

Bei der Postille beschlich den alten christlichen Walter
Sanft der Mittagsschlummer in seinem geerbeten Lehnstuhl,
Mit braunnarbichten Jucht voll schwellender Haare bepolstert.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke,
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag; 5
Und ihm hatte sein Sohn, der gelahrte Pastor in Marlitz,
Jüngst vier Flaschen gesandt voll alten balsamischen Rheinweins,
Und gelobt, wenn der Schnee in den hohlen Wegen es irgend
Zuließ', ihn zu besuchen mit seiner jungen Gemahlin.
Eine der Flaschen hatte der alte Mann bei der Mahlzeit 10
Ihres Siegels beraubt, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohnes geklingt, und seiner jungen Gemahlin,
Die er so gern noch sähe vor seinem seligen Ende!

---

[2] Ein Dorf, welches keinen Edelmann, keinen Gutsherrn hat. — [3] Der Kalmank oder Kalamank, ein zuerst in Brabant gefertigtes gestreiftes Wollenzeug, von glänzender Außenseite, neugriechisch Kamelaukion, d. i. ein Kleid aus Kameelhaaren. — [4] So nennt man in Nord- und Mitteldeutschland alle engern Thäler, so daß Grund der Höhe gegenübersteht, Thal den Bergen.

Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit 30
Ihres Sohn Zacharias geklingt[5] und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels!
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich alles nunmehr auflös' in behagliches Alter: 35
Gutes gewollt mit Vertraun und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste; solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weinetest: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an! 40
Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, lösete dem Alten
Sanft[6] den behaglichen Sinn,[7] und duftete süße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret, 45
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten, und mit Bewirthung
Rechtliche Gäst'[8] aufnahmen, den Prediger, und den Verwalter;
Hatte gefegt und geuhlt[9] und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch, 50
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Samt dem grünenden Korb Maililien[10] hinter dem Ofen.

Auf der Postille lag sein silberfarbenes Hauptḥaar,
Seine Brill' und die Mütze von violettenem Sammet, 15
Mit Fuchspelze verbrämt, und geschmückt mit goldener Trobbel.
Mütterchen hatte das Bett und die Fenster mit reinen Gardinen
Ausgeziert, die Stube gefegt und mit Sande gestreuet,
Ueber den Tisch die rothgeblümte Decke gebreitet,
Und die bestäubten Blätter des Feigenbaumes gereinigt. 20
Auf dem Gesimse blinkten die zinnernen Teller und Schüsseln;
Und an den Pflöcken hingen ein Paar stettinische Krüge,
Eine zierliche Ell', ein Mangelholz und ein Desem,

---

[5] Klingen braucht der Dichter hier schwach in der faktitiven Bedeutung von: einen Kling bewerkstelligen, d. i. anstoßen. Man muß sich dieses Verbum abgeleitet denken von Kling. — [6] Im niederdeutschen Sinne: sacht, leise. — [7] Die Besinnung. — [8] In niedersächsischem Sinne; im Hochdeutschen würde man etwa sagen: „rechte Gäste“, d. h. Gäste von Bedeutung. — [9] Eule ist in Niederdeutschland ein der Eule gleichender Kehrbesen, bei welchem die Borsten am Ende des Stieles rund umher stehen; daher eulen, mit der Eule fegen. Das Voßische uhlen scheint eine niederdeutsche Nebenform zu sein. — [10] Convallaria majalis, in andern Gegenden Maiblumen, Mairiseli, Zauken genannt. Sie lassen sich leicht treiben.

Ringsum blinkten gescheurt die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims'; auch hiengen ein Paar stettinische Krüge, 55
Blaugeblümt, an den Pflöcken, die Feuerkieke[11] von Messing,
Desem[12] und Mangelholz[13] und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte; unten befestigt
Hieng ein Pedal;[14] es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch. 60
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen, und Schlüsselschilden von Messing,
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz)[15]
Hatte sie abgestäubt, und mit glänzendem Wachse gebonet.[16]
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe, 65
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn, und irdene Tassen und Aepfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr 70
Leis', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störe das klingende Glas und der Kukuk.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht' und der hüpfenden Kräh'n Fußtritte verweht' an der Scheuer. 75
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken, und flüsterte halb, was sie dachte:

Auch den eichenen Schrank mit Engelköpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing, 25
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz:)
Hatte sie abgestäubt, und mit glänzendem Wachse gebonert.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn, und irdene Tassen, und Aepfel. 30
Jetzo erhob sie sich vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte leis' auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Hin, und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,

---

[11] Kieke: ein blechernes Feuerstübchen für die Füße; in der Schweiz nennt man sie Gluthund. — [12] Der Desem oder Besemer: eine Schnellwage in den Haushaltungen, die durch eine mit Blei ausgegoßne Kolbe, auf einem Seile schwebend, die Last gegenüber bestimmt. — [13] Mangelholz oder Mandelholz, eine kleine Glättrolle für Wäsche, von die Mange oder die Mangel. — [14] Pedal: hier ein Tritt zur Bewegung des Blasbalgs, der im Klavier angebracht war. — [15] Nämlich für sich selbst als Braut. Die erwähnten Gegenstände sind zum Theil Kabinetsstücke aus Vossens elterlichem Haus; so war auch Vossens Mutter eine Küsterstochter. — [16] Frottieren, mit Wachs polieren, ein niederdeutsches Wort.

Lieber Gott, wie es stürmt, und Schnee in den Gründen sich anhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz, 80
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thür, wer seines Viehs sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und o! wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches 85
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!
Sprachs, und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel. 90
Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!
Dachte sie leis' im Herzen, und lächelte selber der Thorheit.
Neben dem schlummernden Greis', an der andern Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung; 95
Auch die blechene Dos', und darin großklumpigen Zucker,
Trug sie hervor aus dem Schrank, und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,[17]
Grün und roth, und legte Toback auf den zinnernen Teller. 100
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Gieng sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.

Daß den Greis nicht weckte das klingende Glas und der Kukuk;
Sah dann hinaus, wie der Schnee in häufigen Flocken am Fenster 35
Rieselte, und wie der Sturm in den hohen Eschen des Hofes
Rauscht', und verwehte die Spuren der hüpfenden Kräh'n an der Scheune.
Aber mein Sohn kommt doch, so wahr ich Elisabeth heiße!
(Flüsterte sie:) denn seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt, und ihr Pfötchen leckt, und Bart und Nacken sich putzet! 40
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!
Sprach's, und setzte die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung,
Füllte die Zuckerdos', und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Nahm zwo irdene Pfeifen, mit grünen Posen gezieret, 45
Von dem Gesims, und legte Tobak auf den zinnernen Teller.

---

[17] Federkiele, auf das Mundstück der Pfeife gesetzt.

Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,[18]
Rief sie, die Thür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben, 105
Hastiges Schwungs, von dem Weber gemahnet und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken;
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee. 110
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer 115
Gern an der Sonn' ausruhn, und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl brauchts gründliche Wärme zum Aufthaun.
Rasch der Ermahnenden folgte Marie und sprach im Herausgehn:
Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges[19] Paar, wie das unsrige, dammelt[20] hindurch wohl. 120
Wärmenden Trank auch bot ich den Kälberchen heut und den Milchkühn,
Auch viel wärmende Streu in das Fach.[21] Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog und leckten die Hand und ließen sich naueln.

Jetzo gieng sie, und rief mit leiser heiserer Stimme
Aus der Gesindestube Marie vom rummelnden Spulrad:
Scharre mir Kohlen, Marie, aus dem tiefen Ofen, und lege
Kien und Torf hinein, und dürres büchenes Stammholz; 50
Denn der alte Vater, du weißt es, klaget beständig
Ueber Frost, und sucht die Sonne sogar in der Ernte.
Also sprach sie; da scharrte Marie aus dem Ofen die Kohlen,
Legte Feurung hinein, und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen. 55

---

[18] Rummeln: das hochdeutsche rumpeln. Daher sich das niederdeutsche Rummel und das süddeutsche Grümpel entspricht. — [19] So schreibt Voß, hat aber für ein niederdeutsches Wort eine ganz falsche Schreibweise gewählt. Das niederdeutsche welig bedeutet muthwillig, üppig, den Zustand, worin es einem zu wohl ist, (holländ. weelderig), vom Substantiv Wel, d. i. Uebermuth, Muthwille. Mithin würde eher das Göthische wohlich (s. Göthe's Fischer) sich hier schicken, dagegen wählig mehr an wählerisch, d. i. eigensinnig in der Wahl, erinnert. — [20] Dammelen, dämeln, in einem halbbewußtlosen, bethörten Zustande sich befinden, herumschlendern. — [21] Der Stand, besondere Verschlag.

Sprachs, und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feurung hinein, und weckte die Glut mit dem Blasbalg, 125
Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.
Emsig stand an dem Heerde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Glut in der Pfann', und rührte mit hölzernem Löffel.
Knatternd schwitzten die Bohnen, und bräunten sich, während ein würzig
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele[22] durchräuchernd. 130
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken, und drehte munter den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee. 135
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf;
Und zu Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:
Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus;
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor, 140
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
Hol' er vor dunkeler Nacht; sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter[23] hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel.
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihn. Dann im Vorbeigehn 145
Steig' auf den Taubenschlag, und sieh, ob der Schlitten nicht ankömmt.

Aber Mütterchen brannt' am Feuerherd' in der Pfanne
Aemsig die Kaffeebohnen, und rührte sie oft mit dem Löffel;
Knatternd bräunten sie sich und schwitzen balsamisches Oel aus.
Und sie langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und nahm sie zwischen die Kniee, 60
Hielt mit der Linken sie fest und drehte den Knopf mit der Rechten;
Sammelte auch haushältrisch die hüpfenden Bohnen vom Schooße,
Und goß auf das Papier den grobgemalenen Kaffee.
Aber nun hielt sie mitten im Lauf die rasselnde Mühl' an:
Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in den Holzstall, 65
Steig auf den Taubenschlag, und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt.
Also sprach sie; da eilte die fleißige Magd aus der Küche,
Lockte mit schimmlichem Brote den treuen Monarch in den Holzstall,

---

[22] Hier der Hausflur. — [23] Die Fischkiste.

Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußigter Mauer das Beil und den maschigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe[24] den Kerker. 150
Anfangs kratzte der Dogg', und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes,
Sprang er behend' auf den Ofen, und streckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror! und sie sagt' in der Eile den Auftrag: 155
Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!
Thoms antwortete drauf, und stellte die Häckerlinglad' hin:
Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich dir, früher denn Noth ist. 160
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzlich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus; und bald ist der Hälter geöffnet!
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag und pustete,[25] rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schultern. 165
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete: siehe, da kams mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab, und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee. 170
Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Und ihr bebten die Knie'; und sie lief mit klopfendem Herzen,
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.

Krampte die Thüre zu, und ließ ihn kratzen und winseln;
Stieg auf den Taubenschlag, und pustete, rieb sich die Hände, 70
Steckte sie unter die Schürz', und schlug sich über die Schultern.
Jetzo sah sie im Nebel des fliegenden Schnee's, wie der Schlitten
Dicht vor dem Dorfe vom Berg' herklingelte, stieg von der Leiter
Eilend herab, und brachte der alten Mutter die Botschaft.
Aber mit bebenden Knieen enteilte die Mutter, ihr Herz schlug 75
Aengstlich, ihr Othem war kurz, und im Laufen entflog ihr Pantoffel.
Näher und näher kam das Klatschen der Peitsch' und das Klingeln;
Und nun schwebte der Schlitten herein durch die Pforte des Hofes,

---

[24] Ich würde eher Klampe erwarten; Krampe ist das Eisen mit zwei Spitzen, welche in das Holz geschlagen werden, um entweder einen Riegel durchzuschieben oder eine Klampe daran zu legen, dasselbe was man in Obersachsen die Kettel, in der Schweiz die Schlenke nennt — [25] Hauchte und blies sich in die Hände.

Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher 175
Kam das Geklingʼ und das Klatschen der Peitsch', und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Roſſ' in den Hofraum,
Blankgeschirrt; und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.
Mütterchen rief: Willkommen daher! Willkommen, ihr Kindlein![26] 180
Lebt ihr auch noch? und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen? Dann, für sich selber
Nur zu sorgen, ermahnt: Laßt, Kinderchen! rief sie; dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters; 185
Aber die jüngere Welt ist zart, und scheuet die Zugluft.
Sprachs, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack,
Und liebkosete viel, mit Kuß und bedaurendem Streicheln,
Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter, 190
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?
Fragte der Sohn. Schnell tuschte[27] mit winkendem Haupte die Mutter:
Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichen Kuß dein junges Gemahl[28] ihn erwecken; 195
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!

Hielt an der Thür, und es schnoben, beschneit und dampfend, die Pferde.
Mütterchen eilte hinzu und rief: Willkommen! Willkommen! 80
Küßt' und umarmte den lieben Sohn, der zuerst aus dem Schlitten
Sprang, und half der Tochter aus ihrem zottigen Fußsack,
Löst' ihr die sammtne Kaputz', und küßte sie; Thränen der Freude
Liefen von ihrem Gesicht auf die schönen Wangen der Tochter.
Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag? 85
Fragte der Sohn. Da tuschte die Mutter mit winkenden Händen:

---

[26] In der Ausgabe von 1825 steht:
Mütterchen rief: Willkommen! daher: Willkommen, ihr Kindlein!
Dies giebt gar keinen Sinn; ich habe die Satzzeichnung verändert, und auch so steht es noch mislich. — [27] Tuschen: durch Bewegung mit der Hand zum Schweigen mahnen. — [28] Das Gemahl, ältere Form, Ausdruck sowohl für Gemahl als für Gemahlin, in engerem Sinn für Gemahlin. In Luthers Bibelübersetzung kömmt diese Form stets vor, und auch neuere Dichter brauchen sie; z. B.

Auch ein Raub war's, wie wir alle wissen,
Der des alten Fürsten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett gerissen.

Schillers Braut von Messina.

Sprachs, und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz, 200
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
Tochter und Sohn, willkommen! an's Herz willkommen noch einmal!
Ihr, uns Alternden Freud', in Freud' auch altet und greiset,
Stets einmüthiges Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern! 205
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! Denn ich dutze dich, weil du es foderst!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll Kaffee bereit sein! 210
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter:
Mutter, ich dutze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war;[29]
Denn du gebarst und erzogst mir den wackern Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater. 215
Mütterchen, habe mich lieb; ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rothes Gesicht das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit.
Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter: 220
Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und schlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm' denn und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag.
Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin: 225
Nicht zur Geburtstagsgabe! Was besseres bring' ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!

Still! er schläft! Nun laßt die beschneieten Mäntel euch abziehn;
Und dann weck' ihn mit Küssen, du liebe, trauteste Tochter!
Armes Kind, das Gesicht ist dir recht roth von dem Ostwind!
Aber die Stub' ist warm; und gleich soll der Kaffee bereit sein! 90
Also sprach sie, und hängt' an gedrechselte Pflöcke die Mäntel,
Oeffnete leise die Klink' und ließ die Kinder hineingehn,
Aber die junge Frau mit schönem, lächelndem Antlitz
Hüpfte hinzu, und küßte des Greises Wange. Erschrocken
Sah er empor, und hing in seiner Kinder Umarmung.

---

[29] Da jedes noch so sprach, wie es fühlte.

Sprachs, und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür' und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz, 230
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hieng in der trautesten Kinder Umarmung.

Der siebzigste Geburtstag ist die beste aller Vossischen Idyllen und überhaupt sein bestes Gedicht; er ist das Muster einer Idylle: ein kleines, völlig in sich geschlossenes Bild voll Lieblichkeit und Heimlichkeit. Eine Handlung, eine Begebenheit im Sinne des Epos ist nicht darin, aber lauter lebendige Gruppen, die in immerwährender Beweglichkeit sind, jedoch immer nur als ein Ganzes, so daß wir nicht dem Streben und dem Schicksale eines einzelnen Helden folgen, oder den Ausgang einer großen Handlung erwarten.

Das Gedicht ist im Jahre 1780 entstanden und erschien zuerst in dem von unserm Dichter herausgegebenen Musenalmanach von 1781, und zwar mit dem Zusatze: An Bodmer. Es hat aber zweimal spätere Umarbeitungen und Erweiterungen erleiden müssen, und offenbar hat Voß in der spätesten Umarbeitung des Guten etwas zu viel gethan. Es war ihm in der ersten und zweiten Gestalt des Gedichtes noch viel zu wenig Ausmalung in's Einzelne enthalten. Damit der Leser eine Einsicht in die Art und Weise gewinne, wie Voß gearbeitet hat, haben wir parallel den ältesten Text mitgetheilt.[1] Uebrigens stört hier die Erweiterung weniger als in der Louise, deren ältester Text großen Vorzug vor dem spätern besitzt.

In Vossens siebzigjährigem Geburtstag treten in eigenthümlicher Weise eine Reihe dichterischer Bestrebungen zur Schöpfung einer Originaldichtung zusammen, die sonst wenig mit einander gemeinsam haben. Norddeutsches Stillleben von der ausgeprägtesten Natur und Homer; eine für den Stand der dargestellten Personen, für einen Schulmeister und sein Weibchen, fast steife Haltung streng in neuhochdeutscher Diktion und daneben eine ganze Reihe norddeutscher Lokalnamen. Nur das liebevolle Einleben des Dichters in seinen Homer, der in Voß eine Art Auferstehung erlebte und die durchaus würdige und edle Gesinnung machten es möglich, die widersprechenden Elemente zu neuem, wirkungsvollem Leben zu verbünden.

---

[1] Die erste Umarbeitung findet man in W. Wackernagels deutschem Lesebuche.

2. Der Flausrock.[1]

(1791.)

1. Ein Regensturm mit Schnee und Schloßen
Zog düster über Land und Meer,
Daß traufengleich die Dächer gossen;
Die Küh' im Felde brüllten sehr.
Frau Käthe, die zwar niemals zanket,
Sprach hastig: Geh doch, lieber Mann,
Geh hin, eh Bläßchen uns erkranket,
Und zieh den alten Flausrock an!

2. Die beste Kuh ist unser Bläßchen;
Und höre, wie sie kläglich brüllt!
Sie hat uns schon manch liebes Fäßchen
Mit Milch und Butter angefüllt.
Entsetzlich tobt des Sturms Gesause!
Geh hin, mein lieber guter Mann,
Und hole Bläßchen mir zu Hause,
Und zieh den alten Flausrock an! —

3. Mein Flausrock dient' in Sturm und Regen,
So lang' er neu und wollig war.
Doch jetzo hält er schwerlich gegen;
Ich trag' ihn schon an dreißig Jahr.
Frau, laß uns nicht so nährig[2] geizen,
Wer weiß, wie bald man sterben kann!
Bedenk', für eine Tonne Weizen
Schafft sich ein neuer Flausrock an. —

4. Für so viel Weizen trug zur Feier[3]
Der Herzog Ulrich[4] seinen Rock,
Und murrte doch, er sei zu theuer,
Und schalt den Schneider einen Bock.
Der fromme Herr war Fürst im Lande;
Und du bist ein gemeiner Mann.
Der Hochmuth führt in Sünd' und Schande!
Drum zieh den alten Flausrock an! —

---

[1] Flaus: Büschel Wolle, dickwolliger Rock; eine Nebenform ist Flausch; auch Flies, gewöhnlich Vlies oder falsch Vließ geschrieben, gehört dahin. — [2] Karg, sparsam. Ein niederdeutsches Wort, welchem das frühere hochdeutsche nährlich entspricht. — [3] An Festtagen. — [4] Herzog Ulrich von Mecklenburg, genannt der deutsche Nestor, wegen seines hohen Alters und seiner Klugheit, lebte von 1528 bis 1603, führte über mehrere minderjährige Regenten von Mecklenburg die Vormundschaft, und stand wenigstens früher in demselben guten Andenken wie Kurfürst August I. in Sachsen, Herzog Eberhard in Würtemberg, der alte Friedrich in Preußen.

5. Nicht prunken will ich, liebes Käthchen,
Nur warm durch Sturm und Regen gehn.
Schon zählen läßt sich jedes Drähtchen,
Ja, Fäserchen und Fetzen wehn.
Sieh Roberts, Wilms und Bartels Kleider;
Wann gehen sie so lumpig, wann?
Doch Werkeltag und Sonntag leider
Zieh ich den alten Flausrock an! —

6. Der Flausrock, deucht mir, ist noch billig;[5]
Ich hab' ihn gestern erst geflickt.
Du weißt, wie sorgsam ich und willig
Dich stets gepfleget und geschmückt.
Du findest hier ein warmes Stübchen,
Und eine warme Suppe dann.
So geh denn hin, mein wackres Bübchen,
Und zieh den alten Flausrock an! —

7. Ein jedes Land hat seine Weise,
Und seine Hüls' ein jedes Korn.
Die Wirthschaft, Frau, kömmt aus dem Gleise,
Verliert der Mann erst Zaum und Sporn.
In Sturm und Regen übernachte
Das Bläßchen, wo es will und kann!
Denn nimmer, ob sie auch verschmachte,
Zieh' ich den alten Flausrock an! —

8. Mein Herzensmann, seit dreißig Jahren
Hab' ich in Fried' und Einigkeit
Mit dir viel Freud' und Leid erfahren,
Und dich mit manchem Kind erfreut.
Zum Segen zog ich alle sieben
Mit Wachen und Gebet heran.
Nun, Männchen, laß dich immer lieben,
Und zieh den alten Flausrock an! —

9. Frau Käthe, die zwar niemals zanket,
Mag gern des Wortes sich erfreun;
Auch wirds mit Ruhe mir verdanket,
Laß ich nur fünf gerade sein.
Stillschweigend stand ich auf vom Sitze,
Ein wohlgezogner Ehemann,
Verschob auf's eine Ohr die Mütze,
Und zog den alten Flausrock an.

---

[5] Leidlich, billige Ansprüche befriedigend.

Der Flausrock erschien zuerst im Musenalmanach von 1791. Es ist eine Bearbeitung der Ballade bei Percy: Take thy old cloak about thee, deren letzte Strophe Shakespeare im Othello (II., 3.) anführt. Wir geben das Lied nach Herders Uebersetzung (Herders Gedichte Seite 79 in Düntzers Ausgabe, Hempel).

Er und Sie.

Ein freundschaftliches Haus- und Ehegespräch.
(Schottisch.)

Er.

Das Winterwetter wird schon kalt,
Und Schnee da oben auf'n Bergen liegt,
Und Nordwind saust, daß es wiederhallt,
Und Jeder gern in's Warme kriecht.
Bell, mein Weib, ist ein gutes Weib;
Sie merkt, es soll an ein'n Rock hergehn.
Da kommt sie und spricht von ihrer Kuh,
Und „Mann zieh 'n alten Rock noch an!"

O Bell, was treibst und quälst mich so?
Du weißt, mein Rock ist herzlich dünn,
Er ist so kahl und abgetragen,
Kein Floh kann mehr sich wärmen drinn,
Und borgen mag ich nicht länger und leihn.
Ich will einmal ein' guten Rock anhan,
Will morgen zur Stadt und was spendirn
Und schaffen ein' neuen Rock mir an.

Sie.

Aber unsre Kuh ist doch eine gute Kuh,
Ein' wackern Kübel Milch sie giebt,
Und hat uns bisher so wohl versorgt
Mit Butter und Käse, wie das Herz sie liebt.
Das arme Thier, stieß ihm was zu —
Hör meinen Rath an, lieber Mann:
Für uns ist's nicht, so vornehm gehn;
Behalt dein' alten Graurock an!

Er.

Mein Rock war einmal ein guter Rock,
Konnt' ihn überall anziehn ohn Gefahr,
Aber nun ist er keinen Groschen werth;
Ich hatt' ihn ja auch vierundvierzig Jahr.
Einmal hatt' er Farb und war dicht und warm,
Anjetzt die Sonn ihn durchscheinen kann,
Er ist nicht für Regen und nicht für'n Wind;
Ich muß ein' neuen Rock anhan.

Sie.

Mann, es ist vierundvierzig Jahr,
Seit wir uns 's erste Mal gesehn,
Und haben in die Welt gebracht
Von Kindern neun Stück oder zehn,

Sie aufgebracht zu Mann und Weib,
Sie christlich erzogen, lieber Mann;
Was willt du denn nu so jung noch thun?
Zieh lieber dein' alten Rock noch an!

Er.

O Bell, mein Weib, was quälst noch so?
Nu ist nu, und dann war dann.
Geh jetzt und guck in die weite Welt,
Kennst nicht mehr Baur und Edelmann.
Sie gehn alle schwarz, gelb, grün und blau,
Jetzt ist ein Jeder ein vornehm Mann,
Einmal im Leben will ich thun wie sie
Und schaffen ein' neuen Rock mir an.

Sie.

Der alte König Stephan ein wackrer Herr,
Und für sein' Hosen gab er eine Kron':
Sechs Pfennig mehr war zu theuer ihm,
Und mitgerechnet schon Schneiderlohn.
Und 's war ein König von großer Macht,
Und du ja nur ein armer Mann.
Die Pracht bringt runter Land und Leute.
Ich rath dir, Mann, zieh den alten an!

Er.

Bell, mein Weib, ist ein gutes Weib,
Sie zankt nicht, aber sie räth mir gern;
Und oft denn nu, um in Ruh zu leben,
Geb ich ihr denn so nach von fern
Sein Weib zu prügeln, schickt sich nicht,
Das thut kein alter, rechtschaffner Mann;
Drum laß ich's bleiben, wo ich's fand,
Und zieh mein' alten Graurock an.

---

3. Die Bewegung.[1]

(1794.)

1. Und rauscht' auch alles umgedreht
Dem Untergange zu:
Der weise Mann am Wirbel steht,[2]
Gedankenvoll in Ruh.

---

[1] Von 1794, also aus der Zeit, wo die französische Revolution am heftigsten wüthete. Wohl eins der besten Gedichte von Voß. Die Gedanken sind zwar nicht originell und halten mit dem Ende von Schillers Spaziergang, das denselben Gegenstand behandelt, keine Vergleichung aus; aber sie sind kurz und kräftig uud in einfacher, jedoch poetischer Sprache ausgedrückt. — [2] Der Anfang des Liedes macht eine gute Wirkung. Das emphatische und verkündet ein vorhergegangenes, langes Nachdenken über die Unruhen der Völker. — Unter Wirbel ist hier überhaupt die unruhige

Die jetzt in wildem Sturz sich drehn,
Die Wasser werden auferstehn.[3]

2. In Thau und Flocken kehrt zum Quell
Die abgestorbne Flut,
Entrieselt, rinnt und strömet hell
Mit frischem Lebensmuth;[4]
Gefild' und Au, von Segen schwer,
Und Städt' und Dörfer blühn umher.

3. Der aller Dinge Maß und Ziel
Zum Heil geordnet hat,
Durchschaust du seines Thuns Gewühl?
Warst du in seinem Rath?[5]
Der Sonn' und Mond im Gleis' erhält,
Er weiß, wo jeder Tropfen fällt.

4. Er weiß, warum der Völker Schwall
So ungestüm sich bäumt,[6]
Und Wog' an Wog' in Donnerhall
Aufbrandend tost und schäumt;
Daß schwarz von Schlamme gähnt der Grund,
Und Trümmer rafft des Strudels Schlund.

5. Es stand der See, lang' eingehemmt,
Und sumpft' in ödem Rohr;
Von Fäulnis grünt' er, halb verschlämmt,
Und hauchte Pest und gohr.
Der Ordner sah; sein Engel kam:
Das Wasser bebt', und brach den Damm.[7]

Bewegung des Wassers gegen seine Dämme und Ufer zu verstehen, die immer in kreisförmigen Bewegungen eintritt. Was in einen solchen Wirbel geräth, geht unter. — [3] Satzumkehrung, statt: die Wasser, welche ꝛc. — [4] Das abgestorbene Wasser eines Sees verdünstet, wird zu Wolken und kehrt als Regen oder Schnee wieder auf die Erde zurück, die Berge saugen es ein, und als Quelle kömmt es neuerfrischt und erfrischend wieder hervor. Dies ist die Auferstehung des todten Wassers. — [5] Wieder Satzumkehrung, statt: durchschaust du seines Thuns Gewühl, der ꝛc. — Gewühl: ein nicht passender Ausdruck für die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes; denn unter Gewühl verstehen wir gerade das Unordentliche, bloß Massenhafte. — [6] Der Völker Schwall bäumt sich: ein schönes Bild, und der Dichter bleibt in diesem Bilde. — [7] Anspielung auf den Teich Bethesda.

V.

Gottfried August Bürger.

Geboren den 1. Januar 1748 zu Molmerswende, gestorben den 8. Juni 1794 zu Göttingen.

Gottfried August Bürger wurde geboren im Jahr 1748 den 1. Januar zu Molmerswende im Fürstenthum Halberstadt, wo sein Vater Prediger war. Das ganze Leben dieses Mannes bestand in einem steten Kampfe gegen drückende äußere Verhältnisse, welche großentheils durch seine Schuld herbeigeführt worden waren. Auf der Schule zu Aschersleben machte er wenig Fortschritte; zu Halle lebte er so ganz dem sinnlichen Genusse, daß er von seinem Großvater abgerufen wurde, um in Göttingen von 1768 an der Rechtswissenschaft sich zu widmen, einem Studium, das seinen Neigungen eben so wenig angemessen war als das der Theologie, welches er in Halle hätte treiben sollen. In Göttingen kam er wenigstens in gute Gesellschaft, in den Umgang mit Boie, Voß, Hölty, Martin Miller, den beiden Grafen Stolberg u. a. Nach vollendeter Universitätszeit gieng er nach Altengleichen als Justizbeamter, ein Amt, das weder seiner Neigung entsprach, noch ihn hinlänglich nährte. Im Jahr 1774 verheirathete er sich mit Amalie Leonhard, und nun traf ihn das furchtbare Schicksal, das sein ganzes Leben verbittert hat. Er heirathete die ältere Schwester, und trug im Herzen eine glühende Liebe für die jüngere, Auguste, eben die, welche er unter dem Namen Molly so oft besingt. Amalie entschloß sich, sein Weib vor der Welt zu sein; Auguste war es wirklich. Welchen Verlegenheiten, welchem Kummer, welchen bittern Kränkungen ihn ein solches Verhältnis aussetzte, läßt sich denken, und wenn wir dazu rechnen, daß ihn beständige Nahrungssorgen drückten und er seinen Lieblingsbeschäftigungen aus Mangel an Muße nur wenig nachhängen konnte, so kann man kaum begreifen, wie er nicht schon früher unterlag. Im Jahr 1784 starb Amalie, und er durfte nun Augusten vor dem Altare sich antrauen lassen. Jetzt zog er auch nach Göttingen, um an der Universität Vorlesungen zu halten. Aber schon im folgenden Jahre wurde ihm seine heißgeliebte Auguste durch den Tod entrissen. Wie tief er diesen Verlust empfand, das sprechen seine herrlichen, in diese Zeit fallenden Sonette aus. Der Wunsch, seinen

drei Kindern wieder eine Mutter zu geben, bewog ihn, sich nochmals zu verheirathen. Im Oktober 1790 schloß er seine dritte Ehe mit Elise Hahn aus Schwaben, die sich ihm selbst angetragen hatte; aber schon im Februar 1792 mußten sie getrennt werden, denn Elise war eine nichtswürdige Kreatur, die ihren Gatten um Ehre und Ruf und Alles brachte.. Niedergedrückt von Kummer und Armuth, von Krankheit und Schwermuth, starb er den 8. Juni 1794. Sein Leben ist von Althof herausgegeben worden; auch befindet sich in den Zeitgenossen (erste Reihe, Heft VI.) eine kurze Lebensbeschreibung. Eine Charakteristik Bürgers als Dichter haben wir A. W. Schlegeln zu danken. Bürgers Gedichte erschienen zuerst Göttingen 1778; dann 1789 in zwei Bänden; die dritte Auflage wurde 1796 durch Reinhard besorgt, der auch die übrigen Schriften des Dichters sammelte. Der neuesten vollständigen Ausgaben seiner Werke sind zwei: 1) Berlin bei Christiani 1824 ff. 7 Bände. 8. und 2) Göttingen bei Dieterich 1829, 6 Bände. 12. Die letztere enthält zugleich Bürgers Leben von Althof.

Ueber seiner Kunst vergaß der Dichter sein äußeres Elend, und den meisten seiner Dichtungen sieht man es nicht an, daß sie unter so trüben Verhältnissen hervorgebracht sind. Bürger dachte viel über seine Kunst nach und bildete sich eine ganz eigenthümliche Idee von dem, was die Dichtung sein und was sie leisten solle. Vor allem verlangte er, daß sie volksmäßig sei. Durch diese Forderung wies er zweierlei zurück: die Poesie sollte vorerst nicht ausländisch sein, Sprache und Ton also nicht aus der Ferne, sondern aus dem Volke geschöpft werden, und die Gegenstände und deren Behandlung so beschaffen sein, daß sie der Auffassungs- und Empfindungsweise der Nation entsprechen. Zweitens wies er alles Gelehrte in der Kunst zurück. Ihre Werke sollten jedem Gebildeten zugänglich und kein wissenschaftlicher Apparat zum Verständnis derselben nöthig sein; daher verlangte er Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung, Ordnung und Zusammenhang der Gedanken und Bilder, nach Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen, nach dem eigenthümlichsten und trefflichsten aus der lebendigen Mundsprache aufgegriffenen Ausdrucke derselben, nach der pünktlichsten grammatischen Richtigkeit, nach einem leichten und wohlklingenden Reim- und Versbau.

Wer wollte dem Gefühle des Dichters in der Hauptsache nicht recht geben! Hätte er verstanden, seine Theorie klar und im Zusammenhange darzustellen, hätte er später in der Literaturwelt überhaupt mehr Ansehen gehabt, vielleicht wäre durch ihn die gelehrte Dichtkunst ganz und für immer gestürzt worden. Wenn er auch in manchen seiner Hervorbringungen die eigenen Forderungen selbst nicht befriedigt, so hat er dagegen in vielen andern den Weg angegeben, wie man allen Freunden der Dichtkunst gefallen und selbst hohen Ansprüchen genügen kann, ohne seine Formen von Griechenland und Rom zu holen.

Bei seinen Ansichten über Dichtkunst mußten Bürgern besonders zwei Gattungen zusagen: die Ballade und das eigentliche Lied. Da er sehr richtig den Begriff des eigentlichen Volks-Epos so festsetzte: es sei das Gedicht, welches die Thaten und den Glauben des Volkes volksmäßig darstellt, so meinte er, das seit Jahrhunderten oft versuchte, aber verloren gegangene deutsche Epos in der Ballade gefunden zu haben. Es liegt dieser Ansicht etwas Wahres zu Grunde, wenn man dieselbe so auffaßt, daß das, was bleibenden Eindruck im Volke machen soll, nach Inhalt und Form volksmäßig sein soll; sonst bleibt zwischen Epos und Ballade immer ein großer Unterschied. Bürger fiel in jene Epoche, welche man gewöhnlich die Sturm- und Drangperiode nennt, und die sich dadurch kenntlich macht, daß man alte Fesseln und Regeln abwerfen und ganz dem Genius vertrauen wollte. Viele warfen nun geradezu alle Kunst weg und wollten die Natur auch in der Poesie herstellen. Allen diesen ist es eigenthümlich, daß sie starkes Colorit über schöne Zeichnung, Erregung der Stimmung durch glühende, feurige Sprache über ruhige, gehaltene Mittheilung setzten, daß sie in dem Dichter mehr den Sänger und den Rhapsoden als den Künstler und Bildner sahen, und so finden wir denn auch bei Bürger eine große Vorliebe zu glühendem Colorit und eine Behandlung der Sprache, die an und für sich hinreißt.

In manchen seiner Balladen hat Bürger offenbar das Volk mit dem Pöbel verwechselt, vorzüglich im Jungfernraub und in der Frau Schnips. Wir haben hier nur diejenigen Balladen aufnehmen können, die für unsern besondern Zweck taugten. Lenardo und Blandine, des Pfarrers Tochter von Taubenhain, das Lied von Treue und Graf Walter sind daher weggeblieben. Erstere ist nach einer Novelle von Boccaz; das Lied von Treue nach einem alten französischen Fabliau, und Graf Walter nach dem Alt-Englischen in Percy gedichtet; des Pfarrers Tochter von Taubenhain gründet sich leider auf Wahrheit. Der Bruder Graurock mußte mit aufgenommen werden, da er die erste Ballade ist, welche Bürger aus Percy schöpfte, und ohne dieselbe der Zusammenhang seiner Nachbildungen nicht klar würde.

Außerdem haben wir von Bürger noch mancherlei Romanzen, die fast dem Liede zugehören; z. B. des armen Suschens Traum, der Ritter und sein Liebchen, Robert, Schön Suschen, Untreue über Alles u. a. Diese Gedichte sind, wie die Balladen, Meisterstücke in ihrer Art, bedürfen aber keines Commentars, ja vertragen gar keinen, sondern wollen, so wie sie leicht empfunden und gedichtet sind, auch leicht aufgenommen und gesungen sein.

Endlich hat sich Bürger später in Wielands Manier versucht und uns zwei sogenannte poetische Erzählungen geliefert: Veit Ehrenwort und die Königin von Golkonda. Einen traurigern Tausch hätte der Dichter wohl nicht treffen können, als den seiner kräftigen Balladenmanier mit dieser schwatzhaften, schlüpfrig-französischen Art.

---

1. Lenore.

1. Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?“ —[1]
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,[2]
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

2. Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,[3]
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

3. Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut.
Ach, aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

4. Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;[4]
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.

---

[1] Die ersten vier Zeilen hießen in der ersten Auflage:
Lenore weinte bitterlich, ihr Leid war unermeßlich,
Denn Wilhelms Bildnis prägte sich in's Herz ihr unvergeßlich.
Die spätere Aenderung ist eine große Verbesserung; denn gleich die ersten Worte lassen nun ahnen, was folgt. Auch in Bezug auf den Reim ist die spätere Lesart mehr im Sinne Bürgers; denn dieser liebte bedeutungsvolle Reimwörter. — [2] Den 6. Mai 1757. Der Krieg war 1763 zu Ende, also sechs Jahre hatte Wilhelm nichts von sich hören lassen; er ist in der Schlacht bei Prag geblieben: dies geht aus den Worten des Geistes, Str. 15, hervor: Weit ritt ich her aus Böhmen. Es war eine gewagte Idee des Dichters, seine Sage mitten in die unmittelbare Zeitgeschichte zu versetzen. Kein Nachfolger hat ihm das nachgemacht. — [3] Nach der Auffassung des Volkes gesprochen. — [4] Was soll das eigentlich heißen?

Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.[5]

5. Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“
Und schloß sie in die Arme! —
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

6. „Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!“[6] —
„O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen.“

7. „Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
O Mutter! Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wieder geben.“ —

8. „Hör, Kind, wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgethan,
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es[7] nimmermehr Gewinn!

---

[5] In der ersten Auflage hießen Strophe 3 und 4 folgendermaßen:
Und überall und überall, gedrängt auf allen Wegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut; willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren gieng dieser Gruß verloren.
Sie frug den Heerzug auf und ab und frug nach Allen Namen;
Doch die erwünschte Kundschaft gab nicht einer, so da kamen.
Als nun der Zug vorüber war, zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich auf die Erde mit wilder Angstgeberde.

[6] Zuerst: Und er erbarmt sich unser. — [7] Bürger hat noch in dem es den alten Genetiv gefühlt; vgl. Luther: Laß fahren dahin! Sie habens kein Gewinn.

Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen."

9. O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O, wär' ich nie geboren!
Lisch[8] aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!" —

10. „Hilf, Gott, hilf! Geh nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht.
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen." —

11. „O Mutter! Was ist Seligkeit?
O Mutter! Was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden." —

12. So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung[9]
Vermessen fort zu hadern,[10]
Zerschlug den Busen, und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

13. Und außen, horch! ging's trapp, trapp, trapp,[11]
Als wie von Rosseshufen;

---

[8] Der Imperativ des ältern starken Verbs leschen. — [9] Ein übler Vers; die Mittelsilbe in Vorsehung muß mit schwebender Betonung versehen werden. — [10] Hadern heißt: mit Haß und Zorn streiten und kann also hier nicht mit zanken vertauscht werden. — [11] Boie wollte zwischen Str. 12 u. 13 noch eine dritte haben und sagt: „Vielleicht wäre es nicht „übel, wenn uns der Dichter ein Bischen in Lenorens Kämmerlein gucken-„ließe. Die Scene ist so gar nicht angegeben. Außen heißt's hernach: „Wo ist innen? Man weiß nicht recht, wo die Worte der Verzweiflung

Und klirrend stieg ein Reiter[12] ab
An des Geländers Stufen;
Und horch, und horch! der Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

14. „Holla, holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?" —[13]
„Ach, Wilhelm, du? ... So spät bei Nacht? ...
Geweinet hab' ich und gewacht,
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?"

15. Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen."
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!"

„ausgestoßen werden." Bürger antwortete hierauf: „Ich dachte eine Strophe „zwischen zu schieben, daß Lenore wäre nach Haus transportiert worden, „finde es aber in der That unnütz. Es würde weiter nichts als lang„gedehnte Knauerei und Erzählung sein, die nichts interessantes hätte. „Immerhin mag man die Scene, wo die Worte der Verzweiflung aus„gestoßen werden, nicht wissen. Was liegt daran, zu wissen, ob die Scene „unter freiem Himmel oder in der Kammer ist? Das macht nichts zur „Sache. Auch ist Lenore unstreitig, da es nun nachtschlafende Zeit ist, in „ihrer Schlafkammer, und warum soll man dem Leser den Transport hier„her sagen? Das kömmt mir vor als wie: den Ersten erhoben sich Ihre „Kaiserliche Majestät nach Wetzlar, den Zweiten brachen sie von da wieder „auf und erhoben sich nach ... —" Bei der Deklamation müssen die Schallwörter: trapp, trapp, trapp, klinglingling u. s. w. ganz leise und schnell gesagt werden, denn nur dann erscheinen sie natürlich; widrigenfalls können sie komische Wirkung machen. Wie die Worte des Geistes beim Vortrage müssen gesprochen werden, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Nach meinem Gefühl tief aus hohler Brust; nicht leise, aber auch nicht laut, so daß sie wie eine ferne Stimme klingen. Handbewegung würde dabei ganz am unrechten Orte sein. — [12] Reiter. So steht in allen von Bürger selbst besorgten Auflagen. In der Berliner, von Reinhard besorgten Ausgabe ist dies in Ritter verändert, vermuthlich ein Druckfehler, den aber die neue Göttinger Ausgabe ebenfalls mit abgedruckt hat. — [13] Wieder ein Beispiel von bedeutungsvollem Reime, wie ihn Bürger gern hatte. Wachst du; lachst du bilden einen klingenden Reim, der auf zwei auf einander folgenden Hebungen beruht.

16. „Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn;[14]
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring' und schwinge dich[15]
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen."

17. „Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut' in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die eilf schon angeschlagen!"[16]
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell.[17]
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut' in's Hochzeitbette." —

18. „Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? Wie dein Hochzeitbettchen?"
„Weit, weit von hier! ... Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen!" —
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen!
Die Kammer steht uns offen!"

19. Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;

---

[14] Das Klirren des Sporns war getadelt uud die Meinung ausge-sprochen worden, es stehe wohl bloß des Reimes wegen da. Bürger sa darüber sehr einsichtsvoll: „Nicht des Reimes, sondern der Sache we „ist's da. Man muß sich in den Spornen eines Gespenstes eine magi „Kraft vorstellen. Alles erinnert ihn, zu eilen: der Rappe scharrt; d „Sporn fängt von selbst an zu klirren, als wär' er begierig, wieder z „stacheln." Wirklich schickt sich das: es klirrt der Sporn sehr gut zu: d Rappe scharrt. — [15] schürzen: die langen Unterkleider mit einem Gur in die Höhe binden, wie dies auf dem Lande in Sachsen stets Sitte i oder wenigstens früher war. Das hintere dich muß mit auf schürzen be zogen werden (schürze dich), gehört aber freilich nicht mit zu springen. — [16] Diese genaue Bezeichnung der Zeit ist natürlich hier nichts müßiges. U 11 Uhr beginnt nach dem Volksglauben die Geisterstunde. — [17] Dies sol eine Zweideutigkeit sein. Das Mädchen muß denken, daß wir und di Todten zweierlei sind. Sie versteht es so: Wir reiten schnell wi die Todten. Zugleich liegt mystisch in dem Wir und die Todten, da der, welcher es sagt, selbst ein Todter ist.

Und hurre, hurre, hopp hopp hopp![18]
Gieng's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

20. Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land,[19]
Wie donnerten die Brücken!
„Graut Liebchen auch? ... der Mond scheint hell,
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"
„Ach nein! ... Doch laß die Todten!" —

21. Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! horch Todtensang:
„Laßt uns den Leib begraben!"[20]
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf[21] in Teichen.

22. „Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage![22]
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib;
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett' uns legen!"

---

[18] Die fünfte Zeile lautete in der ersten Auflage: Haho, haho, ha, hopp, hopp, hopp. Boie tadelte dies als einen Fuhrmannsruf. Bürger änderte es nun um in: Und als sie saßen hopp, hopp, hopp! und so steht's im Almanach. Schon in der ersten Auflage der Gedichte von 1778 findet sich: hurre, hurre &c. Die letzten beiden Zeilen hießen zuerst: „Der volle Mond schien helle, wie ritten die Todten so schnelle!" Da waren aber auch Str. 20, 24 und 27, die der Dichter erst später einschob, noch nicht da. — [19] Drei sehr unbestimmte Ausdrücke, was hier aber gewiß kein Tadel ist. Der Dichter versteht vermuthlich darunter: Weiden, Forste und Ländereien. Wenigstens bezeichnet in Sachsen und am Harze Haide gewöhnlich einen großen Forst. — [20] Nun laßt uns den Leib begraben! Anfang eines sehr alten Begräbnisliedes von Michael Weiß, das, in Norddeutschland besonders, bei den meisten Leichen gesungen wird, bei denen das Schulknabenchor dem Sarge vorangeht. — [21] Unke: eine kleine Art Kröten, die in stehenden Wassern leben. Ihr Ruf klingt wie ferner dumpfer Glockenklang. — [22] Binnenreim in Verbindung mit Stabreim. Letzterer auch in Z. 5.

23. Still Klang und Sang — die Bahre schwand —[23]
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's, hurre, hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hopp, hopp, hopp!
Gieng's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

24. Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links[24]
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? — der Mond scheint hell!
Hurrah! — die Todten reiten schnell:
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach! laß sie ruh'n, die Todten!" —

25. Sieh da! sieh da! Am Hochgericht[25]
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich beim Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. —
Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!" —

26. Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.[26]
Und weiter, weiter, hopp hopp hopp!
Gieng's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

---

[23] Stimmreim oder Assonanz; eine Tonfigur, die hier mehrmals vorkommt, namentlich Str. 31, Z. 4. Verschwunden und versunken. — [24] Zuerst: Vorbei im Nu des Augenwinks. — [25] Die Worte: Sieh da! u. s. w., sowie Str. 21: Was klang dort für Gesang und Klang? spricht eigentlich weder Wilhelm noch Lenore, sondern der Dichter. Beim Vortrage aber thut man am besten, beides Mal sie Lenoren in den Mund zu legen, indem dadurch die Wirkung verstärkt wird. — [26] Prasseln und rasseln wurde von Bürgers Freunden getadelt, und ihm selbst gefiel es nicht. Mir scheint prasseln sehr gut; denn es liegt darin etwas Geheimnisvolles; der Wind aber rasselt freilich nicht. Tadeln möchte ich die Wortfolge: Wie Wirbelwind am Haselbusch durch dürre Blätter rasselt; denn streng genommen gehört nur am Haselbusch zu Wirbelwind, dann kommt heraus: Der Wirbelwind am Haselbusch rasselt durch dürre Blätter, während er doch durch dürre Blätter am Hasel-

27. Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! — [27]
„Graut Liebchen auch? — der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„O weh! laß ruh'n die Todten!“ —

28 „Rapp! Rapp! Mich dünkt, der Hahn schon ruft —
Bald wird der Sand verrinnen. [28]
Rapp! Rapp! ich wittre Morgenluft —
Rapp! tummle dich von hinnen!
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf!
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle.“

29. Rasch auf ein eisern Gitterthor
Gieng's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber gieng der Lauf,
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

30. Ha sieh! ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, [29] Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf, [30]
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe. [31]

---

busche rasseln soll, oder eigentlich des *Haselbusches*. Der Fehler in der Wortfolge wird noch auffallender, da sich bei Haselbusch der Vers schließt. — [27] Die immer zunehmende Geschwindigkeit des Ritts ist herrlich ausgedrückt. Zuerst fliegen bloß Anger und Land vor ihren Blicken vorbei; dann Städte und Gebirge; endlich alles, selbst der Himmel und die Sterne. Eben so sehen wir die Angst Lenorens immer steigen. „*Ach nein!* doch laß die Todten!“ antwortet sie auf Wilhelms erste Frage; das zweite Mal bleibt dieses *nein* weg, und das dritte Mal sehen wir ihr Entsetzen deutlich: O weh! *Laß ruhn die Todten!* — [28] Bald wird der Sand verrinnen, d. h. bald wird die Stunde vorbei sein; denn noch *heute* sollte ja die Reise vollendet sein, und um 12 Uhr muß der Geist wieder in sein Grab. *Morgenluft* ist also hier nur die Luft des folgenden Tages. — [29] Reiterwamms. — [30] Dieser Binnenreim erscheint uns geschmacklos und wär es wohl auch gleich anfangs. *Schopf* ist das Hauptkhaar. — [31] Dies scheint

31. Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

32. Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rundum herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
„Geduld, Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig,
Gott sei der Seele gnädig!"

---

mir sonderbar. Wilhelm muß sich natürlich als Todter zeigen, aber da der Dichter ihm Stundenglas (Sanduhr) und Hippe beilegt, so erscheint er als Tod, d. h. als Sinnbild des Tödtenden. Hatte der Dichter hierbei eine Absicht, oder ist es Versehen?

1. Lenore.

Sehen wir auf die Zeit der Vollendung dieses Gedichts, so ist es Bürgers erste Ballade nicht. Die Idee dazu kam dem Dichter im Februar oder März 1773, im April scheint er mit der Dichtung angefangen zu haben, fertig wurde sie im August, vollendet in ihrer jetzigen Gestalt erst im September. Zwischen hinein fallen: Des armen Suschens Traum, der Jungfernraub und der Raubgraf. In der ersten Ausgabe der Gedichte, wo dieselben streng nach der Zeitfolge geordnet sind, steht Lenore vor den drei genannten, und dabei ist bemerkt: im Winter 1773, so daß der Dichter die Zeit annimmt, in welche die erste Anlage fällt. Wir stellen Lenoren wie billig an die Spitze, da sie den Reihen deutscher Balladen am würdigsten eröffnet.

Bürger schickte die Lenore erst stückweis, wie sie entstand, und dann das Ganze nach Göttingen an seine kritischen Freunde (Boie, Voß, die Stolberge, Cramer, Hölty, Miller u. a.). Ihre Bemerkungen wurden ihm zugesendet, und so änderte sich die Form mehrerer Stellen einige Mal. Den darüber mit Boie geführten Briefwechsel ließ Voß, mit Anmerkungen begleitet, im Morgenblatte v. 1809, Nr. 241—45 abdrucken, und der Herausgeber von Bürgers sämmtlichen Werken, Reinhard, hat ihn wieder in den 7. Band derselben aufgenommen. Neuerdings findet er sich in Bürgers Briefwechsel, herausgegeben von Strodtmann. Wo die erste Form bedeutend abweicht, haben wir sie zur Vergleichung unter unsern Text gestellt.

Endlich erschien die Ballade im Göttinger Musenalmanach von 1774, und ward von den Verehrern Bürgers und der deutschen Dichtkunst überhaupt mit Jubel, von manchen Kritikern mit Kopfschütteln aufgenommen.[1] Das Erstaunen darüber mußte um so größer sein, da noch gar nichts dergleichen vorhanden und Percy's Sammlung noch wenig bekannt war. Von den bis dahin erschienenen bewunderten Romanzen und Balladen von Gleim, Löwen, Geisler u. a. unterschied sich Lenore so, wie sich ein Dichter von einem Reimer unterscheidet. Erschiene Lenore jetzt, so würde sie vermuthlich so großes Aufsehen nicht erregen, nachdem die Schiller'schen Balladen Lieblingsstücke der Nation und würdige Nebenbuhler der Bürger'schen geworden sind; allein verloren hat Lenore durch spätere zum Theil sehr treffliche und ergreifende Balladen nichts, weder in ihrem Werthe noch in der Bewunderung, die ihr gezollt wird. Sie ist und bleibt immer noch unsere erste Ballade, wenigstens in der schauerlichen Gattung, in der sich doch auch Göthe so häufig versucht hat, wirklicher Nachahmer Bürgers gar nicht zu gedenken. „Lenore," sagt A. W. Schlegel in seiner Abhandlung über Bürgers Werke (Charakterstücke und Kritiken, Bd. 2), „würde ihm, wenn er sonst nichts gedichtet „hätte, allein die Unsterblichkeit sichern. Sie bleibt immer Bürgers „Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie der „Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute."

Man muß sich die Lage der deutschen Dichtung im Beginne der siebziger Jahre in Bezug auf das Epos vergegenwärtigen, um die Bedeutung der Lenore zu begreifen. Schon die höfische Zeit hatte den mythenhaften Kern des alten Epos nur noch in wenig Fragmenten in ihre Kunstdichtung aufgenommen; die nachfolgende, bürgerlich-volksmäßige Dichtung ließ das einst so wirksame Epos bald ganz eingehen, und gar die Opitz'sche Renaissance hatte auch nicht eine Ahnung mehr von dem im Volksepos liegenden, dichterisch-menschlichen Gehalte. Zum Vortragen taugliche epische Gedichte — von den Fabeln natürlich abgesehen — kannte die deutsche Dichtung keine mehr; wenn die Schule solche Dichtungen vortragen lassen wollte, mußte sie zur lateinischen Dichtung greifen. Doch war diese Dichtungsart bloß der Kunstdichtung verloren gegangen; das Volk, das außerhalb der gelehrten Bildung stand, sang immer noch einen Ueberrest der aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert hergebrachten Volkslieder, darunter eine ganze Anzahl historischer, von ernstem Ausgange, Mordthaten oder Moritaten, Manches neu und roh, Anderes aus dem guten alten Volksliederkern, theils historischen, theils mythischen Ursprungs. Diesen Schatz hatte soeben Herder zu heben begonnen, und seine Arbeit war durch Percy's Sammlung kräftig unterstützt worden. Nun hatten zwar

---

[1] Ein Jahr vorher waren Göthe's Götz und Werther erschienen, und in ihrer gewaltigen Wirkung läßt sich Lenore diesen Dichtungen wohl an die Seite stellen.

schon vor Bürger andere Dichter, wie Gleim, Löwen, Schiebeler sich in der Ballade versucht; sie waren aber entweder nach Wielands Vorgang in eine ironisierende Manier, oder nach einem andern Geiste der Zeit in Sentimentalität gerathen, und keiner besaß persönlich einen so feinen Sinn für das elementare Gemüthsleben, das in dieser Dichtung von jeher waltete, daß er selbständig und rein es in sich hätte aufnehmen und von neuem gestalten können. Daß Bürger es that, ist eben sein unsterbliches Verdienst.

Die Sage von der Lenore beruht auf der Vorstellung, daß die Todten, in ihrer Gruft durch die laute und schmerzliche Wehklage der überlebenden Lieben in ihrer Ruhe gestört, aus dem Grabe hervorgerufen werden; sie erscheinen den Jammernden, um sie mit sich herabzuziehen in die Kammern des Todes. Dieser Mythus findet sich in griechischen, serbischen, schwedischen und dänischen Sagen und fehlt auch dem deutschen Volksliede nicht.[2]

An einem so vollkommenen Werke lassen sich die Eigenthümlichkeiten der Gattung am besten nachweisen; denn wenig Balladen bewahren die Reinheit der Gattung so wie diese. Daß Bürgern hierbei keine Theorie, sondern Natur und Gefühl leitete, lehren andere seiner Balladen, wo er sich im Stoff ganz vergriff, und auch wohl in der Form auf Abwege gerieth. Ueber das Wesen und den Ton der Ballade hatten ihm allerdings die in Percy's Sammlung befindlichen richtige Ansichten verschafft; ebenso ein Aufsatz von Herder in den fliegenden Blättern (jetzt den Stimmen der Völker vorgedruckt); allein wir müssen desto mehr Bürgers glücklichen Takt und seinen hohen Dichterberuf bewundern, da er den Ton jener alt-englischen Balladen nicht sklavisch nachahmte, wie so manche spätere, die sich in diesen Ton gleichsam verrannt hatten, sowie andere neuere in den mittelalterlichen Minnesingerton.

Da bei der Ballade der Stoff etwas sehr wichtiges ist und einem schlechten Stoffe auch die beste Darstellung nicht aufzuhelfen vermag, so verdient die Wahl dieses Stoffes vorzügliches Lob. Er wirkt schon an und für sich poetisch, ohne Beisatz von Metrum und Reim. Der Jammer getäuschter Hoffnung und verzweifelnder Liebe rühren das menschliche Herz; die Herausforderung des Geisterreichs und die Erfüllung dieser Herausforderung machen uns schaudern; und hier sind die Schrecken des Geisterreichs nicht zwecklos da, wie in so manchen Gespenstergeschichten. Ein tiefer Sinn liegt zu Grunde, der sich in den vier letzten Zeilen ausspricht.

Wie Bürger zu seiner Lenore gelangt, das ist zwar nicht ausführlich, doch deutlich genug in dem genannten Briefwechsel erzählt. Ein Mädchen in seinem Hause, Namens Christine, hatte ihm das Märchen von der Lenore, vermuthlich plattdeutsch, erzählt, und in diesem Märchen kam der Ausruf des Reiters vor:

---

[2] Siehe oben S. 63, die Macht der Thränen.

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle.

so wie die immer wiederkehrenden Worte: „Graut Liebchen auch?“ — „Wie sollte mir grauen, ich bin ja bei dir.“ Ferner die Worte: „Wie leise wie lose rege hei den Ring!“[3] Bürger und seine Freunde glaubten, es müsse ein altes Volkslied dieses Inhalts geben, eben weil das Mädchen Verse hineingebracht hatte; sie forschten demselben jedoch vergeblich nach. Jener Schluß ist aber nicht richtig; der Umstand, daß Verse in einem Volksmärchen vorkommen, beweist nie, daß das Ganze einst aus Versen bestanden und sich erst später in Prosa aufgelöst habe. Vielmehr werden in den meisten Volksmärchen Worte, die immer wiederkehren, als Verse gegeben, wie man in Grimms Kinder- und Hausmärchen ja oft sehen kann.[4] Gewiß ist, daß die Sage von dem todten, aus dem Grabe wiederkehrenden, und die Geliebte im nächtlichen, windschnellen Ritte bei Mondenschein auf den Todtenhof mit sich führenden Bräutigam im Volke einheimisch war. Nur hat Bürger, wie es scheint selbständig, ein der Sage unbekanntes, modern-christliches Motiv hinein gebracht. In der ächten Sage geschieht die Vereinigung der Lebenden mit dem Todten zur Befriedigung eines schmerzlichen Gefühls der Trennung; bei Bürger erscheint der Geist des todten Bräutigams als Vollstrecker eines gerechten Gerichtes; sie hat Gott gelästert und büßt dafür mit schauerlichem Tode; auch nimmt der Leser oder Hörer nicht im mindesten die Empfindung mit auf den Weg, daß ihre Seele jetzt Ruhe habe.

In der Folge veröffentlichten dann Armin und Brentano im Wunderhorn, Bd. 2, S. 19 folgendes Lied:

„Es stehn die Stern am Himmel;
Es scheint der Mond so hell;
Die Todten reiten schnell.

Mach auf, mein Schatz, dein Fenster,
Laß mich zu dir hinein,
Kann nicht lang bei dir sein.

Der Hahn, der thut schon krähen,
Er singt uns an den Tag,
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weit bin ich hergeritten,
Zweihundert Meilen weit
Muß ich noch reiten heut.

Herzallerliebste meine!
Komm, setz' dich auf mein Pferd;
Der Weg ist reitenswerth.

Dort drin im Ungarlande
Hab' ich ein kleines Haus,
Da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Haide
Da ist mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut.

Laß mich nicht lang mehr warten,
Komm, Schatz, zu mir herauf,
Weit fort geht unser Lauf.

Die Sternlein thun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell.“

„Wo willst mich denn hinführen?
Ach Gott, was hast gedacht,
Wohl in der finstern Nacht?

Mit dir kann ich nicht reiten,
Dein Bettlein ist nicht breit,
Der Weg ist auch zu weit.

Allein leg du dich nieder,
Herzallerliebster, schlaf'
Bis an den jüngsten Tag.“

---

[3] S. deutscher Merkur von 1797. St. 4, Nr. VII. — [4] Der polnische Dichter Adam Mickiewitz hat den gleichen Stoff bearbeitet (Die Flucht. Aus dem Polnischen von Karl v. Blankensee. Berlin 1836) und versichert ebenfalls, daß er seine Ballade nach einem Liede gedichtet, das er einst in Litthauen polnisch singen gehört.

Dabei bemerken die Herausgeber: „Bürger hörte dieses Lied in einem Nebenzimmer.“ Hierin haben sie sich auf jeden Fall täuschen lassen, wie sie denn überhaupt von manchem bösen Neckgeiste bei ihrer Sammlung irregeleitet worden sind. Besser wäre es gewesen, sie hätten angeführt, woher das Lied komme. Die Sprache ist zwar etwas neu, der Ton im Ganzen aber doch volksmäßig.

Keineswegs die Quelle von Bürgers Lenore, wie englische Kritiker behaupteten, aber demselben Sagenkreis angehörend, ist folgende Ballade der Percy'schen Sammlung, die wir nach der Uebersetzung von Herder in den Volksliedern (VI, 8) geben:

Wilhelms Geist.

1. Da kam ein Geist zu Gretchens Thür,
Mit manchem Weh und Ach!
Und drückt am Schloß und kehrt am Schloß,
Und ächzte traurig nach.

2. Ist dies mein Vater Philipp?
Oder ist's mein Bruder Johann?
Oder ist's mein Treulieb Wilhelm,
Aus Schottland kommen an?“

3. „Ist nicht dein Vater Philipp,
Ist nicht dein Bruder Johann!
Es ist dein Treulieb Wilhelm,
Aus Schottland kommen an.

4. O Gretchen süß, o Gretchen lieb,
Ich bitt' dich, sprich zu mir:
Gieb, Gretchen, mir mein Wort und Treu (zurück),
Das ich gegeben dir.“

5. „Dein Wort und Treu geb' ich dir nicht,
Geb's nimmer wieder dir,
Bis du in meine Kammer kommst,
Mit Liebeskuß zu mir.“

6. „Wenn ich soll kommen in deine Kammer,
Ich bin kein Erdenmann,
Und küss' ich deinen Rosenmund,
So küss' ich Tod dir an.

7. O Gretchen süß, o Gretchen lieb,
Ich bitt' dich, sprich zu mir:
Gieb, Gretchen, mir mein Wort und Treu,
Das ich gegeben dir.“

8. „Dein Wort und Treu geb' ich dir nicht,
Geb's nimmer wieder dir,
Bis du mich führst zum Kirchhof hin,
Mit Bräut'gamsring dafür.“

9. „Und auf dem Kirchhof lieg' ich schon,
Fernweg, hinüber dem Meer!
Es ist mein Geist nur, Gretchen,
Der hier kommt zu dir her.“

10. Ausstreckt sie ihre Lilienhand,
Streckt eilig sie ihm zu.
„Da nimm dein Treuwort, Wilhelm,
Und geh und geh zur Ruh.“

11. Nun hat sie geworfen die Kleider an,
Ein Stück hinunter das Knie,
Und all die lange Winternacht
Gieng nach dem Geiste sie.

12. „Ist Raum noch, Wilhelm, dir zu Haupt,
Oder Raum zu Füßen dir?
Oder Raum noch, Wilhelm, dir zur Seit',
Daß ein ich schlüpf' zu dir?“

13. „Kein Raum ist, Gretchen, mir zu Haupt,
Zu Füßen und überall,
Kein Raum zur Seit' mir, Gretchen,
Mein Sarg ist eng und schmal.

14. Da kräht der Hahn, da schlug die Uhr!
Da brach der Morgen für.
Ist Zeit, ist Zeit nun, Gretchen,
Zu scheiden weg von dir!“

15. Nicht mehr der Geist zu Gretchen sprach,
Und ächzend tief darein,
Schwand er in Nacht und Nebel hin,
Und ließ sie stehn allein.

16. „O bleib, mein Ein Treulieber, bleib,
Dein Gretchen ruft dir nach!“
Die Wange blaß, ersank ihr Leib,
Und sanft ihr Auge brach.

In den Sagenkreis unserer Lenore gehört übrigens auch die herrliche altdänische Ballade vom **Ritter Aage** und **Jungfrau Else**. Sie befindet sich in den altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen, übersetzt von W. C. Grimm, Heidelberg 1811, und in Oehlenschlägers Axel und Walburg. Ritter Aage hat im Grabe keine Ruhe, weil Else ihn zu sehr betrauert; er kommt als Geist mit dem Sarge zu ihr und bittet sie, sich zu trösten.

1. Das war der Ritter, Herr Aage, der ritt zur Insel weit,
Verlobte sich Jungfrau Else, so eine schöne Maid,
Verlobte sich Jungfrau Else mit rothem Golde werth;
Darnach am Monatstage lag er in schwarzer Erd.

2. Da war der Jungfrau Else ihr Herz von Sorgen wund;
Das hörte der Ritter, Herr Aage, tief unter schwarzem Grund.
Da nahm der Ritter, Herr Aage, den Sarg von seinem Rück,
Schwankte zu ihrem Kämmerlein, ihm selbst ein schwer Geschick.

3. Er kloft an die Thür mit dem Sarge, weil er keine Haut hatt' an:
„Höre du Jungfrau Else, thu' auf deinem Bräutigam!"
Da sprach die Jungfrau Else: „Ich schließ meine Thür nicht auf,
Bis du kannst Jesu Namen nennen, wie du gekonnt sonst auch."

4. „Jedesmal, daß du dich freuest und dir dein Muth ist froh,
Da ist mein Sarg gefüllet mit Rosenblättern roth,
Jedesmal du bist voll Sorgen und dir ist schwer dein Muth,
Da ist mein Sarg gefüllet ganz mit geronnenem Blut.

5. Es kräht der Hahn, der rothe, da will ich fort in's Grab,
In's Grab müssen alle Todten, da folg ich mit hinab;
Schaue du zu dem Himmel und zu den Sternlein auf,
Da kannst du schauen, wie sachte die Nacht wird ziehen herauf."

6. Das war die Jungfrau Else, die schaute die Sternlein an,
In's Grab versank der Todte, gar nimmer sie ihn sah.
Heim ging die Jungfrau Else, ihr Herz von Sorgen wund,
Darnach am Monatstage lag sie in schwarzem Grund.

Wir theilen endlich noch eine Bearbeitung dieser Sage von August **Kopisch** in „Allerlei Geister" mit:

In Liebe kein Todesgrauen.

1. „Ich halte Wort, ich komm zu Nacht;
Wie schwer ich sank in blut'ger Schlacht!" —
Wie heiß sie ihn umschließt,
Wie sie in Thränen fließt! —
„Margrethe, graut dir nicht!"
„„Wie soll mir grau'n, bin ich bei dir,
Bin ich bei dir und du bei mir?!"" —

2. „Komm mit!" — „„Ich komm!"" — „Mein Roß ist grau;
Doch streift's mit uns den lichten Thau!
Wie scheint der Mond so hell,
Wie jaget Tod so schnell!
„Margrethe, graut dir nicht?" —
„„Wie soll mir grau'n? Ich bin bei dir,
Ich bin bei dir und du bei mir!""

3. „Vorüber fliegt manch lieber Ort;
Wie fröhlich waren einst wir dort!
Wie scheint der Mond so hell,
Wie jaget Tod so schnell! —
„Margrethe, graut dir nicht?“
„„Wie soll mir grau'n? Ich bin bei dir,
Ich bin bei dir und du bei mir!““ —

4. Da weht's entgegen kalt wie Eis:
Margrethe wird wie Schnee so weiß!
Die Erde weicht hinein,
Weg flieht des Lichtes Schein.
„Margrethe, graut dir nicht?“ —
Da hängt sie stumm an seinem Mund,
Und über ihnen schließt der Grund.

So viel vom Stoff der Lenore.[5] Glücklicherweise gerieth ein Dichter über denselben, der gleichsam dazu geschaffen war, ihn in Reim und Maß darzustellen. Bürger hat an sein Märchen auf jeden Fall viel hinzugethan; die Wechselreden zwischen Mutter und Tochter z. B. sind ganz sein Werk. Aber überhaupt die Anordnung und der Ton des Ganzen kann nicht genug gelobt werden. Das Ganze theilt sich in zwei große Massen, und bei jeder dieser Massen wird zuerst unser Herz zu freundlicher Theilnahme erregt, dann mit dem höchsten Schauder angefüllt. Die vordere Masse schildert zuerst den friedlich heimkehrenden Heereszug. Mit wie weniger Zurüstung ist hier der Jubel geschildert, und welch ein freundliches Bild erweckt Alles in unserer Seele! Darauf aber der Schmerz Lenorens, der sich zum Jammer, zur Wuth, zur Verzweiflung steigert. Das Gespräch zwischen Mutter und Tochter ist nicht kurz, und von Anfang an herrscht in demselben der Ton des höchsten Schmerzes, so wie in der Mutter der der tröstenden und warnenden Angst. Aber in Beider Reden, wie steigert sich die Leidenschaft und die Angst immer mehr und mehr, ohne daß wir von Uebertreibung reden könnten. Hierauf die zweite Masse. Wilhelm erscheint. Zuerst wieder der rührende Empfang, das Aussprechen der innigen Liebe; das ganze Gespräch bewegt uns mehr zur innigen Theilnahme als zur Furcht; aber wir ahnen, was kommen wird. Jetzt nun der Ritt zur Entscheidung, und so wie die Schnelligkeit dieses Rittes immer entsetzlicher wird, so werden auch die Scenen immer grauser, Lenorens und unsere eigenen Ahnungen und Bangigkeiten immer furchtbarer, bis endlich die Entscheidung gräßlich und plötzlich hereinbricht. Auch hier ist immer

[5] Der ganze Kreis solcher Sagen, in denen der abgeschiedene Geliebte mit dem überlebenden Theil sich wieder zu vereinigen strebt, der Todte nicht ruhen, der Lebende nicht leben kann, findet sich vorgeführt in W. Wackernagels Programm: Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore, wieder abgedruckt in den altdeutschen Blättern von Haupt und Hoffmann und in Wackernagels gesammelten Schriften, und in Vilmars Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes, S. 144 ff.

zu Anfang verständig gespart, damit zu Ende etwas übrig bleibt. Trotz dem, daß hier alles gespenstisch und furchtbar ist, stellt sich doch alles deutlich und bestimmt dar, und nirgends stoßen wir auf mystische Verworrenheit. Auf der andern Seite sind die Erscheinungen nur in Umrissen gegeben; denn sie sollen uns stillen Schauer einjagen, aber nicht körperliches Entsetzen erregen. Das Wunderbarste dabei ist, daß der Leser und Hörer mit Lenoren in gleichem Falle sich befindet, und auch nicht weiß, ob er es mit Geistern oder mit Menschen zu thun hat.

Alle Züge in diesen Scenen, oft nur ganz kurze Andeutungen, sind bedeutend. Lenorens Rabenhaar; der Rappe des Reiters; sein klirrender Sporn; ihr Leichtsinn und sein eigener wilder, frevelnder Ton — welche Meisterzüge! — Erzählt wird fast gar nichts; alles besteht in Wechselreden oder Schilderungen, und die Worte: *er sprach*, *sie entgegnete*, kommen in der ganzen Ballade nicht vor. Dies leidenschaftliche Drängen zur Entscheidung, diese Vergegenwärtigung der Handlung, dieses dramatische Leben in der Schilderung ist eben das Wesentliche der Ballade.

Die häufig vorkommenden hopp hopp hopp — hurre hurre u. s. w. haben oft Anstoß gegeben. Werden sie beim Vortrage — und zum Vortrage sind Bürgers Balladen durchaus gemacht — ungeschickt und plump herausgestoßen, so fallen sie in's Lächerliche; richtig angewandt vermehren sie den Eindruck. Die sonst vorkommenden Alliterationen und Anklänge anderer Art sind durchaus volksmäßig und es kann dem Dichter nie zum Vorwurf gereichen, daß er nicht nur als Dichter wirken will, sondern auch als Sänger; daß er nicht nur seinen Gegenstand darstellt, sondern die Sprache durch sich selbst wirken läßt.

---

2. Der Raubgraf.

(1773.)

1. Es liegt nicht weit von hier ein Land,
Da reist' ich einst hindurch;
Am Weg auf hohem Felsen stand
Vor Alters eine Burg.
Die alten Rudera[1] davon
Wies mir der Schwager[2] Postillon.

---

[1] Dieses lateinische Wort (rudus) entspricht zwar ganz unserm deutschen *Trümmer* (Einzahl Trumm); giebt aber immer die Nebenauffassung des Komischen oder Verächtlichen und ist somit hier ganz an seiner Stelle. — [2] *Schwager* als Anrede des Postillons soll von bayrisch *die Schwaig*, der Viehof, davon *Schwaiger*, Eigenthümer oder Pächter einer Schwaig, stammen. Die Thurn- und Taxis'sche Post habe ihre Pferdeknechte meist aus dem bayrischen Gebirge genommen, die von Haus aus mundartlich sich

2. „Mein Herr,“ begann der Schwager Matz[3]
Mit heimlichem Gesicht,
„Wär' mir beschert dort jener Schatz,
Führ' ich den Herrn wohl nicht.
Mein Seel', den König fragt' ich gleich:
Wie theuer, Herr, sein Königreich?

3. Wohl manchem wässerte der Mund,
Doch mancher ward geprellt;
Denn, Herr, Gott sei bei uns! ein Hund
Bewacht das schöne Geld,
Ein schwarzer Hund, die Zähne bloß,
Mit Feueraugen, tellersgroß!

4. Nur immer alle sieben Jahr
Läßt sich ein Flämmchen sehn;
Dann mag ein Bock, kohlschwarz von Haar,
Die Hebung wohl bestehn.[4]
Um zwölf Uhr in Walpurgis-Nacht[5]
Wird der dem Unhold dargebracht.

5. Doch merk' eins nur des Bösen List!
Wo noch zum Unglück
Am Bock ein weißes Härchen ist,
Alsdann: Ade, Genick!
Den Kniff hat mancher nicht bedacht,
Und sich um Leib und Seel' gebracht.

6. Für meinen Part, mit großen Herrn
Und Meister Urian[6]
Aeß' ich wohl keine Kirschen gern,
Man läuft verdammt oft an.
Sie werfen einem, wie man spricht,
Gern Stiel und Stein in's Angesicht.

Schwaiger nannten und diesen Namen mit Anlehnung an Schwager und unter vollständigem Verluste der alten Bedeutung fortführten. — [3] Matz ist die Abkürzung von Matthäus oder Matthias, wie Fritz, Renz (Reinhard), Lenz (Leonhard), Götz (Gottfried oder Gottlieb). — [4] Alles hier Gesagte ist völlig im Volksglauben begründet. Der Teufel hütet in der Gestalt eines Hundes (Höllenhund) verborgene Schätze; diese können nur alle sieben oder alle hundert Jahre gehoben werden und zwar muß in der Regel ein schwarzes Thier geopfert werden. Hebung des Schatzes sagt man, weil dieser sich in der Tiefe birgt, gewöhnlich in einem Kessel, auf welchem der teuflische Wächter als Hund oder Drache liegt. Wer sich nun des Schatzes bemächtigen will, muß machen, daß dieser sich hebt, d. h., gegen die Oberfläche der Erde rücke. Zur bestimmten Zeit steht er dann oben und ist seiner Erlösung gewärtig, aber unter irgend einer Bedingung, welche der Suchende wissen muß. — [5] Die erste Mainacht, eine der Nächte, worin die Hexen sich versammeln, die in der Umgegend des Harzes bekanntlich auf dem Blocksberg. — [6] Hier natürlich der Satan, so wie in Str. 14. Ueber das Wort siehe unten bei Claudius, Urians Reise um die Welt.

7. Drum rath' ich immer: lieber Christ,
Laß dich mit keinem ein!
Wenn der Kontrakt geschlossen ist,
Bricht man dir Hals und Bein.
Trotz allen Klauseln, glaube du,
Macht jeder dir ein X für U.[7]

8. Goldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern frei'n,
Und Schätze graben, segnet nie,
Wird manchen noch gereu'n.
Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau,
Arbeite brav und leb' genau!

9. Ein alter Graf, fuhr Schwager Matz
Nach seiner Weise fort,
Vergrub zu Olims Zeit[8] den Schatz
In seinem Keller dort.
Der Graf, mein Herr, hieß Graf von Rips,
Ein Kraut wie Käsebier und Lips.[9]

10. Der streifte durch das ganze Land
Mit Wagen, Roß und Mann,
Und wo er was zu kapern fand,
Da macht' er frisch sich dran.
Wips! hatt' er's weg, wips! gieng er durch,
Und schleppt' es heim auf seine Burg.

11. Und wann er erst zu Loche[10] saß,
So schlug mein Graf von Rips —
Denn hier that ihm kein Teufel was —
Gar höhnisch seinen Schnips.[11]
Sein allverfluchtes Felsennest
War, wie der Königstein,[12] so fest.

12. So übt' er nun gar lang und oft
Viel Bubenstückchen aus,
Und fiel den Nachbarn unverhofft
In Hof und Stall und Haus.

---

[7] Nämlich Satan und große Herren. Der Sinn der Redensart: Jemanden ein X für ein U machen, ist bekannt. Eigentlich sollte man sagen: Eine zehn für eine fünf; denn X und U (V) sind hier die Zahlzeichen. Der schlaue Schuldherr setzt in dem Kontrakt, den der Schuldner unterschreibt, eine V, macht aber später eine X daraus, denn X ist ja nur die doppelte V. — [8] Eine in Norddeutschland sehr gewöhnliche Bezeichnung des längstvergangenen Zeitalters. — [9] Zwei berüchtigte Straßenräuber, die im vorigen Jahrhundert in Sachsen ihr Wesen trieben. — [10] Man sagt dies eigentlich vom Fuchse; denn Loch ist Höhle, Schlupfwinkel des Wildes. — [11] Gewöhnlich: ein Schnippchen schlagen. In Franken sagt man dafür schnalzen, in Schwaben knellen, in der Schweiz klepfen. — [12] Eine bekannte Bergfeste im Königreich Sachsen, die für unüberwindlich gilt.

Allein der Krug geht, wie man spricht,
So lang zum Wasser, bis er bricht.

13. Das Ding verdroß den Magistrat
Im nächsten Städtchen sehr;
Drum rieth der längst auf klugen Rath[13]
Bedächtlich hin und her,
Und rieth und rieth, — doch weiß man wohl! —
Die Herren riethen sich halb toll.

14. Da nun begab sich's, daß einsmals,
Ob vielem Teufelsspaß,
Ein Lumpenherchen auf den Hals[14]
In Kett' und Banden saß.
Schon wetzte Meister Urian
Auf diesen Braten seinen Zahn.

15. Dies Herchen sprach: „Hört, laßt mich frei,
So schaff' ich ihn herein!" —
„Wohl, sprach ein edler Rath, es sei!"
Und gab ihr obendrein
Ein eisern[15] Privilegium,
Zu heren frank und frei herum.

16. Ein närr'scher Handel! Unsereins
Thät nichts auf solchen Kauf;[16]
Doch Satans Reich ist selten eins
Und reibt sich selber auf.
Für diesmal spielt die Lügenbrut
Ihr Stückchen ehrlich und auch gut.

17. Sie kroch als Kröt' auf's Räuberschloß
Mit losem, leisem Tritt,
Verwandelte sich in das Roß,
Das Rips gewöhnlich ritt,
Und als der Schloßhahn krähte früh,
Bestieg der Graf gesattelt sie.

---

[13] Der Satz: Doch weiß man wohl! darf nicht etwa auf den folgenden so bezogen werden, als sollte es heißen: Man weiß wohl, daß die Herren sich halb toll riethen. Es ist vielmehr ein abgebrochener Satz. Matz will sagen: Man weiß wohl, wie es auf dem Rathhause hergeht. Der Ausdruck: Er rieth auf klugen Rath hat etwas sehr Komisches; sonst sagt man bekanntlich: auf guten Rath sinnen. — [14] Auf den Tod, d. h. angeklagt auf den Tod. — [15] d. h. ein Privilegium, das nie zurückgenommen werden kann; juristischer Ausdruck. — [16] Aechter Fuhrmannswitz Hat der Lohnkutscher mit dem Reisenden seinen Kauf, d. h. Vertrag, geschlossen, so thut er etwas drauf, d. h. er giebt dem Reisenden ein Stück Geld als Pfand, daß er sein Wort halten werde. Hier also hat der Magistrat etwas auf den sonderbaren Kauf mit der Here gethan.

18. Sie aber trug, trotz Gert und Sporn,
So sehr er hieb und trat,
Ihn über Stock und Stein und Dorn
Gerades Wegs zur Stadt.
Früh, als das Thor ward aufgethan,
Sieh da! kam unser Herlein an.

19. Mit Kratzfuß und mit Reverenz
Naht höhnisch alle Welt:
„Willkommen hier, Ihr' Exzellenz!
Quartier ist schon bestellt!
Du hast uns lange satt geknufft,[17]
Man wird dich wieder knuffen, Schuft!“

20. Dem Schnapphahn ward, wie sich's gebührt,
Bald der Prozeß gemacht,
Und drauf, als man ihn condemniert,
Ein Käfig ausgedacht.
Da ward mein Rips hineingesperrt
Und wie ein Murmelthier genärrt.

21. Und als ihn hungern thät, da schnitt
Der Knips[18] mit Höllenqual
Vom eignen Leib ihm Glied für Glied
Und briet es ihm zum Mahl.
Als jeglich Glied verzehret war,
Briet er ihm seinen Magen gar.

22. So schmaußt er sich denn selber auf
Bis auf den letzten Stumpf,
Und endigte den Lebenslauf
Den Nachbarn zum Triumph.
Das Eisenbaur, worin er lag,
Wird aufbewahrt bis diesen Tag.

23. Mein Herr, fällt mir der Käfig ein,
So denk' ich oft bei mir:
Er dürfte noch zu brauchen sein
Und weiß der Herr, wofür? —
Für die französ'schen Raubmarquis,[19]
Die man zur Ferme kommen ließ.“ —

---

[17] Knuffeln, knuffen bed. eigentlich durchprügeln. — [18] In den Harzgegenden der Name des Zuchtmeisters, auch wohl des Henkers. — [19] Zu des Dichters Zeit verpachteten viele deutsche Fürsten ihre Domänen, ihre Einkünfte und Zölle an französische Finanzmänner, die dann auf ihr eignes Bestes sahen. Spottend braucht Matz hier das französische Wort Ferme, d. h. Pacht. Ein solcher Raubmarquis, der bei der Tabaksregie, wie sie Friedrich der Große eingerichtet hatte, angestellt ist, erscheint denn nun in der letzten Strophe.

24. Als Matz kaum ausgeperoriert,
Sieh' da! kam querfeldan
Ein Sans Façon dahertrottiert
Und hielt den Wagen an,
Und visitierte Pack für Pack
Nach ungestempeltem Tabak.

2. Der Raubgraf.

Zwischen dem Entwurf zur Lenore und dem Raubgrafen liegt noch der Jungfernraub oder die Prinzessin Europa, ein Werk, das dem Dichter weder in Hinsicht der Wahl des Stoffes noch der etwas pöbelhaften Behandlung Ehre machte und billig vergessen wird. Zum Raubgrafen [1] gab ohne Zweifel eine im Geburtslande des Dichters allgemein bekannte Sage Anlaß.

Eine halbe Stunde von Blankenburg am Harze liegt der Reinstein oder Regenstein, vor alten Zeiten ein ganz in Felsen gearbeitetes Raubschloß, auf dessen Ruinen später die Preußen eine Feste anlegten. Zeiller in seiner Topographie von Niedersachsen sagt davon: „In einem Anno 1649 von einem hohen Orte uns zugekommenen Berichte stehet also: der alte Reinstein ist von unterst bis zu oberst in und durch einen Felsen gehauen; der Fels an sich liegt auf einer sandigen Ebene, sehr mächtig hoch, voller überaus hohen Spitzen, welches nicht anders von fernen als eine Stadt voller Kirchspitzen anzusehen ist."

Die alten Grafen von Reinstein waren berüchtigte Räuber, welche alle Städte der Umgegend in Unruhe setzten, und von Chronikenschreibern, z. B. Spangenberg, immer mit dem Ehrentitel Schnapphahnen beehrt werden. Besonders hatte Quedlinburg viel von ihnen zu leiden, rächte sich aber an dem Grafen Albrecht im Jahr 1336; denn die Quedlinburger nahmen ihn gefangen, und steckten ihn in einen bretternen Käfig bei Brot und Wasser, würden ihn auch bis an seinen Tod so gehalten haben, wenn nicht der Kaiser seine Auslieferung gefordert hätte. Auf dem Rathhause zu Quedlinburg zeigt man noch jenen Käfig, einem Schweinstalle nicht unähnlich; ferner des Grafen ungeheure Armbrust, seine übrigen Waffen und andere Beute, dabei ein Täfelchen, worauf geschrieben stehet: „Im Jahr nach Christi Geburt Anno 1336 den Tag vor Kilian ist die Victoria mit den Herrn Grafen von Reinstein bei Gerstorff geschehen und derselbe uff dem Moher gefangen worden." Die verschiedenen Glieder der Familie sollen sich des Nachts durch Leuchten Zeichen gegeben und auf den Straßen Stricke gespannt haben. Wenn nun Menschen und Vieh

---

[1] Er erschien zuerst in Vossens Musenalmanach auf das J. 1776; die spätern Veränderungen sind unbedeutend.

vorüber giengen und an diese Stricke stießen, so wurden dadurch die Glocken und Schellen in verschiedenen Schlössern gerührt; die Ritter fielen heraus und nahmen alles weg.

Auf jeden Fall ist unser Dichter in seiner Jugend oft in Quedlinburg gewesen, und hat alle jene Merkwürdigkeiten selbst gesehen. Eben so müssen schon frühe viele Sagen von dem Reinstein umhergegangen sein. So sagt Zeiller: „Unter der Capell ist noch eine alte Gruft. voller zusammengelegter Steine; wann man deren etliche herauslangt und überseits legt und nur ein wenig davon geht, findet man sie sobald wieder an vorigem Orte liegen. Man sagt auch für gewiß, daß zuweilen und sonderlich um die Mittagsstunde auff diesem Hause ein Schall vieler Schellen oder als ein Gehämmer vieler Schmiede gehört worden." So findet sich auch vermuthlich die Sage vom vergrabenen Schatze; die in's Roß verwandelte Hexe hat Bürger wohl aus andern Sagen hineingebracht.

Unsere Ballade erinnert an eine andere Dichtungsart, an die Idylle. Die ganze Darstellung hat übrigens sehr gut gerathene, vertrauliche Mimik, und man sieht, was Bürger in dieser Dichtungsart hätte leisten können, wenn er sich auf die reine Idylle hätte legen wollen. Der Idylle gemäß ist nicht nur die Einkleidung, sondern auch die satyrische Wendung am Ende. Offenbar vergleicht der Dichter die neueren privilegierten Raubvögel, nämlich Douaniers, Zollbeamte, Domänenpächter u. s. w. den alten Schnapphahnen, und so ist das Gedicht gar nicht reine Darstellung der That und Begebenheit, sondern greift in unsere Welt und in unsere Zeit herüber.

---

3. Die Weiber von Weinsberg.

(1774.)

1. Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen,
Soll haben, fromm und klug gewiegt,[1]
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg frei'n.

2. Einsmals der Kaiser Konrad war
Dem guten Städtlein böse,
Und rückt' heran mit Kriegesschaar
Und Reisigengetöse,

[1] Nur die Satzzeichnung lehrt hier, was der Dichter sagen will. Das Verbum ist haben: Weinsberg soll viel Weiberchen und Mädchen haben, die fromm und klug gewiegt sind. Letzteres ist nun ein scherzhafter Seitenhieb auf Basedow, welcher gegen das Wiegen der Kinder predigte und behauptete, es mache die Kinder dumm und störrisch.

Umlagert es mit Roß und Mann,
Und schoß und rannte drauf und dran.

3. Und als das Städtlein widerstand,
Trotz allen seinen Nöthen,
Da ließ er, hoch von Grimm entbrannt,
Den Herold 'nein trompeten:
Ihr Schurken, komm' ich 'nein, so wißt,
Soll hängen, was die Wand bepißt.[2]

4. Drob als er den Avis[3] also
Hinein trompeten lassen,
Gab's lauter Zetermordio,
Zu Haus und auf den Gassen.
Das Brod war theuer in der Stadt;
Doch theurer noch war guter Rath.

5. „O weh mir armen Korydon![4]
O weh mir! — Die Pastores
Schrie'n: Kyrie Eleison![5]
Wir gehn, wir gehn kapores!
O weh mir armen Koridon!
Es juckt mir an der Kehle schon."

6. Doch wann's Matthä' am letzten ist,
Trotz Rathen, Thun und Beten,
So rettet oft noch Weiberlist
Aus Aengsten und aus Nöthen.
Denn Pfaffentrug und Weiberlist
Geht über alles, wie ihr wißt.

7. Ein junges Weibchen lobesan,[6]
Seit gestern erst getrauet,
Giebt einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet;

---

[2] Eine Redensart, die mehrmals in der Bibel vorkommt; zuerst 1. Sam. 25, 22, wo David von Nabal sagt: Gott thue dies und noch mehr den Feinden Davids, wo ich diesem bis an lichtmorgen überlasse einen, der an die Wand pisset, aus allem, das er hat. Dann 1. Kön. 21, 21. 1. Kön. 14, 10. 2. Kön. 9, 8. Dadurch aber ist der Gebrauch, den Bürger hier davon macht, durchaus nicht entschuldigt; bei dem Hebräer war es vermuthlich ein Sprichwort, und er fand nichts Gemeines darin; so wenig als der Sachse Gemeines darin findet, wenn er von ärschlings gehen redet; bei Bürger wird jener Ausdruck durchaus zum gemeinen. Uebrigens hat er die Redensart ganz falsch angewandt; denn aus den biblischen Stellen geht hervor, daß die Knechte und Sklaven gemeint sind, Bürger aber versteht nur Personen männlichen Geschlechts darunter. — [3] Nachricht, Vorausverkündigung dessen, was kommen wird; aus dem Italienischen avviso. — [4] Ein Name, der zu des Dichters Zeiten noch stark in den Schäfergedichten und zärtlichen Liedern, nebst den Alexis, Damöt, Damon u. s. w. vorkam. — [5] Der Herr erbarme sich! Anfang der alten Buß-litanei. — [6] Eigentlich lobesam, d. i. preiswürdig, ruhmwürdig. Kommt

Den ihr, sofern ihr anders wollt,
Belachen und beklatschen sollt.

8. Zur Zeit der stillen Mitternacht
Die schönste Ambassade
Von Weibern sich in's Lager macht,
Und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt sanft, sie bettelt süß,
Erhält doch aber nichts, als dies:

9. Die Weiber sollten Abzug han,
Mit ihren besten Schätzen,
Was übrig bliebe, wollte man
Zerhauen und zerfetzen."
Mit der Capitulation
Schleicht die Gesandtschaft trüb davon.

10. Drauf, als der Morgen bricht hervor,
Gebt Achtung! Was geschiehet?
Es öffnet sich das nächste Thor,
Und jedes Weibchen ziehet,
Mit ihrem Männchen schwer im Sack,
So wahr ich lebe, huckepack. — [7]

11. Manch Hofschranz suchte zwar sofort
Das Kniffchen zu vereiteln;
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht dreh'n und deuteln.
Ha bravo!" rief er, „bravo so!
Meint' unsre Frau es auch nur so!" [8]

12. Er gab Pardon und ein Bankett,
Den Weibern zu gefallen.
Da ward gegeigt, da ward trompet't,
Und durchgetanzt mit allen,
Wie mit der Burgemeisterin,
So mit der Besenbinderin.

13. Ei! sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
Ist gar ein wackres Städtchen.
Hat, treu und fromm und gut gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muß, kommt mir das Freien ein,
Fürwahr! muß eins aus Weinsberg frei'n.

---

nur noch bei volksmäßigen Dichtern vor. (Uhlands schwäbische Kunde.) — [7] Auf den Rücken hängend zum Tragen, aus niederdeutsch Huckebak, d. h. hucke (hock) auf den Rücken! eine Imperativformel. — [8] Wünschender Ausruf: Wenn es meine Frau nur auch so gut mit mir meinte!

3. Die Weiber von Weinsberg.

Der Ton des Bänkelsängers, den er in dem Jungfernraube angestimmt hatte, gefiel dem Dichter so sehr, daß er ihn auf einen Gegenstand übertrug, der wohl eine ernstere Behandlung verdient hätte. Doch hat sich Bürger hier nicht in solche Gemeinheiten vertieft, wie dort, wozu freilich die Sache selbst gar keine Veranlassung giebt; auch ist der Ton eines Volksdichters recht glücklich getroffen und treu durchgeführt.

Daß der Stoff aus alten Chroniken genommen, sagt der Dichter in der Vorrede zur ersten Auflage der Gedichte selbst. Zur Vergleichung stehe die Geschichte hier aus Tritheims Annalen des Klosters Hirsau, wo unter dem Jahre 1140 erzählt wird:

„Heinrich der Stolze,[1] Herzog von Bayern und Sachsen, niedergedrückt von Krankheit, Alter und Kummer über sein Unglück, starb und wurde in dem von Kaiser Lothar gestifteten Kloster Königslautern bei seinem Schwiegervater begraben. Das Herzogthum Sachsen erhielt der Markgraf Albert von Salzwedel, ganz gegen die Wünsche der Sachsen. Nach Herzog Heinrichs Tode brachte sein Bruder Welf, Herzog in Bayern, welcher König Konrads Glück schwer ertrug und des Verlustes gedachte, den er in dem gelieferten Treffen[2] davongetragen, ein frisches Heer zusammen und bedrohte den König mit einer neuen Fehde. Beim Dorfe Ellenhofen,[3] unfern Weinsberg, kam es zu einem Treffen, worin viele Menschen umkamen und Konrad wiederum Sieger blieb. Dennoch verharrte Herzog Welf, so lange er lebte, in seinem Auflehnen gegen König Konrad und kämpfte nach allen Kräften für Rogers[4] Partei. Einige sagen, Welf sei in diesem Kriege umgekommen und der König habe den Markgrafen Leopold von Oesterreich mit dem Herzogthum Bayern belehnt, welches erst Kaiser Friedrich den rechtmäßigen Erben zurückgab. Nach dem Treffen bei Ellenhofen und dem Siege über Herzog Welf belagerte König Konrad des Herzogs Schloß und Stadt Weinsberg,[5] und sie mußten sich ergeben unter den Bedingungen, welche Könige gewöhnlich bei bezwungenen Rebellen festsetzten, und nach denen sie Leben und Gut verloren. Außer den Kindern und Knaben sollte alles, was in der Stadt männlichen Geschlechtes wäre,[6] dem Tode oder der Gefangenschaft ver-

---

[1] Der Schwiegersohn Kaiser Lothars. Er widersetzte sich nach Lothars Tode der Wahl Konrads III. von Hohenstaufen und ward deßhalb in die Acht erklärt. St. 1139 zu Quedlinburg. — [2] Bei Neresheim. — [3] Die meisten andern Chroniken sagen: bei Weiblingen. Aus diesem Treffen soll der Name Guelfen und Gibellinen stammen, denn das Kriegsgeschrei der Bayern war: Hie Welf; das der Kaiserlichen: Hie Weiblingen (Wiblingen). — [4] Ein Feind Konrads, der sich Neapels und Siziliens bemächtigt hatte. — [5] Weinsberg liegt einige Stunden von Heilbronn an der Sulm. Der Berg, auf welchem das Schloß stand, heißt noch jetzt Weibertreue; wohl der beste Beweis für die Wahrheit der Sache. — [6] Bürgers: Wer die Wand bepißt.

fallen sein. Den Weibern und Kindern sollte freier Abzug gestattet sein, jedoch ohne etwas mitzunehmen.

„Die Weiber nun hielten Rath unter sich, und flehten knieend des Königs Gnade an, sie doch nicht leer und bloß aus der Stadt zu treiben, sondern jeder zu erlauben, von dem Ihrigen so viel mitzunehmen, als sie auf den Schultern tragen könne. Der König bewilligte diese Bitte. Sie aber verschmähten männlichen Sinnes allen Schmuck und alle Güter, jede nahm ihren Mann auf den Rücken und trug ihn aus der Stadt mitten durch das feindliche Lager. Da nun des Königs Bruder, Herzog Friedrich von Schwaben, ihn angieng, er solle doch dergleichen nicht erlauben, so antwortete der Kaiser: Es ziemt sich nicht, ein Königswort zurückzunehmen.[7] Er freute sich über den listigen Anschlag der Weiber, und verzieh den Männern."

Bodinus in seinem Methodus histor. erzählt, dem kranken Lorenzo von Medicis habe diese That, als er sie gelesen, so wohl gefallen, daß er von seiner schweren Krankheit genesen.

Die Wahrheit der Geschichte ist früher oft angegriffen worden, und zwar besonders aus dem Grunde, daß Tritheim, der zur Zeit Maximilians I. lebte, es zuerst erzähle. Allein dies ist gar nicht wahr, denn es erzählt sie schon eine gleichzeitige Cöllner-Chronik, die unter dem Namen Chronographus S. Pantaleonis bekannt ist.

Aehnliche Treue der Weiber wird auch von andern Orten erzählt. So von Cremona, als Kaiser Friedrich der Rothbart die Stadt belagerte; von der Gräfin von Dohna, als der Markgraf von Meißen 1402 die Burg eroberte; von der Frau des Staupitz von Reichenstein, als Friedrich der Streitbare Schloß Kriebstein 1415 belagerte; ferner von der Frau von Rosenegg, als die Eidgenossen das Schloß Blumeneck 1499 einnahmen (Stettlers Chronik Thl. 1, Bl. 344); endlich von Ursala von Homberg, welche den Hermann von Rhynegg aus der belagerten Burg Auenstein 1389 davon trug. Eine ganze Menge ähnlicher Sagen nennt Oesterley in seiner Ausgabe von Kirchhofs Wendunmuth VI, 242.

In neuerer Zeit haben sich übrigens nicht zu weit von Weinsberg, nämlich zu Schorndorf, die Weiber ebenfalls berühmt gemacht. Der Franzosengeneral Melac belagerte 1688 die Stadt und forderte zur Uebergabe auf. Der Magistrat wollte schon kapitulieren, da widersetzten sich die Weiber, und zwar mit bewaffneter Hand. Die Stadt gieng nicht über und wurde bald darauf entsetzt.

---

[7] Non decet regis immutare sermonem: Ein Kaiserwort darf man nicht dreh'n noch deuteln. Sattler in seiner topographischen Geschichte Würtembergs sagt: Diese Treue soll nun dem Kaiser so wohl gefallen haben, daß auch einer, der ihm beibringen wollte, als ob er sein Wort auf diese Weise nicht zu halten schuldig wäre, eine Maulschelle davon getragen. Woher er dies hat, weiß ich nicht. Hätte Bürger diese Nachricht gekannt, so würde er die Maulschelle vermuthlich auch mit in sein Gedicht gebracht haben.

Die Treue der Weinsberger Weiber ist schon von mehrern Dichtern besungen worden; lateinisch unter andern von dem berühmten Meibom (Guelfus redivivus). Eine ältere deutsche Bearbeitung findet man in Erlachs Volksliedern Thl. III, S. 391. In neuerer Zeit hat K. Geib den Stoff wieder bearbeitet.

---

4. Das Lied vom braven Manne.

(1776.)

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths[1] sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

2. Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland[2] trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.[3]
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;[4]
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;[5]
Des Landes Heerstrom[6] wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

---

[1] Muth hier in der alten Bedeutung für Gesinnung (davon Gemüth); nicht die muthige That will der Dichter besingen, sondern die hohe Gesinnung. — [2] Hier Italien; ursprünglich jedes Land, worin nicht deutsch geredet wird; denn walch oder welsch heißt fremd, ausländisch; das Mittagsmeer ist das mittelländische. — [3] Ellipse: Wie die Heerde, wenn der Wolf sie scheucht. — [4] In der ganzen Strophe herrscht ungemeine Lebendigkeit und Sinnlichkeit der Schilderung, weil alles in Handlung gesetzt und nichts bloß beschrieben ist. — [5] Fünf durch den Sturmwind hervorgebrachte Erscheinungen zählt der Dichter auf. Diese Erscheinungen folgen hier nach einander, sind nicht mit einander zugleich und eins, wie etwa bei Schiller in der Schilderung der Charybde:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt.

Deßhalb hier bei Bürger sehr richtig die asyndetische Verbindung. — [6] Der größte Strom des Landes, analog dem Wort Heerstraße.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner, o Zöllner! entfleuch geschwind!“

5. Es dröhnt' und dröhnte[7] dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! verloren! wer rettet mich?“

6. Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

7. Die Schollen rollten Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort;
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!“

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

9. Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! so nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

10. Rasch galoppiert ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.

---

[7] Ein aus dem Niederdeutschen stammendes Wort: es zeigt den erschütternden Ton an, den z. B. der Donner bei den Fenstern hervorbringt.

„Zweihundert Pistolen[8] sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

11. Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav.
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

12. Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth.[9]
O Retter! Retter! komm geschwind.
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

13. „Halloh! halloh! frisch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt;
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.[10]

14. Sieh! schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

15. Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Um Retter von allen zugleich zu sein.

---

[8] Pistole ist eine Goldmünze in Frankreich und Spanien, ein Louisd'or. — [9] Man vergleiche die polysyndetische Verbindung mit der asyndetischen in Str. 3, und sehe daraus, wie genau die Sprache den Zusammenhang der Erscheinungen zu bezeichnen vermag. Dort, in Str. 3, folgten die Erscheinungen *auf* oder *nach* einander, daher keine grammatische Verbindung; hier in Str. 12 fallen alle Erscheinungen zusammen in einen Augenblick, daher die engste Verbindung, das genaueste Zusammentreffen des Einzelnen zu einem Ganzen. — [10] In der ersten Ausgabe:

Der Zöllner vergebens mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

16. Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

17. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.[11]

18. „Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! komm her, nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.[12]

19. „Mein Leben ist für Gold nicht feil;
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' euer Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und gieng davon.

20. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solchen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

---

[11] Diese ganze Strophe ist unnatürlich. Die Raschheit der Handlung verlangt, daß der Graf sogleich zu reden anfängt, sobald die Rettung vollendet ist; es ist hier keine Steigerung der Angst, mithin der Theilnahme durch Ausrufungen u. dergl. mehr denkbar. — [12] Die vier letzten Zeilen dieser Strophe sind durchaus unnöthig und die Sätze: „War das nicht brav gemeint? Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn," wären selbst in Prosa widerlich. Wenn es auch brav gemeint war, daß der Graf Geld bot für die Rettung, so war es doch keine besondere Bravheit, daß er sein Versprechen hielt. Oder ist er deshalb zu rühmen, daß er nicht als ein Lügner sich heimlich wegschlich?

4. Der brave Mann.

Es liegt hier eine durchaus wahre Begebenheit zu Grunde, die sich kurz vor dem Jahre 1776, in welchem die Ballade entstand, zugetragen und an der Bürger durchaus nichts verändert hat. Wir

geben dieselbe, wie sie in Zöllners Lesebuche für alle Stände, Thl. 5, dargestellt ist.

„Durch eine heftige Ergießung der Etsch wurde zu Verona eine von den prächtigen Brücken, die dort über den Fluß gehen, hinweggerissen. Nur der mittelste Bogen stand noch und auf demselben ein Haus mit einer zahlreichen Familie. Diese Unglücklichen, die ihren jammervollen Untergang vor Augen sahen, streckten ihre Hände gen Himmel und flehten die Zuschauer am Ufer um Rettung und Hülfe an. Die Wellen tobten mit schrecklicher Gewalt, und der Bogen, auf dem das Haus stand, fieng bereits an zu wanken. Unter den Zuschauern war keiner, der nicht für die Unglücklichen gezittert hätte, aber auch keiner, der sein Leben für sie wagen wollte. Als mit jedem Augenblicke ihr Untergang unvermeidlicher ward, hielt der Graf Spolverini einen Beutel empor und rief: „Hier hundert Louisd'or für den, der die Unglücklichen rettet!" Unterdeß er dieses Versprechen immer lauter wiederholte, strömten neue Zuschauer herbei, und unter ihnen auch ein geringer Arbeitsmann. Kaum sah dieser die Gefahr, als er sich in ein Fahrzeug warf, mit dem Strom und den Wellen aus allen Kräften kämpfte, und, durch das Gefühl von der Würde seiner That gestärkt, den Bogen erreichte. Die unglückliche Familie ließ sich an Stricken zu ihm hinab, und kaum hatten sie ihre Wohnung verlassen, als diese sammt dem Bogen, worauf sie stand, in den Abgrund stürzte. Das dadurch verursachte neue Toben und Schäumen der Wellen war ein neues Schrecken für die Geretteten; aber ihr Erretter sprach ihnen Muth ein, und arbeitete mit verdoppelten Kräften, bis er sie alle glücklich an's Ufer brachte. Freudenvoll lief ihm der Graf entgegen und reichte ihm die verheißene Belohnung. „Nein," sprach der Edle, „für Geld werde ich mein Leben nie verkaufen. Gott hat mir gesunde Hände gegeben, ich verdiene mit meiner Arbeit so viel ich zu meinem und der Meinigen Unterhalt brauche. Geben Sie das Geld an die Armen hier, die es jetzt nöthiger haben als ich."

Ueber die Behandlung dieses Stoffes als Ballade hat Schlegel in seiner Charakteristik Bürgers (Krit. Schriften, Bd. 2) weitläufig gesprochen und den Werth derselben sehr heruntergesetzt, was vielen weh thun muß, denen das Gedicht lieb geworden ist. Bedenklich scheint es allerdings, eine einfache gute Handlung zum Gegenstande einer so stolz gehaltenen Ballade zu machen, und mehrere Dichter sind bei ähnlichen Versuchen schon auf Abwege gerathen und gescheitert. Es verhält sich hiermit eben so, wie mit dem Versuche, gute und edle Handlungen als solche auf die Bühne zu bringen. Dies kann allerdings rühren, auch wohl sittliche Gefühle erregen, aber poetisch an und für sich ist das Sittlich-Gute nicht immer. Poetisch-sittlicher Gehalt und Eindruck eines Gedichts hängt nicht sowohl vom Stoff an und für sich ab, als vielmehr von der sittlich-erhabenen Ansicht, womit der Dichter über den Stoff waltet. Die meisten Schiller'schen Tragödien erheben uns auch sittlich mehr als alle Rührspiele Ifflands, und Schillers

Kampf mit dem Drachen, Fridolin, Bürgschaft, der Graf von Habsburg, ja selbst der Taucher enthalten durchaus mehr Sittlich-Schönes als Bürgers braver Mann; denn sie weisen uns kräftig auf unser Verhältnis zu einer höhern Weltordnung und Leitung hin, worauf doch eigentlich alles Sittliche in höherm, vorzüglich in christlichem Sinne, beruht.

Allein damit soll nicht behauptet sein, daß edle Handlungen keinen dichterischen Stoff böten; sie müssen ihn bieten, sobald etwas Großartiges darin liegt und nichts beigemischt ist, was unserm poetischen Gefühl widerlich ist. Hier läßt sich nun fragen: hat der Gegenstand unserer Ballade etwas Großartiges, und waltet der Dichter darüber mit einer höhern sittlichen Ansicht? Das erste kann man nicht unbedingt zugeben. Eine wackere That begieng der Bauer, aber großartig ist das Wackere nicht immer und soll es nicht immer sein. Wollte der Dichter gern einen solchen Gegenstand wählen, so gab es wohl erhabenere. Warum nicht Leopolds von Braunschweig Großthat, der als Retter in der Oder untergieng; warum nicht Woltemades Heldenmuth, der am Vorgebirge der guten Hoffnung sieben Mal mit seinem Pferde zum gestrandeten Schiffe schwamm und endlich ebenfalls unterging? Allein überhaupt scheint Bürger nicht den Nachdruck auf den Heldenmuth des Bauers zu legen, sondern auf das Ausschlagen des Geldes, und dies giebt dem Ganzen einen etwas übeln Beigeschmack. Daß ein Mensch für eine wackere That kein Geld nimmt, ist nicht einmal edel, geschweige denn großartig; es wäre niedrig, hier an Geld denken zu wollen; und dennoch hebt Bürger nicht nur das Ausschlagen des Geldes hervor, sondern, was noch weit schlimmer, er preist den Grafen so außerordentlich, weil er Geld bietet. Wäre es noch jener französische Bischof, der bei einer Feuersbrunst ebenfalls für die Rettung einiger Menschen Geld bot, aber als sich nicht augenblicklich jemand fand, selbst die Leiter anlegte und sich in die Glut stürzte.[1] Hier kommen wir aber auf den Hauptpunkt; mag des Bauers und des Grafen Verfahren nun sein wie es wolle, auf jeden Fall hat es der Dichter darin versehen, daß er uns die Handlung als eine große und edle aufdringen will und sie selbst so sehr bewundert. Er ist hier in einen Fehler gefallen, der sich in manchem seiner Gedichte findet; er hat des Guten zu viel gethan, er läßt die an sich gute und richtige Zeichnung durch das überladene Colorit gar nicht zum Vorschein kommen. Die Handlung selbst tritt durch so viele Vorbereitungen, Ausrufungen und Aufforderungen zum Bewundern ganz in den Hintergrund und dennoch werden wir immer darauf hingewiesen, darüber zu staunen, was ein sonderbares Misverhältnis der Theile giebt. Man denke sich Schillers Kampf mit dem Drachen mit solchen Zwischenspielen durchwoben, wie sehr würde er verlieren. Uebrigens

[1] Zöllner erzählr diese schöne That ebenfalls im Lesebuche für alle Stände.

können wir die Zwischenstrophen 7 und 11 noch gelten lassen und dem Dichter den Zweck beilegen, daß er die Theilnahme spannen und den Zeitraum, den die Schrecken der Natur ausfüllten, auch sinnlich durch Zwischenstrophen ausfüllen wollte; aber die Str. 17 ist geradezu verkehrt, denn nothwendig folgen in der Handlung Str. 17 und 18 augenblicklich auf einander in der Zeit.

Der Haupttadel bei diesem Gedicht trifft also die Behandlung, nicht den Stoff. Der Gegenstand kann bleiben wie er ist, aber nur alle Zwischenakte sollen aufhören. Es sind aber noch zwei andere Behandlungsarten denkbar. Zuerst als Ballade, aber mit gänzlicher Veränderung der Scene, wie in der Kuh, so nämlich, daß wir, die Leser oder Hörer, nicht mit am Ufer ständen, sondern beim Zöllner wären und anstatt des edelmüthigen Grafen u. s. w. die Angst und Verzweiflung der Familie erblickten, bis der Retter anlangt. Wer das Gedicht zum ersten Male liest, muß wirklich diese Anordnung erwarten, Str. 2—7 deuten ganz darauf hin. Unfehlbar hätte das Gedicht dadurch gewonnen. — Zweitens können wir uns diesen Gegenstand als Idylle behandelt denken; natürlich nicht als Geßnerische, sondern als eigentliche Idylle, deren Wesen in aus einander legender Beschreibung der Natur im weitesten Sinne besteht, und bei deren Schilderungen wir gern lange verweilen, während die Ballade zur Handlung, mithin zum Schlusse strebt.

Was nun die Einzelheiten der Darstellung betrifft, so läßt sich der große Dichter nie verkennen, und dadurch eben wird diese Ballade, trotz der Störungen in der Zusammensetzung des Ganzen, gehoben, und wird immer ein Lieblingsgedicht der Nation bleiben, und so die Voraussage des Dichters erfüllt werden:

Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

Die Schilderung der Wasserfluth, des Eisganges, der immer größer wachsenden Noth ist unübertrefflich; eben so die Einfachheit in der Darstellung des Landmannes und seiner Reden, die hier einen schönen, wahrhaft großartigen Gegensatz zur Wildheit des Elements giebt. Alles ist hier charakteristisch; selbst das Versmaß; in jeder Strophe sehen wir eine kleine Scene, ein abgeschlossenes Ganzes, für sich. In stolz einherschreitenden Jamben beginnt die Schilderung und endet in stürmisch fliegenden Anapästen. In dieser Ballade, wo es Naturschilderung galt, hat nun der Dichter seine Kunst, durch das Colorit der Sprache zu wirken, in größerm Maßstabe durchgeführt, so daß die Lautfärbung der Worte und Zeilen für sich an den Gegenstand erinnert. Gleich die Reime der ersten Strophe bilden die reine Assonanz auf A, und überall, wo die Gewalt der Elemente hervortritt, schmiegt sich der Wortklang an die Sache an. Auch stumpfere Ohren müssen einige Wirkung fühlen von der nachahmenden Harmonie in Zeilen wie:

Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis.

oder:

> Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
> Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus:

oder:

> Die Schollen rollten Stoß auf Stoß.

Auch Alliterationen, wie in Str. 2:

> Er fegte die Felder, zerbrach den Forst —

gehören zu den Eigenthümlichkeiten dieses Gedichtes, so wie die öftern Alliterationen in **Lenardo und Blandine** und in **des Pfarrers Tochter von Taubenhain**; z. B.

> Sie riß sich zusammen; sie raffte sich auf;
> Sie rannte verzweifelnd von hinnen.

Durchaus widerlich sind nur, wie schon gesagt, die pomphaften Ankündigungen des Gegenstandes, und das Selbstpreisen des Dichters und seines Gedichtes. Man sollte fast schließen, es sei diese Handlung einzig in ihrer Art, oder wenigstens dem Dichter keine ähnliche vorgekommen. Ersteres ist zur Ehre der Menschheit nicht der Fall; vielmehr spricht sich in großer, ungeheurer Noth das Edle im Menschen auch immer kräftig und rein aus, nur daß dergleichen Handlungen nicht immer weltbekannt werden. Wir haben schon oben drei Helden der Menschheit genannt, von denen Leopold und Woltemade bekannt genug sind; auch Johanna Sebus gehört hierher. Eine ähnliche Begebenheit in Kopenhagen müssen wir hier erwähnen, da sie wunderbarerweise in Verbindung mit unserer Ballade kam. **Adam Oehlenschläger** erzählt nämlich in seinem Leben (Oehlenschlägers Schriften Bd. I, S. 103) Folgendes: „Ich hatte Bürgers Lied vom braven Manne gelesen; es sprach mich an, und ich setzte mich gleich hin, es in dänische Verse frei zu übertragen. Als ich eben mit der Arbeit fertig bin, tritt ein Freund zu mir in's Zimmer herein. Ich frage: „Was giebt's Neues?" — „Hast du nicht den gräßlichen Sturm gehört," sagt er, „der heute Nacht gewüthet hat?" — „Nein, ich habe die ganze Nacht ruhig geschlafen." — „Da ist gewiß Unglück geschehen," versetzte der Freund; „aber, Gottlob, auch ein Unglück durch den Heldenmuth eines wackern Seemanns verhütet worden. Die Leute draußen auf der Rhede, auf einem gestrandeten Schiffe, konnten sich nicht retten. Tausend Menschen standen an der Zollbude, keiner wagte sich aber hinaus. Nun kommt ein Kaufmann und verspricht demjenigen 50 Dukaten, der die Schiffbrüchigen retten würde. Ein schlichter Fischer, **Lars Bagge**, springt in's Boot, rettet sie mit eigener Lebensgefahr, und bittet den Kaufmann, die 50 Dukaten dem Schiffer zu geben, der sein Schiff verloren hat; selbst will er nichts haben." — „Nein," rief ich, „das ist gar zu wundersam!" — „Wie meinst Du?" — „Da liegt die ganze Geschichte schon poetisch beschrieben auf dem Tische! Ich brauche nur die Namen, einige Nebenumstände und Ortsbeschreibungen zu verändern." — Ich erzählte nun dem Freunde den Vor-

fall, und er wunderte sich mit mir. Das Gedicht ward gedruckt und machte Glück; den sonderbaren Zufall verschwieg ich aber, aus Furcht, man möchte es etwa nicht glauben."

---

5. Der Bruder Graurock und die Pilgerin.

(1777.)

1. Ein Pilgermädel, jung und schön,
Wallt' auf ein Kloster zu.
Sie zog das Glöcklein an dem Thor;
Ein Bruder Graurock trat hervor,
Halb barfuß, ohne Schuh,

2. Sie sprach: „Gelobt sei Jesus Christ!"
„In Ewigkeit!" sprach er.
Gar wunderseltsam ihm geschah;
Und als er ihr in's Auge sah,
Da schlug sein Herz noch mehr.

3. Die Pilgerin mit leisem Ton,
Voll holder Schüchternheit:
„Ehrwürdiger, o meldet mir,
Weilt nicht mein Herzgeliebter hier
In Klostereinsamkeit?"

4. „Kind Gottes, wie soll kenntlich mir
Dein Herzgeliebter sein?" —
„Ach, an dem gröbsten härnen Rock,
An Geißel, Gurt und Weidenstock,
Die seinen Leib kastein.

5. Noch mehr an Wuchs und Angesicht,
Wie Morgenroth im Mai;
Am goldnen Ringellockenhaar,[1]
Am himmelblauen Augenpaar,
So freundlich, lieb und treu!" —

6. „Kind Gottes, o wie längst dahin!
Längst todt und tief verscharrt!
Das Gräschen säuselt drüber her;
Ein Stein von Marmel drückt ihn schwer;
Längst todt und tief verscharrt.

---

[1] Im Englischen:
His flaxen locks that sweetly curl'd,
And eyne of lovely blue.

7. Siehst dort, in Immergrün verhüllt,
Das Zellenfenster nicht?
Da wohnt' und weint' er und verkam[2]
Durch seines Mädels Schuld, vor Gram,
Verleschend wie ein Licht.

8. Sechs Junggesellen, schlank und fein,
Bei Trauersang und Klang,
Sie trugen seine Bahr' an's Grab,
Und manche Zähre rann hinab,
Indem sein Sarg versank."

9. „O weh, o weh! so bist du hin?
Bist todt und tief verscharrt? —
Nun brich, o Herz! die Schuld war dein!
Und wärst du wie sein Marmelstein,
Wärst dennoch nicht zu hart."[3]

10. „Geduld, Kind Gottes, weine nicht!
Nun bete desto mehr!
Vergeb'ner Gram zerspellt das Herz;
Das Augenlicht erlischt vom Schmerz;
Drum weine nicht so sehr!" —

11. „O nein, Ehrwürdiger, o nein!
Verdamme nicht mein Leid!
Denn meines Herzens Lust war er;
So lebt und liebt kein Jüngling mehr
Auf Erden weit und breit.

12. Drum lass' mich weinen immerdar,
Und seufzen Tag und Nacht;
Bis mein verweintes Auge bricht,
Und lechzend meine Zunge spricht:
Gottlob! nun ist's vollbracht!" —

13. „Geduld, Kind Gottes, weine nicht!
O seufze nicht so sehr!
Kein Thau, kein Regentrank erquickt
Ein Veilchen, das du abgepflückt,
Es welkt, und blüht nicht mehr.[4]

---

[2] Ein Provinzialismus anstatt eingehen in der Bedeutung von welken, untergehen. Bürger giebt so das englische languish; schicklicher scheint mir: verzehrt er sich. — [3] Nämlich nicht zu hart, um zu brechen. — [4] Dieser Vers kann durch ungeschicktes Lesen einen ganz verkehrten Sinn geben, sobald man nämlich bei welkt nicht inne hält und das nicht mehr dadurch auf beide Verben bezieht, während es doch nur zu blüht gehört. Der Sinn ist natürlich: Ein abgepflücktes Veilchen verwelkt, und dann blüht es nie mehr.

14. Huscht doch die Freud' auf Flügeln, schnell
Wie Schwalben[5], vor uns hin.
Was halten wir das Leid so fest,
Das, schwer wie Blei, das Herz zerpreßt?
Laß fahren! hin ist hin!"

15. „O nein, Ehrwürdiger, o nein!
Gieb meinem Gram kein Ziel!
Und litt' ich um den lieben Mann,
Was nur ein Mädchen leiden kann,
Nie litt' ich doch zu viel.

16. So seh' ich ihn nun nimmermehr?
O weh! nun nimmermehr? —
Nein, nein! ihn birgt ein düstres Grab;
Es regnet drauf und schneit herab;
Und Gras weht drüber her.[6]

17. Wo seid ihr Augen, blau und klar?
Ihr Wangen rosenroth?
Ihr Lippen, süß wie Nelkenduft?
Ach! Alles modert in der Gruft,
Und mich verzehrt die Noth!" —

18. „Kind Gottes, härme so dich nicht!
Und denk', wie Männer sind!
Den meisten weht's aus einer Brust
Bald heiß, bald kalt; sie sind zur Lust
Und Unlust gleich geschwind.[7]

19. Wer weiß, trotz deiner Treu und Huld
Hätt' ihn sein Loos gereut.
Dein Liebster war ein junges Blut,
Und junges Blut hegt Wankelmuth,
Wie die Aprillenzeit." —

20. „Ach nein, Ehrwürdiger, ach nein!
Sprich dieses Wort nicht mehr!
Mein Trauter war so lieb und hold,
War lauter, ächt und treu wie Gold,
Und aller Falschheit leer.

---

[5] Das wie Schwalben muß man zu schnell nehmen; bezogen auf huscht hat der Sinn einen komischen Anstrich. — [6] Die drei letzten Verse dieser Strophe sind ganz Zusatz des Dichters, aber auch ganz im Geiste des Originals. — [7] Im Original (Str. 17) steht hier eine andere Vergleichung: „einen Fuß zu Land, einen auf der See." Dies ist ein ächt englisches Bild, für die deutsche Ballade aber allerdings etwas fernliegend, und daher von dem Dichter mit einem andern vertauscht.

21. Ach, ist es wahr, daß ihn das Grab
Im dunkeln Rachen hält?
So sag' ich meiner Heimat ab,
Und setze meinen Pilgerstab
Fort durch die weite Welt.

22. Erst aber will ich hin zur Gruft;
Da will ich niederknie'n;
Da soll von Seufzerhauch und Kuß,
Und meinem Tausendthränenguß[8]
Das Gräschen frischer blühn."

23. „Kind Gottes, kehr' allhier erst ein,
Daß Ruh' und Kost dich pflegt.
Horch, wie der Sturm die Fahnen trillt,
Und kalter Schlossenregen[9] wild
An Dach und Fenster schlägt!"

24. „O nein, Ehrwürdiger, o nein!
O, halte mich nicht ab! —
Mag's sein, daß Regen mich befällt!
Wäscht Regen aus der ganzen Welt
Doch meine Schuld nicht ab!" —

25. „Heida, feins Liebchen,[10] nun kehr' um!
Bleib hier und tröste dich!
Feins Liebchen, schau mir in's Gesicht!
Kennst du den Bruder Graurock nicht?
Dein Liebster, ach! bin ich!

26. Aus hoffnungslosem Liebesschmerz
Erkor ich dies Gewand.
Bald hätt' in Klostereinsamkeit
Mein Leben und mein Herzeleid
Ein hoher Schwur verbannt.

27. Doch, Gott sei Dank! mein Probejahr
Ist noch nicht ganz herum.
Feins Liebchen, hast du wahr bekannt?
Und gäbst du mir wohl gern die Hand,
So kehrt' ich wieder um."

---

[8] Nach Tausendgüldenkraut gebildet. — [9] Dasselbe, was man in Süddeutschland und der Schweiz rieseln nennt. — [10] Dies lustige Heida, Feinsliebchen! scheint mir hier eben so wenig an seiner Stelle zu sein, wie in Str. 28 das burschikose Herzensjung, und paßt zum zarten Tone des Ganzen nimmermehr. Es ist merkwürdig, wie sich Bürger nie enthalten kann, einige solcher derber Ausdrücke anzubringen, auch da, wo der Gegenstand nicht im mindesten Veranlassung dazu bietet.

28. „Gottlob! Gottlob! nun fahre hin
Auf ewig Gram und Noth!
Willkommen! o willkommen, Lust!
Komm, Herzensjung, an meine Brust!
Nun scheid' uns nichts als Tod!"

5. Der Bruder Graurock und die Pilgerin.

Nachbildung eines Gedichts in Percy's Ueberresten alter Dichtkunst, Thl. I. Buch II. Ballade 16, wo es die Ueberschrift hat: The friar of ordres gray. Es giebt zwei Uebersetzungen davon; die eine findet sich im ersten Theile von Bodmers altenglischen Balladen, ist aber nach der Weise dieses Uebersetzers steif und lahm und dazu untreu; die andere steht in F. H. Bothe's Volksliedern, Berlin 1795, unter der Ueberschrift: Der Mönch und die Pilgerin, und ist ziemlich treu und ganz im Versmaß des Originals. Zur Vergleichung mit Bürgers Ballade geben wir Bothe's Uebersetzung mit einigen Veränderungen:

Ein grauer Bruder wallt' hinaus,
Und zählt' sein'n Rosenkranz.
Der traf am Weg ein Mägdlein fein,
Gekleid't wie Pilger ganz.

Nun Christ mit dir, du Bruder Grau,
Sag mir, ich bitte schön,
Hast du in diesem Gotteshaus
Mein Treulieb nicht gesehn?

Woran erkennt' ich dein Treulieb
Aus andern wohl, woran?
Ach an dem Muschelhut und Stab
Und an den Sandel-Schuhn.[1]

Doch allermeist an Mien' und Blick,
Holdselig anzuschaun,
Am Flachshaar, das so süß sich lockt,
An den Augen, lieblich blau.

O Mädchen, der ist todt und hin,
O Mädchen, todt und hin,
Zu Haupt liegt grüner Rasen ihm,
Zu Füßen ihm ein Stein.

In diesen heil'gen Mauern hier,
Da traurt' er lang und starb,
Oft klagend um ein Mägdlein stolz,
Deß Gunst er nie erwarb.

Da trugen ihn barfuß, in dem Sarg,
Sechs Bürschlein, jung und schlank,
Und manche Thräne floß auf's Grab,
Als er hinuntersank.

Und bist du todt, du Jüngling hold,
Und bist du todt und hin,
Starbst du aus Liebe hin zu mir,
Brich, hartes Herz von Stein.

O weine, Mägdlein, weine nicht!
Such Himmels-Labsal auf!
Laß eitlen Gram nicht ein in's Herz,
Nicht Zähren die Wangen bethau'n!

Laß, heil'ger Bruder, o lass' ab,
Zu tadeln meinen Gram;
Verloren hab' ich das feinste Lieb,
Das je ein Weib bekam.

Und nun, ach, nun du nicht mehr bist,
Nun wein' ich für und für.
Mit dir zu leben, wünscht' ich nur,
Nun sterb' ich auch mit dir.

---

[1] Dies waren die Kennzeichen eines Pilgrims. Da die vornehmsten Andachtsörter jenseits des Meeres lagen, so pflegten die Pilgrime Muscheln an ihre Hüte zu stecken, um die Absicht oder die Vollendung ihrer Wanderung anzudeuten.

Wein' nicht mehr, Mägdlein, wein' nicht mehr,
Umsonst ist Gram und Trauer;
Gepflückte Veilchen blüh'n nicht auf,
Von keinem Frühlingsschauer.

Des Lebens Lust flieht als ein Traum,
Der Gram auch fleucht dahin.
Der Kummer macht nur schwer das Herz;
Drum heitre deinen Sinn! —

O heil'ger Bruder, sag' nicht so,
Ich bitte, sag' nicht so!
Seit mein Treulieb so starb für mich,
Wie mag ich werden froh?

So kommt er nimmermehr zurück?
Kommt nimmermehr zurück?
Ach nein! ist todt und liegt im Grab,
Da bleibt er ewiglich.

Sein' Wange war wie Rosen roth,
Der holdste Bursch war er!
Nun ist er todt und liegt im Grab,
Ach, daß ich auch da wär'!

Klag' nicht mehr, Mägdlein, klag' nicht mehr;
Die Männer wechseln immer;
Ein'n Fuß zu Land, ein'n auf der See,
Treu einer Sache nimmer.

Warst du gefällig, war er falsch,
Und ließ dich trauern, glaub' ich:
Jung Männervolk war sonder Treu,
Seit Sommerbäum' sind laubig. —

Nun, heil'ger Bruder, sag' nicht so!
Ich bitte, sag' nicht so!
Mein Lieb, der trug wohl treuen Sinn!
Mit ihm wär' ich wohl froh:

Und bist du, lieber Jüngling, todt,
Und starbest so für mich?
Dann, Heimath, fahre wohl von nun,
Dann wandr' ich ewiglich!

Doch erst leg' ich den matten Leib
Auf meines Liebsten Grab;
Dreimal küss' ich das grüne Gras,
Woselbst er sank hinab. —

Lieb Mädchen, harr' ein Weilchen hier,
An dieser Klostermauer,
Der Wind durchpfeift den Hagedorn,
Und rieseln Regenschauer.

O heil'ger Bruder, halt mich nicht,
Was bist du so voll Huld?
Kein rieselnd Regenwetter kann
Abwaschen meine Schuld.

Nun halt, lieb Mädchen, kehre um,
Und heitre deinen Blick!
Schau auf, wer steckt im grauen Rock?
Dein Liebster ist zurück.

Lieb' und Verzweiflung trieb mich her,
Ich nahm das heil'ge Kleid,
Und wollte trauren Lebenslang
In Klostereinsamkeit.

Doch Gott sei Dank! mein Gnadenjahr
Ist noch nicht ganz vorbei.
Nicht länger, Liebchen, blieb' ich hier,
Wärst du mir hold und treu.

Nun, Gram, fahr' wohl! Willkommen, Lust,
Noch einmal hier bei mir.
Nun scheidet nichts uns nimmermehr,
Nun ich dich funden hier.

Uebereinstimmung und Unterschied zwischen Bürgers Ballade und der englischen ergeben sich von selbst. Im Englischen wird der Geliebte als Pilger beschrieben; die Pilgerin begegnet dem Mönche und fragt bei ihm an, ob jener nicht im Kloster eingekehrt sei; bei Bürger sucht sie ihn im Kloster geradezu auf, und beschreibt ihn als Mönch, noch dazu als Kapuziner. Diese Veränderung ist geradezu unnöthig und scheint mir auch keine Verbesserung. Eben so ist die von Bürger eingeschobene zweite Strophe wohl nicht zu loben, denn das Geheimnis wird dadurch im voraus verrathen. Sonst folgt Bürger dem Originale Strophe für Strophe, und auch der Ton ist ganz derselbe wie im Englischen, nur daß die derben Ausdrücke gegen das Ende an Bürgern erinnern.

Man muß sich aber überhaupt wundern, daß Bürger unter so vielem Schönen in Percy's Sammlung gerade diese Ballade wählte.

So vortrefflich auch das Einzelne, besonders die Selbstanklage der Jungfrau ist, als Ganzes befriedigt sie doch nicht; durch den Schluß erscheint das Frühere als eine Fopperei, und die ganze Anlage läßt dieses Ende nicht erwarten. Allein es ist auch gar keine alte Ballade, in der Form, wie Percy sie giebt. Dieser sagt selbst, daß er sie aus Bruchstücken in Shakespeare und Beaumont und Fletcher zusammengesetzt habe, und der Schluß rührt also vermuthlich von ihm her. Die Bruchstücke bei Shakespeare finden sich in Hamlet, Akt 4. Sc. 5, wo sie die wahnsinnige Ophelia absingt. Nach Schlegels Uebersetzung:

Ophelia. Wo ist die schöne Majestät von Dänemark?
Königin. Wie geht's, Ophelia?
Ophelia singt: Wie erkenn' ich dein Treulieb
Vor den andern nun?
An dem Muschelhut und Stab
Und den Sandelschuhn.
Königin. Ach, süßes Fräulein, wozu soll dies Lied?
Ophelia. Was beliebt? Nein, bitte, hört:
Er ist lange todt und hin,
Todt und hin, Fräulein!
Ihm zu Haupten ein Rasen grün,
Ihm zu Fuß ein Stein.
Königin. Aber sagt, Ophelia —
Ophelia. Bitt' euch, hört:
Sein Leichenhemd, weiß wie Schnee zu sehn —
(Der König tritt auf.)
Königin. Ach, mein Gemahl, seht hier!
Geziert mit Blumensegen,
Das unbethränt zu Grab mußt gehn
Von Liebesregen.
u. s. f.

Zu Ende derselben Scene, wo Ophelia hereintritt, als Laärtes und der König beisammen sind, singt Ophelia noch folgende Verse:

Sie trugen ihn auf der Bahre bloß,
Leider, ach leider,
Und manche Thrän' fiel in Grabesschooß —
Fahr wohl, meine Taube!

Und kommt er nicht mehr zurück?
Und kommt er nicht mehr zurück?
Er ist todt, o weh!
In dein Todesbett' geh',
Er kommt ja nimmer zurück.

Sein Bart wär so weiß wie Schnee,
Sein Haupt dem Flachse gleich!
Er ist hin, er ist hin,
Und kein Leid bringt Gewinn;
Gott helf ihm in's Himmelreich!

6. Die Entführung,
oder Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg.
(1778.)

1. Knapp, sattle mir mein Dänenroß,
Daß ich mir Ruh' erreite!
Es wird mir hier zu eng im Schloß;
Ich will und muß in's Weite!"[1]
So rief der Ritter Karl in Hast,
Voll Angst und Ahndung, sonder Rast;
Es schien ihn fast zu plagen,
Als hätt' er wen[2] erschlagen.

2. Er sprengte, daß es Funken stob,
Hinunter von dem Hofe;
Und als er kaum den Blick erhob,
Sieh da! Gertrudens Zofe;
Zusammen schrak[3] der Rittersmann,
Es packt' ihn wie mit Krallen an
Und schüttelt' ihn wie Fieber,
Hinüber und herüber.[4]

3. „Gott grüß euch, edler junger Herr!
Gott geb' euch Heil und Frieden!
Mein armes Fräulein hat mich her,
Zum letztenmal, beschieden.
Verloren ist euch Trudchens Hand;
Dem Junker Plump von Pommerland
Hat sie vor aller Ohren
Ihr Vater zugeschworen.

4. „Mord!" flucht' er laut, „bei Schwert und Spieß!
Wo Karl dir noch gelüstet,
So sollst du tief in's Burgverließ,
Wo Molch und Unke nistet.
Nicht rasten will ich Tag und Nacht,
Bis daß ich nieder ihn gemacht,
Das Herz ihm ausgerissen
Und das dir nachgeschmissen.[5]

---

[1] Diese Ellipse, wodurch das eigentlich regierende Verbum (reiten) wegfällt, liebt der Dichter sehr. Sie ist allerdings volksmäßig, nicht aber gerade poetisch. — [2] Ebenfalls volksmäßig und hier gewiß nicht durch jemand oder irgendwen zu ersetzen. — [3] Sprechender Ausdruck; man fühlt hier die alte sinnliche Bedeutung des Verbums, wo es nicht sowohl die innere Bewegung, sondern die äußere des Aufspringens bezeichnete. Vgl. Heuschrecke. — [4] Dies kann man nicht anders als ungeberdig nennen. Warum in aller Welt erschrickt der Ritter wie ein kleines Kind? — [5] Dieser Aus-

5. Jetzt in der Kammer zagt die Braut
Und zuckt vor Herzenswehen,
Und ächzet tief, und weinet laut,
Und wünschet zu vergehen.
Ach! Gott der Herr muß ihrer Pein,
Bald muß und wird er gnädig sein.
Hört ihr zur Trauer läuten,
So wißt ihr's auszudeuten.

6. „Geh', meld' ihm, daß ich sterben muß!"
Rief sie mit tausend Zähren.
„Geh', bring' ihm, ach! den letzten Gruß,
Den er von mir wird hören!
Geh' unter Gottes Schutz und bring'
Von mir ihm diesen goldnen Ring
Und dieses Wehrgehenke,[6]
Wobei er mein gedenke!"

7. Zu Ohren braust ihm wie ein Meer
Die Schreckenspost der Dirne.
Die Berge wankten um ihn her;
Es flirrt' ihm vor der Stirne.
Doch jach, wie Windeswirbel fährt
Und rührig Laub und Staub empört,
Ward seiner Lebensgeister
Verzweiflungsmuth nun Meister.

8. „Gottslohn! Gottslohn! du treue Magd,
Kann ich's dir nicht bezahlen.[7]
Gottslohn, daß du mir's angesagt,
Zu hunderttausend Malen.
Bis[8] wohlgemuth und tummle dich!
Flugs tummle dich zurück und sprich:
Wär's auch aus tausend Ketten,
So wollt' ich sie erretten.

---

druck anstatt werfen gilt für gemein. Freilich spricht sich darin der Zorn des Alten aus; denn Zorn und Wuth wählen gern gemeine Ausdrücke, um die Verachtung des Gegners darin niederzulegen. Es ist überhaupt bedenklich, daß der Dichter von der Zofe die Rede des alten Ritters wörtlich geben läßt, so daß eine gerade Rede in der andern steckt. — [6] Im Englischen heißt es:

And here shee sends thee a siden scarfe,
Bedewed with many a teare,
And biddes thee sometimes thinke on her,
Who lowed thee so deare.

Offenbar ist eine Schärpe auch weit schicklicher als ein Wehrgehenke; denn unter letzterm können wir uns doch weiter nichts denken als ein Degenkuppel; keine Arbeit für zarte Damenfinger. — [7] Soll vermuthlich bedingender Satz sein; wenn oder falls ich dir's nicht bezahlen kann. Diese Form des zu bedingenden Satzes ist immer zu tadeln, sobald er nicht Vordersatz ist — [8] Bis. Imperativ statt sei. Bürger hielt Volksausdrücke für sehr

9. Bis wohlgemuth und tummle dich!
Flugs tummle dich von hinnen!
Ha! Riesen gegen Hieb und Stich,[9]
Wollt' ich sie abgewinnen.
Sprich: Mitternachts bei Sternenschein
Wollt' ich vor ihrem Fenster sein,
Mir geh' es wie es gehe!
Wohl oder ewig wehe!

10. Risch auf und fort!" — Wie Sporen trieb
Des Ritters Wort die Dirne.
Tief holt' er wieder Luft und rieb
Sich's klar vor Aug' und Stirne.
Dann schwenkt' er hin und her sein Roß,
Daß ihm der Schweiß vom Buge floß,
Bis er sich Rath ersonnen
Und den Entschluß gewonnen.

11. Drauf ließ er heim[10] sein Silberhorn
Von Dach und Zinnen schallen.
Herangesprengt durch Korn und Dorn[11]
Kam stracks ein Heer Vasallen.
Draus zog er Mann bei Mann hervor
Und raunt ihm heimlich Ding in's Ohr:
„Wohlauf! wohlan! Seid fertig
Und meines Horns gewärtig!"

12. Als nun die Nacht Gebirg und Thal
Vermummt in Rabenschatten,[12]
Und Hochburgs Lampen überall
Schon ausgeflimmert hatten,

---

passend in der volksmäßigen Ballade, und dies muß auch jeder für richtig anerkennen, der's versteht. In der That scheint bis stärker zu sein als sei, worin immer die Auffassung der Bitte oder des Wunsches liegt. — [9] Eine sonderbare Betheuerung, die ziemlich fechtermäßig oder studentenhaft herauskommt. — [10] Dies ist eigentlich falsch; denn heim ist ein Adverb des Zieles und steht nur auf die Frage wohin; auf die Frage wo setzt man stets daheim. Möglich, daß man am Harz nach alter Weise heim oder heime unterscheidet, welche unserm nachhaus und zuhause entsprechen. — [11] Den Ausdruck „Korn und Dorn" hat Schlegel besonders getadelt. So gar lächerlich scheint er mir nun nicht. Es ist eine Redensart, die nichts weiter sagen will, als: von allen Seiten her. Verkehrter könnte das folgende scheinen, wenn man es wörtlich nehmen will. Ein ganzes Heer Vasallen? und daraus zieht er Mann bei Mann hervor, und sagt ihm leise, was er will? Das möchte lange gedauert haben. Und warum überhaupt heimlich? Warum kann er zu seinen Mannen und auf seiner Burg nicht laut sprechen? Im Original fehlt die ganze Bestellung, und gewiß ohne Nachtheil. — [12] Man bemerke auch hier, wie die Beschreibung in Handlung verwandelt worden ist.

Und alles tief entschlafen war,
Doch nur das Fräulein immerdar
Voll Fieberangst noch wachte,
Und seinen Ritter dachte:[18]

13. Da horch! ein süßer Liebeston
Kam leis emporgeflogen:
„Ho, Trudchen, ho! da bin ich schon!
Risch auf, dich angezogen!
Ich, ich, dein Ritter, rufe dir;
Geschwind, geschwind herab zu mir!
Schon wartet dein die Leiter.
Mein Klepper bringt dich weiter.“

14. „Ach nein, du Herzenskarl, ach nein!
Still, daß ich nichts mehr höre!
Entränn' ich, ach! mit dir allein,
Dann wehe meiner Ehre!
Nur noch ein letzter Liebeskuß
Sei, Liebster, dein und mein Genuß,
Eh' ich im Todtenkleide
Auf ewig von dir scheide.“

15. „Ha, Kind, auf meine Rittertreu
Kannst du die Erde bauen.
Du kannst, beim Himmel, froh und frei
Mir Ehr' und Leib vertrauen.
Risch geht's zu meiner Mutter fort;
Das Sakrament vereint uns dort.
Komm, komm! du bist geborgen,
Laß Gott und mich nur sorgen!“ —

16. „Mein Vater! — Ach, ein Reichsbaron! —
So stolz von Ehrenstamme!
Laß ab, laß ab! Wie beb' ich schon
Vor seines Zornes Flamme.
Nicht rasten wird er Tag und Nacht,
Bis daß er nieder dich gemacht,
Das Herz dir ausgerissen
Und das mir vorgeschmissen.“

17. Ha, Kind, sei nur erst sattelfest,
So ist mir nicht mehr bange.
Dann steht uns offen Ost und West.
O, zaudre nicht so lange!

---

[18] Auch Bürger bezieht sonst auf Wörter wie Weib, Fräulei Mädchen das weibliche Fürwort (vgl. Str. 18) und auch hier würde ihren erwarten anstatt seinen. Der Akkus. drückt hier die Sache sehr aus, weit besser als es der gewöhnlichere Genitiv thun würde.

Horch, Liebchen, horch! Was rührte sich?
Um Gotteswillen! Tummle dich!
Komm, komm! Die Nacht hat Ohren!
Sonst sind wir ganz verloren."

18. Das Fräulein zagte — stand — und stand,
Es graust' ihr durch die Glieder, —
Da griff er nach der Schwanenhand,
Und zog sie flink hernieder.
Ach! was ein Herzen, Mund und Brust,
Mit Rang nnd Drang, voll Angst und Lust,
Belauschten jetzt die Sterne
Aus hoher Himmelsferne![14]

19. Er nahm sein Lieb mit einem Schwung
Und schwang's auf den Polaken.
Hui! saß er selber auf und schlung
Sein Heerhorn um den Nacken.
Der Ritter hinten, Trudchen vorn;
Den Dänen trieb des Ritters Sporn,
Die Peitsche den Polaken,
Und Hochburg blieb im Nacken.

20. Ach, leise hört die Mitternacht!
Kein Wörtchen ging verloren.
Im nächsten Bett war aufgewacht
Ein Paar Verrätherohren.
Des Fräuleins Sittenmeisterin,
Voll Gier nach schnödem Goldgewinn,
Sprang hurtig auf, die Thaten[15]
Dem Alten zu verrathen.

21. „Halloh! Halloh! Herr Reichsbaron!
Hervor aus Bett und Kammer!
Eu'r Fräulein Trudchen ist entflohn,
Entflohn zu Schand und Jammer.

---

[14] Im Englischen sehr zart:

And thrice he claspde her to his breste,
And kist her tenderlie,
The teares that fell from her fair eyes
Ranne like the fountayne free.

Offenbar im Deutschen entstellt; man kann behaupten, daß hier bloß Farben sind, aber gar keine Gestalt und Zeichnung. Ueberhaupt hat der Ritter mehr zu thun, als den Sternen ein solches Schauspiel zu geben. — [15] Die Thaten. Ein schwerfälliger Ausdruck; es sind ja noch gar keine Thaten geschehen, wenigstens nicht in der Mehrzahl. Es kann nur heißen: das Geschehene oder das Gehörte.

Schon reitet Karl von Eichenhorst
Und jagt mit ihr durch Feld und Forst.
Geschwind! ihr dürft nicht weilen,
Wollt ihr sie noch ereilen."

22. Hui! auf der Freiherr, hui! heraus,
Bewehrte sich zum Streite,
Und donnerte durch Hof und Haus
Und weckte seine Leute.
„Heraus! mein Sohn von Pommerland!
Sitz auf! Nimm Lanz' und Schwert zur Hand!
Die Braut ist dir gestohlen;
Fort, fort, sie einzuholen!"

23. Rasch ritt das Paar im Zwielicht schon,
Da, horch! ein dumpfes Rufen, —
Und, horch! — erscholl ein Donnerton
Von Hochburgs Pferdehufen.
Und wild kam Plump, den Zaum verhängt,
Weit, weit voran, daher gesprengt,
Und ließ zu Trudchens Grausen
Vorbei die Lanze [16] sausen.

24. „Halt an, halt an, du Ehrendieb,
Mit deiner losen Beute!
Herbei vor meinen Klingenhieb,
Dann raube wieder Bräute!
Halt an, verlaufne Buhlerin,
Daß neben deinen Schurken hin
Dich meine Rache strecke,
Und Schimpf und Schand' euch decke!"

25. „Das leugst du, Plump von Pommerland, [17]
Bei Gott und Ritterehre!
Herab! herab! daß Schwert und Hand
Dich andre Sitte lehre! —
Halt, Trudchen, halt den Dänen an! —
Herunter, Junker Grobian,
Herunter von der Mähre,
Daß ich dich Sitte lehre!"

26. Ach, Trudchen, wie voll Angst und Noth!
Sah hoch die Säbel [18] schwingen.
Hell funkelten im Morgenroth
Die Damascener Klingen.

---

[16] Allerdings ist die Lanze nach Schlegels Bemerkung hier ganz am unrechten Orte; denn es geht ja nicht zum Turniere. — [17] Was lügt Plump? Er hat ja gar nichts behauptet, sondern nur Kampf begehrt. Im Englischen wirft Nordland dem Junker vor, er sei von schlechter Herkunft, und darauf paßt die Antwort: das lügst du. — [18] Hier ist der Dichter

Von Kling und Klang, von Ach und Krach[19]
Ward rund umher das Echo wach.
Von ihrer Fersen Stampfen
Begann der Grund zu dampfen.

27. Wie Wetter schlug des Liebsten Schwert
Den Ungeschliffnen nieder.
Gertrudens Held blieb unversehrt
Und Plump erstand nicht wieder. —
Nun weh, o weh! erbarm' es Gott!
Kam fürchterlich, Galopp und Trott,
Als Karl kaum ausgestritten,
Der Nachtrab angeritten.

28. Trarah! Trarah! durch Flur und Wald
Ließ Karl sein Horn nun schallen.
Sieh da! hervor vom Hinterhalt
Hopp hopp! sein Heer Vasallen. —
„Nun halt, Baron, und hör' ein Wort!
Schau auf, erblickst du jene dort?
Die sind zum Schlagen fertig
Und meines Winks gewärtig.

20. Halt an, halt an und hör' ein Wort,
Damit dich's nicht gereue!
Dein Kind gab längst mir Treu und Wort
Und ich ihm Wort und Treue.
Willst du zerreißen Herz und Herz?
Soll dich ihr Blut, soll dich ihr Schmerz
Vor Gott und Welt verklagen?
Wohlan, so laß uns schlagen!

30. Noch halt! Bei Gott beschwör' ich dich!
Bevor's dein Herz gereuet.
In Ehr' und Züchten hab' ich mich
Dem Fräulein stets geweihet.
Gieb — Vater! — gieb mir Trudchens Hand!
Der Himmel gab mir Gold und Land.
Mein Ritterruhm und Adel,
Gottlob! trotzt jedem Tadel."

---

aus dem Costum gefallen. Der Name Säbel ist ein völlig modernes Wort, so wie die ganze Sache nichts rittermäßiges hat. Eher ließe man sich Degen gefallen, obgleich wir auch bei diesem Worte jetzt an unsere Offiziere u. dgl. denken. Schwerter wäre das richtigste, vermuthlich wollte es der Dichter nicht setzen wegen des Mißlauts: Schwerter schwingen. — [19] Niedersächsischer Provinzialismus. Er wird bei jeder großen Kraftanstrengung gebraucht; z. B. mit Ach und Krach wird die Glocke aufgezogen u. s. w.

31. Ach Trudchen, wie voll Angst und Noth,
Verblüht' in Todesblässe.
Vor Zorn der Freiherr heiß und roth
Glich einer Feueresse.[20]
Und Trudchen warf sich auf den Grund;
Sie rang die schönen Hände wund,
Und suchte baß mit Thränen
Den Eifrer zu versöhnen.

32. „O Vater, habt Barmherzigkeit
Mit eurem armen Kinde!
Verzeih euch, wie ihr uns verzeiht,
Der Himmel auch die Sünde!
Glaubt, bester Vater, diese Flucht,
Ich hätte nimmer sie versucht,
Wenn vor des Junkers Bette
Mich nicht geekelt hätte.[21]

33. Wie oft habt ihr auf Knie und Hand
Gewiegt mich und getragen!
Wie oft: du Herzenskind! genannt,
Du Trost in alten Tagen!
O Vater, Vater! denkt zurück!
Ermordet nicht mein ganzes Glück!
Ihr tödtet sonst daneben
Auch eures Kindes Leben."

34. Der Freiherr warf sein Haupt herum
Und wies den krausen Nacken.
Der Freiherr rieb, wie taub und stumm,
Die dunkelrauhen[22] Backen.
Vor Wehmuth brach ihm Herz und Blick.
Doch schlang er stolz den Strom zurück,
Um nicht durch Vaterthränen
Den Rittersinn zu höhnen.

35. Bald sanken Zorn und Ungestüm,
Das Vaterherz wuchs über.
Von hellen Zähren strömten ihm
Die stolzen Augen über.

---

[20] Ein verfehltes Bild; eben so gut könnte Backofen stehen. Vermuthlich soll Z. 3 u. 4 ein Gegensatz zu Z. 1 u. 2 sein. Trudchen todtenblaß, der Freiherr feuerroth, wie eine Schmiedeesse. — [21] Dies ist wohl die Spitze aller verfehlten Ausdrücke in dieser Ballade. Kann denn Trudchen ihren Widerwillen gegen Plump nicht feiner ausdrücken? — [22] Im Englischen steht: The baron he stroakt his darkbrown cheeke, also den schwarzbraunen.

Er hob sein Kind vom Boden auf,
Er ließ der Herzensflut den Lauf
Und wollte schier vergehen
Vor wundersüßen Wehen.

36. „Nun wohl! verzeih mir Gott die Schuld,
So wie ich dir verzeihe!
Empfange meine Vaterhuld,
Empfange sie auf's neue!
In Gottes Namen, sei es drum!"
Hier wandt' er sich zum Ritter um —[23]
„Da! nimm sie meinetwegen
Und meinen ganzen Segen!

37. Komm, nimm sie hin und sei mein Sohn,
Wie ich dein Vater werde!
Vergeben und vergessen schon
Ist jegliche Beschwerde.
Dein Vater, einst mein Ehrenfeind,
Der's nimmer hold mit mir gemeint,
That vieles mir zu Hohne.
Ihn haßt' ich noch im Sohne.

38. Mach's wieder gut! Mach's gut, mein Sohn,
An mir und meinem Kinde!
Auf daß ich meiner Güte Lohn
In deiner Güte finde.
So segne denn, der auf uns sieht,
Euch segne Gott von Glied zu Glied!
Auf! Wechselt Ring und Hände!
Und hiermit Lied am Ende!"

6. Die Entführung.

Auch diese Ballade ist aus Percy's Sammlung (Vol. 1. Book 1. Ball. 10) entlehnt, wo sie den Titel führt: The child of Elle. Allein Bürgern genügte eine freie Uebersetzung, wie sie beim Bruder Graurock stattgefunden hatte, nicht mehr; er wollte den gegebenen Stoff selbständig verarbeiten und zu seinem Eigenthume machen; ein Bestreben, das bei einem so poetischen Geiste ganz natürlich erscheinen muß. Wirklich hat ihm das englische Gedicht auch nur den Faden der Begebenheit geliehen; Wort und Ausdruck, Ton und Einfassung, kurz die ganze Darstellung gehört dem deutschen Dichter, so daß von einer Uebersetzung hier nicht mehr die Rede sein kann. Um für die-

[23] Diese Zeile steht müßig da und wohl nur um des Reimes willen. Es wäre schlimm, wenn wir ohne diesen Fingerzeig nicht wüßten, daß der Baron den Ritter anredet.

jenigen, welche das Original nicht kennen, die nöthigen Vergleichungs-punkte aufzustellen, geben wir vorerst eine möglichst treue Uebersetzung der alten Ballade.[1]

Der Junker von Elle.

Auf jenem Hügel steht eine Burg,
Es schmücken sie Thürme und Wälle.
Ein junger, ein weidlicher Ritter
Wohnt dorten, der Junker von Elle.

Der Junker von Elle gieng in den Garten,
Im Garten, am Zaun er stund.
Da sah er der schönen Emmelyn Knaben
Schnell laufen unten im Thalesgrund.

Der Junker von Elle gieng ihm entgegen,
Er eilte mit schnellem Lauf;
Bald traf er der schönen Emmelyn Pagen,
Der schon den Felsen klimmte hinauf.

Christ segne dich, kleiner Page,
Dich segn' und schütze Christus der Herr!
Sprich schnell, was macht mein Fräulein?
Und bringst du mir gute Mähr?

Mein Fräulein ist in Verzweiflung
Und weint sich die Augen aus;
Sie klagt ohn' End' den tödtlichen Haß
Zwischen ihrem und deinem Haus.

Hier sendet sie dir eine seidene Schärpe,
Mit mancher Zähre bethaut;
Sie bittet dich, manchmal ihrer zu denken,
Die immer dich liebte so traut.

Hier sendet sie dir den Ring von Golde,
Als letzte Liebesgab'.
Du sollst ihn tragen um ihretwillen,
Wenn längst schon sie ruhet im Grab'.

Denn ach! Ihr sanftes Herze brach,
Und bald wohl freit sie der Tod,
Da der Vater ihr kor ein neu Lieb,
An dich zu denken verbot.

Ihr Vater giebt sie dem groben Mann,
Dem Ritter Herrn Hans von Nordland;
Er droht ihr, sie umzubringen,
Giebt sie ihm nicht binnen drei Tagen die Hand.

---

[1] Auch Bodmer hat sie übersetzt in seinen altenglischen Balladen, w sie unter dem Titel Emmelyne steht. Wir konnten diese Uebersetzun hier nicht geben, da sie auf der einen Seite durchaus untreu, auf der a dern Seite so manches wörtlich übersetzt ist, daß wieder der Sinn darunt leidet, wie z. B. child of Elle — Junge von Elle. Die hier geliefer Uebertragung macht auf nichts als auf Treue und Verständlichkeit Anspruc Wer dergleichen Arbeiten versucht hat, wird wissen, daß sich ein kunstmäßi gedichtetes Werk leichter übersetzen läßt, als ein Erzeugnis der ältern, kun losen Poesie. Bothe's Uebersetzung in dessen Volksliedern ist gut, aber eben falls nicht ganz treu.

Schnell laufe zurück, du kleiner Page,
Und grüße dein Fräulein von mir,
Und sag': ihr einz'ger, ihr treuer Buhle
Stirbt oder bringt Rettung ihr.

Schnell laufe zurück, du kleiner Page,
Zurück zu dem schönen Fräulein geh:
Heut' Nacht würd' ich unter dem Fenster sein,
Mir geh' es nun wohl oder weh.

Der Knabe läuft, der Knabe rennt,
Er ruht, er rastet nicht,
Bis er kommt in schön Emmelynens Gemach;
Hier knieet er nieder und spricht:

O Fräulein, ich war bei dem treuen Buhlen;
Er bietet dir seinen Gruß durch mich.
Heut' Nacht will er unter dem Fenster sein,
Will sterben oder befreien dich.

Der Tag war vergangen, die Nacht gekommen,
Und alles in tiefem Schlummer lag;
Und nur das Fräulein Emmelyne
Saß weinend in ihrem Gemach.

Da hört sie des treuen Liebsten Stimme;
Leis rufet er an der Mauer hinauf:
Wach auf! Wach auf! Mein süßes Kind!
Ich bin's, dein treuster Liebster, wach auf!

Wach auf, o wach auf, mein süßes Kind!
Komm, sitz' auf dieses folgsame Thier!
Diese Leiter von Stricken bringt dich herab;
Ich bringe dich sicher von hier.

O nein, o nein, du freundlicher Ritter,
O nein, das kann nicht geschehn.
Das brächte für immer mir bösen Leumund,
Wollt' ich allein mit dir gehn.

O Fräulein, mit einem Ritter so treu
Magst ziehn du sonder Fahr —
Zu meiner Mutter will ich dich bringen,
Dort eint uns der Altar.

Mein Vater ist ein großer Baron,
So edelstolz und so keck;
Was würd' er sagen, wenn seine Tochter
Mit einem Ritter flöhe hinweg.

Ach, ich weiß, er rastete nimmermehr,
Sein Mahl, es schmeckte nimmer ihm gut,
Bis daß er dich, Junker von Elle, erschlüge,
Bis daß er sähe dein theures Herzblut.

O Liebchen, wärst du im Sattel erst
Und fort eine Strecke klein:
Nichts kümmerte mich dein Vater grimm,
Noch was er uns schüf' zur Pein.

O Fräulein, sitze nur erst im Sattel,
Sei nur erst aus dieser Mauern Bann,
Dann fürcht' ich nicht deinen grausamen Vater,
Nicht das Aergste, was mir begegnen kann.

Schön Emmelyn seufzte, schön Emmelyn weinte;
Ihr Herze rang in Qual.
Zuletzt ergriff er die Lilienhand
Und zog die Leiter zuthal.

Und dreimal preßt' er sie an die Brust,
Und küßt' sie zärtlich dabei,
Und Thränen entquollen den schönen Augen
Wie rinnende Quellen frei.

Nun hob er sie auf den sanften Zelter
Und stieg dann selbst auf sein hohes Roß,
Und schlang sein Heerhorn um den Nacken,
Und schnell entjagten sie nun dem Schloß.

Ach, alles hatte die Zofe vernommen,
Im nahen Bett, wo sie schlafen lag,
Mein Herr, der lohnt es mit vielem Golde,
So sprach sie — mein Herr es wissen mag. —

Wach auf, wach auf, o edle Dame,
Wach auf, o tapfrer Baron;
Eure Tochter ist mit dem Junker von Elle
Zu Schimpf und Schanden entflohn.

Der Baron erwacht, der Baron springt auf;
Ruft all seine wackern Leut'.
Und komm auch du, Herr Ritter Johann,
Deine Braut ward dem Räuber zur Beut'.

Kaum war Emmelyn eine Meile geritten,
Eine Meile hintan vom Schloß,
Als über die Heide sie jagen sah
Ihres Vaters Mannen zu Roß.

Und allen voran kam der plumpe Mann,
Der Ritter Herr Hans von Nordland;
Nun steh, nun steh, du falscher Verräther,
Das Fräulein gieb schnell von der Hand.

Denn sie ist entsprossen aus hohem Geblüt,
Ihre Mutter von gräflichem Stande.
Dir ziemt es eben, du Hurensohn,
Die zu rauben, dem Hause zur Schande.

Was lügst du frech, Herr Ritter Johann,
Was lügst du frech von mir!
Mein Vater war Ritter, eine Gräfin die Mutter;
Nicht also steht's bei dir.

Doch sitze nun ab, mein theures Kind,
Sitz ab und halte mein Pferd;
Denn ich und der grobe Ritter erproben
Jetzt unsern Stamm mit dem Schwert.

So sitze nun ab, mein liebes Kind,
Sitz ab, nimm das Roß in Acht,
Denn ich und der grobe Ritter erproben
Jetzt unsres Armes Macht.

Schön Emmelyn seufzt', schön Emmelyn weinte,
Ihr Herz voll Angst erbebt,
Als zwischen dem Lieb und dem groben Ritter
Der blutige Kampf sich erhebt.

Der Junker von Elle er focht so gut,
Das Schwert, das schwang er so kühn,
Bald hatt' er erschlagen den groben Ritter;
Zu Boden streckt er ihn hin.

Nun aber hat mit all seinen Mannen
Der Baron sich ihnen genaht.
Was soll Emmelyn das Fräulein beginnen?
Zu fliehn war da nicht Rath.

Da setzt an den Mund ihr Liebster das Horn;
Blies laut, daß es scholl umher,
Sieh da, sieh da, die reisigen Mannen,
Ueber den Hügel sprengen sie her.

Nun reiche die Hand, du stolzer Baron,
Ich bitte dich, reiche die Hand;
O zerreiße zwei liebende Herzen nicht,
Verknüpft durch der Liebe Band.

Dein Kind, ich lieb' es redlich und treu,
Ich lieb' es seit langer Zeit.
Ich lieb' es mit jener Liebe,
Die nie die heilige Kirche verbeut.

O segne du ein treues Paar;
Sag ja, mein will sie sein.
Alt ist mein Haus, alt ist mein Blut,
Mein Land und Gut nicht klein.

Meine Mutter ist eines Grafen Tochter,
Mein Vater ein Ritter von edlem Haus.
Der Baron mit großem Unmuth und Zorn
Wandte den Blick und sah finster aus.

Schön Emmelyn seufzte, schön Emmelyn weinte;
Zitternd schön Emmelyn stand.
Dann fiel sie nieder auf ihre Kniee
Und faßte des Vaters Hand.

Mein Herr und mein theurer Vater, verzeih,
Verzeih dem Ritter und mir!
Der grobe Ritter allein ist schuld,
Daß so ängstlich ich floh vor dir.

Oft hießest du Emmelynen dein Leben,
Deinen Liebling, der Augen Licht;
O mach' in einer unseligen Stunde
Nicht deine Emmelyne zu nicht!

Der Baron, er reibt seine schwarzbraune Wange,
Er wendet herum das Gesicht,
Die Thräne stolz zu verbergen,
Die aus dem Aug' ihm bricht.

Er stand, in tiefe Gedanken versenkt,
Er stand und bedachte sich;
Dann hob er schön Emmelyn auf vom Boden
Und herzte sie inniglich.

Da nimm sie, sprach er, Junker von Elle,
Er gab ihm die weiße Hand,
Da nimm mein einzigen, liebstes Kind,
Und mit ihr mein halbes Land.

Dein Vater, im Uebermuthe der Jugend,
Redete mir an die Ehre zu laut;
Mach gut das Unrecht, das er mir that,
Mit ganzer Liebe zu deiner Braut.

Da du sie liebest und sie dich liebt,
So möget ihr beide glücklich sein,
Und jetzo meinen besten Segen.
Geh, meine zärtliche Emmelyn.

Das Gedicht, von welchem unsere Uebersetzung nur ein schwaches Abbild geben kann, gehört anerkannt zu den schönsten in Percy's Sammlung, und Bürgers Wahl war hier gewiß eine sehr glückliche zu nennen. Seine Ballade hat auch von jeher viel Freunde gehabt, und zwar nicht nur unter den Liebhabern, sondern selbst unter den Kennern; denn Engel stellt in seiner Poetik diese Ballade als Muster einer gut durchgeführten Handlung dar. Der einfache und doch unsere Theilnahme so sehr ansprechende Plan im Gange der Handlung, die Kraft in der Darstellung, und das Mimische, das überall durchblickt — alles dies muß den zur Bewunderung hinreißen, welcher gar nicht weiß, daß manches davon gar nicht das Verdienst des Dichters ist, sondern sich schon im Original vorfand.

Dagegen läßt nun Schlegel in seiner Charakteristik dem Gedichte gar nichts Verdienstliches und findet es durch und durch misrathen. Einem solchen Kenner der ältern deutschen Dichtkunst und des hier zu Grunde liegenden Originals mußte es auch wirklich schmerzlich sein, wenn über eine seiner Lieblingsdichtungen eine nach seiner Meinung rohe Faust gerathen war, und von seinem Standpunkte aus können wir ihm das stark ausgesprochene Misfallen an Bürgers Ballade nicht verargen.

Auf der andern Seite aber kann man auch behaupten, daß ohne eine bedeutende Veränderung das Gedicht keinen Eingang beim deutschen Volke würde gefunden haben. Das Anziehende des englischen Originals liegt mit in der alterthümlichen Einfalt und Naivität. Genügte es nun an einer treuen Uebersetzung, um dergleichen Stücke in Deutschland national zu machen, so müßten ja Herders Uebersetzungen es geworden sein; dies ist aber nicht der Fall; seine Volkslieder sind fast nur den Gelehrten bekannt, während Bürgers Entführung mit allen ihren Fehlern bei Alt und Jung Eingang gefunden hat; eben deßhalb, weil selbst diese Fehler aus einem an und für sich sehr richtigen Gefühle entsprungen sind.

Eigentliche Veränderungen im Gange der Ballade finden wir vier. Zuerst fehlt bei Bürger der Anfang der alten Ballade, und dies können wir nur loben; denn die erste Strophe im Englischen steht ziemlich müßig. Zweitens treibt den Ritter die Ahnung fort, während der Junker im Englischen den Pagen kommen sieht; davon weiter unten. Drittens ist der Page in eine Zofe und die Zofe in eine Sittenmeisterin verwandelt, unter welcher sich der Dichter vermuthlich eine französische Gouvernante dachte. Die erste Umwandlung ist gewiß

zu billigen; denn der Page eines deutschen Fräuleins wäre undeutsch. Die Sittenmeisterin könnten wir entbehren. Freilich ist die Zofe schon vorweg als Vertraute des Fräuleins aufgeführt; aber kann denn dieses nicht zwei Zofen haben? Und könnte man nicht fragen: Wenn die Sittenmeisterin alles hört, warum verhindert sie die Entführung nicht? Die vierte Veränderung betrifft die Bestellung der Vasallen, wovon wir schon in der Anmerkung gesprochen haben. — Andere Abweichungen vom Original sind: Im Englischen erfahren wir die Feindschaft beider Häuser gleich im Anfang, im Deutschen erst am Ende; im Englischen zeigt der Junker nicht auf seine Vasallen; im Deutschen droht er dem Alten damit. Beide Abweichungen gereichen der deutschen Ballade gewiß nicht zum Vortheil.

Allein das bisher Gerügte kann bloß der als Mängel empfinden, welcher das englische Original kennt. Ein Fehler an und für sich aber ist der rohe Ton, der von den meisten Personen geführt wird, und oft an die Ritterromane und Ritterschauspiele erinnert, welche zu des Dichters Zeiten im Schwunge giengen; wie denn gleich die Ueberschrift dem Titel eines Romans ähnlich klingt. Der Vater wird zum wahren Kannibalen, der eben so gut bei „Schlenkert und Spieß!“ als bei „Schwert und Spieß!“ fluchen könnte. Selbst sprachlich liegt in dem „dir vorgeschmissen“ etwas sehr Gemeines, indem die edle Sprache bekanntlich diesen Ausdruck meidet.

Des Dichters Lenore hatte durch die ihr inwohnende Kraft alle empfänglichen Gemüther in Bewegung gesetzt; er glaubte, wieder etwas Aehnliches liefern zu müssen, und trug nun unglücklicher Weise den dort herrschenden Ton auf diesen Gegenstand von ganz anderer Art über, so daß anstatt der Kraft Rohheit erscheinen mußte. Die äußere Verwandtschaft mit der Lenore läßt sich durch das ganze Gedicht durchführen. Schon das Versmaß der Lenore, für leidenschaftliche Lagen sehr passend, finden wir hier wieder. Lenore fährt ängstlich aus dem Traume auf, den Ritter peitscht böse Ahnung fort; Lenore verzweifelt über den Tod des Geliebten, der Ritter über die Nachricht der Zofe, die freilich gar nicht so entsetzlich ist. An Lenoren erinnern ferner die Formeln Hopp Hopp, Ach Krach u. s. w., die ebenfalls hierher nicht passen.

Das Zarte hingegen, welches die Lenore hat, suchen wir, wenigstens in der ersten Hälfte, in der Entführung vergebens, und dies fällt um so mehr dem Dichter zur Last, da es dem englischen Original nicht mangelt. Die zweite Hälfte der deutschen Ballade hat weniger Veränderungen mitgebracht und enthält überhaupt weniger Störendes.

In einem Stücke jedoch müssen wir der deutschen Ballade unbedingt den Vorzug vor der englischen geben; nämlich hinsichtlich der weit lebendigern und anschaulichern Darstellung der Personen und Handlungen, die oft ganz mimisch sind. Bedeutend tritt der Unterschied hervor bei Str. 11, 22 und von Str. 29 bis zu Ende. Und diese Lebendigkeit ist es einerseits, die dem Gedichte stets einen Platz

unter den Lieblingsballaden der Deutschen bewahren wird; andererseits aber die Wahrheit der Sprache, die trotz ihrer Derbheit ein Muster der Balladensprache ist und namentlich den eigenthümlichen Genius unserer deutschen Sprache klar nachweist.

---

7. Der Kaiser und der Abt.

(1784.)

1. Ich will euch erzählen ein Märchen, gar schnurrig! —
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;[1]
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr,
Nur Schade! sein Schäfer war klüger als er.

2. Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

3. Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen;
Wie Vollmond[2] glänzte sein feistes Gesicht;
Drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.

4. Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

5. „Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's Euch? Mir däucht[3] wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

6. Doch däucht mir daneben, Euch plage viel Weile;
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit ertheile?
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann;
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen,[4] sagt man.

---

[1] Zu kurren, murren, mit der Bedeutung: leicht reizbar und daher schwer zu behandeln, von Bürger in die Schriftsprache eingeführt. — [2] Wie in andern Balladen Reim- und Klangfiguren als charakteristische Malerei vorkommen, so in dieser metrische Figuren, d. h. Abweichungen vom gewählten Metrum, um dadurch den Gegenstand zu malen. Durchgehends hat der Dichter sonst zwei Senkungen nach einer Hebung; hier aber, wie in Str. 12, Zl. 4, hemmt er plötzlich den muntern Strom des Verses und läßt anstatt zweier flüchtiger Silben die eine volle und lange „Mond" auftreten. — [3] Bürger braucht immer im Präsens die eigentlich dem Präteritum angehörende Form däucht, Rückert sogar däuchten als Infinitiv. — [4] „Er hört das Gras wachsen; er hört die Flöhe husten" sind

7. So geb' ich denn Euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

8. Zum ersten, wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,[5]
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein.

9. Zum zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.

10. Zum dritten noch sollst Du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen;
Die will ich dann treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen[6] Wahres dran sein.

11. Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So laß ich Euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."[7]

12. Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß[8] sich mit Sinnen.[9]
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht[10] steht.

13. Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'vers'täten;[11]
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten;
Er zahlte Gebühren und Sporteln[12] vollauf,
Doch löste kein Doktor die Fragen ihm auf.

---

spöttische Redensarten, um die Klugheit eines Dummen ironisch herauszustreichen. — [5] Wardein ist derjenige Beamte beim Bergwesen oder bei der Münze, der den Gehalt der Erzes zu schätzen hat. Das Wort stammt vom ital. guardare, franz. garder, dieses wieder vom althochd. warten, Acht haben. — [6] Hier in der alten Bedeutung, nach welcher es oft in der Bibel vorkommt, z. B. Matth. 5, 18. Bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstab, noch ein Titel vom Gesetz. — Bürgers Satzverbindung ist etwas undeutlich, man muß sich hinter allein etwas ausgelassen denken: „allein merkt dabei: es soll &c." — [7] Dieses Eselreiten war in der alten Zeit eine beschimpfende Strafe, und wurde denjenigen auferlegt, die ihres Amtes nicht gut warteten, unter andern auch Ehemännern, die sich den Zügel aus der Hand reißen und sich von ihren Weibern schlagen ließen. — [8] Zerspleißen anstatt des sonst gewöhnlichen zersplittern. — [9] Infinitiv, nicht Dativ Plural von Sinn. — [10] Ein dreifacher Pleonasmus. — [11] Auch hier wirkt die plötzliche Abweichung vom herrschenden heitern Versmaß komisch: denn die Silben widerstreben durchaus dem gewohnten Gange; es sind eigentlich anstatt vier Hebungen deren sechs da. — [12] Anspielung

14. Schnell wuchsen, bei herzlichem[13] Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

15. Nun sucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,[14]
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

16. „Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen,[15]
Maria und Joseph! Wie hotzelt[16] Ihr ein!
Mein Sixchen![17] Es muß Euch was angethan[18] sein!"

17. „Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,[19]
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

18. Zum ersten: Wann hoch er, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein?

19. Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

---

auf das Juristenwesen; Sportul ist eben das, was man über die Gebühr bezahlen muß. — [13] Steht hier in doppeltem Sinne; denn als Adverb bedeutet herzlich so viel als sehr, als Adjectiv bezeichnet es alles, was von Herzen kommt und im Herzen vor sich geht. In der ersten Bedeutung gehört es zu Zagen, in der zweiten zu Pochen. — [14] Da wir im Raubgrafen und in den Weibern von Weinsberg Anspielungen auf die damalige Zeit fanden: so kann uns auch hier die Anspielung auf Göthe's Roman, der damals so viel Aufsehen machte, nicht wundern; recht schicken will sie sich aber nicht. Der Dichter giebt übrigens leise zu verstehen, daß der Abt sich habe vor Verzweiflung umbringen wollen; daher trifft ihn auch Bendix am Felsenabhange, am Abgrunde an, in welchen sich der Abt unfehlbar stürzen wollte. — [15] Eigentlich: zum Schemen. Daß Bendix dieses fremde Wort braucht, ist nicht zu tadeln; es ist in der ältern Volkssprache sehr gewöhnlich. Auch Luther braucht es immer für Schattenbild; z. B. Sprüche Sal. 27, 19. — [16] Hotzeln, d. i. einschrumpfen, man braucht es besonders von gedörrtem Obste. — [17] Meiner Six oder mein Sixchen! eine noch unerklärte Betheuerungsformel. — [18] d. i. ihr müßt behext sein. Nach Grimm darf diese Bedeutung von „es einem anthun" uralt scheinen und gehört gar nicht bloß zur gemeinen und niedrigen Ausdrucksweise. — [19] Niedersächsisches Sprichwort: er will sich an mir reiben.

20. Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten!
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

21. Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

22. „Nichts weiter?" erwiedert Hans Bendix mit Lachen,
Herr, gebt Euch zufrieden, das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen und Kleid,[20]
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

23. Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."[21]

24. Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

25. Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er, mit Zepter und Kron', im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich itzt werth bis zum Heller mag sein?" —

26. „Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum gäb' ich,[22] so sehr Ihr auch pochet und prachert,[23]
Für Euch keinen Deut[24] mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt Ihr doch wohl minder werth sein." —

27. „Hum," sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören,
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

28. Nun aber sollst Du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist Dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

---

[20] Richtiger wäre wohl: Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen, Eu'r Kleid. — [21] Nämlich Mutterwitz. Die ganze Strophe drückt den Gegensatz zwischen todter Gelehrsamkeit und gesundem Menschenverstande sehr gut aus. — [22] Also nicht: „ich gebe", sondern: „ich würde geben, wenn ich Kaufmann wäre". — [23] Auf sein Recht pochen, d. h. etwas fordern mit Berufung auf Gerechtsam; prachern, niedersächs. Ausdruck für: ungestüm betteln. — [24] Holländische kleinste Münze, dann überhaupt Kleinigkeit, wie Heller und Kreuzer.

29. „Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet,
Und stets sie in einerlei Tempo[25] begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist alles gethan." —

30. „Ha," lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber![26]
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

31. Nun aber zum dritten, nun nimm Dich zusammen!
Sonst muß ich Dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!"

32. „Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St. Gallen." —
„Ganz recht! und[27] das kann von der Wahrheit nicht fallen." —
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget Eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!"

33. „Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
Wohlan denn, so sollst Du von nun an es sein!

34. Ich will Dich belehnen mit Ring und mit Stabe.[28]
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid Juris verstehn![29]
Denn wenn man will ärnten, so muß man auch sä'n." —

---

[25] Bekanntlich das Maß der Geschwindigkeit, womit ein Musikstück vorgetragen wird; einerlei Tempo heißt natürlich hier: in einem Tempo, das mit dem der Sonne eins ist. — [26] Hans Bendix sagt: „Wenn Ihr früh mit der Sonne sattelt, so seid Ihr in vierundzwanzig Stunden herum; aber Ihr müßt immer auch gleichen Schritt mit der Sonne halten." „Richtig," sagte der Kaiser, „Du hast guten Hafer für Deine Pferde, damit sie so schnell laufen als die Sonne: mit Wenn und Aber speisest Du sie, und nun laufen sie freilich schnell. Auf diese Weise hat der, welcher das Wenn und das Aber zuerst gebraucht hat, aus Häckerling Gold machen können." Ein Sprichwort heißt: Aber, wenn und gar sind des Teufels Waar. Häckerling ist das Kurzfutter der Schweizer. — [27] Für und wäre hier aber unstreitig richtiger. Der Kaiser will ja sagen: Das denke ich allerdings; aber das ist ja etwas Wahres. — [28] Insignien der höchsten geistlichen Würden, welche den Bischöfen und Prälaten bei ihrer Einweihung übergeben werden. Der Ring soll die Vermählung mit der Kirche ausdrücken, der Stab das Amt des Hirten bezeichnen. Die Verleihung von Ring und Stab kam später bloß den Päpsten zu; der Kaiser belehnte die Prälaten nur, insofern sie Reichsfürsten waren, und zwar durch das Scepter. — [29] Was Rechtens ist; d. h. was er von Rechtswegen verstehen sollte.

35. „Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Häns chen versäumet, holt Hans nicht mehr ein."

36. „Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht Schade!
Erbitte demnach Dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet Dein lustiger Schwank;
Drum soll Dich auch wieder ergötzen mein Dank."

37. „Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nöthig;
Doch seid Ihr in Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten, zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon."

38. „Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle."[30]
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein Dir ein Panis-Brief[31] beschert!

39. Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten,
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
Umsonst, bis an seinen sanftseligen Tod."

7. Der Kaiser und der Abt.

Ebenfalls nach einer in Percy's Sammlung befindlichen alten Ballade: King John and the Abbot of Canterbury (Percy's Reliques. Vol. II. Book III. Bal. 7). Hier hat Bürger noch weit mehr geändert als in der Entführung; zugesetzt, weggelassen, und die Hauptpersonen, so wie manches in der Fabel selbst, völlig anders dargestellt; auch ist die deutsche Ballade um 12 Strophen länger, obgleich Vers- und Strophenmaß beibehalten sind. Und so kann denn dies Gedicht als Originalarbeit des deutschen Dichters gelten.

Ohne Widerrede hat aber der Schwank durch Bürgers Darstellung sehr gewonnen. Alles ist runder, schnurriger, friedlicher geworden, und die vom Dichter hineingebrachten Scherze und Späße passen ganz zum Tone des Ganzen. Im Englischen ist König Johann ein Tyrann, der Abt aber ein stolzer, üppiger Mann.

An ancient story Ile tell you anon
Of a notable prince, that was called King John,
And he ruled England with maine and with might,
For he did great wrong, and maintein'd little right.

---

[30] Du bist eben so brav als gescheid. — [31] Panisbrief, eine Zwitterform aus Panis (Brot) und Brief zusammengeknetet, aber immer Panisbrief ausgesprochen, wie auch hier das Versmaß es fordert. So nannte man zu den Zeiten des deutschen Reiches eine Anweisung, die der Kaiser jemandem auf eine Pfründe geben konnte.

And Ile tell you a story, a story so merrye
Concerning the Abbot of Canterburye;
How for his house-keeping, and high renowne,
They rode poste for him to fair London towne.

An hundred men, the king did heare say,
The abbot kept in his house every day;
And fifty golde chayues, without any doupt,
In velvet coates waited the abbot about.

Der König läßt nun den Abt nach London rufen, anstatt daß bei Bürger der Kaiser zufällig vor der Abtei vorbeireitet und lacht: Zur glücklichen Stunde! Der König giebt dem Abte die Fragen auf, und droht ihm mit dem Tode im Falle der Nichtbeantwortung. Die komische Schilderung der Angst und Verlegenheit des Abtes fehlt ganz; dagegen reitet er selbst nach Cambridge und Oxford; auf dem Heimwege trifft er den Schäfer, der ihn aber nicht wegen seines übeln Aussehens bedauert, sondern nach Neuigkeiten vom Hofe fragt. Der Abt erzählt seine Noth; der Schäfer bietet sich als Stellvertreter an, und stützt sich hier besonders auf seine Aehnlichkeit mit dem Abte, etwas, das Bürger wohl mit hätte aufnehmen sollen, das man aber doch gern hingiebt für Bendixens spaßhafte Reden. Bei den Antworten geht es viel kürzer her; besonders fehlt der köstliche Spaß Str. 30 und auch das Ende ist sehr kurz.[1]

Das Aechtkomische liegt bei Bürger besonders in dem Grunde der Feindschaft, und wir gönnen dem faulen Abte recht gern die Neckerei, die der kaiserliche Kriegsheld mit ihm treibt, freuen uns aber auch über seine Begnadigung. Es ist hier der alte Gegensatz zwischen Ritterstand und Geistlichkeit kurz, aber trefflich geschildert, und da alles so friedlich und gutmüthig abläuft, so sind wir völlig zufrieden gestellt. Das Ganze ist ein Beweis für die Worte des Schäfers:

Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt.

Denn der Mutterwitz muß der bedrängten Gelehrsamkeit aus der Noth helfen. Der Abt ist zwar gerade kein Gelehrter, aber er fragt ja bei Universitäten und Doktoren an. Ferner ist aber auch die ganze Darstellung komisch. Es ist nicht nöthig, diese in's Einzelne zu verfolgen, sie legt sich von selbst dar. Alles ist aus einem Gusse, alles aus dem einfachsten Volksausdrucke genommen:

Oft hatt' er kaum Schwarzbrot zu Wasser und Wurst,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Mit Gunsten, Herr Kaiser! das laßt nur hübsch bleiben!

---

[1] Bodmer hat in seinen altenglischen Balladen auch: „Der König Johann und der Abt von Canterbury" übersetzt; allein durchaus nicht treu, so daß man das Original nicht wieder erkennt. Schon die Veränderung der derben Anapästen mit ihren platten Reimen in ziemlich holperige Jamben mit gekreuzten Reimen ist zu tadeln. Die Engländer haben übrigens Bürgers „Kaiser und der Abt" immer als ein Original betrachtet, und denselben daher auch mehrmals übersetzt.

Oder:

Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht Schade!

Sehr komisch ist es, wenn der Abt in seiner Wiederholung der Fragen bei jeder das mit wiederholt, was der Kaiser hinzugefügt hat, aber natürlich es ganz anders wendet, z. B.

Der Kaiser: Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.
Der Abt: Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Der Kaiser wendet es bei der dritten Wiederholung wieder anders:

Ist Dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?

Die drei komischen Charaktere sind sehr individuell gehalten; besonders charakteristisch ist Hans Bendixens Sucht, in Sprichwörtern zu reden. Der Abt hat etwas Gutmüthiges an sich, welches verhindert, daß man ihm gram wird; er wird von seinen Leuten geliebt, dies drückt sich unverkennbar in des Schäfers Anrede aus.

Der Stoff zu diesem Schwanke gehört demselben Kreise alter Volksdichtung und Volksunterhaltung an, dem wir schon oben S. 91 bis 96 im Traugemunderlied begegnet sind. Er beruht auf der angestammten Freude an Räthselfragen, wie Uhland in der dort angeführten Stelle schön nachgewiesen hat. Schon das englische Gedicht, wie es Percy mittheilt, ist Umarbeitung eines weit ältern, welches Joseph Ritson bekannt gemacht hat in A select Collection of english songs. Lond. 813. Ein anderer Text mit demselben Stoffe rückt die Scene bis zu König Alfred zurück. (Abgedruckt in Historical Ballads).

Bereits bei den Griechen finden wir Räthselaufgaben ähnlicher Art. So in Plutarchs Gastmahl der sieben Weisen (Moral. Schriften Thl. 1) von Kap. 6—10). König Amasis von Aegypten hat mit dem König von Aethiopien einen Wettstreit des Scharfsinns. Dieser hat ihm auferlegt, das Meer auszutrinken. Löst er die Aufgabe, so soll er viele Dörfer und Städte Aethiopiens erhalten; löst er sie nicht, so soll er die Städte bei Elephantine abtreten. Er schickt nun den Niloxenus an den weisen Bias, um sich bei diesem Raths zu erholen. Bias befindet sich mit den andern Weisen gerade bei Periander, und giebt dem Amasis den Rath, er solle vom Aethiopier verlangen, daß dieser erst alle in's Meer laufenden Flüsse verstopfe, denn es sei doch nur um die gegenwärtige Masse Wasser zu thun, nicht um die zukünftige.

Niloxenus erzählt nun, welche Aufgaben Amasis vorher dem Aethopier zum Lösen vorgelegt habe. Dieser sollte ihm nämlich nennen: das Aelteste, das Schönste, das Größeste, das Weiseste, das Gemeinschaftlichste, das Nützlichste, das Schädlichste, das Stärkste und das Leichteste. Der Aethiopier hatte diese Fragen so beantwortet: Was ist das Aelteste? Die Zeit. Was das Größeste? Die Welt. Was das Weiseste? Die Wahrheit. Was das Schönste? Das Licht. Was das Gemeinschaftlichste? Der

Tod. Was das Heilbringendste? Die Gottheit. Was das Schädlichste? Der Teufel. Was das Stärkste? Der Zufall. Was das Leichteste? Das Angenehme. — Diese Antworten hatte Amasis zum Theil sehr ungenügend gefunden; der beim Gastmahle befindliche Thales tadelt sie aber insgesammt und giebt andere, allerdings weit sinnreichere Lösungen.

Nämlich:

1. Was ist das Aelteste? Die Gottheit, denn sie ist unerschaffen.
2. Das Größeste? Der Raum; die Welt umfaßt alle Dinge, der Raum aber die Welt.
3. Das Schönste? Die Welt: denn in ihr ist alles Schöne.
4. Das Weiseste? Die Zeit; denn sie hat schon das Eine erfunden, und das Andere wird sie noch erfinden.
5. Das Gemeinschaftlichste? Die Hoffnung; jeder besitzt sie.
6. Das Nützlichste? Die Tugend; sie macht alles andere durch einen guten Gebrauch nützlich.
7. Das Schädlichste? Das Laster; wo es ist, beschädigt es fast alles.
8. Das Stärkste? Die Nothwendigkeit; sie ist allein unüberwindlich.
9. Das Leichteste? Das Naturgemäße; denn selbst der Genüsse wird man öfters müde.

Plutarch schöpfte vermuthlich aus morgenländischen Ueberlieferungen; wenigstens finden wir vieles im Gastmahle Vorkommende in einer arabischen Erzählung, die von Agub in's Französische übertragen und in die neue deutsche Uebersetzung der Tausend und einen Nacht aufgenommen worden ist (Breslau, bei Max), wo sie sich im dreizehnten Bande unter dem Titel: „Geschichte des weisen Heykar" findet. Inhalt und Sprache bezeugen ihr hohes Alter; auch beginnt sie gleich mit den Worten: „Die Geschichte des weisen Heykar ist eine von jenen alten Ueberlieferungen, welche sich in dem Gedächtnisse der Völker erhalten haben und uns Begebenheiten der Urzeit darstellen.

König Sanherib von Assyrien erhält von dem ägyptischen Pharao folgenden Brief: „Heil und Ehre dem König Sanherib! Aegypten „ist die Mutter der Welt; alle Völker nennen seine Baue Wunder„werke; ich nun will noch weiter gehen als die Pharaonen, meine „Vorfahren, und einen Palast zwischen Himmel und Erde bauen. „Findet sich in deinen Staaten ein so geschickter Baumeister, der dieses „Wunderwerk ausführen und zugleich ohne Anstoß die schwierigsten „Fragen auflösen könnte, so sende ihn mir. Ich verspreche Dir dafür „die Einkünfte Aegyptens von drei Jahren; wo nicht, so sollst Du mir „die Einkünfte Assyriens von drei Jahren entrichten."

Sanherib beruft seine Großen; keiner macht sich anheischig, die Aufgabe zu lösen, und den weisen Heykar, seinen treuen Minister, hat er, durch Verleumder hinters Licht geführt, tödten lassen. Endlich entdeckt sich, daß Heykar noch lebt; dieser verspricht dem König, ihm aus der Noth zu helfen. Darauf richtet er zwei große Adler ab, die

in hölzernen Kästen zwei Knaben in die Höhe führen müssen, welche die Baumeister vorstellen sollen. Nun reist er nach Aegypten; hier löst er mehrere Fragen und Aufgaben. Eine darunter gehört ganz in den Bereich unsers Schwankes. Pharao verlangt nämlich von Heykar, ihm etwas kund zu thun, was weder er noch seine Hofleute jemals gehört hätten. Heykar schreibt einen Brief im Namen Sanheribs, worin letzterer den Pharao um eine angebliche Schuld von einer ungeheuern Summe mahnt. Von dieser Schuld hat noch niemand etwas gehört u. s. w.[2]

Fast das Gleiche enthält das fabelhafte Leben Aesops vom Mönch Planudes, der also vermuthlich aus morgenländischen Quellen schöpfte. Aesop ist beim babylonischen Könige Lycerus, und an diesen thut der Aegypter Nectanabo jene sonderbaren Forderungen, die Aesop für den König erfüllt. Auch das Austrinken des Meeres kommt bei Planudes vor, ganz wie im Plutarch.

In diesen alten Märchen findet sich nun wohl die Rettung aus Verlegenheit durch Auflösung schwieriger Fragen; aber es fehlt ganz der Gegensatz unsers Schwankes, nämlich der zwischen Ritter und Geistlichen, zwischen die der gemeine Menschenverstand als Vermittler tritt, um aus der Noth zu helfen. König steht hier gegen König. Dagegen tritt die Würde des Weisen im Gegensatze der Macht auf: Bias, Heykar, Aesop. — Weder der eine noch der andere Gegensatz findet sich in zwei altdeutschen Gestalten des Märchens, daher wir diese für die schwächsten halten müssen. Wir meinen den Pfaff Amis und den Eulenspiegel.

Pfaff Amis ist ein altdeutsches Gedicht und schon mehrmals abgedruckt, zuletzt in „Erzählungen und Schwänke." Herausgegeben von Hans Lambel. Leipzig, 1872. (Bd. 12 der deutschen Classiker des Mittelalters, von F. Pfeiffer.) Vgl. daselbst über unsern Schwank (I. Amis und der Bischof) Seite 10—13 der Vorbemerkung. Pfaff Amis wohnt in England in der Stadt Tranis. Sein Bischof ist ihm feind wegen seiner Freigebigkeit; er soll ihm eine Summe bezahlen oder abgesetzt werden. Amis besteht auf einer Prüfung, und diese erfolgt nun in fünf Fragen:

1. Wie viel Wasser ist im Meere? Die Antwort ist:

> „Sie ist ein fuder," sprach er.
> Der Bischof sprach: „nu sagt, wer
> Gestet uch des, den zeiget mir."
> Der Pfaffe sprach: „Daz must ir,
> Ich leuge nicht als umb ein har;
> Und dunket ez uch niht recht war,

[2] Das Märchen ist auch übersetzt in der blauen Bibliothek aller Nationen, Bd. 6, unter dem Titel: König Sinkarib und seine beiden Wessire. Die Uebersetzung ist nach Chavis und Cazottes Ergänzung der 1001 Nacht, welche bekanntlich dem arabischen Original viel genommen und hinzugesetzt hat.

Die wazzer, die darin gen
Die heizet mir alle stille sten;
Ich mizze (messe) und laz uch sehen,
Daz ir nach mir muzet iehen (bejahen).

2. **Wie manchen Tag ist's von Adam bis jetzt?**

Der sint siben, so sprach er,
Also die ende haben genumen,
So siht man aber siben kumen,
Wie lange ouch die werlt ste,
Ir wirt ouch nimmer noch me.

3. **Wo ist die Mitte des Erdreichs? Antw. In der Kirche, wo wir sind. Heißet eure Knechte nur mit einem Seile messen auf beiden Seiten.**

4. **Wie weit ist von der Erde zum Himmel? Antw. So weit, daß man es gerade hört, wenn einer herunter ruft. Glaubet ihr's nicht, so steigt hinauf, und ich will hinauf rufen.**

5. **Wie breit ist der Himmel? Antw. Tausend Lachter und tausend Ellen. Nur muß man die Sonne, den Mond und die Sterne abrechnen.**

Dieselben Fragen thut der Rektor der Universität Prag an Eulenspiegel, da dieser Collegien lesen will. Hier ist also von einem Gegensatze nicht die Rede. Alle Gegensätze aber, wie in unserer Ballade, finden wir in der Novellensammlung des Italieners Sacchetti; nur sind die Antworten etwas plump. Dem Herzog Bernabo von Mailand hat ein reicher Abt zwei Doggen nicht recht gehalten, so daß sie räudig werden. Bernabo verlangt eine Buße an Geld oder die Beantwortung von vier Fragen, nämlich: 1. Wie weit ist es bis zum Himmel? 2. Wie viel Wasser ist im Meere? 3. Was machen sie in der Hölle? 4. Wie viel bin ich werth? — Er giebt ihm einen Tag Frist; auf dem Heimwege begegnet dem geängsteten Abte sein Müller; er erzählt ihm seine Noth, und der Müller erbietet sich, alles zu beantworten. Am folgenden Morgen geht er zum Herzog, als Abt verkleidet. Auf die erste Frage antwortet er: 36 Millionen und 854,072½ Meilen und 22 Schritte; wollt ihr's nicht glauben, so laßt es messen. Zweitens: Wie viel Wasser ist im Meere? 25,982 Millionen Stückfaß, 7 Anker, 12 Kannen und 2 Becher; lasset den Anker holen und messen. Drittens: Was machen sie in der Hölle? Sie köpfen, viertheilen, zwicken und hängen gerade eben so, wie ihr es hier macht. Ich habe einen gesprochen, der dort gewesen ist; wollt ihr's nicht glauben, so schickt hin. Auf die vierte Frage dieselbe Antwort wie in unserer Ballade. Der Herzog vermuthet nun, daß der Antwortende nicht der Abt sei. Der Müller gesteht alles, und der Herzog macht ihn nun zum Abte.

Anziehender ist die Sache erzählt in Pauli's Schimpf und Ernst.

1522

Ein Säwhirt wird Abt durch drei Fragen.[3]

Ein Apt hatte einen Edelman zu einem Kastenvogt, der war dem Apt nicht hold, kundte doch keine Ursach wider ihn finden. Beschicket den Apt und sagte zu ihm: Münch, du solt mir drei Fragen verantworten in dreien Tagen. Zu dem ersten soltu mir sagen, Was du von mir haltest. Zu dem andern, Wo es mitten auf dem Ertrich sei. Zu dem dritten, wie weit Glück und Unglück von einander sei. Verantwortestu die drei Fragen nicht, so solt du kein Apt mehr sein.

Der Apt war traurig, kame heim, ginge auf das Feld spacieren, und kame zu einem Säwhirten, der sprach: Herr, ihr seit gar traurig, was brist euch? Der Apt sprach: Das mir anligt, kanstu mir nicht wenden. Der Säwhirt saget: Wer weiß es, sagt mir's. — Der Apt sagts ihm: Die dreien fragen muß ich verantworten. Der Hirt sprach: Herr, seit guter Dinge und frölich, die Fragen will ich wol verantworten. Wenn der Tag kompt, so legt mir die Kutten an. — Der Tag kame, der Apt schicket den Hirten dar in seinem Namen. Der Edelman sprach:

Eptlin, bistu hie? — Ja, Juncker, sprach der Hirt ins Apts Kleid. — Wolan, was sagst du auf die erste Frag? Was haltestu von mir? — Der Apt sprach: Juncker, ich schetze euch für 28 Pfenninge. — Der Juncker sagt: Nit besser? — Der Apt sagt: Nein. — Der Juncker sagt: Warumb? — Der Apt sprach: Darumb, Christus ward für 30 Pfenning gegeben, so achte ich den Kaiser für 29 Pfenning, und euch für 28 Pfenning. — Ist wol verantwort. Auff die ander Frag: Wo ists mitten auf dem Ertrich? — Der Apt sprach: Mein Gotteshaus ist mitten auf dem Ertrich. Wölt ihr mirs nit glauben, so messet es aus. — Auff die dritt Frag: Wie weit ist Glück und Unglück von einander? — Der Apt sprach: Nit weiter dann über Nacht. Dann gestern war ich ein Säwhirt, heut bin ich ein Apt. — Der Juncker sprach: Bei meynem Eyd, so mustu Apt bleiben. Und blieb auch also Apt. Er hielte aber den alten Apt auch in Ehren, als billig war." [4]

In Ungarn geht dieselbe Sage vom Schulmeister von Czinkola (s. Aurora, Tasch. f. 1827. Wien), und auch hier ist ein Müller der Aushelfer. Der Schulmeister steht im Rufe der Zäuberei und Sterndeuterei. Der Edelmann läßt ihn rufen und legt ihm auf, vier Dinge zu rathen; könne er dies nicht, so wolle er ihn auspeitschen lassen. Die Fragen sind: 1. Wo ist der Mittelpunkt der Erde? 2. Wie viel bin ich werth? 3. Was denke ich? 4. Was glaube ich? Der Schulmeister will seine Bücher nachschlagen; auf dem Heimwege be-

---

[3] In der Ausgabe von Oesterley Nr. 55, wo auch noch auf eine Menge hier nicht genannter Quellen verwiesen ist. — [4] Nach Pauli's Erzählung dichtete vermuthlich der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) seine Comödia von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben. Vergl. Gervinus III. 110.

gegnet ihm der Müller, der sich als Stellvertreter anbietet. Am andern Tage erscheint er als Schulmeister vor dem Edelmann. Die Antworten auf die beiden ersten Fragen sind wie im Pfaff Amis und in unserer Ballade. Die dritte Antwort: Ihr denkt mehr auf Euern Nutzen als auf meinen; die vierte: Ihr glaubt, ich sei der Schulmeister u. s. w.

Ganz originell und unabhängig von andern bekannten Formen der Sage, aber mit einer sonderbaren Wendung erzählt Burkard Waldis den Schwank als Fabel. Buch III. Fab. 92.[5] Bürger kannte die Fabel von Burkard Waldis ohne Zweifel und hat ihm vielleicht einige Zusätze zu danken. Sie verdient, hier ganz abgedruckt zu werden.

Wie ein Sewhirt zum Apt wirdt.

Da sagt man von eim Glerten Gsellen,
Der thet nach Künsten fleissig stellen,
Vnd sich denselben gar ergab,
Das er verzert sein gut und hab,
Biß er zu letsten gar erarmbt;
Doch fandt niemandt, dens het erbarmt,
Der jm solchs thet mit hilff vergüten,
Biß er zuletst der Sew must hüten.
Da war ein Fürst im selben Landt,
Dem stieß ein vnfall an die handt,
Das er bedorfft einr großen Summen,
Doch wißt ers nit all zu bekummen,
Wiewol ers weit zusamen schrabt.
Er het im Landt ein reichen Apt,
Der het gantz ruhlich lang gehauset,
Den langt er an vmb etlich tauset.
Des wegert sich der Münch zum theyl,
Zeigt an den gbrechen vnd den feyhl,[6]
Hoch allegiert des Klosters not;
Zum halben theyl sich doch erbot.
Da sprach der Fürst: hör was ich sag!
Will dir fürlegen etlich frag:
So du mich kanst in dreien tagen
Wol berichten derselben fragen,
Erlaß ich dir der bstimmten schulden
Für jede frage tausent gulden.
Erstlich sag mir on arge list,
Wie weit hinauff gen Himmel ist.
Zum andern sag mir auch gut rundt,
Wie tieff da sey des Meeres grundt,
Auch wie viel küffen must machen lassen,
Das grosse Meer darinn zu fassen.
Vnd diß soll sein das vierdte Stück,
Wie weit vom Vnglück sey das Glück.
Nun war dem Fürsten wol bewust,
Das doch der Apt (wiewol er sust[7]
Reich war, vnd grosser Prelatur)
An weißheit war ein grober Bur,

[5] Esopus von Burkhard Waldis, herausgeg. von H. Kurz, Leipzig 1862, wo in den Anmerkungen ebenfalls auf verschiedene Bearbeitungen verwiesen ist. — [6] Fehl, Mangel, Unvermögen des Klosters. — [7] sonst.

(Wie sie auch jetzt zu vnsern zeiten
Künnen nur schlemmen, jagen, reiten),
Solch hohe frag nicht wurd aufflösen:
Darumb wolt er jn also bedösen.[8]
Der Apt (wiewol ers thet nit gern),
Doch mußt zu gfallen seinem Herrn
Annemen die bestimpten ratzol,[9]
Welch jm nit bhagten allzuwol,
Vnd machten ihm ein groß beschwern,
Wust sich derhalb auch nit zu kern.[10]
Bei seinen Brüdern suchet rath:
Da war keiner in höherm Grad
Gelerter denn der Apt daselb:
Zu seiner Art fand er kein Helb.[11]
Für grossem leydt ins Veldt spaciert.
On gfehr wirdts gwar der Sewhirt;
Er kam, und neigt sich gegen jm.
Sprach: gnediger Herr, wie ich vernim,
Seit jr nit frölich, wie jr pflegen.
Sagt mir, woran ists euch gelegen?
Der Abt sprach: wenn ich dirs schon klagt,
Davon lang schwatzet, und viel sagt,
So bistu doch der Mann zwar nit,
Der mir köndt rathen etwan mit,
Wenn ich zu Cöln jetzt wer am Rhein,
Da die Magistri nostri[12] sein,
Tausend gülden ließ ichs mich kosten,
Weyß aber jetzt kein solchen Posten,
Der mir die sach so baldt bestellt,
Das Unglück für der Thür da helt.
Wo ich morgen nit antwort breng,
Werden mir alle löcher zeng,
Beschetzt werd vmb viel tausent Thaler:
So wird mein statt vnd herrschafft schmaler.
Derhalben mag ich jetzt wol trawren:
Ich stieß den Kopff schier an die Mauren.
Der Sewhirt sprach: damit fahr schon!
Wer weyß, ob ich euch helfen kan!
Da sprach der Apt: schweig du des nun!
Solch ding ist nicht von deinem thun.
Er sprach: Herr, seit nit so verrucht,
Was thet ein ding doch vnuersucht?
Bitt, wölt der demut euch erwegen,
Mir etwas von der sach fürlegen.
Es sein wol ehe (ob ichs nit rieth)
Vergebens so viel wort verschütt.
Der Apt hub an, verzelt jms gar,
Wies jm beim Fürsten gangen war,
Vnd wie die fragen warn gerüst,
Drauff er gar nit antworten wißt.
Er sprach: wenn jr mir folgen wolt,
Der sorg jr baldt loß werden solt,

---

[8] betäuben (tosen), verwirren. — [9] Räthsel. — [10] kehren, helfen. — [11] Handhabe, Stiel. Er findet keinen Stiel zu seiner Art, eine altdeutsche Redensart. — [12] Anspielung auf die Epistolae obscurorum virorum, in denen die Dunkelmänner die Ihrigen magistri nostri nennen.

Vnd euch eins gringen vnderwinden,
Ließt euch in meinen kleidern finden,
Mich wider in die ewr verkapt,
So wolt ich morgen wie ein Apt
Vor dem Fürsten von ewrent wegen
Antwort geben, er solt sich segnen,
Vnd solt leicht, wenn jr das jetzt theten,
Etlich tausent damit erretten,
Vnd geben mir ein klein geschenck.
Da sprach der Apt: kum baldt vnd henck
Mein Kappen, laß ein blatten[13] schern
Und thu recht wie ein Apt gebern,
Vnd antwort, wie du weißt, zun sachen.
Ich weiß jetzt besser nit zu machen.
Richtstus wol aus, wil dich begaben,
Das du dein lebtag gnug solt haben:
Ich hab michs doch wol halb getröst
Vnd wurd ich so durch dich erlößt,
Es wer fürwar ein grosses wunder.
Er sprach: folgt mir in dem jetzunder;
Wie ich gesagt hab, also thut,
Vnd habt derhalb ein guten muth.
Des morgens legt die Kappen an
Vnd trat her in des Apts person
Fürn Fürsten, das er Antwort geb,
Sprach; gnediger Herr, das ich anheb,
Wie mir ewr gnad hat auffgelegt,
Weil sichs denn jetzt also zutregt,
Die erst frag, die mir für gestellt,
Sich dergestalt vnd massen helt:
Der Himmel ist nit (wie man meint)
So hoch, wie er da für vns scheint;
Eine kleine tagreyß, auch nicht mehr;
Mit gmeinem spruch ich das bewer.
Da Christus seinen Jüngern schwor,
Darnach hinauff zum Vater fuhr,
Gschahs vor Mittag am heilgen ort:
Denselben abent war er dort.
Das Meer, dadurch lauffen die Schiff,
Ist auch nit (wie man meint) so tieff,
Das man sich drumb bekümmern darff:
Ist nit mehr denn ein ebner steinworff.
Vnd wie viel kuffen oder Töpffen
Man dörfft, das Meer darin zu schöpffen
Wo man ein het, die groß gnug wer,
So dörfft man sonst kein machen mehr.
Das vierdte stück merckt auch dabei,
Wie weit glück von dem vnglück sey,
Das ist, wie ich mich hab bedacht,
Nit weiter, denn ein tag und nacht.
Necht muß ich hindern Sewen traben,
Jetzt bin ich zu eim Apt erhaben
Vnd der Apt ist auß seinem Orden
Kommen, vnd zu eim Sewhirt worden:
So kurtz sich das Glückrad vmbwendt.

[13] Platte, Glatze.

Der Fürst bald mercket all vmbsteudt,
Behagt jm wol des Gsellen red,
Das er so weißlich geantwort het,
Vnd sprach: für dein geschicklìgkeit
Soltu bey all der herrligkeit
Dazu bey all den Gütern bleiben,
Vnd laß den Münch die Sew heimtreiben.[14]

Die Mittheilung dieser Fabel schien uns um mehrerer Gründe willen sehr zuträglich. Wir erblicken hier einen Stoff als Fabel bearbeitet, der an und für sich gar nicht dazu gemacht ist; der also erst eine sonderbare Beimischung erhalten mußte, ehe es möglich war, eine ziemlich triviale gute Lehre daraus zu ziehen. Seitdem die frühere romantische Heldendichtung aufgehört hatte, scheint es, wußten unsere dichtenden Vorfahren nicht anders zu erzählen als in Fabeln, und jeder Stoff mußte dazu herhalten, um eine gute Lehre daraus zu ziehen.

Dieser Glaube, die Poesie müsse nützen und müsse auch immer das Glaubensbekenntnis, daß sie nützen und vorzüglich den Verstand aufklären solle, wie einen Schwanz nach sich schleppen, dieser Glaube vererbte sich bis auf Bürgers Zeit und wir sehen daher z. B. bei Gellert manche Stoffe als Fabel oder sogenannte Erzählung bearbeitet, die durchaus eine andere Form verlangen. Bürgern haben wir es zu verdanken, daß jener Glaube gestürzt wurde; er führte unsere alte epische Form, die Ballade, wieder ein, und zwar so kräftig, daß sich die arme moralische Erzählung seit der Zeit nicht wieder recht hat erholen können. Aus seinem Kaiser und Abte kann man recht sehen, wie ein komischer Stoff für die Ballade dienen kann; es soll hier nicht alles auf eine kleine Spitze am Ende, noch weniger etwa auf eine gute Lehre, etwa wie oft bei Pfeffel, hinauslaufen; sondern das Ganze eine Art niederländischer Gemälde uns darstellen, in welchem jeder Zug komisch ist.

An Burkard Waldis' Fabeln sehen wir ferner, wie der herrlichste Stoff und die besten Einfälle (denn diese fehlen bei ihm durchaus nicht) alle ihre Wirkung verlieren, sobald der Dichter ungelenk in der Sprache ist, und vergleichen wir seine Fabel mit Pauli's Erzählung, so giebt letztere einen deutlichen Beweis, wie weit derbe, kernige Prosa über matter Reimerei steht.

In den neuen Volksmärchen der Deutschen von Benedikte Naubert (Bd. 3) finden wir unsere Märe plötzlich als wirkliche historische Sage. Landgraf Ekbert von Thüringen, der Gegenkaiser Heinrichs des Vierten, ist in einer Mühle bei Eisenbüttel ermordet worden, wo er oft einzukehren pflegte. Der Müller, sein Anhänger, ist nicht zu Hause, als Ekbert bei ihm einspricht, und des Müllers Frau von Heinrichs Schwester Adelheid, der Aebtissin von Quedlinburg, gewonnen. Sie stürzt ihn in den Abgrund, wo die Räder gehen, und

[14] Die Moral lassen wir weg.

Ekbert wird nun vermißt. Der Müller faßt Verdacht gegen seine Frau, erfährt endlich die Wahrheit, stürzt seine Frau in denselben Abgrund, verläßt hierauf die Mühle und die Gegend und begiebt sich in die Nähe von Quedlinburg, wo er die Mühle des Klosters auf dem Helsenberg pachtet. Der Abt Helfo, früher Ritter, ist ein Anhänger Ekberts gewesen, und Heinrich will ihn seines Klosters berauben, zu welchem die Aebtissin Lust hat. Er spricht bei ihm ein; der Abt giebt den vornehmen Gästen ein prächtiges Mahl, und in der Hitze des Trinkens und Sprechens, gereizt von dem Kaiser und dessen Hofleuten, vermißt er sich, alle Fragen, die man ihm vorlegen würde, zu beantworten. Der Kaiser geht eine Wette mit ihm ein: er wolle ihm drei Fragen vorlegen; könne er sie beantworten, so solle die Stadt Erfurt an das Kloster fallen, wo nicht, so solle das Kloster der Aebtissin von Quedlinburg gehören. Die drei Fragen betreffen: 1. die Zahl der Sterne; 2. den Werth des kaiserlichen Hauptes; 3. den Inhalt seiner Gedanken. — Nach zwei Tagen kehrt der Kaiser mit seiner Schwester zurück, um die Antworten zu hören. Unterdeß hat aber jener Müller sich gegen den Abt erboten, an seiner Statt zu antworten. Auf die erste Frage antwortet er: „Die Zahl der Sterne läßt sich vergleichen mit den heimlich vergossenen Blutstropfen, die an mancher Krone und an manchem Nonnenschleier haften;“ auf die zweite: „Ihr seid um die Hälfte mehr oder minder werth, als man für die meuchlerische Ermordung Markgraf Ekberts zahlte; und drittens: „Ihr denket, ich sei der Abt; ich bin aber der Müller von Eisenbüttel, der um alle vorerwähnten Dinge guten Bescheid weiß und jetzt sie laut ausrufen wird, wenn nicht dieser ganze Handel als ein Kinderspiel vergessen wird.“ — Der Kaiser entsetzt sich, giebt alles für einen Scherz aus und zieht ab. — Hier ist nun das harmlose Märchen in bittern Ernst verwandelt, und überdies fehlen alle Gegensätze; denn alle drei Personen sind Krieger, auch der Müller. Nicht der Mutterwitz giebt die Antworten, sondern das Mitwissen an einem blutigen Geheimnisse.

In Grimms Kindermärchen (Thl. 2, 152) enthält das Hirtenbüblein dasselbe Märchen, nur fehlt der Vermittler ganz; der Befragte antwortet selbst. Da es nicht lang ist, setzen wir es her:

„Es war einmal ein Hirtenbüblein, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst Du mir auf drei Fragen, die ich Dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich Dich ansehen wie mein eigen Kind, und Du sollst bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen.“ Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?“ Der König sagte: „Die erste lautet: Wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeere?“ Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus in's Meer läuft, das ich nicht erst gezählet

habe, so will ich Euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.“ Sprach der König: „Die andere Frage lautet: Wie viel Sterne stehen am Himmel?“ — Das Hirtenbübchen sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier,“ und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren und einem die Augen vergiengen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier, zählt sie nur!“ Aber niemand war das im Stande. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: Wie viel Sekunden hat die Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wetzt sein Schnäbelein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei.“

Sprach der König: „Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will Dich ansehen wie mein eigenes Kind.“

Ein ähnliches Märchen habe ich oft als Knabe erzählen hören, es beginnt anders und hat auch andere Fragen und Antworten:

Es war einmal ein Bauer, der war seiner Klugheit wegen weit und breit berühmt. Nun ritt einmal der König vor seiner Hütte vorbei, als er eben Brot buk. Da fragte der König: „Was machst Du da?“ — „Herr, ich backe vorgegessen Brot.“ — „Das verstehe ich nicht,“ antwortete der König. „Nun so denkt nach, was es heißen kann, und wenn Ihr's wißt, so kommt wieder.“ Der König errieth's aber nicht, und kam wieder und sprach: „Ich kann's nicht finden; sage mir, was soll es bedeuten?“ Der Bauer sprach: „Herr, ich habe mir lange Zeit Brot geliehen, weil die Ernte nicht gerathen war; als Ihr kamt, buk ich Brot, um dem Nachbar das geliehene wieder zu geben, das war vorgegeßnes Brot.“ — „Sehr wahr,“ sagte der König, „ich habe es nicht errathen; kannst Du mir nun auf die drei Fragen antworten, die ich Dir vorlege, so sollst Du bei mir wohnen. Erstens: Wie hoch ist der Himmel? Zweitens: Wo ist der Mittelpunkt der Erde? Drittens: Was denk' ich Falsches?“ — „Herr,“ sprach der Bauer, „die Fragen will ich Euch wohl beantworten. Der Himmel ist einen Steinwurf hoch; es kommt nur darauf an, daß man recht ausholt. Der Mittelpunkt der Erde ist hie; laßt zwei Stricke um die Erde herum ziehen, jeden von meiner Hütte aus, und wieder bis zu meiner Hütte, und gebt Acht, sie werden gleich lang sein. Drittens: was Ihr denket? Ihr denket, ich werde Eure Gedanken nicht errathen können, und das ist falsch, denn ich hab's errathen.“ Da war der König zufrieden und nahm ihn mit sich.

Am sonderbarsten hat sich das Märchen gestaltet in der Aurea legenda des Jacobus de Voragine; denn hier sind die Parteien der Teufel und ein Heiliger. Ein Bischof nämlich ehrt vor allen Heiligen

den Andreas und fängt alles an im Namen Gottes und St. Andreas. Der Teufel aber will den Bischof verführen, nimmt die Gestalt einer schönen Jungfrau an und fleht um seinen Beistand; sie sei aus königlichem Geschlecht, habe sich Christo verlobt; ihr Vater aber wolle sie zwingen, einen jungen Fürsten zu ehelichen. Der Bischof verspricht ihr Schutz und bittet sie, mit ihm zu essen. Bei Tisch sitzt sie ihm gegenüber; er bewundert immer mehr sowohl ihre Klugheit als ihre Schönheit und entbrennt in unziemlicher Liebe. Da erscheint plötzlich ein Pilger am Thor und begehrt ungestüm Einlaß. Als man diesen verweigert, pocht er immer heftiger, und endlich fragt der Bischof die Jungfrau, ob man ihn einlassen solle. Die Jungfrau spricht: Legt ihm eine schwere Frage vor. Kann er diese beantworten, so laßt ihn herein; kann er sie nicht beantworten, so ist er auch nicht würdig, vor euch zu treten. Der Bischof spricht: Niemand in meinem Hause ist so klug, daß er dergleichen Fragen stellen könnte; ihr aber habt der Weisheit an euers Vaters Hofe gepfleget; darum thut ihr die Fragen. So fraget ihn, spricht die Jungfrau, was das größte Wunderwerk sei, so Gott je an einer kleinen Stätte vollführt habe. Der Pilger wird durch einen Boten gefragt, und antwortet also: Das größte Wunder, das Gott an einer kleinen Stätte ausgeführt hat, ist des Menschen Antlitz; denn es sind noch nie zwei Menschen gewesen, noch wird es je dergleichen geben, die einander im Antlitz ganz gleich sind. Ueber diese Antwort entsteht groß Verwundern, und männiglich sagt: Er hat wohl geantwortet. Die Jungfrau wählt nun eine schwerere Frage: Wo das Erdreich erhöht sei über alle Himmel? Der Pilger antwortet: In dem feurigen Himmel, der ob allen Himmeln ist, da ist das Erdreich am höchsten; denn daselbst ist der Leib Jesu Christi, den er von menschlicher Natur, von Erde, genommen; die Menschheit Christi ist erhöhet über alle Himmel. Auch über diese Antwort verwundert sich alles. Nun spricht die Jungfrau: Man soll ihn fragen, wie weit vom Erdreich sei bis an den Himmel. Da der Pilger das gefraget ward, da sprach er zu dem Boten: Gehe hin zu dem, der mir diese Frage aufgegeben hat, und sprich, er solle sie selbst beantworten; ihm zieme dies besser als mir; er habe ja den Weg gemessen, da er vom Himmel gefallen sei; denn er ist der böse Geist und keine Jungfrau, und Willens, den Bischof zu betrügen. Diese Antwort bringt der Bote zurück; alle entsetzen sich; der böse Geist verschwindet; aber auch der Pilger ist nirgends zu finden. Des Nachts aber wird dem Bischof in einem Gesicht offenbaret, daß es der heilige Andreas gewesen sei, der ihn aus den Klauen des Bösen gerettet habe.[1]

Bürger macht seinen Helden zum Abt von St. Gallen. Jedenfalls mußte derselbe näher bezeichnet werden, entweder durch einen Namen oder durch die Prälatur; denn Bendix kann doch nicht schlecht-

---

[1] Diesen Stoff hat Langbein in einer Ballade behandelt: die Versuchung.

weg sagen: „Ihr denket, ich sei der Abt.“ Auch liegt es einmal in Bürgers Art, seinen Personen bestimmte Namen zu geben. Er hätte aber eben so gut den Abt von Fulda oder Rheinau nennen können, und nur der passende Reim ist Ursache, daß St. Gallen gewählt wurde.

---

8. Die Kuh.

(1785.)

1. Frau Magdalis weint auf ihr letztes Stück Brot,
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen!

2. „Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?“
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.[1]

3. Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle.
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

4. Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

5. Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

6. Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh,
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

7. Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen.
„O wehe! Nun hab' ich nichts aufzustehn!“[2]
So schluchzte sie nieder in's Kissen.

---

[1] Wir erfahren nicht, wohin die Kuh gekommen; ob Frau Magdalis sie aus Noth verkauft hat, oder ob das Thier gestorben ist. — [2] Früher war das Horn des Hirten und das darauf antwortende Brüllen der Kuh ihr das Zeichen zum freudigen Aufstehen gewesen; jetzt tönt das Horn des Hirten wieder, aber sie hat keinen Grund, um aufzustehen.

8. Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen.
Jetzt zürnet' und habert' entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

9. Und horch! Auf Ohr und auf Herz wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt' ihr wie Brüllen im Stalle.[3]

10. „O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld,
Und ahnde nicht meine Verbrechen!"
Sie wähnt', es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

11. Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

12. „Barmherziger Himmel, erbarme dich mein,
Und halte den Bösen in Banden!"
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

13. Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

14. Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus;
Stieß auf die Laden der Zelle.
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

15. Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!"
Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigem Namen.[4]

16. O Wunder! hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernen Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

---

[3] Zürnet', habert', rieselt', dünkt'. Diese apostrophierten Imperfekte haben etwas hartes, und man könnte sie daher besser als Präsensformen betrachten. Allein Bürger setzt durchgängig in seinen Balladen das Imperfekt. — [4] „In Gottes allmächtigem Namen" könnte man für eine Versetzung des Beinamens halten, so daß es stände für: In des allmächtigen Gottes Namen. Allein der Dichter will es doch wohl wörtlich verstanden haben. Das bloße Aussprechen des Namens Gottes zwingt die bösen Geister.

17. Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

18. Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt,
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden.“ [5]

19. Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er allein nicht essen. — [6]

20. Mir däucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen.
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

21. „So, schwur mir ein Maurer, so ist's geschehn!“
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edeln doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen! [7]

---

[5] Dieses N. N. dünkt mich ein großer Makel der Ballade; so hat natürlich auch nicht drauf gestanden, und schon deßhalb ist es ganz unnatürlich, abgesehen, daß diese Chiffre nie für die Ballade sich schicken würde. Entweder sollte der Name stehen, oder: ein Freund. — [6] Die Worte dieser Strophe spricht natürlich der Dichter, sie sind nicht mehr Worte des Blattes. Beim Vortrage muß dies durch Stimme und Gestikulation scharf geschieden werden; denn sonst müßte ein Misverständnis herauskommen, da das abgekürzte hatt' beim Sprechen wie hat klingt. — [7] Maurer, natürlich Freimaurer. Hier ist eine Versetzung der Strophen vorgefallen, welche stört. Str. 21 sollte vor Str. 20 stehen und diese letztere das Ganze schließen. Was in Str. 20 gesagt ist, kann der Maurer doch unmöglich mit betheuert haben.

Die Kuh erschien, so wie der Kaiser und der Abt, zuerst im Göttinger Musenalmanach von 1785, mit der Anmerkung: „Ein wahrer und nur für das Bedürfnis der Poesie umgebildeter Stoff.“ — Betrachtet man diesen Stoff und vergleicht damit das, was Bürger daraus gemacht hat, so muß man dieser Ballade den nächsten Preis nach Lenore und dem wilden Jäger zuerkennen. Der Stoff scheint eigentlich gar nichts Poetisches zu haben. Eine Kuh, die von einem wohlthätigen Manne einer armen Frau in den Stall geführt wird — was macht das auf die Phantasie weiter für einen Eindruck? Aber Bürger hat auch gar keinen Nachdruck auf diese wohlthätige Handlung gelegt, sondern schildert uns Frau Magdalis' Seelenleiden er-

greifend, wahr und schön. Das Geisterreich erscheint, und hier ist der Dichter in seiner Sphäre; keiner kann so gut wie er die geheimnisvollen Schauer desselben malen; daher auch die drei Balladen, in denen es erscheint, die schönsten und vollendetsten.

So wie die Kuh, hätte auch Bürger den braven Mann behandeln können, und vermuthlich zum großen Vortheil des letztern. Die Phantasie wäre mehr beschäftigt, die Theilnahme an der Sache mehr in Anspruch genommen worden, wenn die Scene beim Zöllner verweilt hätte.

---

9. Der wilde Jäger.

(1785.)

1. Der Wild- und Rheingraf[1] stieß in's Horn:
„Halloh, halloh, zu Fuß und Roß!“
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,[2]
Durch Korn und Dorn, durch Haid' und Stoppel.

2. Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

3. Rischrasch! quer über'n Kreuzweg gieng's,
Mit Horridoh und Hussasa.
Sieh da! Sieh da! kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbers Blinken,[3]
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

4. Wer waren Reiter links uud rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht;
Graß,[4] dunkelgelb der linke Ritter,
Schoß Blitz' vom Aug', wie Ungewitter.

---

[1] Wild- und Rheingrafen hießen die Grafen des wilden Hundsrück. Rheingrafenstein liegt bei Kreuznach. — [2] Zwei mit einer Kette verbundene Halsbänder bei den Jagdhunden. — [3] Daß ein Abstrakt Prädikat eines Concrets wird, ist nicht ganz ungewöhnlich; z. B. der Mann ist die Tapferkeit selbst, das Kind ist Unschuld und Freude. In vorliegendem Falle ist die Verbindung etwas ungewöhnlich, da das Prädikat ein Infinitiv ist, der sonst in dieser Geltung nicht vorkommt. — [4] Was Grauen und Schauder

5. „Willkommen hier, zu rechter Frist!
Willkommen zu der edeln Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt!“ —
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte,
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

6. „Schlecht stimmet Deines Hornes Klang,
Sprach der zur Rechten, sanften Muths,
Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! Erjagst Dir heut nichts Guts.
Laß Dich den guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen Dich umgarnen!“

7. „Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!
Fiel rasch der linke Ritter drein.
Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag Euch baß[5] erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren,
Und Euch von jenem nicht bethören!“

8. „Ha! Wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Weidwerks pflegen kann,
Der scher an's Paternoster hin![6]
Mag's, frommer Narr, Dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!“

9. Und hurre hurre vorwärts gieng's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne,
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

10. Und lauter stieß der Graf in's Horn;
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;[7]
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen.“

---

erregt, Gegensatz zu lichthehr. Das Wort ist gewöhnlicher in der Ableitung gräßlich. — [5] Eigentlich der Positiv von besser, der aber als Adverbium in der Regel selbst komparativisch gebraucht wird, und so auch hier. Str. 8 steht aber baß bloß im Sinne von tüchtig, sehr. Eben so Str. 12. — [6] Also nur der gemeine Mann, nicht der Ritter soll beten. Der gemeine Ausdruck: Er scher' 2c. paßt sehr gut im Munde des rohen Grafen; nur sollte es sprachrichtiger heißen: schere sich 2c. — Paternoster bedeutet hier Rosenkranz. — [7] So wie in Str. 1 das unpersönliche „es klifft' und klafft'“

11. Das Wild duckt sich in's Aehrenfeld,
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß des Armen!"

12. Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

13. „Hinweg, Du Hund!" schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an.
Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! Dich!
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!"

14. Gesagt, gethan! der Wildgraf schwang
Sich über'n Hagen[8] rasch voran,
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

15. Vom nahen Lärm empor gescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers[9] Plan;
Und mischt sich, da[10] verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Herden.

16. Doch hin und her, durch Flur und Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur,[11]
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

---

steht, so auch hier das unpersönliche „es flog". Der Dichter will durchaus die Handlung, dort den Lärm, hier die Jagd, versinnlichen, und nennt daher gar keine Subjekte. — [8] Hagen, Hecke, Hag, wozu hegen und Gehege. — [9] Ungefähr so viel als Weide, Trift, Wiese. — [10] Da bezieht sich auf das folgende zahme Herden. Es muß also betont werden, da es vorwärts deutet. — [11] Diese Häufung einsilbiger Wörter, an und für sich mislautend, ist höchst charakteristisch für Darstellung einer regellos schweifenden Bewegung.

17. „Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes, stilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Wittwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!"

18. Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

19. „Verwegner Hund, der Du mir wehrst,
Ha, daß Du Deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst,[12]
Und jede Vettel[13] noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks in's Himmelreich zu hetzen.

20. Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo![14] Doho! Hussasasa!" —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Herde.

21. Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte,
In eines Klausners Gotteshütte.

22. Risch[15] ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa,
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall,
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

---

[12] Anspielung auf die grausame Sitte, solche, die unbefugt auf Wild geschossen hatten, auf einen Hirsch fest schmieden und zu Tode hetzen zu lassen. — [13] Ein unzüchtiges Weib, eins der gemeinsten Schimpfwörter. Der Graf meint natürlich die Wittwen, für welche der Hirt bat. — [14] Jo (hier zweisilbig): Interjektion für das Antreiben der Hunde; kommt auch in Feuerjo (Fürio), Mordio vor. — [15] Der Dichter liebt dieses risch sehr und zieht es dem rasch, mit dem er es auch wohl zu einem Worte verbindet, in der Regel vor, so wie auch Luther fast immer risch setzt. In

23. Laß ab, laß ab von dieser Spur
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott Dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben Dich umgarnen."

24. Der Rechte sprengt besorgt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! Trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen!

25. „Verderben hin, Verderben her!
Das," ruft er, „macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',[16]
So acht' ich's keine Fledermaus.[17]
Mag's Gott und Dich, Du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

26. Er schwingt die Peitsche, stößt in's Horn:
„Halloh, Gesellen, drauf und dran!"
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

27. Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten,
Und kann nicht vor-, nicht rückwärts reiten.

28. Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer, wie ein Grab.
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab

---

niederdeutscher Bedeutung ist risch mehr als rasch. Letzteres bedeutet bloß schnell, hurtig; risch hingegen: gerade durch und zugleich schnell. — [16] Nämlich meine Jagd. Der Klausner warnt ihn, er soll dies Goteshaus nicht entweihen; der Graf antwortet: Und wenn's der oberste Himmel selbst wäre. Der dritte Himmel: der Himmel der Seligen, im Gegensatz zum Lufthimmel und zum Sternenhimmel. — [17] Der Dichter hat hier vielleicht an eine kleine schlesische Münze gedacht, worauf der Adler so schlecht geprägt war, daß man dieselbe Fledermaus nannte. Der Graf kann natürlich nicht daran denken: Fledermaus als ein verachtetes Thier steht hier als verstärkte Verneinung, so wie es auch heißen könnte: ich acht' es keinen todten Hund — den Henker nicht — den Teufel nicht — keinen Pfifferling u. s. w.

Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dies Urthel[18] eine Donnerstimme:

29. „Du Wüthrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier![19]
Das Ach und Weh der Kreatur,
Und Deine Missethat an ihr
Hat laut Dich vor Gericht gefodert,[20]
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

30. Fleuch, Unhold, fleuch, und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,[21]
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!"

31. Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub.
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

32. Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen;
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

33. Es flimmt und flammt rund um ihn her,
Mit grüner, blauer, rother Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer;
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

34. Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,

---

[18] In Norddeutschland allerdings die Form von Urtheil, insofern das Wort, wie hier, einen Richterspruch ausdrückt (niedersächs. ordeel); hier paßt aber diese Ausdrucksweise gewiß nicht, da sie nie in die edlere Sprache aufgenommen worden ist. — [19] Natürlicher schiene hier die umgekehrte Ordnung, einmal schon als Steigerung an sich, dann auch, weil sich die Frechheit des Grafen wirklich in dieser Stufenreihe gezeigt hat. — [20] Norddeutsche Form von fordern; kommt übrigens schon im ältern Hochdeutschen bisweilen vor. — [21] Gewöhnlicher ist fröhnen in dieser Verbindung; eigent-

Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

35. Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist;
Muß sehn das Knirschen und das Jappen[22]
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

36. Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüber fährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,[23]
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

---

lich ist aber frohnen richtiger; denn fröhnen bedeutet: Dienste auflegen; frohnen hingegen: Dienste leisten. — [22] Die niedersächs. Form f. gaffen, mit der Bedeutung: nach Luft schnappen. Hier das Lechzen der Hunde mit offnem Rachen, wofür man im Hochdeutschen gienen sagt. — [23] Müßt' er nicht die Rache des wilden Jägers befürchten.

9. Der wilde Jäger.

Diese Ballade erschien zuerst im Göttinger Musenalmanach von 1786, und ihre Dichtung fiele demnach in's Jahr 1785. In dem angeführten Briefwechsel über Lenore ist bemerkt, der wilde Jäger sei schon 1773 angefangen, aber durch häusliche Unruhen gehemmt worden. Dies wäre ein Beweis dafür, daß der Dichter angefangen hätte, ohne mit dem Plane im Reinen zu sein, und wirklich hat die erste Hälfte der Ballade mehr Frische als die letzte.

Einer bestimmten Quelle ist hier Bürger nicht gefolgt; er nahm vielmehr aus den mancherlei Sagen über das wilde Heer, was er für seinen Zweck brauchte. Der Glaube an das wüthende Heer stammt der Sache und dem Namen nach aus dem germanischen Heidenthum und spricht eigentlich die Erinnerung an den ersten und obersten Gott Wodan oder Wuotan aus; und zwar ist in Norddeutschland mehr die Sage von der wilden Jagd, in Süddeutschland mehr diejenige vom wüthenden Heer heimisch. Als Wodans Jagd legte man es aus, wenn der heulende Sturm durch die Wälder brauste und ein Tönen wie von Pferden, Wagen und Hörnern erklang. Da[s] Christenthum verwandelte die alten heidnischen Götter in böse, teu[f-] lische Wesen, und so wurde denn auch aus Wodans Heer ei[n] wüthendes Heer von Gespenstern und Teufeln. Man wollte abe[r] auch den Grund ihres Umzuges wissen und so knüpfte man denn be[-] stimmte Sagen mit sittlicher Grundlage an den alten Glauben an

machte den wüthenden Jäger zu einem Verdammten, der zur Strafe für seine Sünden bis zum jüngsten Tage jagen muß. Bald ist es die ungebändigte Jagdlust überhaupt, die er büßt, bald Strenge gegen Holzfrevler und Wildschützen.[1] Westphälische Ueberlieferungen nennen ihn Hackelbärend, Hackelberg, Hackelblock. Er war ein Jäger, der auch Sonntags auf die Jagd zog, und dieser Sabbathsschändung wegen wurde er nach seinem Tode in die Luft verwiesen, wo er Tag und Nacht jagen muß. Strafe wegen Entweihung des Feiertags enthalten viele Märchen und Sagen, worunter besonders der Mann im Monde gehört.

Bürger stützte sich also bloß auf den allgemeinen Volksglauben, gestaltete sich aber die ganze Handlung des Gedichtes selbst, und namentlich gehört ihm die Aufstellung der beiden Reiter, die ganz im Geiste der Volkssage ist. Daß er den Jäger Wild- und Rheingraf nennt, hat seinen einfachen Grund darin, daß dieser Titel ihm besonders schicklich für seinen Helden schien, der doch irgend wie bezeichnet werden mußte; die Benennung ist also so zufällig, wie die des Abts in dem Schwanke vom Kaiser und Abt. Wollte man aber der Ueberlieferung eine bestimmte Gegend anweisen, so müßte man sie nach Westphalen und Niedersachsen verlegen, denn hier hat die Sage in der Bedeutung, wie sie Bürger nimmt, ihre eigentliche Heimat und weiteste Verbreitung.

Die Ballade hat übrigens manches Eigenthümliche und unterscheidet sich von allen übrigen des Dichters. Es herrscht darin eine epische Ruhe und Ausführlichkeit, die wir sonst bei Bürger nicht finden, und die Strophen sind alle mit großer Kunst gebaut und schreiten sehr gemessen einher. Die Behandlung des Verses und der Sprache, die Kunst der poetischen Malerei erinnert an den braven Mann. So wie uns hier in den ersten Strophen ein lebendiges Bild sichtbarer Verwüstung, in die lebendigste Handlung umgesetzt, entgegentritt: so in der ersten Strophe des wilden Jägers der tolle, wüste Lärm der Jagd, Hörner- und Jagdruf, Wiehern, Rasseln, Nachstürzen, Kliff und Klaff. Aus dem wilden Getümmel hebt sich nur e i n Bild hervor, der Wildgraf auf seinem Hengste; denn mit großem Bedacht ist sonst keine Person, kein Thier genannt; es bleibt bei allgemeinen Ausdrücken, wie Troß, bei Adverbien, wie zu Fuß und Roß, bei unpersönlicher Wendung. Hier, wie im braven Manne, wendet nun der Dichter seine große Kunst an, durch die Sprache nicht nur Vorstellungen zu wecken, sondern durch ihren Klang schon an die Sache zu erinnern und das Gemüth dadurch zu stimmen, So bilden die Reime der ersten Strophe eine Assonanz auf O, der dann die Assonanz auf A in der zweiten gegenüber tritt. Man halte dies nicht für Zufall, es ist Absicht des Dichters, denn dasselbe Spiel mit Tönen und mit

[1] Vergl. E. M. Arndt: Märchen und Jugenderinnerungen Bd. I. S. 401.

den gleichen Silben wiederholt sich. Daß wir diese Absicht nicht merken, spricht für das Gelungene der Ausführung; die Wirkung des Spieles bleibt aber nicht aus, obwohl wir uns keine Rechenschaft darüber geben können.

Der innern Anlage nach hat der Jäger am meisten Aehnlichkeit mit der Lenore, so sehr er sich auch durch Form und Behandlung wieder von ihr unterscheidet. Wie in der Lenore finden wir hier (Str. 1 u. 2) eine Einleitung, worin wir gleich auf den frevlen Gegensatz zwischen dem wilden Treiben des Grafen und zwischen der Sabbathsfeier hingewiesen werden. Hierauf die Erscheinung der beiden Engel, wie dort die des Heeres; dann die Unterredung, in deren Ergebnis alle Folgen eingeschlossen liegen, wie Lenorens Schicksal in dem Gespräch mit der Mutter. Hierauf die Jagd — bei Lenore der Ritt — die ebenfalls bestimmte Rasten hat, bei denen wir gleichsam vom wilden Toben ausruhen, u. s. f. Nur ist Alles im Jäger weit symmetrischer gehalten; eine Strophe enthält gewöhnlich den Gegensatz der andern; eine spätere entspricht ganz der frühern u. s. w. Weit ausführlicher als in Lenore ist die Strafe geschildert, und das mußte so sein, da wir hier nicht in Ungewißheit bleiben dürfen. Etwas sonderbar ist es, daß der Jäger als Entheiliger des Sabbaths aufgestellt wird, da der Bauer, der während des Gottesdienstes pflügt, es doch eigentlich auch ist.

Das Gedicht schickt sich wegen seines starren Versmaßes zu keiner Melodie; desto mehr Eindruck macht es gut vorgetragen. Nur steht der Deklamation eine unübersteigliche Schwierigkeit in der Donnerstimme vom Himmel entgegen; denn hier donnern zu wollen, wäre Verkehrtheit, und geistermäßig kann die Stimme doch auch nicht sein, eben weil sie als Donnerstimme vom Himmel bezeichnet ist. Am besten ist es wohl, man spricht diese Worte langsam und eintönig.

VI.

Matthias Claudius.

Geboren den 15. August 1740 in Reinfeld bei Lübeck, gestorben am 21. Januar 1815 zu Hamburg.

Claudius ist der Sohn des Pfarrers Matthias Claudius zu Reinfeld im Holsteinischen, nicht weit von Lübeck. Er genoß eine etwas spärliche Schulbildung auf einem kleinern holsteinischen Gymnasium und studierte vom Jahre 1759 an in Jena zuerst Theologie, dann Cameralwissenschaften. Ein Bändchen Gedichte, „Tändeleien und Erzählungen“, das er in Jena drucken ließ, war ganz im Stile Gellerts und Gerstenbergs geschrieben und wurde von der Kritik hart mitgenommen. Sonst scheint damals noch wenig von dem bei ihm sich gezeigt zu haben, was ihn später vor seinen Zeitgenossen auszeichnete. Erst nachdem er von Jena in seine Heimath zurückgekehrt war, wurde er von dem neuem, überall sich Geltung verschaffenden Literaturleben berührt; Klopstock, Homer, Shakspeare, Ossian studierte er mit Fleiß. Etwa ein Jahr lebte er in regem Verkehr mit Klopstock und Gerstenberg zu Kopenhagen als Privatsekretär eines Grafen Holstein. Nach einigen wieder beim Vater zugebrachten Jahren — er wußte nicht, was eigentlich aus ihm werden sollte —, trat er in Hamburg als Redakteur der „Adreß-Comtoir-Nachrichten“ ein. Hier nahm er Antheil an dem in Hamburg vertretenen Literaturkreise, zu dem Lessing, Bode, Reimarus, Basedow u. A. gehörten; auch Herdern lernte er in Hamburg kennen und lieben. Im Jahr 1770 übernahm Claudius die Redaktion des von Bode gegründeten Wandsbeckerboten, einer bescheidenen, viermal wöchentlich erscheinenden Zeitung politischen und literarischen Charakters; Herder, Göthe, F. L. Stolberg, beide Cramer, Miller, Ebert, Voß zählten zu den Mitarbeitern. Doch schon 1775 trat der Dichter von der Redaktion zurück und erhielt endlich durch Vermittlung Herders die Stelle eines Sekretärs der Oberlandkommission zu Darmstadt; dieselbe stand unter dem Freiherrn Friedrich Karl von Moser, dem wackern Kämpfer für Volkswohl, und war dazu bestimmt, auf die Verbesserung der materiellen Hülfsquellen des Inlands in Ackerbau und Industrie, so wie auf die Hebung der geistigen und sittlichen Lage der Bevölkerung Hessens hinzuarbeiten. Der gute

Claudius jedoch war den praktischen Anforderungen, die man da an ihn stellte, nicht gewachsen; er kehrte nach Jahresfrist in sein liebes Wandsbeck zurück. Hier nährte er sich kümmerlich durch den Ertrag seiner nach und nach in 8 Bänden erschienenen Schriften und verschiedener Uebersetzungen aus fremden Sprachen, bis er 1788 zugleich Bankrevisor zu Altona wurde. Der Umgang mit den ältern Freunden, wozu eine Zeit lang besonders Voß getreten war, hörte allmählich auf und er hielt sich mehr zu dem Kreise der gläubigen Christusverehrer, zu dem Hamann, Lavater, die Stolberge, Jacobi, die Fürstin Gallizin gehörten. Nachdem ihn die Invasion der Franzosen zu einer sehr beschwerlichen Flucht genöthigt, starb er am 21. Januar 1815 zu Hamburg im Hause seines Schwiegersohnes Friedrich Perthes. Begraben liegt er zu Wandsbeck.

Claudius ist eine Erscheinung in der Literatur des 18. Jahrhunderts, die es wohl verdient, daß man ihrer nicht vergesse. Hervorgegangen und zum geistigen Leben erwacht im Umgange und in der Anregung der bedeutendsten Männer seiner Zeit: Lessings, Klopstocks, Herders, Hamanns, hat er sich nicht bloß eine ganz eigene, nicht immer naturwahre Manier seiner Schriftstellerei entwickelt, sondern ist nach und nach einer der einflußreichsten Kämpen gegen die Aufklärung geworden. Es steht der Geschichte nicht an, ihm dies weder als Ruhm noch als Tadel anzurechnen; er selber wußte sehr gut, was er that; jedenfalls ist er unter den Vertretern der gläubigen Richtung, die doch alle ihr erstes Wachsthum innert den Grenzen der neuen Aufklärungsliteratur empfiengen, der begabteste Dichter. Er hat freilich sein Pfund, das ihm als Dichter gegeben war, nicht gerade fleißig gepflegt, eben weil er vermeinte, daß die Seligkeit in etwas ganz Anderm liege: aber er ist um ein Bedeutendes genialer genaturt als die Mehrzahl der mit ihm auftretenden und mit ihm befreundeten Göttinger. Das kindliche Gemüth, das in Einfalt ahnet, was kein Verstand der Verständigen sieht, besaß er in hohem Grade. Lieder wie sein Frühlingslied am ersten Maimorgen, Urians Reise um die Welt, das Abendlied, Goliath und David, sind Griffe in die Dichtung, wie sie den höchsten Genien eigen sind. Daneben ist er freilich sehr unproduktiv, hat gar nichts als Lyrisches geschaffen, und ihm fehlt, wie überhaupt den Dichtern zweiten Ranges, eine bedeutende innere Entwicklung.

Wir besitzen eine vortreffliche Biographie von Claudius von Wilhelm Herbst.

---

1. Die Henne.

(1772.)

Es war mal eine Henne fein,
Die legte fleißig Eier:
Und pflegte dann ganz ungemein,
Wenn sie ein Ei gelegt, zu schrei'n,
Als wär' im Hause Feuer.
Ein alter Truthahn in dem Stall,
Der Fait vom Denken machte,[1]
Ward bös darob, und Knall und Fall
Trat er zur Henn' und sagte:
„Das Schrei'n, Frau Nachbarin, war eben nicht vonnöthen;
Und weil es doch zum Ei nichts thut,
So legt das Ei, und damit gut!
Hört, seid darum gebeten!
Ihr wißt nicht, wie 's durch den Kopf mir geht!"
„Hm!" sprach die Nachbarin und thät
Mit einem Fuß vortreten, —
„Ihr wißt wohl schön, was heuer
Die Mode mit sich bringt, ihr ungezognes Vieh!
Erst leg' ich meine Eier,
Dann rezensier' ich sie!"

[1] Das Denken als ein Geschäft betrieb.

2. Fuchs und Bär.

(1772.)

Kam einst ein Fuchs vom Dorfe her,
Früh in der Morgenstunde,
Und trug ein Huhn im Munde;
Und es begegnet ihm ein Bär.
„Ah! guten Morgen, gnäd'ger Herr!
Ich bringe hier ein Huhn für Sie!
Ihr Gnaden promenieren ziemlich früh.
Wo geht die Reise hin?" —
„Was heißest du mich gnädig, Vieh?
Wer sagt dir, daß ich's bin?" —
„Sah Dero Zahn, wenn ich es sagen darf,
Und Dero Zahn ist lang und scharf."

3. Fuchs und Pferd.
(1772.)

Einst wurden Fuchs und Pferd —
Warum? das weiß ich nicht, auch hat es mich verdrossen,
Denn mir sind beide Thiere werth —
In einen Käficht eingeschlossen.
Das Pferd fieng weidlich an zu treten
Vor Ungeduld, und trat
Dem armen Reinke Fuchs, der nichts an Füßen hat.
„Das nun hätt' ich mir wohl verbeten!
Tret' er mich nicht, Herr Pferd! ich will ihn auch nicht treten!"

4. Der große und der kleine Hund,
oder
Pakan und Alard.
(1776).

Ein kleiner Hund, der lange nichts gerochen
Und Hunger hatte, traf es nun,
Und fand sich einen schönen Knochen
Und nagte herzlich dran, wie Hunde denn wohl thun.
Ein großer nahm ihn wahr von fern:
„Der muß da was zum Besten haben;
Ich fresse auch dergleichen gern.
Will doch des Wegs einmal hintraben!" —
Alard, der ihn des Weges kommen sah,
Fand es nicht rathsam, daß er weilte,
Und lief betrübt davon und heulte,
Und seinen Knochen ließ er da.
Und Pakan kam in vollem Lauf,
Und fraß den ganzen Knochen auf.

„Und die Moral?" — Wer hat davon gesprochen?
Gar keine! — Leser, bist du toll?
Denn welcher arme Mann nagt wohl an einem Knochen?
Und welcher Reiche nähm' ihn wohl?

5. Nachricht vom Genie.
(1776.)

Ein Fuchs traf einen Esel an,
„Herr Esel," sprach er, „jedermann
Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann!" —
„Das wäre!" fieng der Esel an.
„Hab' doch nichts närrisches gethan."

6. Der Esel.
(1777.)

Hab' nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Ohn' Muth und ohn' Gewalt.
Mein spotten und mich scheuen
Die Menschen jung und alt;
Bin weder warm noch kalt.
Hab' nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt;
Muß Stroh und Disteln käuen;
Ward unter Säcken alt —
Ah, die Natur schuf mich im Grimme!
Sie gab mir nichts, als eine schöne Stimme!

7. Wächter und Bürgermeister.
(1777.)

In einer Stadt ein Wächter war,
Wo? hab' ich nicht gefunden,
Der blies da schon manch liebes Jahr
Des Nachts, und rief die Stunden;
Und zwar war das sein Methodus:
Er that das Horn auf's Maul und blus,
Und dann pflegt' er zu sagen:
Das Klock hat zehn geschlagen!
Einmal nun, eh' er sich's versah,
War Wipp, der Rathhausdiener, da:
Gleich marsch zum Bürgermeister! —
„Was ruft Er denn so falsch und dumm?
Der Klock heißt's, Bärenhäuter!
Denn Klock ist genris masculum!
So ruf' Er also weiter!" —
„„Ihr Excellenz und Hochgeborn
Hat in der Stadt zu schalten;
Sonst hätt' ich wohl ein Wort verlorn:
Der Klock reimt nicht zu meinem Horn;
Drum will ich das Klock halten!"" —
„Er will nach einer solchen That
Noch wider den hochweisen Rath
Ein Wort und Obstat wagen?
Im Namen unsrer guten Stadt:
Will Er bald der Klock sagen!
Das genus hat Er uns verhunzt,
All' unsre Ehr' zerreißt Er!

Meint Er, man trägt das Schwert umsonst?
Ich schätze Wissenschaft und Kunst!
Und bringt mich da in solche Brunst —" —
„„Der Klock, Herr Bürgermeister!""

1 — 7.

Mit den mitgetheilten Fabeln und Erzählungen, von denen einige schon im ersten Jahrgang des Wandsbeckerboten (1772) standen, die übrigen wenigstens ganz dieselbe Haltung zeigen, steht Claudius noch auf dem Boden der Vor-Klopstockischen Dichtung. Die Fabeldichtung gehört mit zu den charakteristischen Kennzeichen der Vor-Klopstockischen Periode. Die Zürcher hatten die Thierfabel eine Dichtungsart genannt, welche die höchste Kraft der Schönheit eines Vortrages hätte; denn in ihr vereine sich das Wunderbare mit dem Nützlichen. Der deutsche Parnaß wimmelte damals vou Fabeldichtern aller Art, unter denen wir bloß Stoppe, Bodmer, Hagedorn, Gleim, Weiße, Ramler, besonders aber die Dichter der Bremerbeiträge: Gellert, Ebert, J. A. Schlegel, Zacharias nennen. Die einen giengen auf Aesop und Phädrus, Andere auf Houdart de la Motte und La Fontaine, Andere auf Burkhart Waldis zurück. Der aufklärende Zug der Zeit fand in der Fabel eine brauchbare Waffe, mit der man besonders auf das Volk wirken konnte, zu dem die Kunstdichtung keinen Eingang fand. Es sind aber keine reinen Fabeldichtungen, die mit liebevoller Versenkung in das Leben der Thierwelt Scenen aus der Thierwelt darstellen, die neben dem den Menschen zum Spiegel ihres Thuns dienen sollen; vielmehr ist bei ihnen der Nebenzweck, das Didaktische, Hauptsache, und verbindet sich meist mit dem Satirischen. Das Letztere ist unter andern durchaus bei Claudius der Fall. Hier ist gar kein wirkliches Thierleben, sondern die Thiere bloße Namenträger von Menschen, über die der Fabulist sich lustig macht. „Die Henne" und „Nachricht" sind reine Satiren auf die Genieperiode, die Claudius doch besser gethan hätte, nicht zu verspotten, da er selber zu den Genies zählte. Wahr ist, daß manche der für Genie gehaltenen Leute bloß deßhalb als Genies galten, weil sie sich nicht wie andere vernünftige Leute aufführten; im Uebrigen waren sie öfters beschränkte Leute, Esel. „Wächter und Bürgermeister" hat bedeutende Aehnlichkeit mit der Gellertschen Erzählung „Die beiden Wächter", die sich deßhalb so spinnenfeind sind, weil der eine Bewahrt das Feuer und das Licht, der andere Verwahrt das Feuer und das Licht ruft. In der äußern Form, in Stil und Versmaß dieser Dichtungen ist noch ganz Gellert lebendig.

8. Mein Neujahrslied.

(1772.)

1. Es war erst frühe Dämmerung mit leisem Tagverkünden,
Und nur noch eben hell genung, sich durch den Wald zu finden.

2. Der Morgenstern stand linker Hand; ich aber gieng und dachte
Im Eichthal an mein Vaterland, dem er ein Neujahr brachte.

3. Auch dacht' ich weiter: „So, und so, das Jahr ist nun vergangen,
Und du siehst, noch gesund und froh, den schönen Stern dort prangen.

4. Der ihm dort so zu stehn gebot, muß doch gern geben mögen!
Sein Stern, Sein Thal, Sein Morgenroth, rund um mich her Sein Segen!

5. Und bald wird Seine Sonne hier zum erstenmal aufgehen!" —
Das Herz im Leibe brannte mir; ich mußte stille stehen.

6. Und wankte wie ein Mensch im Traum, wenn ihn Gesichte drängen,
Umarmte einen Eichenbaum und blieb so an ihm hängen.

7. Auf einmal hört' ich's wie Gesang, und glänzend stieg's hernieder
Und sprach, mit hellem hohem Klang, das Waldthal sprach es wieder:

8. Der alten Barden Vaterland, und auch der alten Treue!
Dich, freies unbezwungnes Land, weiht Braga [1] hier auf's neue

9. Zur Ahnentugend wieder ein! Und Friede deinen Hütten,
Und deinem Volke Fröhlichsein, und alte deutsche Sitten!

10. Die Männer sollen, jung und alt, gut vaterländsch und tüchtig
Und bieder sein und kühn und kalt, die Weiber keusch und züchtig!

11. Und deine Fürsten groß und gut! und groß und gut die Fürsten!
Die Deutschen lieben, und ihr Blut nicht saugen, nicht Blut dürsten!

12. Gut sein! gut sein! ist viel gethan, erobern ist nur wenig:
Der König sei der beßre Mann, sonst sei der Beßre König!

13. Dein Dichter soll nicht ewig Wein, nicht ewig Amorn necken!
Die Barden müssen Männer sein, und Weise sein, nicht Gecken!

14. Ihr Kraftgesang soll himmelan mit Ungestüm sich reißen! —
Und du, Wandsbecker Leiermann, sollst Freund und Vetter [2] heißen!

---

[1] Braga oder Bragi, Sohn Odins und der Frigga, Gott der Beredtsamkeit und der Dichtkunst — [2] Lautete früher: sollst Deutscher Bote heißen; damals hieß die Zeitung „Deutscher, sonst Wandsbecker Bote".

Das erste sangbare Lied von Claudius: „Ich war erst sechszehn Sommer alt", stammte schon aus dem Jahr 1770; dem Jahr 1771 gehört das Lied an: „Ich bin vergnügt, im Siegeston verkünd' es

mein Gedicht.“ Es ist also nicht erst der Einfluß der gleichzeitig dichtenden Hainbündler, der den Wandsbecker zum Liede veranlaßt hat; sondern es ist seine eigene selbständige That, die ihn zum sangbaren Liede geführt hat. Claudius hatte bei der Uebernahme der Redaktion des Wandsbeckerboten unter anderm auch die Aufgabe erhalten, die einzelnen Jahrgänge durch Neujahrsgrüße einzuleiten. So ein Neujahrsgruß, für 1773, ist unser Gedicht. Es ist ein sonderbares Gemisch von Spießbürger- oder Bauernpoesie, die nicht verständlich genug ihre Sache an Mann bringen mag, von Klopstockischem Bardenthum und nordischer Mythologie; von kraftgenialischer Vaterlandsliebe, die sich bis zur revolutionären Demokratie vergeht und von einer aus der Seele des Dichters geflossenen, herzlichen, warmen, ächt poetischen Empfindung und Darstellung, die noch heute anspricht. Das Lied ist später zu einem viel gesungenen Vaterlands- und Studentenliede ausgearbeitet worden und lautete in dieser Form:

Stimmt an mit hellem, hohem Klang, stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgesang; das Waldthal hall' es wieder.

Der alten Barden Vaterland, dem Vaterland der Treue,
Dir niemals ausgesungnes Land, die weihn wir uns auf's Neue.

Zur Ahnentugend wir uns weihn, zum Schutze deiner Hütten,
Wir lieben deutsches Fröhlichsein und alte deutsche Sitten.

Die Barden sollen Lieb' uud Wein, doch öfter Tugend preisen,
Und sollen biedre Männer sein in Thaten und in Weisen,

Ihr Kraftgesang soll himmelan mit Ungestüm sich reißen,
Und jeder ächte deutsche Mann soll Freund und Bruder heißen!

---

9. Bei dem Grabe meines Vaters.[1]

(1773.)

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern, aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entschlief: sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Duft' um sein Gebein!

---

[1] Der Vater des Dichters, auch ein Matthias Claudius, war 1703 geboren; er war Pfarrer zu Reinfeld bei Lübeck, ein ehrenfester, verständiger, dabei einfach bibelgläubiger Mann, nicht ohne tüchtige sprachliche und

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach! sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

---

wissenschaftliche Bildung. Er starb am 4. Dezember 1773. Die Elegie Hölty's „bei dem Grabe meines Vaters" ist zwei Jahre später gedichtet. —

---

10. Der Frühling. Am ersten Maimorgen.[1]

(1774.)

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und für Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren.

Denn er kommt mit seiner Freudenschaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er träuft von Thau und Duft und Segen —
Ha! mein Thyrsus sei ein Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund entgegen.

---

[1] An die Gräfin Auguste v. Stolberg, Göthe's Freundin, gerichtet. Abgesehen von der unschönen Rede, er wolle sich wälzen, ist das Lied von unnachahmlicher Innigkeit und Herzensfreude. Hier ist Claudius weit über die Göttinger hinausgekommen und hat in den Regionen des Götheschen Genius für einen Augenblick Einkehr gehalten.

---

11. Als er sein Weib und 's Kind an ihrer Brust schlafend fand.

(1775.)

Das heiß ich rechte Augenweide,
's Herz weidet sich zugleich.
Der alles segnet, segn' euch Beide,
Euch liebes Schlafgesindel, euch!

---

12. Rheinweinlied.[1]

(1775.)

1. Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia,[2] ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr.

2. Er kommt nicht her aus Hungarn noch aus Polen,
Noch wo man Franzmännsch spricht;
Da mag Sanct Veit, der Ritter,[3] Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

3. Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Muth!

4. Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.[4]

5. Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

6. Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen,
Und etwas Lausegold.[5]

7. Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der,
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster[6]
Auf ihm die Kreuz und Quer.

---

[1] Im Jahr 1775 lebten Voß und Claudius in täglichem engem Umgange mit einander zu Wandsbeck. „Ich bin überhaupt seit einiger Zeit ein wahrer Schlemmer," schreibt Voß an seine Braut. „Fast alle Abend trinke ich mit Claudius Rheinwein und Punsch." In demselben Vossischen Musenalmanach von 1776, welcher das Rheinweinlied von Claudius zuerst brachte, standen Rheinweinlieder von Hölty und Voß. Uebrigens hat Voß am ursprünglichen Liede einiges geändert; denn er berichtet später: „Auch Claudius nahm von dem Jüngern (Voß) einiges in sein Rheinweinlied und den Abendgesang, manches noch in Urians Reise um die Welt. — [2] Diese spaßhafte Form kommt mehrmals bei Claudius vor. — [3] Sankt Veit, sonst ein Name des Teufels, vom slavischen Gotte Svantevit. — [4] Paulus an Titus 1, 12: Die Kreter sind immer Lügner, böse Thiere und faule Bäuche. — [5] Lausegold statt lausiges, elendes Gold; oder ist Lausegold ein volksthümlicher Name für Katzengold (Glimmer)? — [6] Der Teufel und seine Großmutter; sonst gilt der Wiedehopf als des Kukuks Küster.

8. Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein:
Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein.

9. So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein![7]

---

[7] Es ist für Claudius bezeichnend, daß er, wie Hebel es auch gerne thut, seine allgemeinen Gedanken am Schlusse des Liedes in eine ganz persönliche ernste Angelegenheit seiner frommen Gesinnung ausgehen läßt. Vgl. den Schluß des Abendliedes.

---

13. Morgenlied eines Bauersmannes.[1]

(1776.)

Da kommt die liebe Sonne wieder, da kommt sie wieder her!
Sie schlummert nicht und wird nicht müder, und läuft doch immer sehr!
Sie ist ein sonderliches Wesen; wenn 's Morgens auf sie geht,
Freut sich der Mensch und ist genesen, wie beim Altargeräth.[2] 4
Von ihr kommt Segen und Gedeihen, sie macht die Saat so grün,
Sie macht das weite Feld sich neuen und meine Bäume blüh'n.
Und meine Kinder spielen d'runter, und tanzen ihren Reih'n,
Sind frisch und rund und roth und munter, und das macht all ihr Schein. 8
Was hab' ich dir gethan, du Sonne, daß mir das widerfährt?
Bringst jeden Tag mir neue Wonne, und bin's fürwahr nicht werth.
Du hast nicht menschliche Geberde, du issest nicht wie wir;
Sonst holt' ich gleich von meiner Heerde ein Lamm und brächt' es dir, 12
Und stünd' und schmeichelte von ferne: „Iß und erquicke dich,
Iß, liebe Sonn', ich geb' es gerne, und willst du mehr, so sprich!"
Gott in dem blauen Himmel oben, Gott denn belohn' es dir!
Ich aber will im Herzen loben von deiner Güt' und Zier, 16
Und weil wir ihn nicht sehen können, will ich wahrnehmen sein,
Und an dem edlen Werk erkennen, wie freundlich er muß sein!

---

[1] Im dritten Bande des Wandsbeckerboten hat Claudius vielen Stellen dieses Gedichtes eine große Anzahl Belegstellen aus griechischen Dichtern und Schriftstellern beigegeben, aus Homer, Thukydides, Orpheus, Stobäus, Aristoteles, Euripides, Sophokles, Pindar, Aesop; ob bloß zum Spaß, oder um damit gewisse Commentatoren zu verspotten, ist uns unbekannt: Die angeführten Stellen beziehen sich übrigens gar nicht auf die eigentliche Auffassung des Dichters, sondern ganz oberflächlich und willkürlich auf Redensarten. — [2] Abendmal.

O! bis[3] mir denn willkommen heute, bis willkomm, schöner Held!
Und segn' uns arme Bauersleute, und unser Haus und Feld. 20
Bring' unserm König heut auch Freude, und seiner Frau dazu,
Segn' ihn und thu' ihm nichts zu Leide, und mach' ihn mild wie du.

[3] Alter, noch heute alemannischer Imperativ von sein.

13. Abendlied eines Bauersmannes.

(1777.)

Das schöne große Taggestirne vollendet seinen Lauf;
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne, lieb' Weib! und dann tisch auf!
Kannst hier nur auf der Erde decken, hier unterm Apfelbaum;
Da pflegt es Abends gut zu schmecken und ist am besten Raum. 4
Und rufe flugs die kleinen Gäste; denn hör', mich hungert's sehr;
Bring' auch den Kleinsten aus dem Neste, wenn er nicht schläft, mit her!
Dem König bringt man viel zu Tische; er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische und Panzen[1] und Pastet. 8
Und ist ein eigner Mann erlesen, von andrer Arbeit frei,
Der ordert[2] ihm sein Tafelwesen und presidirt dabei;
Gott laß ihm alles wohl gedeihen! Er hat auch viel zu thun,
Und muß sich Tag und Nacht kasteien[3], daß wir in Frieden ruhn. 12
Und haben wir nicht Herrenfutter, so haben wir doch Brod
Und schöne, frische, reine Butter und Milch, was denn für Noth?
Das ist genug für Bauersleute, wir danken Gott dafür,
Und halten offne Tafel heute vor allen Sternen hier. 16
Es presidirt bei unserm Male der Mond so silberrein!
Und kukt von oben in die Schale und thut den Segen h'nein.[4]
Nun, Kinder, esset, eßt mit Freuden, und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond, ich bin wohl zu beneiden, bin glücklich und bin reich! 20

[1] Die Panze oder der Panzen gleich die Panse oder der Pansen, Wanst, Bauch, Magen, hier als Speise, wohl was oberdeutsch Kutteln sind. — [2] Noch in beordern enthalten, spätere Bildung vom franz. ordre, während ordnen vom latein. ordinare kommt. — [3] Sich beschränkend quälen. — [4] Unnöthige Schreibung von nein statt hinein.

Diese beiden Lieder, das Morgen- und das Abendlied eines Bauersmannes, haben denn doch bedeutend weniger innern Werth als die Mehrzahl der hier aufgenommenen Dichtungen. Die Naturbetrachtung im ersten Liede ist fast mehr kindisch als kindlich. Wie anders, tiefer, menschlicher und wahrer ist in solcher Art Dichtung später Hebel aufgetreten! Dazu die unvermeidliche Predigt von Gott, die ganz wünsch-

bar, aber prosaisch ist; endlich der unvermeidliche, rücksichtvolle und unterthanenmäßige Gedanke an den König. Das war einmal erwünschte Poesie für das Mildheimer Liederbuch.

---

14. Abendlied.

(1779.)

1. Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

2. Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

3. Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

4. Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

5. Gott, laß uns dein Heil schauen;
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder froh und fröhlich sein!

6. Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

7. So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

Wie eine Oase erscheint Claudius' würdiges und liebliches Abendlied unter den Kirchenliedern, welche die Aufklärung hervorgebracht hat. Herder hat das Abendlied mit Recht in seine Volkslieder aufgenommen. Es liegt auf der Hand, daß Claudius das Abendlied von Paul Gerhard nicht bloß im Sinne gehabt, sondern ihm geradezu nachgearbeitet hat. Er hat seinen Vorgänger aber eher übertroffen. Zur Vergleichung stehe das Gerhardsche Lied hier:

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder;
Es schläft die ganze Welt:
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf auf! ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohl gefällt.

Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr' hin! ein' andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Tag ist nun vergangen
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal:
So, so werd' ich auch stehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

Der Leib eilt nun zur Ruhe,
Legt ab das Kleid und Schuhe,
Das Bild der Sterblichkeit;
Die zieh' ich aus: dagegen
Wird Christus mir anlegen
Den Rock der Ehr' und Herrlichkeit.

Das Haupt, die Füß' und Hände
Sind froh, daß nun zum Ende
Die Arbeit kommen sei:
Herz, freu' dich! du sollt werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sündenarbeit frei.

Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht hin und legt euch nieder!
Der Betten ihr begehrt:
Es kommen Stund und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh ein Bettlein in der Erd.

Mein' Augen stehn verdrossen;
Im Hui sind sie geschlossen:
Wo bleibt dann Leib und Seel?
Nimm sie zu deinen Gnaden,
Sei gut für allen Schaden,
Du Aug' und Wächter Israel!

Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein;
Will Satan mich verschlingen,
So lass' die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein.

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Kein Unfall noch Gefahr;
Gott lass' euch ruhig schlafen,
Stell' euch die güldnen Waffen
Um's Bett und seiner Helden Schaar.

---

15. Ein Lied, hinter'm Ofen zu singen.

(1783.)

Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an, und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's; er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß noch Vapeurs, und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an, und läßt's vorher nicht wärmen;
Und spottet über Fluß im Zahn und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr, wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht und Teich' und Seen krachen;
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht, dann will er sich todt lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus beim Nordpol an dem Strande,
Doch hat er auch ein Sommerhaus im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier, gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir, und sehn ihn an und frieren.

---

16. Urians Reise um die Welt.

(1786.)

1. Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen!
Drum nahm ich meinen Stock und Hut, und thät das Reisen wählen.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

2. Zuerst ging's an den Nordpol hin; da war es kalt, bei Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn, daß es hier besser wäre.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

3. In Grönland freuten sie sich sehr, mich ihres Orts zu sehen,
Und setzten mir den Thrankrug her, ich aber ließ ihn stehen.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

4. Die Esquimaux sind wild und groß, zu allem Guten träge;
Da schalt ich Einen einen Kloß, und kriegte viele Schläge.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

5. Nun war ich in Amerika; da sagt' ich zu mir: Lieber!
Nordwestpassage ist doch da; mach' dich einmal darüber![1]
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

---

[1] Gerade in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden die Nachforschungen um eine nordöstliche und nordwestliche Durchfahrt durch das Eismeer mit erneuertem Eifer aufgenommen.

6. Flugs ich an Bord und aus in's Meer, den Tubus festgebunden!
Und suchte sie die Kreuz und Quer, und hab' sie nicht gefunden.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

7. Von hier gieng ich nach Mexico, ist weiter als nach Bremen;
Da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh, du sollst 'n Sack voll nehmen.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

8. Allein, allein, allein, allein, wie kann ein Mensch sich trügen!
Ich fand da nichts als Sand und Stein', und ließ den Sack da liegen.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

9. Drauf kauft' ich etwas kalte Kost, und Kieler Sprott[2] und Kuchen,
Und setzte mich auf Extrapost, Land Asia zu besuchen.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

10. Der Mogul ist ein großer Mann, und gnädig über Maßen
Und klug; er war itzt eben dran, 'n Zahn auszíehn zu lassen.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

11. Hm! dacht' ich, der hat Zähnepein, bei aller Größ' und Gaben! —
Was hilft's denn auch noch: Mogul sein? die kann man so wohl haben.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

12. Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort, ihn nächstens zu bezahlen;
Und damit reist' ich weiter fort nach China und Bengalen.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

13. Nach Java und nach Otaheit, und Afrika nicht minder;
Und sah bei der Gelegenheit viel Städt' und Menschenkinder.
Tutti. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

14. Und fand es überall wie hier, fand überall 'n Sparren,
Die Menschen grade so wie wir, und eben solche Narren.
Tutti. Da hat Er übel, übel dran gethan;
Verzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!

---

[2] Die Sprotte, geräucherte Sardelle, besonders vortrefflich in Kiel bereitet.

Schon im Wandsbeckerboten vom Jahr 1774, dann im 1. und 2. Theil der sämmtlichen Werke des Wandsbeckerboten (1775) erschien eine „Universalhistorie des Jahres 1773; oder silbernes A.B.C. Defekt", worin u. A. der Vers steht:

Ungläubig wurde Jedermann,
Sir Hagel und Squeir Urian.[1]

Sir Hagel und Squeir Urian sind Benennungen des Teufels, letzteres, wie es scheint, aus Ur-Jahn, das ist Urhans, Erzhanz, entsprungen und ein norddeutsches Wort, da in Norddeutschland Johannes Jahn heißt. Der Urian, welcher die Reise um die Welt macht, ist auch eine Art Teufel, das böse Prinzip, ein Mephistopheles; der Geist, der stets verneint; der das göttliche Wesen des Menschen, die Seele, das bessere Theil in uns, Glauben, Liebe, Hoffnung und was immer den Menschen mit geistigen Banden an den Himmel und die Mitmenschen knüpft, nicht kennt und aus purstem Eigennutz, nüchternster Verständigkeit, aus den miserabelsten Grundsätzen der Logik heraus seine Sachen thut. Er reist, um zu erzählen, also ganz ohne höhern, vernünftigen Zweck; er sucht immer das Pikanteste, Neueste, den Nordpol, die Nordwestpassage, und bringt von nirgend her irgend einen bleibenden höhern Erwerb mit; sondern entweder Prügel oder den Gedanken, daß es hier besser wäre. Er sucht Gold, wo man es wie Stroh nehmen kann, vergißt zu bezahlen und nimmt aus Asien, dem Land der Wunder, die höchst merkwürdige Erkenntniß mit, daß man auch Zahnschmerzen haben könne, ohne Groß-Mogul zu sein. Und zieht endlich aus alle dem, wie es der bloße, einseitige Verstand immer gefunden hat, das Fazit, daß die Menschen überall Narren seien.

Eine köstliche Darstellungsgabe hat hier Claudius bewiesen; er hält mit seiner eigenen Meinung ganz zurück, und läßt den Chor, das ist den Pöbel, die Mehrzahl der Menschen, einfach so lange zustimmen, bis sie merken, daß schließlich sie selber zu Narren geworden sind. Und doch hat Claudius gewiß mit diesem Liede, das kaum erst dem Jahre 1786 anzugehören scheint, nicht bloß unterhalten und darstellen, sondern der Welt den Text lesen wollen, wie er denn später eine persönliche Vertheidigung in einer ähnlichen Form (Urian und die Dänen) abfaßte. Aber gerade dadurch, daß das Gedicht bloß darstellt, nicht reflektiert, giebt ihm den bleibenden poetischen Gehalt.

Daß Voß auch an diesem Gedichte geändert hat, ist oben beim Rheinweinlied erwähnt worden.

---

[1] Verkürzt aus dem englischen Titel esquire, Wohlgeboren.

17. Urians Nachricht von der neuen Aufklärung,
oder
Urian und die Dänen.
(1797.)

1. Urian. Ein neues Licht ist aufgegangen,
Ein Licht, schier wie Karfunkelstein!
Wo Hohlheit ist, es aufzufangen,
Da fährt's mit Ungestüm hinein.
Es ist ein sonderliches Licht;
Wer es nicht weiß, der glaubt es nicht.
Die Dänen. Erzähl' Er doch von diesem Licht!
Was kann es? Und was kann es nicht?

2. Urian. Erst lehrt es euch die Menschenrechte;
Seht, wie die Sache euch gefällt!
Bis jetzo waren Herrn und Knechte,
Und Knecht' und Herren in der Welt;
Von nun an sind nicht Knechte mehr,
Sind lauter Herren hin und her.
Die Dänen. Sind also keine Knechte mehr!
Sind alles Herren hin und her!

3. Urian. Sonst war Verschwiegenheit im Schwange,
Und Menschen waren klug und dumm;
Es waren kurze, waren lange,
Und dick' und dünne, grad und krumm.
Doch nun, nun sind sie allzumal
Schier eins und gleich, glatt wie ein Aal.
Die Dänen. Nun aber sind sie allzumal
Schier eins und gleich, glatt wie ein Aal.

4. Urian. Man nannte Freiheit bei den Alten,
Wo Kopf und Kragen sicher war,
Wo Ordnung und Gesetze galten,
Und niemand krümmete kein Haar.
Doch nun ist frei, wo jedermann
Radschlagen und rumoren kann.
Die Dänen. Doch nun ist frei, wo jedermann
Radschlagen und rumoren kann.

5. Urian. Vernunft, was man nie leugnen mußte,
War je und je ein nützlich Licht.
Indeß was sonsten sie nicht wußte,
Das wußte sie auch sonsten nicht.
Nun sitzt sie breit auf ihrem Steiß
Und weiß nun auch, was sie nicht weiß.
Die Dänen. Das macht sie gut! — auf ihrem Steiß,
Und weiß nun auch, was sie nicht weiß.

6. Urian. Religion war hehre Gabe
Für uns bisher, war Himmelsbrot;
Und Menschen giengen drauf zu Grabe:
Sie sei und komme her von Gott.
Nun kommt sie her, weiß selbst nicht wie? —
Man saugt nun aus dem Finger sie.
Die Dänen. Nun kommt sie her, wir wissen wie?
Sie saugen aus dem Finger sie.

7. Urian. Auch wißt ihr wohl vom Potentaten,
Wie der großmächtiglich regiert,
Und wie, ohn' Streit und Advokaten,
Dem Zepter Ehr' und Furcht gebührt.
Doch nun ist Zepter gar nicht viel,
Nicht besser als ein Besenstiel.
Die Dänen. Uns ist und bleibt der Zepter viel,
Euch lassen wir den — andern Stiel.

8. Wir fürchten Gott, wie Petrus schreibet,[1]
Und ehren unsern König hoch.
Was Wahrheit ist und Wahrheit bleibet
Im Leben und im Tode noch:
Das ist uns heilig, ist uns hehr!
Ihr Fasler, faselt morgen mehr!

9. Schlußchor. Was himmelan die Menschen treibet,
Sie besser macht; was Probe hält;
Was Wahrheit ist und Wahrheit bleibet
Für diese und für jene Welt:
Das ist uns heilig, ist uns hehr!
Ihr Fasler, faselt morgen mehr!

---

[1] 1. Petri 2, 13.

Zwischen Urians Reise um die Welt und Urians Nachricht von der neuen Aufklärung liegt ein längerer, an poetischem Schaffen armer Zeitraum. Claudius war seiner konservativen und gläubigen Natur gemäß der erbittertste Feind der französischen Revolution schon von Anfang an, wie ihm früher die Aufklärung auf andern Gebieten verhaßt gewesen war. Im Jahr 1794 machte er seiner Abneigung gegen die Revolutionsideen Luft in einer Flugschrift: Auch ein Beitrag über die neue Politik, herausgegeben von Asmus," wieder abgedruckt in den Werken, Bd. VII, 1—74. Hier stellt er das „Alte System" dem „Neuen System" gegenüber und schreibt u. A.: „Nach dem Alten System: sind in einem großen Hause goldene, silberne und irdene Gefäße, etliche zu Ehren, etliche zu Unehren; nach dem Neuen sind alle Gefäße gleich, an Materie und an Form. Nach dem Alten:

ist der König, die Regierung, der Regent ꝛc. Regent und der Unterthan ist Unterthan; nach dem Neuen: sind alle Menschen frei und haben gleiche Rechte. Nach dem Alten: macht der Regent die Gesetze, und der Unterthan befolgt sie; nach dem Neuen: haben alle Staatsbürger zu und an der Gesetzgebung Recht und Theil. Nach dem Alten: ist der Unterthan aus Noth unterthan, nicht allein um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen; nach dem Neuen: aus richtigen Begriffen. Nach dem Alten: ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet; nach dem Neuen: macht sich der Mensch seine Einrichtungen selbst; alle Gewalt ist im Volke, das damit bekleidet und davon entkleidet, wen und wie es will. Kurz, nach dem Alten System: ist der König ꝛc. ein Hirte, der seine Herde auf grünen Auen weidet, ein Vater, der seiner Kinder hütet; wacht, ein wohlthätiger Genius, von höherer Hand bestellt, für sein Volk zu denken und zu wollen und mit stiller Liebe über ihm zu schweben, und das Volk, das sich seiner Rechte und des bürgerlichen Selbstdenkens und Selbstwollens begeben hat, lebt im Glauben und Vertrauen; und das Neue System scheine, die Aeußerungen unserer Schriftsteller zusammen genommen, ein allgemeines reines Vernunftregiment zu sein; die Staatsbürger thun alles selbst; die Schafe weiden sich auf der grünen Aue selbst; die Kinder wachen und hüten ihrer selbst; das Volk schwebt selbst über sich selbst; mit einem Wort: Jedweder Einzelne ist im Genuß seiner Rechte und soll, als Staatsbürger, selbst denken und selbst wollen — und darum muß er nun über die Menschenrechte belehrt und aufgeklärt werden u. s. w."

Man sieht, das Gedicht „Urians Nachricht von der Neuen Aufklärung" ist wenig mehr als eine versifizierte Paraphrase dieser Gegenüberstellung des Alten und des Neuen Systems; Urian oder der Teufel vertritt das Neue, die Dänen, zu denen Claudius selber gehörte und die seit langem sich durch Gläubigkeit und Loyalität gegen den König auszeichneten, vertheidigen das Alte Prinzip. Möglich, daß das derbe Duett schon mit jener Flugschrift entstanden ist. Es erschien 1797 ebenfalls als Einzeldruck, begleitet von 19 Epigrammen, „Kleinigkeiten" genannt, mit denen Claudius eine Antwort gab auf ein ihm gewidmetes Xenion des Göthe-Schillerschen Xenienalmanachs.

Das Xenion hieß: Erreurs et Vérité.

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck,
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort!

und bezog sich auf ein von Claudius übersetztes mystisches Buch des Marquis von St. Martin: Des erreurs et de la vérité! Unser Gedicht selbst ist ohne Zweifel älter als die ebenfalls im Jahr 1797 erschienenen Xenien.

———

18. Ein gülden ABC.

(1803.)

A. Armuth des Geistes Gott erfreut;
Armuth, und nicht Armseligkeit.

B. Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut!
Fahr zu, gleich zu, wie Paulus thut!

C. Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das ohne Blüte Früchte trägt.

D. Dürst' nicht nach Rache und nach Blut!
Vergeben wäre wohl so gut.

E. Ein edles Herz glänzt hell und hold;
Ein gutes ist gediegen Gold.

F. Für was du Gutes hier gethan,
Nimm keinen Lohn von Menschen an.

G. Geduldig sein — Herr, lehr' es mich!
Ich bitte dich, ich bitte dich.

H. Hau' deinen Götzen muthig um,
Er sei Geld, Wollust oder Ruhm!

J. In dir ein edler Sklave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist.

K. Kämpf' und erkämpf' dir eignen Werth!
Hausbacken Brot am besten nährt.

L. Liebt euch auf Erden, liebt und wißt,
Daß Gott im Himmel Liebe ist.

M. Merk' auf die Stimme tief in dir!
Sie ist des Menschen Kleinod hier.

N. Nimm wahr der Zeit; sie eilet sich,
Und kommt nicht wieder ewiglich.

O. O Herr, lehr uns bedenken wohl,
Daß wir sind sterblich allzumal!

P. Parabeln sind wohl fein und schön,
Doch muß sie einer auch verstehn.

Q. Quäl' nicht dein Herz ohn' Unterlaß!
Ein freier Muth gefällt Gott baß.

R. Recht halte heilig bis in'n Tod,
So bleibt ein Freund dir in der Noth.

S. Straf' keck das Böse in's Gesicht;
Vergiß dich aber selber nicht!

T. Treib' Tugend jeden Augenblick!
Wer nicht vorangeht, geht zurück.

U. Und wenn sie alle dich verschrei'n,
So wickle in dich selbst dich ein!

V. Verlaß dich nicht auf diese Welt!
Sie ist Schaum, der zusammenfällt.

W. Wie wird es dann, o dann uns sein,
Wenn wir der bessern Welt uns freu'n!

X.

Y. In Sturm die Sonne spiegelt nicht
Im Meer ihr heilig Angesicht.

Z. Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr!
Zerbrich den Willen, das ist mehr!

---

19. Ein silbern dito.

(1803.)

A. Aus Nichts wird Nichts, das merke wohl,
Wenn aus dir Etwas werden soll!

B. Betrüge nicht; du hast nicht Rast
Noch Ruh', wenn du betrogen hast.

C. Cränz' einen Welterobrer nicht,
Schlepp' lieber ihn zum Hochgericht!

D. Dring' und durchdringe die Natur!
Wer sie durchdringt, beherrscht sie nur.

E. Erleuchtet das Jahrhundert ist.
Der Esel Stroh und Disteln frißt.

F. Fahr nicht zu hoch her, eitler Mann!
Noch hast du 's letzte Hemd nicht an.

G. Greif nicht leicht in ein Wespennest;
Doch wenn du greifst, so stehe fest!

H. Häng' an die große Glocke nicht,
Was jemand im Vertrauen spricht!

I. Im Anfang war die Erde leer,
Am Ende sind's die Köpfe mehr.

K. Kratz' nicht im Staube, wie ein Thier!
Der Kopf sitzt ja noch oben dir.

L. Leih' dem in Noth und sei bereit!
So hast du zwei zugleich erfreut.

M. Mach' keines Glauben deinen Spott!
Ein jeder glaubet sich und Gott.

N. Nichts ist so elend als ein Mann,
Der alles will, und der nichts kann.

O. Oft galt das Faustrecht statt der Pflicht;
In unsern Jahren gilt es nicht!

P. Pfeif' immer auf dem Finger nicht!
Die Narren thun's, wie Sirach spricht.

Q. Querfeldein braust der Waldstrom wohl!
Der Bach im Wege bleiben soll.

R. Rebekka wählen ist Geschmack;[1]
Nicht wahr, Kollege Isaak?

S. Sir Neuton war ein großer Mann,
Ein Tropfen aus dem Ocean.

T. Trag' deine Tugenden nicht Schau,
Und ehr' und liebe deine Frau!

U. Umsonst ist's, frühe aufzustehn;
Und besser, früh zu Bette gehn.[2]

V. Vor Kritikastern hüte dich;
Wer Pech angreift, besudelt sich.

W. Wer Pech angreift, besudelt sich,
Vor Kritikastern hüte dich!

X. Xerxes verließ sich auf sein Heer;
Allein das Heer auf ihn nicht sehr.

Y. Ygrek ein böser Buchstab ist;
Bei ihm hilft nicht Gewalt noch List.

Z. Zuletzt nehmt noch die Warnung an:
Daß keinem Schelm man trauen kann!

---

[1] Rebekka hieß die vortreffliche Gattin von Claudius. — [2] Sollten die Verse nicht umgekehrt lauten: Umsonst ist's, früh zu Bette gehn rc.?

An ABC-Sprüchen scheint Claudius eine große Freude gehabt zu haben. Schon im ersten und zweiten Bande des Wandsbecker-boten findet sich:

Universalhistorie des Jahres 1773;
oder silbernes A.B.C.-Defect:

Am Firmament in diesem Jahr
Ist's so geblieben, wie es war.

Gelehrte setzten fort ihr Spiel
Mit dem bewußten Federkiel.

Processe hatten gut Gedeihn,
Und über Recht thät Niemand schrein.

Stammbäume trieb man, groß und dick,
In Mistbeeten mit gutem Glück.

Theologie war leider krank
Durch Uebersetzungen und Zank.

Ungläubig wurde Jedermann,
Sir Hagel und Squeir Urian.

Xantippen fehlten ganz und gar;
Oft ist ein ganzer Vers nicht wahr.

Ysop wuchs wenig an der Wand,
Nach Hamburg kam ein Elephant.

Uebrigens giebt es schon aus frühen Jahrhunderten ähnliche ABC-Sprüche in ziemlicher Zahl und besonders scheint Claudius das Gülden A.B.C. gekannt zu haben, das man in nachreforma-

torischen Gesangbüchern findet; es scheint aus dem Ende des 16. Jahrhunderts zu stammen:

Das Gulden A.B.C.

Allein auf Gott hoff und vertrau,
Auf Menschen Zusag gar nicht bau.
Gott ist allein, der Glauben hält,
Sonst ist kein Glaub mehr in der Welt.

Bewahr dein Ehr, hüt dich vor Schand,
Ehr ist fürwahr dein höchstes Pfand.
Wirstu die Schanz einmal versehn,
So ist es um dein Ehr geschehn.

Claff nicht zu viel, sondern hör mehr,
Das wird dir bringen Preiß und Ehr.
Mit Schweigen niemand brechen kann,
Zum Creuz bringt Claffen manchen Mann.

Dem Großen weich, acht dich gering,
Daß er dich nicht in Unglück bring.
Dem Kleinsten auch nicht Unrecht thu,
So lebstu stets in guter Ruh.

Erheb dich nicht in stolzem Muth,
Wann du hast überkommen Gut;
Dann wie der Arm kann werden reich,
Also der Reich dem Armen gleich.

Fromm sein soll stets gefallen dir,
Viel mehr, dann groß Gut, glaube mir.
Wenn Geld und Gut sich von dir scheit,
So weicht doch nicht die Frommigkeit.

Gedenk der Armen zu aller Frist,
Wenn du von Gott gesegnet bist;
Sonst dir das widerfahren kann,
Was Christus sagt vom reichen Mann.

Hat jemand dir was Guts gethan,
Dar soltu oft gedenken an;
Es soll dir sein von Herzen leid,
An dir zu spürn Undankbarkeit.

In deiner Jugend soltu dich
Zur Arbeit halten stätiglich;
Hernach gar schwer die Arbeit ist,
Wenn du zum Alter kommen bist.

Kehr dich nicht an ein jedermann,
Der dir für Augen dienen kann;
Nicht alles geht von Herzen Grund,
Was schön und lieblich redt der Mund,

Laß Unfall nicht verdrießen dich,
Wann schon all Thun geht hindersich;
Dich bücke und laß übergahn;
Das Wetter will sein Willen han.

Mäßig im Zorn sei allezeit:
Um ein klein Sach erheb kein Streit!
Durch Zorn das Herze wird verblendt,
Daß Niemand Recht darin erkennt.

Nicht schäm dich Raths in allermeist,
Daß man dich lehr, was du nicht weißt.

Wer etwas kann, hat Erbens viel,
Schand aber, der nichts lernen will.

Ob jemand führt vor dir ein Klag,
Soltu alsbald derselben Sag
Nicht glauben, auch nicht richten fort,
Sondern hör erst des andern Wort.

Pracht, Hoffahrt meide überall,
Daß du nicht kommst in Ungefall;
Mancher wär ein behaltner Mann,
Hätt Hoffahrt und groß Pracht gethan.

Quad[1] von Niemand gedenk noch sprich;
Denn kein Mensch lebet ohn Gebrech
Redst alles du nach deinem Willn,
Man wird dich gar bald wider stilln.

Ruf Gott in allen Nöthen an,
Er wird gewißlich bei dir stahn;
Er hilft eim jeden aus der Noth,
Der nur nach seinem Willen thut.

Sich dich wol für! Betrug ist groß;
Die Welt ist nun ganz falsch und loß;
Wiltu der Welt viel hangen an,
Ohn Schad und Schand kannst nit darvon.

Tracht stets darnach, was recht ist gthan,
Ob dich schon nicht lobt jedermann.
Es kanns doch keiner treffen so,
Daß jedermann gefallen thu.

Verlaß dich auf kein irdisch Ding,
All zeitlich Gut verschwindt gering.
Darum der Mensch ganz weislich thut,
Der sucht allein das ewig Gut.

[1] bös (niederdeutsch).

Wenn jemand mit dir habern will,
So rath ich, daß du schweigest still
Und ihm nicht helfest auf die Bahn,
Weil er wolt gern ein Ursach han.

Xerxes verließ sich auf sein Heer,
Darüber ward er gschlagen sehr.
So mußtu kriegen, Gott vertrau!
Sonst allezeit den Frieden bau!

Je länger je mehr kehr dich Gott,
Daß du nicht werdst des Teufels Spott.
Es kriegt der Mensch hernachmals Lohn,
Als er im Leben hat gethon.

Zier all dein Thun mit Redlichkeit!
Gedenk zum End den letzten Bscheid!
Denn vorgethan und nachbedacht,
Hat manchen in groß Leid gebracht.

Die beiden ABC von Claudius stehen im VII. und letzten Bande der Werke des Wandsbeckerboten und zwar, offenbar mit Absicht, unmittelbar hinter dem Aufsatze: „An meinen Sohn Johannes. 1799. Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir.“ Es ist eine Sammlung Erfahrungssätze eines der Weisheit dieser Welt abgekehrten Mannes. An den Sohn denkt sich Claudius wohl auch zunächst die gereimten Sprüche gerichtet.

VII.

Johann Georg Jacobi.

Geboren den 2. September 1740 zu Düsseldorf, gestorben den 4. Januar 1814 zu Freiburg im Breisgau.

Jacobi wurde den 2. September 1740 zu Düsseldorf geboren, wo sein Vater ein sehr angesehener Kaufmann war. Von 1758 bis 1765 besuchte er mit manchen Unterbrechungen die Universitäten zu Göttingen und Helmstädt, und studierte erst Theologie, dann die Rechtswissenschaft, endlich, als ihn auch diese nicht befriedigte, Sprache und Literatur. Im Jahr 1765 gieng er als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Halle; 1769 erhielt er eine Pfründe am Domstift zu Halberstadt und lebte nun bald hier bei seinem Freunde Gleim, bald in Düsseldorf im Kreise der Seinigen. Im Jahr 1784 wurde er als Professor der Philologie und Beredtsamkeit nach Freiburg berufen und starb als solcher den 4. Januar 1814.

Jacobi ist ein sehr fruchtbarer Dichter; seine Leistungen sind aber sehr verschiedener Art. Die frühesten Gedichte von ihm bieten nichts als gehaltlose Tändeleien von Amor und den Liebesgöttern, wie sie damals Mode waren und durch Gleim immer weiter verbreitet wurden. Später bildete er sich vorzüglich nach französischen Dichtern und suchte ihre Leichtigkeit und ihre Anmuth zu erreichen, was ihm auch in hohem Grade gelang. Seine schönsten Gedichte fallen aber in sein Mannesalter, in die Freiburger Periode. Eine ernste, aber durchaus nicht schwermüthige, sondern tröstliche Betrachtung des Lebens sprechen die meisten derselben aus, und ein reines, kindliches Gemüth vereinigt sich bei ihm auf's schönste mit einer sanften Phantasie, die das klar Empfundene und Gedachte eben so klar zu gestalten weiß. In allen sehen wir den edeln, liebenswürdigen Geist, der für das Sittlich-Schöne lebt und in allem, was ihn umgiebt, das Schöne sucht und findet; ein Geist, den die Sehnsucht nach etwas Höherm nie verläßt, der aber nie zur Schwermuth sich neigt, sondern dahin weist, wo dieses Höhere sich finden läßt. Der Gegenstand der schönsten Gedichte ist die Betrachtung der Vergänglichkeit und des Wechsels der Dinge und die Zusammenstellung dieses Wechselnden mit dem Ewigbleibenden. Dieses oft wiederholte Thema weiß er immer in neuen Formen und

aus veränderten Gesichtspunkten darzustellen, so daß man wieder einen neuen Gegenstand vor sich zu haben glaubt.

Dabei zeichnen sich Jacobi's Gedichte aus durch große Anmuth der äußern Darstellung, und seine Sprache ist nicht nur wohlklingend, sondern geradezu melodisch. Bei dieser Zartheit der Bilder, bei dieser Runde und Zierlichkeit der Wortverbindungen mangelt doch selten die Kraft, welche sonst oft die Anmuth flieht, und die spätern Gedichte wissen durchaus nichts von Weitschweifigkeit und Breite, sondern geben einen großen Reichthum des Gemüths und des Gedankens in gedrungener Kürze, wovon Aschermittwoch und die Litanei genügendes Zeugnis ablegen.

Wären Jacobi's Gedichte alle in der Art gedichtet, wie die hier mitgetheilten, so müßten wir in ihm einen der größten Dichter verehren, einen liebenswürdigen Lehrer der erhabensten Weisheit. Leider sind die Ausgaben von Jacobi's Schriften aber so schlecht in der Anordnung, daß man die Perlen aus manchem Unrath herauslesen muß, und dies ist wohl auch schuld, daß Jacobi so wenig gelesen wird. Die Original-Ausgabe ist zu Zürich (Orell u. Füßli) herausgekommen in 7 Bänden. Dritte Auflage 1819. Hier sind die mannigfaltigsten Arbeiten unter einander geworfen: Lieder und Opern, Erzählungen und Dramen wechseln bunt mit einander ab, und man kann wohl sagen, daß Jacobi's dramatische Arbeiten in jeder Hinsicht schlecht sind; es mangelt ihm geradezu alles zu einem guten dramatischen Dichter, und er hätte keinen größern Fehlgriff thun können, als sich zur Verfertigung von Dramen verleiten zu lassen. Eine Ausgabe in 4 Bänden erschien in demselben Verlage 1825; hier ist die Anordnung zwar besser, aber das viele Gehaltlose findet sich auch; und eine Auswahl von Jacobi's Gedichten fehlt noch. Eine Lebensbeschreibung von dem Dichter ist ebenfalls im Orellschen Verlage erschienen. Vergl. auch: Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jacobi, mit einem Abrisse seines Lebens und seiner Dichtung, herausgegeben von Ernst Martin, Straßburg 1874.

---

1. An die Rose.

1. Rose, komm! der Frühling schwindet;
Veilchen haben dich verkündet,
Maienblumen[1] starben hin.
Oeffne dich beim Lustgetöne
Dieser Fluren; komm, o schöne
Holde Blumenkönigin!

---

[1] Convallaria majalis. Daß der Dichter gerade Veilchen und Maiglocken als Vorläufer der Rose nennt, hat seinen Grund darin, daß diese drei Blumenarten ihrer Menge und ihres Wohlgeruchs wegen vorzugsweise

2. Als du kamst im ersten Lenze,
Hiengen tausendfache Kränze
Schon um Anger, Berg und Thal;
Ufer lockten, Wälder blühten,
Pomeranzenhaine glühten
Weit umher im Sonnenstrahl.

3. Libanons umwölkte Gipfel
Hoben ihre Cedernwipfel
Duftend in den Morgenschein;
Doch auf demuthsvollem Throne
Solltest du der Schöpfung Krone,
Der Geschaffnen Wonne sein.

4. Und du giengst mit leisem Beben
Aus der zarten Knosp' in's Leben;
Erd' und Himmel neigten sich;
Und es huldigten die Wiesen;
Nachtigallenchöre priesen,
Alle Nymphen liebten dich.

5. Goldne Schmetterlinge schlugen
Froh die Flügel; Winde trugen,
Wo die Luft im Jubel war,[2]
Deinen Balsam; Herzen pochten
Dir entgegen; Mädchen flochten
Unter Perlen dich in's Haar.

6. Die von Weiber-Anmuth sangen,
Malten sie mit Rosenwangen;
Jede Seele, gut und mild,
Arglos, unschuldvoll, bescheiden,
War in ihren höchsten Freuden
Dein getreues Ebenbild.

7. Und der Schönheit und der Jugend
Wächterinnen,[3] Scham und Tugend,
Zu den Knospen hingebückt,
Hüllten unter deinem Namen
Ihr Geheimnis; Bräute kamen
Nicht umsonst mit dir geschmückt.

---

als Zimmerschmuck in Gläser gesetzt werden. Jacobi war gewohnt, jeden Tag einen frischen Blumenstrauß auf seinem Zimmer zu haben. — [2] Ohne Zweifel Versetzung des Satzbaues, anstatt: Wo die Winde deinen Balsam hintrugen, war die Luft im Jubel. — [3] Apposition zum Folgenden. Die Rose war im Alterthum schon Sinnbild der Unschuld und wurde später das der Verschwiegenheit (verschwiegene Scham). Ueberhaupt gilt die noch nicht ganz entfaltete und desto schönere Rose als Bild der geheimen, bewußtlosen Schönheit.

8. Da begann der rohe Zecher
Den von dir umblümten Becher
Keuschen Grazien zu weihn.
Allen Helden, allen Göttern
Gieng das Volk, mit deinen Blättern
Weg' und Tempel zu bestreun.[4]

9. Mit verjüngtem Herzen schlichen
Greise zu den Wohlgerüchen
Deines vollen Kelchs herbei;
Lehrten segnend ihre Söhne:
Daß hienieden alles Schöne,
Selbst die Rose sterblich sei.

10. An des Freundes heil'gem Grabe
Wurdest du zur letzten Gabe
Seinem Schatten dargebracht;
Solltest ihm den Pfad umschlingen,
Thränen ihm und Küsse bringen
In die leere Todesnacht.[5]

11. Fromme fiengen an zu loben,
Sahn gen Himmel, ließen droben,
Zwischen Palmen ewig grün,
In des Paradieses Hallen,
Wo die reinen Geister wallen,
Dich zum Siegeskranze blühn.[6]

12. 'Rose, komm! In stiller Feier,
Unter jungfräulichem Schleier,
Warten Lilien auf dich;
Und für deine Schönheit offen
Steht mein Herz in süßem Hoffen;
Liebeshauch umsäuselt mich.

13. O wie friedlich, o wie lauter
Diese Liebe! Wirst mich, trauter
Als der Morgensterne Pracht,
Von der Weisheit unterrichten,
Die so stolz der Berge Fichten,
Dich so klein und schön gemacht;

---

[4] Eine sehr gewöhnliche Inversion, wodurch der Hauptsatz in den Nebensatz eingeschlossen wird, anstatt: „das Volk gieng, allen u. s. w." — [5] Sinnbild der Freundschaft war die Rose schon im Alterthum. — [6] In der christlichen Symbolik verbindet sich die Rose mit Kelch und Kreuz und ist das Sinnbild der Erlösung und des göttlichen Reichs; d. h. die Rose bedeutet den sterbenden Christus.

14. Daß in deinem holden Wesen
Wir der Seelen Unschuld lesen,
Uns die Brust von Ahndung schlägt;
Daß der Geist der niedern Blume
Unsern Geist zum Heiligthume
Schöner Gottesengel trägt![7]

---

[7] Dieses Gedicht, seinem Inhalte nach eine Ode, bildet den Uebergang aus Jacobi's früherer tändelnder Periode in die spätere gehaltvollere. Es gehört eigentlich der mythischen Gattung an; allein da die Deutung des Geheimnisses der Rose hier nicht der bewußtlosen Phantasie angehört, sondern mit voller Besonnenheit, Berechnung und Gelehrsamkeit geschieht, so wandelt sich das Mythische in das Allegorische.

---

2. Nach einem alten Liede.

(1782.)

1. Sagt, wo sind die Veilchen hin, die so freudig glänzten,
Und der Blumen-Königin ihren Weg bekränzten?
„Jüngling, ach! der Lenz entflieht:
„Diese Veilchen sind verblüht.“ —

2. Sagt, wo sind die Rosen hin, die wir singend pflückten,
Als sich Hirt' und Schäferin Hut und Busen schmückten?
„Mädchen, ach! der Sommer flieht:
„Diese Rosen sind verblüht.“ —

3. Führe denn zum Bächlein mich, das die Veilchen tränkte,
Das mit leisem Murmeln sich in die Thäler senkte.
„Luft und Sonne glühten sehr:
„Jenes Bächlein ist nicht mehr.“ —

4. Bringe denn zur Laube mich, wo die Rosen standen,
Wo in treuer Liebe sich Hirt' und Mädchen fanden.
„Wind und Hagel stürmten sehr:
„Jene Laube grünt nicht mehr.“ —

5. Sagt, wo ist das Mädchen hin, das, weil ich's erblickte,
Sich mit demuthvollem Sinn zu den Veilchen bückte?
„Jüngling! alle Schönheit flieht!
„Auch das Mädchen ist verblüht.“ —

6. Sagt, wo ist der Sänger hin, der auf bunten Wiesen
Veilchen, Ros' und Schäferin, Laub' und Bach gepriesen?
„Mädchen, unser Leben flieht:
„Auch der Sänger ist verblüht!“ —

Jacobi fand in den fliegenden Blättern, die auf Jahrmärkten verkauft werden, folgendes „Gartenlied“:

Sagt, wo sind die Veilchen hin, die auf jenen Rasen
Ich und meine Schäferin sonst zusammen lasen?
(Chor der Gärtner.) Freund, du bist umsonst bemüht:
Diese Veilchen sind verblüht.

Sind die Tulpen nicht mehr hier, die auf jenen Beeten
In der bunten Farben Zier sich so prächtig blähten?
Freund, du bist umsonst bemüht:
Jene Tulpen sind verblüht.

Ach, wo ist die Rose hin, meines Herzens Freude,
Diese Blumenkönigin in dem Purpurkleide?
Freund, du bist umsonst bemüht:
Alle Rosen sind verblüht.

Sind die Mädchen nicht mehr da mit den schwarzen Haaren,
Die vor wenig Zeiten ja hier zu finden waren?
Freund, du bist umsonst bemüht:
Diese Mädchen sind verblüht.

Ruft die Freunde doch herein, die sonst hier spazierten,
Und von nichts als Lieb' und Wein frohe Reden führten.
Freund, du bist umsonst bemüht:
Auch die Freunde sind verblüht.

Wenn auch ich einst nicht mehr bin, und ein Freund wird fragen:
Wo ist unser Dichter hin? Sprecht, was wollt ihr sagen?
Nichts als unser altes Lied:
Auch der Dichter ist verblüht.

Jacobi hielt diesen Gesang für ein altes Lied, überarbeitete es und ließ im Vossischen Musenalmanach von 1783 sein Gedicht abdrucken, welches dann wieder Volkslied wurde, falls man den Inhalt der fliegenden Blätter, gedruckt in diesem Jahr, als Volkslieder betrachten muß. Allein Jacobi irrte sich; denn 1783 lebte der Verfasser des ältern Gartenliedes noch. Er hieß Karl August Suabe (geb. 1717, gest. 1789) und war als Sekretär beim Hofmarschallamt in Dresden angestellt. Vergl. Journal von und für Deutschland, sechster Jahrgang (1789) S. 181.

---

3. Litanei auf das Fest aller Seelen.[1]

1. Ruhn[2] im Frieden alle Seelen!
Die vollbracht ein langes Quälen,[3]
Die vollendet süßen Traum;
Lebenssatt, geboren kaum,[4]

---

[1] Den 2. November. Ein Kirchenfest bei den Katholischen, zum Andenken an die Verstorbenen. Man besucht an diesem Tage die Gräber der Seinigen, setzt Lichter darauf und betet für die Verstorbenen. — [2] Kann der Indikativ oder auch der Imperativ sein: „Sie ruhen“ oder „sie mögen ruhen!“ — [3] Der substantivische Infinitiv hier in der alten Bedeutung eines Zeitnamens: Qualzeit. — [4] Gehört dem Satzbau nach zu

Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden![5]

2. Die sich hier Gespielen suchten,
Oefter weinten, nimmer fluchten,
Wenn von ihrer treuen Hand
Keiner je den Druck verstand:[6]
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

3. Liebevoller Mädchen Seelen,
Deren Thränen nicht zu zählen,
Die ein falscher Freund verließ,
Und die blinde Welt verstieß:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

4. Und der Jüngling, dem, verborgen,
Seine Braut am frühen Morgen,[7]
Weil ihn Lieb' in's Grab gelegt,
Auf sein Grab die Kerze trägt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

5. Alle Geister, die, voll Klarheit,[8]
Wurden Märtyrer der Wahrheit,
Kämpften für das Heiligthum,
Suchten nicht der Marter Ruhm:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

6. Und die nie der Sonne lachten,[9]
Unterm Mond auf Dornen wachten,
Gott, im reinen Himmelslicht,
Einst zu sehn von Angesicht:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

---

dem Folgenden; dem Sinne nach entspricht lebenssatt der zweiten Zeile, geboren kaum der dritten. Die Ausdrucksweise ist ni[illegible] kräftig genug; die beiden Begriffe sollten mehr gesondert sein: „[illegible] lebenssatt, die kaum geboren.“ Dem Strophenbau nach gehört Zeile [illegible] natürlich zur Reimverschlingung der ersten vier Verse, im Widersp[illegible] mit dem Satz- und Gedankenbau. — [5] Sinn der Strophe: Alle See[illegible] ruhn im Frieden: Unglückliche, denen das Leben eine Qual, [illegible] Glückliche, denen es eine Wonne war; Greise, die den Tod her[illegible] wünschten, und Kinder, die kaum angefangen hatten zu leben. — [6] [illegible] Schillers Lied an die Freude, Str. 2. — [7] Ehe jemand sie sehen kann. [8] Weil sie voll Klarheit waren. — [9] Gegensatz der vorhergehenden Str[illegible] Männer voll Klarheit und Licht ruhen hier, aber auch solche, die nie [illegible] Klarheit und Licht gelangen konnten, und sich doch darnach sehnten.

7. Und die gern im Rosengarten
Bei dem Freudenbecher harrten,
Aber dann, zur bösen Zeit,
Schmeckten seine Bitterkeit:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

8. Auch, die keinen Frieden kannten,[10]
Aber Muth und Stärke sandten
Ueber leichenvolles Feld
In die halb entschlafne Welt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

9. Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum;
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

---

[10] Auch die Krieger.

---

4. Vertrauen.

1. Die Morgensterne priesen im hohen Jubelton
Den Schöpfer grüner Wiesen viel tausend Jahre schon;
Es glänzten Berg und Fläche, die Sonne kam und wich;
Der Mond beschien die Bäche, noch aber nicht für mich.[1]

2. Es weckte mich kein Morgen, es schien kein Erdentag
In's Dunkle,[2] wo verborgen der Ungeborne lag;
Noch sang der Vögel keiner mir seinen Liebesruf —
Doch Er gedachte meiner, der Sonn' und Mond erschuf.

---

[1] Schon viele Jahrtausende hatte die Welt gestanden; der Morgen war gekommen, der Tag, der Abend, und die Nacht; aber noch nie hatte ich es gesehen. Man vergleiche die bildliche Darstellung der Tageszeiten mit der in Schillers Bürgschaft. Schillers Darstellung hat etwas Großartiges, Jacobi's etwas Lieblich-Sentimentales. — [2] In's Dunkle; der Ausdruck ist selbst etwas dunkel. Den Zustand des Embryo kann der Dichter nicht wohl meinen; von diesem spricht er erst später. Er will also er eigentlich weiter nichts sagen als wieder: „für mich". Liebesruf. In der Ausgabe von 1819, die ich vor mir habe, steht Lebensruf, dies ist wohl ein Druckfehler. Der Dichter ist ein besonderer Freund der Vögel und ihres Gesanges und hat ihnen mehrere Lieder geweiht. Eins darunter ist zum Volkslied geworden: „Willst du frei und lustig gehn" rc. Liebesruf

3. Er winkte mir in's Leben, er weihte mich zur Lust,
Zum ersten Wonnebeben an einer Mutter Brust;
Es war an ihrem Herzen mein Bettlein mir gemacht;
Sie trug mit süßen Schmerzen mich eine kurze Nacht.

4. Da grüßt' ich sie mit Weinen, und schwieg in ihrem Schooß,[3]
Sah Mond und Sonne scheinen, und Treue[4] zog mich groß.
Mit Gottes Segen krönte sich Anger, Busch und Feld;
Mein Lobgesang ertönte zum Vater dieser Welt.[5]

5. Der Tag kann nun vergehen, der Morgen wieder graun,
Wo Gottes Lüfte wehen, da will ich sicher traun:
Und wenn ich schlafen werde[6] die zweite kurze Nacht,
Dann wird in seiner Erde mein Bettlein mir gemacht.

6. Dann opfert manche Blüte mein Grab, o Vater, Dir;
Es preisen Deine Güte die Vögel über mir.[7]
So wie am Mutterherzen ein Sohn der Freude[8] liegt,
So lieg' ich sonder Schmerzen, von Hoffnung eingewiegt.

7. Im Sterben Hoffnung geben mag[9] Erdenweisheit nicht;
Jedoch bei dir ist Leben, ist Liebeskraft und Licht.[10]
Du siehst der Schöpfung Enden;[11] und was dich Vater heißt,[12]
Das ruht in deinen Händen: empfange meinen Geist!

---

nennt er den Gesang der Vögel, weil sie besonders zur Zeit der Paarung singen. — [3] Mit Weinen kam ich auf die Welt; aber Mutterliebe stillte mein Weinen. — [4] Treue: schöner alterthümlicher Ausdruck, der das lateinische pietas eigentlich ganz bezeichnet. — [5] Das, was ihm das Leben vorzüglich werth macht, ist, daß er Gott preisen und loben kann. — [6] Wenn ich schlafen werde, statt: wenn ich schlafen soll. Auch der Tod ist nur eine kurze Nacht, wie der Zustand des Embryo eine ist; er wird auch wieder neu geboren werden. — [7] Unter einem Baume, auf welchem seine lieben Vöglein singen, will er begraben sein. — [8] Ein Sohn, der den Eltern zur Freude geboren ist. — [9] Mag statt vermag, in seiner alten Bedeutung, daher die Ableitung Macht von mögen. — [10] Leben, Liebeskraft, Licht: nur Glaube an Gott und Vertrauen zu ihm kann im Tode Hoffnung, Ergebung und Klarheit in den Räthseln des menschlichen Daseins geben. — [11] Deinen Augen sind die niedrigsten wie die höchsten Geschöpfe nicht fern. — [12] Kann zweierlei bedeuten; entweder: „die vernünftigen Wesen, die dich kennen und anbeten;" besser noch: „die dir kindlich vertrauen, ruhen sicher unter deinem Schutze und können dir ihr ganzes Schicksal überlassen."

Dieses Lied hat etwas kindlich-naives, vielleicht etwas spielendes; allein es ist doch viel Wahrheit darin; es ist dem Dichter keine Tändelei mit dem, was er sagt, sondern heiliger Ernst, und seine Individualität spricht sich recht treu aus. Die Liebe zur Natur, die Freude am Dasein, die er laut ausspricht, erhalten erst dadurch ihren höchsten Reiz für ihn, daß die Natur und er selbst Gottes Geschöpfe sind; und muß dieses Dasein auf Erden auch einst verschwinden, die Liebe, die ihn hier schuf, wird ihn auch wieder neu beleben.

5. Liebe.

1. O weh und aber weh dem Mann,
Der Schönes nicht auf Erden liebt,
Sich keines Dings erfreuen kann,
Sein volles Herz an keins ergiebt!
O wehe, wer sich nie vereint
Mit Wies' und Quell und Blütenast,
Sein Mädchen auch und seinen Freund
Mit halber Seele nur umfaßt!

2. Und wieder wehe, weh dem Mann,
Den Liebe zieht, den Liebe drängt!
Der Schönes sucht, und fest daran
Sein ganzes Herz auf immer hängt!
Wenn Erd' es trägt, verschwindet's bald,
Der Blütenast am Quell verdirbt;
Im Freundesbusen wird es kalt;
Und ach! das treue Mädchen stirbt.

3. Mag lieben denn, mag lieben nicht!
O weh und aber wehe mir!
In Liebe strahlt das Sonnenlicht,
Und fällt auf lauter Gräber hier.
Was einst ich an mein Herz gedrückt,
Ist Asche nun und Todtenbein;
Es sank, wo ich die Gruft geschmückt;
Ihm sinket nach der Leichenstein.

4. Wohin, wohin? Denn Lieb' ist noth,
Und Alles wankt, und Alles weicht;
Geboren wirds und geht in Tod:
Wohin, so weit der Himmel reicht?
Zu dir hinauf, du Gotteskraft,
Die Baum und Wiesenquell erneut,
Ohn' Ende wirkt, ohn' Ende schafft,
Und noch das Grab voll Blumen streut!

Str. 1. Unglücklich ist wer die Liebe nicht kennt; wer weder die Natur (Wiese, Quell und Blütenast) noch die Menschen liebt. Das Mädchen in dieser und der folgenden Strophe ist im Dichtersaal in Gattin verwandelt; besorglichen Lehrergemüthern zu gefallen. — Str. 2. Liebe ist der Quell aller Freude; Liebe aber auch der Quell des Schmerzes; denn nur wer liebt, kennt die Furcht, das Geliebte zu verlieren. Die ganze Schöpfung (Str. 3) zeigt den Drang zur Liebe, aber die ganze Schöpfung bietet nur das Bild der Vergänglichkeit dar; nicht nur das Geliebte geht unter, selbst das Gedächtniß desselben (ihm sinket nach der Leichenstein) schwindet. — Str. 4. Willst du mit deiner Sehnsucht nach Liebe nicht in Verzweiflung fallen, so richte sie auf etwas Unvergängliches; liebe nicht blos das Schöne

5. O du, dein Athem ists allein,
Der allen Staub lebendig weht;
Du gabst den Sternen ihren Schein,
Und bleibst, wenn Erd' und Meer vergeht.
Zu dir hinauf erhebe mich,
Zu deiner unsichtbaren Welt!
Da lebt und liebts, und ewiglich
Wird bleiben, was an dir sich hält.

---

in dem Schönen, sondern noch mehr den, der es schuf. Siehst du im Baum und Wiesenquell Gott, so kann dir deine Liebe nie genommen werden, und liebst du im Freunde und in der Freundin Gottes Kinder, so ist der todte Freund und die geschiedene Freundin für dich nicht dahin; denn „er streut selbst das Grab voll Blumen." — Str. 5. Dein Athem weht allen Staub lebendig; d. h. wenn wir dich im Vergänglichen schauen, so bleibt es unvergänglich; nur du machtest die Welt so schön, daß wir sie lieben können und müssen, und wenn alles Schöne vergeht, bleibst du doch.

Eins unserer trefflichsten Lieder. Wie herrlich verschmilzt hier in eins Gedanke, Empfindung und Bild; wie schön contrastiert die sanfte Schwermuth, die elegische Stimmung im Anfang mit der kräftigen Erhebung, der hinreißenden Begeisterung am Ende; und in welcher kunstvollen Symmetrie stehen die einzelnen Strophen zu einander.

---

6. Die Linde auf dem Kirchhofe.

1. Die du so bang den Abendgruß auf mich herunterwehest,
Zur Wolke schwebst[1] und mit dem Fuß auf Todtenhügeln stehest:
O Linde, manche Thräne hat den Boden hier benetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt, auf ihn sein Kreuz gesetzet.

2. Die auf dem einen Hügel hier geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben dir,[2] und ihrer wenig blieben.[3]
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein verhallte schon die Trauer;
Du Linde rauschest ganz allein in athemlose Schauer.

3. Vergebens läßt auf kühles Grab dein Zweig die Blüte fallen,
Vergebens tönt von dir herab das Lied der Nachtigallen.[4]
Sie schlummern fort. Du aber schlägst in modervolle Grüfte
Die Wurzel, schmückest dich, und trägst empor die Blütendüfte.

---

[1] Vielleicht ein Druckfehler f. strebst. — [2] Dieser Gedanke, daß nicht nur der Mensch scheiden muß, sondern selbst das vergeht, wodurch sein Andenken erhalten werden muß, kehrt in mannigfaltiger Wendung bei Jacobi wieder, aber wohl zu oft. — [3] Undeutlich und zugleich zu abstrakt. — [4] Vergl. Salis: Der Gottesacker, Str. 4.

4. Auf Erden sieht man immer so den Tod an's Leben grenzen;
Doch ewig kannst du, stolz und froh, die Aeste nicht bekränzen.
Es trocknet schon der Jugend Saft in dir; Verwesung winket,
Bis endlich deine letzte Kraft dahin auf Gräber sinket.

5. Wenn aber dein Geflüster auch verstummt an diesen Hügeln,
So bringet neuen Frühlingshauch der West auf Rosenflügeln.
Damit die Felder wieder blühn, umwallt er Berg' und Gründe;
Will deinen Sprößling auferziehn, und krönt die junge Linde.

6. Wohl uns! Der junge Lebensquell versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell in dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde, gern an deinem Fuß hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß verkündet Auferstehen.

---

7. Lied.

1. Willkommen, Bächlein! wie so hell!
Wie rasch dein Gang in's Thal hernieder!
Wer öffnete den Felsenquell?
Es schuf dich keiner meiner Brüder.

2. Willkommen, Zephyr, auf der Flur!
Weß Auge noch hat dich gesehen?
Wer deine Stätte, deine Spur?
Kein Sohn der Erde hieß dich wehen.

3. Du selbst, o Bächlein, hörtest nie
Zum Rauschen deiner kleinen Wellen
Verjüngter Büsche Melodie
Vom grünen Ufer sich gesellen;[1]

4. Und dennoch redest du mit mir
In stillen Abenddämmerungen;
Schon hat dein leises Murmeln hier
Mit süßem Schauer mich durchdrungen.

5. Du Zephyr weißt nicht, wie erfreut
Von deinem Hauch, die Staude säuselt,
Das Blümchen Wohlgerüche streut,
Die Aehre wallt, der Hain sich kräuselt;

6. Und dennoch, gleich dem Epheu, bebt,
Wenn du mir lispelst von den Hügeln,
Mein klopfend Herz; die Seele schwebt
Auf deinen unsichtbaren Flügeln.

[1] Der Bach ist kein lebendiges Wesen und redet dennoch zu uns; der Zephyr hat keine Seele und erhebt dennoch die unsere.

7. Woher dies wonnige Gefühl,
Die hoch sich hebenden Gedanken?
Was rauschet mir im Wellenspiel?
Was flüstert in des Weinstocks Ranken?

8. Das Maienlüftchen kennt mich nicht;
Dem Bächlein sang ich jüngst die Feier
Des Blütenmonds im Rosenlicht;
Ihm aber tönte keine Leier.[2]

9. Woher denn, um der Quelle Rand,
Woher das ahndungsvolle Wehen?
Ein Geist, dem meinigen verwandt,
Muß kennen mich und mich verstehen;

10. Mir nahe sein im Wasserfall,
Im Hauch des Windes Antwort geben,
Erfüllen alles überall
Mit Freud' und Liebe, Kraft und Leben.

11. Es ist der Herr, der überall
Im Wiesenduft, im Sturme schwebet,
Der Abendthau und Wasserfall,
Und Himmel, Erd' und Meer belebet;

12. Er, welcher auf's besonnte Land
Den kühlen Flug des Zephyrs leitet,
Er, der mit unsichtbarer Hand
Dem Wurme seinen Tisch bereitet;

13. Der zählet meines Pulses Schlag,
Hört meiner Wünsche leises Flehen,
Und, schmachtet meine Seel' ihm nach,
So fühl' ich seiner Flügel Wehen.

14. Der Tag verkündiget der Nacht,
Die Nacht dem Tage seinem Namen,
Die Himmel preisen seine Macht,
Und tief im Herzen schallt mein Amen.

15. Wohl mir, ich weiß, woher es schallt,
Es deutet hin in große Fernen;
Tief unter meiner Hoffnung wallt
Der Himmel hin mit seinen Sternen.

---

[2] Die Luft kennt mich nicht und spricht doch mit mir; am Ufer des Baches sang ich das Lob des Mai's; der Bach hörte mich nicht (denn dies ist die Bedeutung von: „ihm tönte keine Leier;“ für den Bach waren die Töne der Leier verloren; grammatisch könnte man ihm leicht auf Maienlüftchen beziehen).

16. Wohl mir! ich fühle, wer ich sei;
Wie leicht verstäuben meine Sorgen!
Dies Amen tönt als Hahnenschrei
Vor meines Gottes nahem Morgen.

Dieses Lied ist von Jacobi und F. L. Stolberg vereint gedichtet, als sie im Jahr 1791 sich zusammen in Carlsruhe aufhielten; man findet es daher auch in Stolbergs Gedichten. Wer auch kein leises Ohr für die besondern und bestimmten Töne eines Dichters hat, der wird hier leicht errathen können, daß Jacobi's Arbeit bis Str. 10 geht und mit Str. 11 Stolberg beginnt. Jacobi's Lied steht mit dem obigen „Liebe“ in naher Verbindung. Dort sucht er nur das Unvergängliche, das er lieben kann ohne Furcht, es zu verlieren; hier hat er es schon gefunden; daher derselbe sanfte Ton durch das Ganze. — Daß Stolbergs Antworten auf die Fragen, die der Dichter Jacobi an Bach und Zephyr that, gerade nicht so nothwendig sind, daß man das ganze Lied ohne das hinzugefügte Ende gar nicht verstehen würde — dies sieht wohl jeder ein. Mir scheint das von Stolberg Hinzugefügte nicht nur unnöthig, sondern sogar unpassend. Diese ahndungsvollen Fragen wollen keine mit Worten ausgesprochene Erwiederung, sondern finden ihre Entgegnung im Gemüthe, in der Empfindung. Abgesehen davon, so passen sich beide Hälften nicht recht zu einander. Jacobi drückt hier ein Ahnden, ein Fühlen bei einer bestimmten Anschauung aus; es ist ein ganz individuelles der Einbildungskraft gegebenes Bild, das er uns vorführt, und Stolberg fährt nur fort in allgemeinen Lobpreisungen Gottes und fällt mithin ganz aus dem Bilde. Eben so gut könnte man ja Gellerts Ode hinzufügen: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.“

Das Ahnden und Finden des Schöpfers in allen Bewegungen der Natur erinnert an Klopstocks Frühlingsfeier und an das, was Klopstock in der Einleitung zu derselben sagt. Wie unendlich verschieden ist aber die Art und Weise beider Dichter, ihr Ahnden Gottes auszusprechen!

---

8. Aschermittwoch.

1. Weg von Lustgesang und Reigen![1]
Bei der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden!

[1] Am Aschermittwoch schweigen bekanntlich die in vielen Ländern bis dahin gebräuchlich gewesenen Lustbarkeiten (das Karneval), und in der katholischen Kirche bezeichnet der Priester die Gläubigen mit einem Kreuze von Asche.

2. Vom Altar in die Paläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;[2]
Mitten unterm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden!

3. Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

4. Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen;
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

5. Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt.
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.[3]

6. Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele tausend; ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

7. Aber von der Welt geschieden,[4]
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

---

[2] Das es kann man entweder auf Kreuz beziehen, oder noch besser unpersönlich sich denken und dann beziehen auf Z. 5 u. 6. Der Ruf: Alles muß Staub und Asche werden! dränge sich in die Paläste und in den Königssaal! — [3] Zusammenfassung von Str. 2—5: Macht (2), Ruhm (3), Reichthum (4), das Leben selbst (5) vergeht. — [4] Hier beginnt der zweite Theil. Alles von Staub Geborne vergeht; aber was vom Geist geboren ist, vergeht nicht, sondern bleibt ewig. Poetische Darstellung des apostolischen Ausspruches: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe“ (1. Cor.

8. In den schönsten Rosentagen[5]
Füllt die Lüfte banges Klagen,
Jammert die verwaiste Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwest, muß auferstehen.

9. Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen;
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt:[6]
Ewig kann's nicht untergehen!
Was verwest, muß auferstehen.

10. Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahndung trauen,
Diesem Schattenland entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien:
O die werden auferstehen!
Glaube kann nicht untergehen.

11. Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freun,
Sollten sie, wie Staub, verwehen?
Hoffnung muß dem Grab entgehen.

12. Steh an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären!
Menschenhoheit, Erdenreiz
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

13, 13). Von der Welt geschieden: von dem geschieden, was sie auf der Welt liebten. Ohne Frieden: ohne Ruhe im Herzen, ohne Befriedignng ihrer Sehnsucht, mit dem Geliebten vereint zu sein. — Die Treue blickt hinab: sie liebt noch den verlornen Gegenstand mit gleich starker Liebe. — [5] In den Tagen der Jugend; die blühende Braut jammert über den Tod des Geliebten. Hier die Liebe im engern Sinn; die innige Verbindung zweier Seelen. — [6] Z. 3 u. 4 sind Subjekte in der Form des Satzes, beigeordnet dem Subjekte in Z. 1, eine etwas unsymmetrische Verbindung. Sinn: Menschenliebe, Barmherzigkeit, Großmuth.

9. Die Tempel.

1. „Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die, seit Jahrtausenden umstürmt,
Umdonnert, das Gewölk durchschauen,
Ihm reißet aus der Berge Schooß
Ihr kümmerlich den Marmor los,
Um eine Wohnung ihm zu bauen?

2. Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet,[1] wo sein Ruhm
Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen dem, der ewig war
Und sein wird, Tempel und Altar,
Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?“ —

3. Wir blicken hin: allwaltend schwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt
Sich unser Tempel, dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schlehdorn liebt,
Die Blume schmückt, und Wasser giebt
Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.[2]

4. Ihm bauen wir, der Welt an Welt
In's Unermeßliche gestellt,
Der Sonnen mißt und Erden gründet,
Zum Guten weislich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und alles ordnet, alles bindet.[3]

5. Es knüpft ein wundervolles Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Ysop und den Cedernwipfel;
Ein festes Band; allein zu groß
Für unsern Blick! wie regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!

6. Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo schneebedeckte Lasten wild
Aus dicht verschlungnen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen![4]

---

[1] Versetzung anstatt: Blickt zum Himmel hin, der sich 2c. — [2] Dem bauen wir unsre Tempel, der alles schön gemacht hat, der das Kleine mit Reiz schmückt, wie er das Große mit Erhabenheit begabt hat. — [3] In dessen Welt nichts vereinzelt steht. — [4] In den furchtbaren Naturerscheinungen: Erdbeben, Bergstürzen, Lawinenfällen, Ueberschwemmungen sehen wir nur das Zeichen einer für uns furchtbaren Macht; unser Verstand ist nicht fähig, hier den Zusammenhang zu finden, in welchem diese Erscheinungen mit dem Ganzen der Welt stehen.

7. Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom braust
Er nieder; seine Tanne saust;
Nur Allmacht stempelt seine Werke.

8. Wir aber suchen ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Chören Sterne drehn,
Und Sonnen auf- und untergehn
Beim Wechsellied der Nachtigallen.[5]

9. Ihn suchen, ahnden, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, sich hier
Der Weinstock an die Ulme lehnet;
Des Rasens blumigter Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.

10. Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaß und Ordnung hin:
Drum stehn in schwesterlichen Reihen
Die Säulen da; der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir ihm weihen.

11. Und Lobgesang ertönt von Chor
Zu Chor, die Seele steigt empor,
Und wandelt schon in lichtern Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären.[6]

---

[5] Der bloße Anblick der einzelnen Werke zeigt uns nur Gottes allmächtige Schöpferkraft; wir suchen den liebenden Gott, der Auge und Ohr erfreuen will. Das Feld trägt Aehren uns zum Nutzen; vorher blüht es, uns zum Vergnügen; die Tageszeiten und Jahrszeiten wechseln ab, uns zur Wohlthat; aber der Gesang der Vögel begrüßt den Frühling, den Morgen, den Abend, uns zum Ergötzen. — [6] Auge und Ohr, die Sinne der Schönheit, will der Schöpfer ergötzen durch Ebenmaß und Harmonie. Ihm bauen wir daher Tempel, in deren Bau unser Auge das Ebenmaß sehen soll; ihm singen wir Lieder, in denen unser Ohr die Harmonie hören soll. Der Tempel und der Choralgesang soll uns erinnern, daß alle Werke der Welt und alle Erscheinungen in derselben in der innigsten Harmonie stehen.

Eins der spätern Gedichte Jacobi's, das zuerst in Beckers Taschenbuche zum geselligen Vergnügen für das Jahr 1800 erschien, also vermuthlich im Jahr 1799 gedichtet ist. Hier hat sich der

Dichter ganz dem Schwunge der Ode genähert. Er behandelt hier einen Gegenstand, den auch Schiller oft berührt, unter andern in den Künstlern, wo er diese anredet:

> Dem prangenden, dem heitern Geist,
> Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen;
> Der seinen Aether, seinen Sternenbogen
> Mit Anmuth uns bedienen heißt;
> Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket,
> Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
> Dem großen Künstler ahmt ihr nach.

Die ersten Strophen enthalten die Meinung: „man solle doch Gott nicht erst Tempel und Altäre erbauen; dies sei etwas kindisches, da die ganze Welt der erhabenste Tempel Gottes sei; man solle doch nicht glauben, daß Gott Wohlgefallen an unserm Kirchendienste haben könne, und solle wenigstens alle Künste, wie Gesang, Musik, Malerei und Bildnerei, aus den Tempeln entfernen, da diese sich nicht zu dem Begriffe des allmächtigen Gottes schickten." — Dieser Meinung entgegnet nun der Dichter: „Gott ist nicht nur der Allmächtige, sondern auch der Allgütige; und rief nicht nur seine Welt aus dem Nichts hervor, sondern er schuf sie auch schön, uns zur Freude. Wir müssen und sollen uns immer erinnern, daß die ganze Welt ein Werk voll Ebenmaß und Harmonie ist; dieses Ebenmaß sucht der gebildete Mensch überall zu finden; er findet es aber nicht in der Natur an und für sich, sein Sinn muß erst darauf hingelenkt werden, und dieses thut die Kunst.* Sie will unsern Sinn für Ebenmaß und Harmonie wecken und ausbilden, und wer gelernt hat, in den Werken der Kunst Gleichmaß und Ordnung zu finden, der wird es auch in der Welt finden; wer an den Werken der Kunst sich geübt hat, alle Theile auf ein Ganzes, alles Einzelne auf eine leitende Idee zurückzuführen, der wird dieses auch auf die Welt übertragen, und diese wird ihm dann das erhabenste Kunstwerk scheinen. Wo wären also die Erscheinungen der Kunst würdiger angebracht als im Tempel?"

* Man vergleiche hier wieder Schillers Künstler, V. 103—115.

10. Die Mutter.

> 1. Mutterliebe, Muttertreue
> Giebt dem kleinen Erdenglück
> Seinen Anfang, seine Weihe;
> Lehrt den ungewissen Blick
> Erst umher, und dann zum blauen
> Hochgewölbten Himmel schauen.[1]

[1] Das Glück und die Würde des menschlichen Geistes besteht darin, daß er die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen wahrnimmt, sie begreifen,

2. Diese Treue, diese Liebe
Sichert uns an ihrer Brust.
Sei der Morgen noch so trübe,
Wir erwachen da zur Lust;
Hören unter Donnerschlägen
Nur der Mutterliebe Segen.[2]

3. Und das stille, traute Zimmer
Wird von Engelglanz erhellt,
Wenn des Mondes reiner Schimmer
Auf der Mutter Antlitz fällt;
Banger Nächte Finsternisse
Mindern schweigend ihre Küsse.

4. Fremd auf diesem Erdenrunde,
Nur daheim in ihrem Schooß,
Hängt das Kind an ihrem Munde,
Wird der Knabe spielend groß!
Klagen darf er, bitten, hoffen:
Mutterhand ist immer offen.

5. Sie, die jedes leise Sehnen
Stillte, sie, die alles gab,
Beut dem Jüngling nun mit Thränen
Den gewünschten Wanderstab,
Oeffnet zitternd ihm die Pforte
Bei dem letzten Abschiedsworte.[3]

6. Und das letzte Wort verhallet
Lang in seinem Busen nicht,
Und die Sorgenvolle wallet
Einsam oft im Dämmerlicht;
Starrt hinaus in dunkle Ferne
Fragt nach ihm die goldnen Sterne.

7. Mag er jugendlich indessen
Neuer Lust entgegengehn,
Und sein Kinderglück vergessen!
Nur des Lieblings Wiedersehn
Zeigt die tröstende, die milde
Hoffnung ihr im Rosenbilde.

---

auf einander beziehen und verbinden lernt; dann daß er alles dies auf etwas Höheres bezieht. Solche Aufmerksamkeit auf die Dinge der Welt, solche Weisung nach dem Himmel lehrt spielend schon die Mutter das kleine Kind auf ihrem Schooße. — [2] Hier im alten Sinne (signum, Zaubersegen); die Mutter spricht beim Gewitter, bei Verwundungen u. dgl. einen schützenden, heilenden Spruch, und das Kind ist ruhig. — [3] Verschiebung

8. Eitles Bild! es wird verschwinden
Wie der Rose Widerschein,
Wenn am Teich, umbraust von Winden,
Ihre Blätter sich zerstreun.
Todesschatten sinken nieder:
Eile, Jüngling, kehre wieder!

9. Daß dich sterbend ihre blasse
Lippe segne; daß der Arm
Deiner Mutter dich umfasse,
Ihre Brust, so liebewarm,
An dem großen Scheidungstage
Noch an deinem Herzen schlage!

10. Ach zu spät! die starren kalten
Hände, die so treu, so fromm
Deiner pflegten, sind gefalten,
Sind's auf immer; Jüngling, komm,
Daß von dir besucht, die Erde
Der Entschlafnen leichter werde!

11. Blicke stumm nach ihrem leeren
Sitze, deiner Seufzer werth!
Halte lebenslang in Ehren
Den durch sie geweihten Herd,
Wo die heil'ge Flamme lodert,
Die noch Dank und Thränen fodert.

12. Und will je dein Glaube wanken,[4]
Wenn, im Auge Hülf' und Rath,
Groll und Meineid im Gedanken,
Sich der Mensch dem Menschen naht:
So ermanne dich, so freue
Dich der mütterlichen Treue!

13. Singt sie doch an jeder Wiege,[5]
Lacht dem Säugling, den sie trägt!
Und es bleiben ihre Züge
Bessern Seelen eingeprägt,
Die nicht von der Liebe weichen
Und die Bruderhand uns reichen.

---

der Satztheile, anstatt: „Zitternd spricht sie beim Oeffnen der Pforte d[as] letzte Abschiedswort.“ Daß eine solche Verschiebung vorgefallen, lehrt d[er] Anfang von Str. 6. — [4] Der Glaube an die Menschheit und an uneig[en]nützige Liebe. Vergl. Schillers Gedicht: Der philosophische Egoist. — [5] D[as] Subjekt ist Mutterliebe, nicht Mutter.

14. Freue dich! Der alles lenket,
Der die zarte Pflanz' im Hain
Wie die Ceder wärmt und tränket,
Muß durch Liebe selig sein!
Hätt' er sonst dies Wonnebeben
In das Mutterherz gegeben?

VIII.

Johann Gaudenz Freiherr von Salis.

Geboren den 26. Dezember 1762 zu Malans, gestorben den 28. Januar 1834 ebendaselbst.

Salis wurde den 26. Dezember 1762 auf dem Schlosse Bodmar bei Malans in Graubünden geboren. Er war schon sehr frühe, wie sein Geistesverwandter Hölty, geneigt zur stillen Betrachtung der Natur, und zeigte eben so frühe Liebe zur Poesie. Das Beispiel eines ältern Verwandten, Rudolfs von Salis-Haldenstein, der zu seiner Zeit ebenfalls als Dichter blühte, scheint ihn zur Nacheiferung geweckt zu haben. Wie es damals bei sehr vielen gebildeten Familien in der deutschen Schweiz Sitte war, ihre Söhne in die französische Schweiz zu senden, damit sie der französischen Sprache und daneben der feinern Lebensart Meister würden, so geschah es auch mit Salis; er verlebte einen großen Theil seiner Jugend zu Lausanne. Kaum in's Jünglingsalter getreten, nahm er französische Kriegsdienste, trat als Offizier in das Schweizer Garderegiment Salis-Samaden ein und lebte nun in der Nähe des prunkenden Hofes von Versailles. Er verließ gern und oft seine rauschenden Umgebungen, suchte die Stille der Wälder und sprach seine Empfindungen in leichten Liedern, sehnsüchtigen Elegieen und idealen Idyllen aus. Alle seine Gedichte aus dieser Zeit, von denen mehrere in dem Göttinger und in dem Vossischen Musenalmanach, so wie im deutschen Museum aufbewahrt sind, athmen innige Sehnsucht nach andern Verhältnissen, und Ueberdruß des gewöhnlichen menschlichen Treibens, wie er es um sich her wahrnahm; und in dieser Beziehung, wie durch Anderes, erinnert Salis an Ewald Christian von Kleist. Die französische Revolution brach aus, und er erlebte als Augenzeuge die schrecklichsten Greuelscenen derselben. Bald mußte er mit seinem Regiment von einem Ende Frankreichs zum andern marschieren und war bald in Flandern, bald in Italien. Im Ja 1792 befand er sich mit in der Armee, welche unter General Montesquiou Savoyen eroberte. Nach Beendigung des Feldzugs nahm e Urlaub und besuchte die väterlichen Fluren Rhätiens wieder. Sch früher hatte er Matthisson kennen gelernt, der von 1789 bis 179

in der Familie eines Herrn Scherer als Erzieher lebte und mit derselben in den Sommermonaten auf einem Landgute zu Granclos unweit Villeneuve, in den Wintermonaten zu Paris und Lyon wohnte. Salis hatte sich schon einen Namen als Dichter gemacht, und Matthisson munterte ihn auf, eine Sammlung seiner Gedichte anzuordnen. Dies geschah; Matthisson selbst machte den Herausgeber und leitete die Sammlung durch eine Vorrede ein (Zürich, 1793). Bald darauf machte sich Salis vom Kriegsdienste los, und sein Wunsch, den er in der schönen Elegie „Wann, o Schicksal, wann wird endlich" so innig ausspricht, gieng in Erfüllung, indem ein edles Mädchen, die Tochter des Obersten Pestaluzzi zu Chur, ihm ihre Hand reichte und er nun in ländlicher Zurückgezogenheit, aber stiller Zufriedenheit leben konnte. Im Jahr 1798 ernannte ihn die neue Regierung der helvetischen Republik zum Generalinspektor des helvetischen Kriegswesens; nach Aufhebung der helvetischen Republik bekleidete er in seinem engern Vaterlande Graubünden fast immer bedeutende Staats- und Kriegsämter, so wie er auch in die städtischen Behörden zu Chur gewöhnlich gewählt wurde. Er starb im Jahr 1834.

Daß Salis' Gedichte sich viele Freunde erworben haben, beweisen die wiederholten Auflagen derselben. Gewöhnlich glaubt man diesen Dichter hinreichend bezeichnet zu haben, wenn man ihn einen glücklichen Nachahmer Hölty's und Matthissons oder gar einen Schüler des letztern nennt. Salis ist aber ganz Original, und wenn man durchaus Vergleichungen anstellen will, so kann man ihn eben so gut mit Schiller vergleichen, dem er darin ähnlich ist, daß sich in ihm Reflexion, Empfindung und Phantasie auf's Innigste paaren, und daß eine unvergängliche Sehnsucht nach etwas Besserm, Höherm in seiner Brust lebt und eine Lebensansicht aus ihm spricht, vermöge der er sich über die Nichtigkeit des menschlichen Strebens hinwegsetzt. Mit Hölty hat er eigentlich nichts gemein als die allgemeine Familienähnlichkeit, welche zwischen allen elegischen Dichtern stattfindet, und seine Aehnlichkeit mit Matthisson beruht auf etwas sehr Zufälligem, nur in einzelnen Gedichten Vorkommendem, wo er wie jener eine gewisse Gegend oder irgend ein anderes Objekt beschreibt.

Salis ist Elegiker in jedem Sinne dieses Wortes, und zwar Elegiker der empfindsamen Gattung. Seine Poesie geht aus von der Betrachtung der Erscheinungen des Lebens; diese Erscheinungen sucht er in kleinern Bildern wieder zu geben, die er durch einen bestimmt angenommenen Standpunkt und durch Hinweisung alles Wechselnden in der Erscheinung auf eine bleibende sittliche Idee zu einem Ganzen sehr schön zu formen weiß. Es ist ihm nicht, wie vielen beschreibenden Dichtern, um eine bloße Malerei zu thun; die Beschreibung ist ihm vielmehr bloß ein Mittel, um entweder seine augenblickliche Gemüthsstimmung darzustellen, oder einen höhern Zweck zu erreichen. Die Natur ist ihm nur das Symbol des Geistigen, ihre Erscheinungen sind ihm das Bild der schönsten Harmonie, die wir im menschlichen

Leben oft vermissen, und so wird Salis in allen seinen Gedichten, was Jacobi nur in seinen besten ist, ein liebenswürdiger Lehrer der Weisheit. Der Grundton in allen ist freilich Wehmuth, aber nicht eine erschlaffende und weinerliche, sondern eine freudige und sich aufraffende Wehmuth, welche die Mißklänge in den Erscheinungen des menschlichen Lebens durch die darüber schwebende höhere Ansicht zu reinigen und zu versöhnen sucht. Dabei zeigen alle diese Poesieen nicht nur eine große äußere, sinnliche Wahrheit, sondern sind auch zu gleicher Zeit individuell, in Bezug auf ihn, sehr wahr. Es war dem Dichter nie bloß darum zu thun, zu dichten, sondern er befriedigte ein Bedürfnis, er entledigte sich einer Last. Daher zwei Erscheinungen, die sich nun leicht erklären lassen. Erstens der Mangel an Kraft und Schwung, den ihm manche vorwerfen. Dieser Mangel ist allerdings da, aber er kann kein Vorwurf, kein Tadel für den Dichter sein; denn die Wehmuth kann keine Kraft äußern, keinen hohen Schwung nehmen; sie will vielmehr erst Kraft suchen und durch das Aussprechen der Klage sich die Gegenstände derselben vergessen machen. Dabei ist es aber ein großes Lob für den Dichter, daß er nie breit und geschwätzig wird, wie dies die Klage sonst gern thut, sondern meist kurz und gedrängt bleibt. Zweitens die Thatsache, daß dieser Dichter sehr bald schwieg. Seitdem er sich aus dem Gewirre des buntesten Treibens herausgerissen und nun den Zufluchtsort gefunden hatte, wo er ruhig auf die Vergangenheit zurückblicken und heiterer der Zukunft entgegen sehen konnte, lebte in ihm natürlich kein Bedürfnis mehr, sich auszusprechen. Die wenigen spätern Gedichte von ihm sind allerdings auch schön, aber es mangelt ihnen die innere subjektive Wahrheit, wodurch die ältern einen so großen Reiz erhalten.

Unter allen Gedichten in der Sammlung ist gewiß kein einziges, das man matt und gehaltlos nennen könnte; diese Sammlung ist vielmehr die vortrefflichste, die wir von irgend einem Dichter besitzen. Damit soll nicht gesagt sein, daß Salis nie etwas mattes und verfehltes geliefert habe; allein da er stets sehr bescheiden von seinen Leistungen dachte, so besorgte er die Auswahl mit der größten Strenge. Bei weitem nicht alles, was aus des Dichters Feder geflossen, ist in der Sammlung aufgenommen; es finden sich noch eine Menge Gedichte in dem Göttinger und in dem Vossischen Musenalmanach und im deutschen Museum, womit jeder andere Dichter seine Sammlung würde vergrößert haben. Man kann daher Salis einen tugendhaften Dichter nennen, der nur das Schönste den Augen des Publikums ausstellen wollte, und der überhaupt nicht singen wollte, wenn der Geist ihn nicht drängte. Spätere Mahnungen, wie sie bei Dichtern von Namen nie fehlen, daß er doch mehr liefern solle, wies er stets von sich ab, und unterschied sich auch dadurch sehr von andern, oft berühmten Dichtern, denen das Versmachen so zur Gewohnheit geworden war, daß sie es auch dann nicht mehr ließen, als die Muse sie längst verlassen hatte.

Salis Sprache strebt nach Schmelz und Melodie, zeigt aber manche Härten und unbeholfne Satzverbindungen, die jedoch bei den spätern Umarbeitungen meist verwischt sind. In einem fremden Lande, wo der Dichter nur fremde Laute hörte und sprach, mußte er allerdings mit der Sprache ringen. Daß aber diese frühern Härten von dem Geburtslande des Dichters herrührten, ist eine Einbildung; denn gerade in Graubünden spricht man ein besseres und reineres Deutsch, als z. B. in Berlin.

---

1. Ländliches Glück.

(1785.)

1. Wer aus schöner Natur weihendem Brunnquell schöpft,
   Misset gerne den niedern Prunk.
   Froh durchirrt er die Flur; froh, wenn auch seinen Fuß
   Keine blitzende Schnall' umwölbt.

2. Perlen achtet er Spreu; Spinnengewebe nur
   Brabants Spitzen; er lächelt kalt
   Auf den funkelnden Ring oder der Dose Schmelz
   In des prunkenden Thoren Hand.

3. Gerne mißt er die Stadt, blickt auf vermummten Tanz,
   Auf belastete Tafeln Hohn.
   Nimmer reizt ihn der Hof, nimmer der Goldpalast,
   Noch der marmorne Fürstensaal.

4. Aber Seelengefühl trinkt sein geweihter Blick;
   Ihn entzücken des Buchenwalds
   Säulenhallen, der Luft sternenbesäter Dom,
   Und der Spiegel der klaren See's.

5. Silber gießt ihm des Monds ruhiges Flimmerlicht,
   Gold der scheidende Sonnenstrahl;
   Perlen streut ihm der Thau, färbt sich zum Edelstein
   Auf dem wankenden Tulpenkelch.

6. Kräuselnd bläht sich das Moos, polstert den Felsensitz,
   Schwellt zum Sopha den Rasenbank;[1]
   Der gefällige Lenz stickt ihm Teppiche
   Mit Violen und Güldenklee.[2]

---

[1] In der Schweiz sagt man allgemein: der Bank. Der Dichter hätte dies durchaus abändern sollen; denn wollte jeder Schriftsteller das Geschlecht so brauchen, wie es in seiner Provinz gilt, so entstände ein furchtbares Galimatias. — [2] Anemone hepatica, allgemeiner unter dem Namen Leberblümchen, Leberkraut bekannt.

7. Frische haucht ihm die Kluft, athmet das Birkenlaub,
Das vom duftigen Frühthau träuft;
Schatten bräunen sich ihm, und der ummooste Bach
Rauscht ihm Kühlung und Schlummerton.

8. Baldachine von Laub wölbt ihm der Eiche Schirm
Um den ländlichen Traualtar.
Und der Nachtigall Lied tönt um sein Brautgemach,
Statt des feiernden Abendchors!

Zuerst im Vossischen Musenalmanach von 1787, unter dem Titel: der Glückliche. Der Dichter hat es später sehr verändert. So hießen die erste und letzte Strophe früher:

Wer aus schöner Natur lauterem Borne schöpft,
Meidet niedriger Lüste Sumpf;
Reich und glücklich ist er; froh, wenn auch seinen Fuß
Keine blitzende Schnall' umwölbt.

Ueberglücklich ist er! Blühend, im Rosenreiz
Einer Tochter der Flur, erscheint
Ihm einst selbst die Natur; bräutlich umarmt er sie,
Schlürft die Quelle der Freuden ein!

Von Hölty's Elegie „das Landleben" unterscheidet sich die von Salis auf mancherlei Art. Hölty läßt den Landmann handeln und begleitet ihn und sein Geschäft den ganzen Tag durch; Salis läßt einen auf dem Lande Lebenden bloß genießen und empfinden. Daher erscheint Hölty's Elegie als ein in sich weit zusammenhängenderes Ganzes; Salis' Elegie hingegen liefert mehr überall her zusammengesuchte einzelne Bilder von der Schönheit der Natur. Ferner bleibt Hölty fest beim Landleben stehen und richtet seinen Blick nur auf dieses; Salis vergleicht das Landleben mit dem Stadtleben und Einzelnes auf dem Lande mit Einzelnem in der Stadt. Dadurch schadet er der Wirkung sehr; die Phantasie ist genöthigt, immer Sprünge zu machen, anstatt daß sie, wie Hölty, bei einem Objekte verweilt. Endlich ist Hölty's Sprache sehr einfach, Salis' Sprache dagegen sehr prunkvoll, was zu den einfachen Bildern nicht recht passen will. Diese Elegie scheint mir eins der am wenigsten gelungenen Gedichte von Salis.

---

2. Lied eines Landmanns in der Fremde.

1. Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,[1]
Wird mir wohl; und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

---

[1] Das „Sinnen" ist hier sehr gut gebraucht, so selten auch der Ausdruck „an etwas zurücksinnen" vorkommen mag. Er drückt das Versunken-

2. Stiller Weiler,[2] grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch;
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an euch!

3. An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog;

4. An die Stauden, wo ich Meisen
Im Hollunderkasten fieng;
An des stillen Weihers Schleußen,
Wo ich Sonntags fischen gieng.

5. Was mich dort als Kind erfreute,
Kömmt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Wiederhallt in meinem Ohr.

6. Selbst des Nachts, in meinen Träumen,
Schiff' ich auf der Heimat See;
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wäss're ihrer Wiesen Klee;

7. Lösch aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

8. Wann erblick' ich selbst die Linde,
Auf den Kirchhofplatz gepflanzt,[3]
Wo gekühlt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt?

9. Wann des Kirchthums Giebelspitze,
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

10. Traute Heimat meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

---

sein in die Erinnerung viel sinnlicher aus als das abstraktere zurückdenken. — [2] Weiler: ein kleines Dorf. — [3] In der Ausgabe von 1823 steht bepflanzt; offenbar ein Fehler für gepflanzt; das ganze Wort stört aber überhaupt; wozu brauchen wir erst zu wissen, daß die Linde einst auf den Platz gepflanzt worden ist. Sie ist dem Knaben ja nicht deßhalb so lieb, weil sie einst gepflanzt wurde, sondern weil sie dort steht. Der Reim hat hier wohl ein unnöthiges und unpassendes Wort herbeigeführt.

Einer der reinsten Naturlaute, der die Sehnsucht nach der Heimat innig und natürlich ausspricht. So einfach das Gedicht auch ist, so sieht man doch schon den gewandten Künstler darin. Es ist von sehr guter Wirkung, daß der Dichter nicht alle Schönheiten seines Dorfes nach und nach aufzählt, denn wo wäre dann das Fortschreiten, das die Poesie fordert, und die Einheit für die Einbildungskraft? Er macht drei Abtheilungen. Er denkt erst überhaupt an die Heimat und das Vaterhaus; dies sind allgemeine Bilder. Str. 6 und 7 werden die weitern Umgebungen genannt, wie sie ihm im Traume vorkommen; Umgebungen, bei denen seine Jugendthätigkeit besonders verweilte. Str. 8 und 9 wieder eine neue Wendung, indem er die Sehnsucht ausspricht, zu sehen, was er früher sah. Drei Zeiten führt uns der Dichter gleichsam vor; der Landmann denkt an die Vergangenheit und sehnt sich nach der Zukunft; zwischen innen steht die Gegenwart; damit aber auch diese wirklich in der Heimat verweile, muß sie zum Traum werden, worin er jetzt thut, was er früher that. — Dabei ist es ächt poetisch, daß der Dichter nichts bloß beschreibt, sondern alle Umgebungen und Gestalten nur dadurch vor unsere Einbildungskraft bringt, daß er seinen Landmann dabei in Thätigkeit setzt. So tritt alles belebt vor uns und zugleich in weit nähere Beziehung zu dem Sprechenden, als dies sonst der Fall sein würde.

Diese schöne Rundung hat das Gedicht aber erst später erhalten. Im Vossischen Musenalmanach von 1788, wo es zuerst erschien, macht es kein so innig verschlungenes Ganzes aus. So ist die jetzige vierte Strophe früher die neunte, und anstatt daß sie rein dem Blicke in die Vergangenheit angehören soll, deutet sie auf die Zukunft:

> Wenn (erblick' ich) die Stauden, wo ich Meisen
> Im Hollunderkasten fieng ꝛc.

Uebrigens sind in der frühern Gestalt vier Strophen mehr vorhanden, die der Dichter mit Recht verworfen hat. Sie enthalten die Erinnerung an das geliebte Mädchen und die Sehnsucht nach der Vereinigung mit demselben.

Unter den vielen Gedichten, welche die Heimat feiern, ist dies gewiß eines der besten. Vossens Vaterlandsliebe hält keine Vergleichung damit aus. Dagegen tritt ihm sehr würdig zur Seite das schöne Lied von F. Rochlitz, das jetzt in der Auswahl aus seinen sämmtlichen Schriften, Bd. 4, sich findet. Wir setzen es zur Vergleichung hin:

Der Wandersmann.

Da wandr' ich nun im schönen Lande,
Wovon man mir so viel erzählt,
Was längst ich an der Heimat Strande
Im Geist gesucht, im Geist gewählt!

Wohl grünen herrlich seine Felder,
Wohl dämmert seine Berge Blau,
Wohl dunkeln kühlend seine Wälder,
Wohl schimmert vielgefärbt sein Thau;

Und seine Kirchgeläute hallen,
Und seine Bäche rieseln licht,
Und auch an hellen Nachtigallen
Und Lerchen-Liedern fehlt es nicht.

Doch ach, hier liebt mich keine Seele,
Und keine, keine steht mir bei;
Ich lach', ich traure, treffe, fehle —
Das ist hier allen einerlei!

Da lass' ich mich ermüdet nieder
Und sinn' und sinne her und hin,
Und seh' im Geist die Auen wieder,
Wo sonst ich war und nicht mehr bin.

Viel froher grünen dort die Felder;
Viel milder schwimmt der Berge Blau;
Viel dichter dunkeln Schattenwälder,
Und tausendfarb erglänzt der Thau;

Viel weiter dort die Lüfte tragen
Des Kirchgeläut's, des Baches Klang,
Der Nachtigallen sanftres Schlagen,
Der Lerchen fröhlichern Gesang.

O, daß ich je von dir geschieden,
Unruhig jemals dich verkannt,
Mit deiner Anmuth, deinem Frieden,
Du, jetzt geliebtes Vaterland!

Nun ist's geschehn! Nun weiter, weiter,
Mit rüst'gem Fuß und frischem Blick:
Dann komm' zufrieden ich und heiter,
Wohl besser auch, zu dir zurück.

Und wenn nach deiner heil'gen Erde
Sich endlich wieder lenkt der Schritt:
Wie dann ich bebend hemmen werde
Vor Freuden den beschwingten Tritt.

Und liebend sinken in die Knie
Und küssen deiner Grenze Saum! —
Zieh' fürder, Wandersmann! o ziehe!
Vermindre stündlich dich, o Raum!

---

3. Das Grab.

(1783.)

Das Grab ist tief und stille, und schauderhaft sein Rand,
Es deckt mit schwarzer Hülle ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen tönt nicht in seinem Schoß,
Der Freundschaft Rosen fallen nur auf des Hügels Moos.

Verlaßne Bräute ringen umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen nicht in der Tiefe Grund.[1]

---

[1] Früher: Verlaßne Liebe ringet umsonst die Hände wund;
Ihr lautes Rufen dringet nicht in der Tiefe Grund.

Doch, sonst an keinem Orte wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte geht man der Heimat zu.

Das arme Herz, hienieden von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden nur, wo es nicht mehr schlägt.[2]

In der jetzigen Gestalt ist der Ausdruck nicht nur poetischer, indem Braut natürlich ein sinnlicheres und bestimmteres Bild giebt als das abstraktere Liebe, und ein richtigeres, da man unter verlassener Liebe eigentlich verschmähte oder verrathene Liebe versteht; sondern es ist auch ein neuer Gedanke von der Klage der Waisen hinzugetreten. — [2] Früher:
Findt nirgends wahren Frieden als wo es nicht mehr schlägt.

Zuerst im Göttinger Musenalmanach von 1788. Ein einfaches, rührendes Grablied. Der Gedanke am Schlusse ist aber etwas zu witzig, als daß er zu den einfachen Gedanken, die vorhergehen, recht passen sollte.

---

4. Märzlied.

(1784.)

1. Nun, da Schnee und Eis zerflossen
Und des Angers Rasen schwillt,
Hier an rothen Lindensprossen
Knospen bersten, Blätter sprossen:
Weht der Auferstehung Odem
Durch das keimende Gefild.

2. Veilchen an den Wiesenbächen
Lösen ihrer Schale Band;
Primelngold bedeckt die Flächen;
Zarte Saatenspitzen stechen
Aus den Furchen; gelber Crocus
Schießt aus warmem Gartensand.

3. Alles fühlt erneutes Leben:
Die Phalänen,[1] die am Stamm
Der gekerbten Eiche kleben;
Mücken, die im Reigen schweben;
Lerchen, hoch im Aetherglanze,
Tief im Thal das junge Lamm.

4. Seht, erweckte Bienen schwärmen
Um den frühen Mandelbaum;
Froh des Sonnenscheins, erwärmen
Sich die Greise; Kinder lärmen,

---

[1] Nachtfalter, Motten, hier die Eichenmotten; sie kriechen im Frühling aus den Puppen.

Spielend mit den Ostereiern,
Durch den weißbeblümten Raum.

5. Sprießt, ihr Keimchen, aus den Zweigen,
Sprießt aus Moos, das Gräber deckt!
Hoher Hoffnung Bild und Zeugen,
Daß auch wir der Erd' entsteigen,
Wenn des ew'gen Frühlings Odem
Uns zur Auferstehung weckt.

Göttingen 1788. Das Gedicht ist hier in der Gestalt abgedruckt worden, wie es sich bei Salis findet. Streng genommen bildet aber die reimlose fünfte Zeile mit der sechsten einen Vers, und diese lange Zeile stellt eben den Abgesang dar im Gegensatz zu dem frühern kürzern.

---

5. Ermunterung.

1. Seht, wie die Tage sich sonnig verklären!
Blau ist der Himmel und grünend das Land.
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären!
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?[1]
Hebet die Blicke, die trübe sich senken,
Hebet die Blicke: des Schönen ist viel,
Tugend wird selber zu Freuden uns lenken;
Freud' ist der Weisheit belohnendes Ziel.

2. Oeffnet die Seele dem Lichte der Freude![2]
Horcht! ihr ertönet des Hänflings Gesang.

---

[1] Die ersten vier Zeilen hießen früher:
Heitere Sonnen entwölken die Tage;
Blau ist der Himmel, und grünend das Land!
Mißton im Chore der Schöpfung ist Klage.
Trägt die Natur denn ein Trauergewand?

[2] Diese Zeile heißt im Musenalmanach:
Steigende Lerchen verkünden uns Freude.
In den ersten Ausgaben der Gedichte von 1793:
Jubelnde Lerchen verkünden uns Freude.
Der Recensent der Gedichte in der allgemeinen Litteraturzeitung von 1794 (Nr. 175) machte den Dichter darauf aufmerksam, daß hier wohl eine Verbesserung sehr wünschenswerth wäre. „Die Absicht der Strophe ist, auf„merksam zu machen, wie uns die Freude durch alle Sinne zuströmt. Auf „diese allgemeinere Bemerkung müßte sich wohl die erste Zeile beschränken, „statt daß diese Zeile schon die Freuden des Gehörsinns, welche den Gegen„stand der zweiten Zeile ausmachen, versinnlichet, und zwar um so viel „reizender versinnlichet, als ein Lerchengesang lieblicher ist wie ein Hänf„lingslied." — Am Bächlein entlang hieße wohl richtiger: Das Bächlein entlang, oder: am Bächlein. Das entlang ist überhaupt hier etwas unpassend, da säuseln doch keine gerad ausgehende Bewegung ist wie fahren oder gehen.

Athmet, sie duftet im Rosengesträude,
Fühlet! sie säuselt am Bächlein entlang.
Kostet! sie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl.
Schauet! sie grünet in Kräutern und Laube,
Malt uns die Aussicht ins blumichte Thal.

3. Freunde, was gleiten euch weibische Thränen
Ueber die blühenden Wangen herab?
Ziemt sich für Männer das weichliche Sehnen?
Wünscht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten;
Viel auch des Guten ist noch nicht gethan;
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

4. Mancherlei Sorgen und mancherlei Schmerzen
Quälen uns wahrlich aus eigener Schuld.
Hoffnung ist Labsal dem wundesten Herzen,
Duldende stärket gelaßne Geduld.
Wenn euch die Nebel des Trübsinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den sinkenden Muth;[3]
Heget nur männliches, hohes Vertrauen:
Guten ergeht es am Schlusse noch gut.

5. Lasset uns fröhlich die Schöpfungen sehen:
Gottes Natur ist entzückend und hehr!
Aber auch stillen des Dürftigen Flehen;[4]
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.
Liebet! die Lieb' ist der schönste der Triebe;
Weiht nur der Unschuld die heilige Glut.
Aber dann liebt auch mit weiserer Liebe
Alles, was edel und schön ist und gut.

---

[3] Früher:

Brüder, gewöhnet euch weiter zu schauen,
Als der verzagende Unmuth es thut.

Der Ausdruck war prosaischer als jetzt und doch undeutlicher, ja sogar zweideutig; denn das Weiterschauen braucht man ja gar nicht auf das Walten der Vorsehung zu beziehen. — [4] Früher:

Lasset uns fröhlich die Schöpfungen sehen:
Gottes Natur ist entzückend und hehr!
Laßt uns auch stillen des Dürftigen Flehen &c.

Die Veränderung scheint mir hier keine Verbesserung, sondern das Gegentheil. Da das zweite laßt von dem ersten durch einen grammatischen Hauptsatz getrennt ist, so muß es natürlich wiederholt werden. Jetzt muß man nun laßt aus dem ersten Satze auf den dritten herüberziehen, obgleich die Construction schon ganz getrennt ist durch die zweite Zeile. Aber abgesehen davon, sollte hier durchaus ein vollständiger Satz stehen, da ein ganz neuer Gedanke anhebt.

6. Handelt! durch Handlungen zeigt sich der Weise;
Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit.[5]
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit.[6]
Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Nützen so viel als ein jeder vermag,
O, das erfüllet mit stillem Entzücken!
O, das entwölket den düstersten Tag!

7. Muthig! Auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au!
Gräber, von Trauerzypressen umhangen,
Malet bald stiller Vergißmeinnicht Blau.[7]
Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen;
Freud' ist des Vaters erhabnes Gebot.
Freude der Unschuld kann niemals gereuen,
Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod.

---

[5] Geleit hier im Sinne von Gefolg, Folgen. — [6] Die Gleise, welche der Wagen unsrer Zeit eindrückt, schwinden sogleich, wenn wir sie nicht ausfüllen; d. h. unser Leben geht spurlos vorbei, sobald wir nicht handeln. — [7] Früher:

Gräber, von Trauerzypressen umhangen,
Malen bald stille Vergißmeinnicht blau.

Gedanke und Bild waren ganz dasselbe; nur der sprachliche Ausdruck war sehr zweideutig zufolge der Mangelhaftigkeit unsrer Deklination. Der Verstand erst konnte unterscheiden, ob Gräber der Akkusativ oder der Nominativ sei; in der Poesie soll aber allerdings das Ohr unmittelbar alles entscheidend vernehmen.

Zuerst im Vossischen Musenalmanach von 1790; vermuthlich also 1788 gedichtet. Diese Ermunterung zum weisen und unschuldigen Lebensgenusse gehört zu den besten Stücken des Dichters. Einfachheit der Sprache und Darstellung verschmilzt sehr schön mit dieser Wärme des Gefühls, und auch die Versart ist sehr glücklich gewählt, da sie durch ihren fröhlichen Rhythmus nicht wenig dazu beiträgt, den Leser fühlen zu machen, daß die Moral des Dichters die lebendige Empfindung seines Herzens ist. Wie herrlich hebt sich der Schluß der vierten und der sechsten Strophe hervor; wie innig verschmilzt hier der Ernst des Gedankens mit dem heiter angestimmten Tone!

Dies Gedicht enthält einen Schatz von Lebensweisheit. Die ersten Verse der ersten Strophe geben uns gleich ein heiteres Bild der ganzen Schöpfung und rufen uns die Triebfedern und die Quellen der Freuden in's Bewußtsein. Die ganze Schöpfung ist das Bild der Heiterkeit; schände du, o Mensch, sie nicht durch Klagen! Freilich reizt dich manches zu Trübsinn; aber blicke um dich, alles führt dich zur Freude: der Anblick des Schönen, die Ausübung des Guten, das Streben nach Wahrheit und Weisheit. Alle Sinne (Str. 2)

hast du, um Freude einzusaugen, um das Reizende zu vernehmen, zu fühlen. Ueberlaß (Str. 3) dich nicht einem Sehnen in's Nichtige hinein, wodurch deine Sinne verschlossen blieben. Handle, übe das Gute, denn Heiterkeit und Ruhe sind die Folgen der Mühe. Und (Str. 4) wenn dich auch Sorgen quälen, so schenkt dir die Hoffnung noch Freuden und der Glaube an Gott. Liebe die Menschen (Str. 5) und thue ihnen wohl; sei nie müßig (Str. 6), und kannst du auch nicht in die Ferne wirken, suche in dem dir angewiesenen Wirkungskreise nur Glück und Wohlsein zu befördern. Selbst Leiden müssen Stoff zur Freude liefern; denn das Andenken an den Muth, mit dem wir sie ertrugen, das Bewußtsein, daß sie vorüber gegangen sind, erfreut und erquickt uns. Ja, Gott hat uns zur Freude erschaffen und selbst im Tode noch haben wir Grund, uns zu freuen, denn eine neue Hoffnung lächelt uns an.

Das Gedicht hat denselben Gegenstand, den sich Voß in seiner „Freude vor Gott" gewählt hat; aber welcher Unterschied in der Behandlung! Auch mit Schillers Lied an die Freude hat Salis Ermunterung manches Gleiche.

---

6. Sehnsucht nach Mitgefühl.

An Matthisson.

1. Wo weilt die Seele, wie meine gestimmt?
Der Stern des dunkelnden Abends vernimmt
Nicht meinen Wunsch; was dem Herzen gebricht,
Gewährt er mir nicht.

2. Wenn in den Pappeln die Nachtigall schlägt,
O Freund, wie bin ich so innig bewegt!
Mit ihrer Töne Bedeutung vertraut,
Verscheucht sie mein Laut.[1]

3. Der Mond beflimmert mich düster und bleich
Durch Tannenwipfel und Föhrengesträuch;
Der matte, binsenbespülende Bach
Seufzt langsam mir nach.

[1] Den beiden letzten Strophen fehlt alle grammatische Bestimmtheit. Worauf soll sich der Satz beziehen: „Mit ihrer Töne Bedeutung vertraut?" Grammatisch kann er sich nur auf Laut beziehen; der Dichter will ihn aber auf sich bezogen wissen. „Da ich die Bedeutung ihrer Töne kenne, so wird sie durch meine Seufzer verscheucht." Die Töne der Nachtigall deuten auf Liebe, auf Sehnsucht nach dem geliebten Gegenstande; diese Töne rufen in dem Dichter selbst die Sehnsucht nach dem Freunde hervor, so [illegible] er seufzt. Der Zusammenhang ist nicht nur undeutlich, sondern das [illegible] Bild wohl etwas gesucht. Die Sehnsucht des Nachtigallmännchens und [illegible] Wunsch des Menschen, den Freund bei sich zu haben — beides sind [illegible] sehr verschiedene Empfindungen; es ist ja nicht von Geschlechtsliebe die Rede.

4. Der Wiederhall in den Klüften verschlingt
Die Klage, welche die Sehnsucht ihm bringt.
Bald schwindet, was der Verlassene ruft,
In nichtiger Luft.

5. Erguß, du Trauter, und Sänftigung fehlt
Dem öden Herzen, von Sehnsucht gequält,
Dem die Natur, die es inniglich liebt,
Genüge nicht giebt![2]

6. Wohl herben Kummer zu mildern gelang
Der Mitempfindungen Wechselgesang![3]
Aus Klagen, traulich mit Freunden gekost,[4]
Entblühet der Trost.

7. Verwandte Seelen verstehen sich ganz!
Nimm dieses Liedes Vergißmeinnichtkranz,
Aus dem, von Seufzern der Ahndung umweht,
Die Warnung ergeht:

8. Wo weilst du, Trauter? Schon grünt uns ein Baum,
Der Baum zum Sarge! schon grünet ein Raum,
Der Raum, wo künftig, vom Graswuchs umbebt,
Mein Hügel sich hebt!

---

[2] Hier muß man die Bindewörter zwar und doch ergänzen. Mein Herz liebt die Natur zwar inniglich; aber Genüge kann sie mir nicht geben; denn sie kann mich nicht wieder lieben; ich kann ihr meinen Kummer vertrauen; sie aber empfindet nichts dabei. Die beiden ersten Zeilen hießen früher:

Erguß des Herzens ist das, was mir fehlt.
Des öden Herzens, von Sehnsucht gequält.

[3] Hier hat der Dichter nicht glücklich mit der Sprache gerungen. Wechselgesang soll der Dativ sein; grammatisch kann man es als Subjekt nehmen: „Der Wechselgesang der Mitempfindungen gelang, um herben Kummer zu lindern;“ um so mehr, da man gerade nicht gleich unter dem Wechselgesang der Mitempfindungen den Austausch der Gefühle versteht. Sinn: „Dem gegenseitigen Austausche der Gefühle gelang es schon oft, herben Kummer zu lindern.“ — [4] Klagen kosen: etwas gewagt; doch liegt allerdings etwas treffendes zu Grunde; die Klage, die der Liebende in die Brust des Geliebten ausschüttet, ist immer mit ein Kosen, d. h. ein Zeichen der Liebe.

Zuerst im Vossischen Musenalmanach von 1791, also vermuthlich 89, spätestens 1790 gedichtet, in der ersten Zeit des Freundschafts-ndnisses mit Matthisson. In dieselbe Zeit fällt die herrliche Elegie r letzte Wunsch“, die wir aber nicht aufnehmen konnten. Beide dichte sprechen auf das innigste und rührendste, und zugleich zerst einfach und natürlich, den Wunsch aus, eine Seele in der

Nähe zu haben, die er liebt, und entfernt von den Umgebungen der Gegenwart zu sein, die nur störend auf das Gemüth einwirken. Der Gesang an Matthisson läßt die Melancholie in den anmuthigsten Akkorden verhallen und legt ebenfalls ein Zeugniß ab, wie der Dichter die Natur und ihre Erscheinungen so beschreibt und darstellt, daß er sie in einer bestimmten Beziehung zu sich stellt und so für dieselbe Interesse erregt. Gleich die erste Strophe führt uns die Scene vor, welche dem Dichter Veranlassung gegeben, seine Empfindungen auszusprechen. Ein Abendgang in einsamer Gegend erinnert ihn an seine eigne Einsamkeit; der Abendstern blinkt freundlich, aber er kann nicht mit ihm reden; die Nachtigall schlägt, aber sie erweckt seinen Schmerz nur desto mehr; Mond und Bach erscheinen ihm düster und seufzend; das sonst so oft gerufene Echo tönt nur Klagen wieder, die er selbst aussprach. Einen Menschen bedarf er, dem er sich mittheilen kann. — Das Gedicht hat in seinem Gange einige Aehnlichkeit mit Klopstocks beiden Elegieen: „die Sommernacht“ und „die frühen Gräber“; nur athmen Klopstocks Elegieen durchaus nicht diese Melancholie; denn die Empfindung weilt bei ihm in der Erinnerung an Vergangenes, und ist daher sanfter; Salis' Empfindung strebt nach andrer Lage in der Zukunft und ist daher heftiger.

Die Sprache hat zwar einige Härten; im Ganzen aber ist sie sehr melodisch, und das Versmaß ist herrlich gewählt und meisterhaft durchgeführt. Jeder Vers besteht aus zwei Hälften, die erste aus zwei Jamben, die zweite aus zwei Anapästen; in der Mitte, nach der ersten Silbe des Anapästs, verlangt die Empfindung eine Pause; das Schema wäre also:

◡ —, ◡ —, ◡ | ◡ —, ◡ ◡ —

Der kurze Schlußvers jeder Strophe spricht die Nichterfüllung der tiefen Sehnsucht immer sehr treffend aus; die Sprache bricht gleichsam ab, indem die Wehmuth nicht weiter zu reden vermag, und das Gefühl sinkt in sich selbst zurück.

---

7. Das Mitleid.

1. Mitleid! Heil dir, du Geweihte![1]
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallst du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;

---

[1] Priesterin dem Wortsinne nach; der Dichter meint aber doch: dem Dienste der Dulder geweihter Engel. Daß das Mitleid hier w[...]liche Gestalt annimmt, ist nicht nur poetisch nothwendig, sondern [...] grammatisch zu rechtfertigen, indem das dritte Geschlecht (seiner natürl[...] Bedeutung nach das Kind bezeichnend) dem weiblichen sehr nahe steht.

Thaust, wie Balsam,[2] milde[3] Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr.
Wie zu Hyllius Altären[4]
Blickt die Noth zu dir empor.

2. Deine Hülfe stillt ihr Flehen;
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat:[5]
Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserin.

3. In verarmter Wittwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein;
Prägst des Lächelns heitre Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tief beschneiten Damm,
Und verpflegst in sichrer Hürde
Deines Nachbarn irres Lamm.

4. Sorglich streust du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus;[6]
Nöthigst zu des Herdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut;
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth.

---

[2] Nominativ oder Akkusativ? Im ersten Fall stände Balsam im Sinne von Balsambaum, der in Arabien wächst, und aus dessen Rinde der berühmte Mecca-Balsam träufelt; im zweiten Falle wäre Balsam Apposition zu mild. — [3] Heilende. Der Mecca-Balsam heilt Wunden in einem Tage. — [4] Hyllius, des Herkules und der Dejanira Sohn, erbaute in Athen den Tempel der Barmherzigkeit. (Anmerk. des Dichters). — [5] Bittet, oder: gebeten hat. — [6] Früher:

Vögelchen vor deiner Scheuer
Streust du Korn im Winter aus.

Der Recensent in der allgemeinen Literaturzeitung von 1794 hatte dies getadelt und die obige Lesart vorgeschlagen. Ich finde die alte aber eben so gut. Freilich bezieht sich „vor der Scheuer“ früher auf Vögelchen, jetzt auf streuen; aber warum soll es nicht auf Vögelchen bezogen eben so passend stehen, ja vielleicht noch passender? Die Vögel warten vor der Scheuer, vor welcher sie im Sommer immer Korn finden. In dem frühern „Vögelchen“ liegt zugleich auch der Gedanke des hülflosen, zarten Geschöpfes. Auch Eulen, Raben und Geier sind Vögel, aber keine Vögelchen. — Prognens Brut. Progne ist der mythologische Name der Schwalbe.

5. Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise,
Raubt dein Ohr der Abendluft;[7]
Sanft, wie thauige Hyaden[8]
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden[9]
Durch des Lebens Labyrinth.

6. Du erwärmst in sanfter Rührung
Auch der Selbstsucht starres Eis;[10]
Warnst vor lockender Verführung
Blütenüberstreutem Gleis';[11]
Neigest dich mit leisem Trösten
An der Schwermuth dumpfes Ohr;
Hebst entfesselt den Erlös'ten
Von des Kerkers Stroh empor.

7. Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu;
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu;
Schon'st des Schlummers, nah'st auf Socken,[12]
Kühl'st mit deinem Palmenreis;
Trocknest mit ergoßnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

Dieser Sommergast, die Mauerschwalbe,
Die gern der Kirchen heilig Dach bewohnt,
Beweist durch ihre Liebe zu dem Ort,
Daß hier des Himmels Athem lieblich schmeckt.
Ich sehe keinen Friesen, sehe keine
Verzahnung, kein vorspringendes Gebälk,
Wo dieser Vogel nicht sein hängend Bette
Zur Wiege für die Jungen angebaut,
Und immer fand ich eine mildre Luft,
Wo dieses Thier zu nisten pflegt.
Macbeth, Akt 1. Auftr. 12 (nach Schiller).

[7] Du hörst jeden Seufzer, sei er auch noch so leise ausgestoßen. — [8] Die Hyaden waren sieben Töchter des Atlas, die vom Jupiter unter die Sterne versetzt worden. Ihr Aufgang deutete gewöhnlich Regen an. (Anm. des Dichters). Sinn: du erquickst das schmachtende Findelkind, wie der sanfte Regen die durstige Erde. — [9] Du erziehst es und bahnst ihm einen Weg im Leben. — [10] Du machst den Fürsprecher des Leidenden bei dem, der helfen kann, und erweichst sein Herz. — [11] Etwas gewagt; lockender Verführung ist der Genitiv: „du warnst vor dem Wege, auf den der Verführer locken will, und der scheinbar sehr reizend ist.“ Solche Zusammensetzungen wie „blütenüberstreut“ sind übrigens, obwohl ganz im Sinne der Klopstock'schen Schule, nicht poetisch; denn man muß sie durchaus wieder auflösen, um eine wirkliche Anschauung zu haben. — [12] Früher:

Schon'st des Siechen Schlaf auf Socken.

Ich weiß nicht, ob die jetzige Veränderung eine Verbesserung zu nennen ist. Der Tadel, daß man Socken auf Schlaf beziehen könne, geht doch

8. Bleib' bei uns, bis einst die Hefe
In dem Thränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,[12]
Die an deinen Schooß sich schmiegt;
Herze sie mit Ammenarmen,
Sei umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab.

---

etwas übercorrectes. Jetzt ist freilich alles ganz correct; allein dafür ist das Bild des Schlummers doch etwas weit allgemeineres als das bestimmte: „des Siechen Schlaf." — [13] Ein Vers, wie Salis leider manche hat: gewaltsam und hart, indem alle Vershebungen mit natürlichen, alle Versfüße überdies mit den Wortfüßen zusammenfallen.

Zuerst im Vossischen Musenalmanach von 1793. Ein Gedicht, das seine Wirkung nie verfehlen kann. Es spricht die tiefste Empfindung auf die natürlichste Weise aus und legt zugleich Zeugniß ab von der Gabe des Dichters, durch kurze und gewählte Umrisse die beweglichsten und anschaulichsten Gruppen und Bilder darzustellen. Wie schön ist in der letzten Hälfte der siebenten Strophe das lieblichste Bild des häuslichen Lebens verschmolzen mit der herzzerreißenden Gruppe der mit dem Tode Ringenden. Die schön gewählten Bilder sind auch schön zusammengereiht; jede Strophe stellt das Mitleid dar in einer bestimmten Sphäre, worin es thätig ist, und jede bildet so nicht nur der Form, sondern auch dem Inhalte nach ein Ganzes für sich. Str. 1 leitet ein. Hierauf die verschiedenen Wirkungskreise. Str. 2 Mittheilung des Ueberflusses an die Armen. Str. 3 Beistand dem Schwachen. Str. 4 Schutz dem Verirrten und Verfolgten. Str. 5 Aufnahme des von der Welt Verlassenen. Str. 6 geht in Str. 7 hinüber. Zuerst Fürsprache und Lehre dem Unmündigen; dann Trost dem Unglücklichen und Bekümmerten, womit Str. 7 fortfährt; dann Pflege des Kranken.

Der Dichter hat in der ersten Ausgabe der Sammlung gar nichts geändert; das Gedicht ist dort so geblieben, wie es im Musenalmanach steht. Erst in Folge der Recension in der Literaturzeitung wurden die zwei erwähnten Stellen, wohl ohne Noth, verändert. Dagegen ist etwas stehen geblieben, was ich für eine große Verunzierung dieses Gedichtes halte; ich meine den Gebrauch mythologisch-gelehrter Anspielungen und Bilder. Was in aller Welt sollen diese gelehrten Sachen in einem so einfachen Gedichte! Wie viele Leser wissen denn wohl, was Progne und die Hyaden sind! „Hyllius Altäre" würde geradezu unverständlich sein, wenn der Dichter nicht in einer Anmerkung die Sache erklärt hätte. Selbst Gelehrte, die sich mit

antiquarischen Untersuchungen beschäftigen, möchten von selbst schwerlich diese Altäre des Hyllius enträthseln können. Erstens heißt der Sohn des Herkules gar nicht Hyllius, sondern Hyllus. Dies wäre jedoch eine Kleinigkeit; aber woher soll es so bekannt sein, daß er in Athen einen Tempel der Barmherzigkeit gestiftet hat? Ich selbst habe nie etwas davon gelesen, gebe aber gern zu, daß der Dichter es irgendwo mag gefunden haben. Pausanias in der Beschreibung von Attika, Kap. 17, sagt nur: „Zu Athen sind auf dem Markte verschiedene „Dinge, die nicht allen bekannt sind, und darunter auch ein Altar „der Barmherzigkeit (Ἐλέου βωμός). Diese Gottheit, welche in „dem Leben und in dem Geschicke der Menschen viel Gutes wirkt, „verehren unter allen Griechen allein die Athener." Und in dem Commentar des Servius zu einer Stelle in Virgils Aeneide (VIII. 342) heißt es: „Nachdem Herkules die Erde verlassen, errichteten „seine Enkel, welche die Nachstellungen derer fürchteten, die ihr „Großvater gedemüthigt hatte, sich zuerst in Athen einen Zufluchts„ort (Asylum), d. i. einen Tempel der Barmherzigkeit, aus welchem „Niemand (d. h. kein Verfolgter) weggeholt werden durfte." Hier ist offenbar von etwas ganz anderm die Rede, von einem Zufluchtsorte für die Verfolgten, wie es in Rom jede Kirche ist.

Aber abgesehen von der Wahrheit oder Nichtwahrheit, was will jene Stelle eigentlich sagen? Sind die Altäre des Hyllius ein Tempel der Barmherzigkeit, so ist der Sinn: „Zu dir, dem Mitleiden, blickt die Noth empor wie zur „Barmherzigkeit." Aber offenbar ist doch die Barmherzigkeit, sobald wir sie besonders vom Mitleid unterschieden, nur dadurch von demselben geschieden, daß sie die That bezeichnet, das Mitleid selbst nur die Empfindung. — Es geht mit mythologischen Anspielungen und Figuren oft so. Der gewöhnliche Leser versteht sie gar nicht, und enträthselt man ihm dieselben, so steckt nichts dahinter.

Zum Schlusse noch die Darstellung des Mitleids in Shakespeare's Macbeth (Akt 1, Auftr. 14 nach Schiller):

Es wird das Mitleid, wie ein neugebornes Kind,
Hülflos und nackt, vom Himmel niederfahren,
In jedes Auge heiße Thränen locken,
Und jedes Herz zur Wuth entflammen.

---

8. Bild des Lebens.

1. Auf des Erdenlebens Steige[1]
Fällt der Freude Silberlicht,
Flüchtig, wie durch rege Zweige[2]
Bleiches Mondgeflimmer bricht;
Wie sich Glanz und Nacht verdrängen,
Wo der Tag verlischt im Hain,[3]
Wechseln auf des Schicksals Gängen
Dunkle Sorg' und Wonneschein.

2. Wenn der Strauch am Kirchhofswege
Blüten auf den Brautzug streut,
Neigt das grünende Gehege
Bald sich auf ein Grabgeleit.
Ulmen, unter deren Blätter
Oft die Nachtigall sich barg,
Leihen bald des Stammes Bretter
Zu der Dorfbewohner Sarg.

3. Jener West, der auf dem Weizen
Wonnetaumelnd Wogen schlägt,
Flüstert bang' an Denkmalskreuzen,
Wenn ihr dürrer Kranz sich regt;
Heute weht er Regenschauer,
Morgen Goldgewölke fort;
Hebet hier den Flor der Trauer,[4]
Und entblättert Rosen dort.

4. Wenn, des Reigens Platz zu hellen,
Sich das Abendgold ergeußt,
Dringt es auch in Gitterzellen,
Wo sich scheuer Gram verschleußt.
Wenn das Meer im Frühroth schimmert,
Färbt sich auch die Klippenbank,
Wo, vom Nachtorkan zertrümmert,
Das bemannte Schiff versank.

---

[1] Ich wünschte dieses Wort weg, weil es Zweideutigkeit bewirkt. Unter Steige versteht man auch eine Stiege oder Treppe; der Dichter will natürlich hier Wege oder Bahnen darunter verstanden wissen. — [2] Zweige, die sich immerfort bewegen, so daß der Schein des Mondes immer durch dieselben gebrochen wird und daher bald dahin, bald dorthin fällt. — [3] Man muß dabei nicht an den Abend denken. Im dunkeln Haine ist es nie Tag, sondern an den meisten Stellen Nacht; an einigen, wo die Zweige das Sonnenlicht durchlassen, blendender Glanz. „Wie im Haine, wo der Tag verlischt, sich Glanz und Nacht verdrängen, so ꝛc." — [4] D. h. nicht: er macht, daß wir des Trauernden Antlitz sehen, sondern vielmehr: er verweht die Zeichen der Trauer, so wie er die Zeichen der Freude und Liebe entblättert.

5. Wandrer, der am Strom der Zeiten
Mit gesenktem Blicke ruht,
Sieh! auf seiner Flut entgleiten
Wolkenschatten, Rosenglut.
Die Natur in ihren Bildern,
Stäten Laufs, doch wandelbar,
Heißt den Schmerz durch Hoffnung mildern,
Mahnt den Leichtsinn an Gefahr.

6. Aus dem Schutte feuchter Hallen
Keimt die Steinlevkoie[5] bald;
Heiter, neben Urnen, wallen
Nymphen im Zypressenwald;
Auf der Wahlstatt singt die rasche
Ahndungslose Schnitterin,
Hüpft auf der vergeßnen Asche
Manches Heldenjünglings hin.

7. Horch, was dir des Tejers Leier,
Gleim und Flaccus Muse räth:[6]
Weise, wer der Zukunft Schleier
Nur bekränzt, und nie durchspäht!
Trag' ein Herz, den Freuden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern' im Mißgeschicke hoffen;
Denk' des Sturms bei heitrer Zeit!

8. Zage nie: Den Kelch der Schmerzen
Würzt ein süßes Nachgefühl;[7]
Hehrer Schauer hebt die Herzen
Im Orkan und Schlachtgewühl.
Hoher Muth und Kraft entquellen
Fest bestandener Gefahr;
Genien des Trost's gesellen
Sich zur Schwermuth unsichtbar.

9. Späh' nicht in des Stromes Bette,
Labe dich am Rasenbord[8];
Knüpfe neu der Freuden Kette,
Wenn ein Blumenglied verdorrt!

---

[5] Unter Steinlevkoie versteht der Dichter wahrscheinlich das Frühlingsweiß, eine dem Schneeglöckchen sehr ähnliche Blume (Leucoium vernum), die man auch in Gärten zieht. Sie wächst gern in feuchten Gegenden und an Berghalden. Mit dem Levkoi (Cheiranthus annuus) hat sie nichts gemein. — [6] Tejer: Anakreon, der griechische Sänger der Freude und des heitern Lebensgenusses. Flaccus: Horaz, welcher Lebensweisheit im Gewande der Poesie lehrte. — [7] Mit der Ertragung der Leiden ist ein gewisser Genuß verbunden, Gefühl des Bewußtseins menschlichen Adels. — [8] Versuche es nicht, das Wesen der Dinge zu ergründen, sondern freue dich

Donnerschläge, Waldgesänge
Wechseln neben deiner Bahn;
Wandle du, durch Blumengänge
Ernst, durch Klippen froh hinan![9]

---

des Schönen, das die Welt bietet. Es giebt Menschen, die nicht begreifen können, wie man sich über etwas freuen möge, das durchaus keinen reellen Nutzen giebt. — [9] Diese beiden Zeilen sind übelgebaut. Z. 7 hat hier gar keine Hebung, Z. 8 hat deren zwei; erst der zerlegende Verstand muß mir sagen, daß ich hier nicht lesen muß, wie die Natur des Versmaßes es fordert:

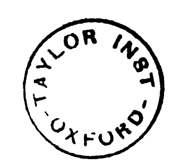
Wandle du durch Blumengänge,
Ernst durch Klippen, froh hinan.

Auch hier bestimmte Anwendung von Naturbildern auf das menschliche Leben, oder Betrachtung der Natur von einem bestimmten Standpunkte aus. Diese Elegie behandelt dasselbe Thema, das Hölty's Lebenspflichten behandeln; aber wenn Hölty leichtsinnig über die Vergänglichkeit alles Erscheinenden weghüpft, so ruft Salis uns sehr ernst zu, ihrer stets eingedenk zu sein. Dabei enthält es eigentlich zwei Lebensansichten; von Str. 1—4 sieht der Dichter überall Tod und Vergänglichkeit neben Leben und Fröhlichkeit; von Str. 6—8 überall Leben und Auferstehung neben Tod und Verwesung. Die letzten Zeilen drücken die moralische Tendenz des Ganzen in einem neuen Bilde aus.

---

9. Der Gottesacker im Vorfrühling.

1. Blätter treibt des Kirchhofs Flieder,
Neigt auf Grüfte junges Laub;
Kirschenblüte gaukelt nieder
Auf der Abgeschiednen Staub.
Bleicher Primeln Keime lüpfen
Sanft das Moos, das sie umgab;
Und des Dorfes Kinder hüpfen
Achtlos auf der Mütter Grab.[1]



2. Junges Sinngrün[2] drängt sich dichter
An des Jünglings flachen[3] Stein,

---

[1] Die Zusammenstellung „das Grab der Mütter" ist unpassend. Entweder erwarte ich „der Mutter Grab" oder „der Mütter Gräber." — [2] Sinngrün, auch Immergrün oder Immortelle, hat ein immerfort, auch den Winter hindurch, grünes Laub. Die trichterförmigen, schönen dunkelblauen Blumen ähneln denen der Leberblumen. — [3] Weil er schon tief in die Erde gesunken. Der gleiche Gedanke, der bei Jacobi so oft wiederkehrt.

Oeffnet blauer Blumen Trichter,[4]
Saugt zerfloßnen Reifen ein.[5]
Schlaff gedrückte Halme richten
Sich vom Winterschlaf empor,
Und in naher Waldung Fichten
Flötet laut ein Drosselchor.[6]

3. Drosseln, singt in leisen Chören![7]
Amsel, flöt' im Trauerhain![8]
Nur wir Hinterbliebnen hören
Eure Frühlingsmelodei'n.
Ach! ihr mahnt an die Genossen,[9]
Die ein früher Tod verklärt;
An die Lenze, die verflossen,
An die Zeit, die nimmer kehrt!

4. Flötet nur gelaßne Klage,
Hemmt der Trauertöne Lauf;
Denn sie nahm von dunkler Tage
Letzter Stuf' ihr Engel auf.[10]
Kies und dumpfe Schollen warfen
Wir auf den versenkten Sarg,
Als, begrüßt von Himmelsharfen
Sich ihr Geist in Licht uns barg.[11]

5. In des Geisterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenschaft,

---

[4] Diese Zeile mag beispielsweise hervorgehoben werden als verfehlt in ihrer Bewegung. Die Votshebungen fallen alle mit den Worthebungen zusammen, ein Verhältniß, das immer dem Verse den Charakter des Gewaltsamen, Hastigen giebt, der ja hier gar nicht hervortreten soll. — [5] Reifen: provinzielle Form für Reif. — [6] Der Uebergang von den vorhergehenden Gedanken zu dem Gesange der Drosseln ist etwas gewaltsam und überraschend. Der Zusammenhang ist ohne Zweifel der: So wie sich die Pflanzenwelt vom Winterschlafe emporrichtet, so erwachen auch die Lieder der Vögel; denn die Drosseln und Amseln singen in der That den ersten Frühling an, und zwar der Drosseln immer viele beisammen. Sie haben einen melancholischen Gesang, so daß er dem Dichter als Erinnerung an den Tod gilt. — [7] Daß die Drosseln leise singen sollen, weil nur die Lebenden es hören, nicht die Gestorbenen, ist auf jeden Fall sehr gesucht. — [8] Gottesacker. — [9] Die früher mit uns euern Gesang belauscht. — [10] Diese Zusammenstellung ist nicht recht schicklich. Braucht der Dichter einmal Stufe anstatt Abschnitt oder Ende, so sollte er nun auch anstatt Tage ein zu Stufe passendes Bild wählen; z. B. die letzte Stufe des steilen Weges oder der dunkeln Bahn. — [11] Diese Zeile ist rauh geformt, was die Wortfolge betrifft; uns (Dativ) sollte als Pronomen vor den Hauptwörtern stehen, oder besser noch ganz wegfallen, da es doch erst in eine andre Form (für uns) umgesetzt werden muß. In der neuesten Auflage der Sammlung heißt diese Zeile: „Sieh, ihr Geist in Licht sich barg."

Und des Guten reiner Wille
Lohnt sich durch erhöhte Kraft;
Seelen, fremd im öden Thale
Der umschränkten Wirklichkeit,
Fanden froh die Ideale
Seliger Vollkommenheit.[12]

6. Ihre Schwächen sind vergessen;
Groll und Zwietracht ist versöhnt,
Wo die Reue mit Zypressen
Der Gekränkten Stätte krönt.
Aus des niedern Neides Schranke
Zu des Friedens Höh' entrückt,
Ritzt sie nie der Bosheit Ranke,
Die des Edeln Pfad umstrickt.

7. Kühler Rasen überschleiert
Sorgsam der Verwesung Spur;
Auf des Moders Halle feiert
Frühlingsfeste die Natur;
Und die Thräne der Empfindung,
Wenn ihr Grabgeläut verklingt,[13]
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die in's Geisterreich sich schlingt.[14]

8. Auf den Gräbern unsrer Väter
Sprießt des Erdrauchs Purpurstrauß,[15]
Ein entwölkter lautrer Aether
Ueberwölbt ihr enges Haus;
Auf vermorschter Särge Reste,
Auf zerbröckeltes Gebein,
Wallt durch weiße Blütenäste
Goldner Frühlingsmorgenschein.

9. Selbst wo rasenlos und mürbe
Sich ein neuer Hügel hebt,

---

[12] In jener Welt lohnt sich der reine Wille, dessen Thätigkeit hier so oft durch die Umtriebe der Leidenschaften gehemmt wurde, dadurch, daß seine Kraft zu wirken erhöht ist, indem ihm nichts mehr im Wege steht. — Diese Welt war ihnen ein ödes Thal, weil sie keine Seelen fanden, die ihnen gleich dachten. — [13] Auch hier ist die Ausdrucksweise sehr gesucht. — [14] Zwischen Lebenden und Gestorbnen, zwischen dieser und jener Welt findet noch eine Verbindung statt; dazu gehört das Andenken, das die Verstorbnen zurücklassen, die Trauer, die wir ihnen zollen, und die Sehnsucht, die uns nach ihnen hinzieht. — [15] Erdrauch (Fumaria), eine Pflanze mit gefiederten Blättern und schönen rothen Blüten, die im ersten Frühling hervorkommen. In Sachsen nennt man sie Taubenkopf, in andern Gegenden Hohlwurz. Die Zusammenstellung von Erdrauch und entwölktem Aether giebt gar keine Anschauung.

Wo man den, der heute stürbe,
An die Reihe hinbegräbt,
Wird der Grund sich bald behalmen;
Wo jetzt Wermuthstengel stehn,
Hebt die Hoffnung Siegespalmen
Für das große Wiedersehn.[16]

10. Drückt euch dicht, ihr Epheuzweige,
An der Dulder stilles Grab!
Schlaffe Trauerweide, neige
Dein Gelocke tief herab!
Flattert drüber, Hängebirken,
Dämpft den Tag umher durch Laub,
Und, Natur, mit leisem Wirken
Wandl' in Blumen ihren Staub.

---

[16] Diese Strophe ist nicht gut gebaut. Z. 5 gehört noch zur ersten Hälfte der Strophe und Z. 6 beginnt erst die zweite; dies ist gegen die Natur dieses Strophenmaßes und der Reimverschlingung. — Auch Z. 1–4 sind etwas undeutlich ausgedrückt. Es kömmt heraus, als beziehe sich das zweite wo auf Hügel, oder wenigstens das zweimalige wo auf denselben Platz. Dies will der Dichter aber nicht haben. „Selbst hier, wo sich ein neuer Hügel hebt, der noch nicht mit Rasen belegt ist; und hier daneben, wo der Platz für den ist, der zunächst stirbt rc."

Dieses Gedicht das zuerst im Vossischen Musenalmanach von 1798 erschien, hat eine ähnliche Tendenz wie das vorige; der Standpunkt aber, den der Dichter hier nimmt, ist ein weit bestimmterer als der vorige; dort die Bilder der Natur überhaupt im Gegensatze; hier bestimmte Zeit, der Frühling; und bestimmter Ort, der Gottesacker. Und so steht hier nicht sowohl Freude und Kummer einander gegenüber, als vielmehr Tod und Auferstehung. Insofern der Dichter die hervorsprießenden Blümchen als Sinnbilder der Auferstehung ansieht, hat das Gedicht einige Aehnlichkeit mit Schillers Klage der Ceres; nur wendet Schiller, der Mythe gemäß, das Ganze anders. Eine schöne Idee hat der Dichter einigemal angedeutet, und ich möchte ihrer Schönheit und ihres poetischen Interesses wegen besonders auf sie hindeuten, nämlich: „die Natur verwischt gern alle Spuren des Todes und der Verwesung, und zieht dem Abgestorbenen ein neues Gewand der Schönheit an." Uebrigens erinnert das Gedicht an das Verfahren älterer Dichter (z. B. Kleist's in seinem Frühlinge), anmuthige Bilder an einander zu reihen, ohne daß sich das Ganze zu einer organischen Einheit verbände.

10. Morgenpsalm.

1. Der Erdkreis feiert noch im Dämmerschein;
Still, wie die Lamp' in Tempelhallen, hängt
Der Morgenstern; es dampft vom Buchenhain,
Der, Kuppeln gleich, empor die Wipfel drängt.
Sieh, naher Felsen düstre Zinn entglüht,
Der Rose gleich, die über Trümmern blüht.

2. Wem dampft das Opfer der bethauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebeln dringt,
Ist Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Rasenstufen bringt.
Die Himmel sind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenstern.

3. Im Morgenroth, das naher Gletscher Reihn
Und ferner Meere Gränzkreis[1] glorreich hellt,
Verdämmert seines Thrones Widerschein,
Der mild auf Menschen, hell auf Gräber fällt.[2]
Er leuchtet Huld auf redliches Vertraun,
Und Licht der Ewigkeit durch Todesgraun.

4. Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt, noch klagt,[3]
Glänzt hinter Gräbern auf, und ist nicht weit;
Des Wahnes Dunst, des Todes Nacht zerfleußt,
O Allmacht, dir, die mir Erlöser heißt!

---

[1] Wörtliche Uebersetzung von Horizont. Des barbarischen Klanges wegen verdient das Wort aber keine Aufnahme, am wenigsten in der poetisch-rhythmischen Sprache. — [2] Dieser Gegensatz von Menschen und Gräbern, und hell und mild ist nicht leicht verständlich, weil er ohne Vorbereitung dasteht, und erklärt sich erst aus den Ideen der letzten Strophe. — [3] Dunkel. Es kann heißen: verlassen herumirrt (was dem folgenden klagt näher läge) oder: dem Irrthume ausgesetzt ist.

Diese religiösen Empfindungen an einem Morgen vor Sonnenaufgang sprechen ein natürliches Gefühl aus und entsprechen den geschilderten Anschauungen. Es enthält den größten und erhabenen Gedanken: Die Natur ist jetzt vor Sonnenaufgang eine Opferfeier der beseligenden Allmacht Gottes; wie beseligend ist das Leben, wenn die Sonne des ewigen Daseins aufgegangen sein wird! Weniger genügt die Ausführung. Die Bilder passen nicht immer zusammen.

Ueberhaupt haben wir hier eines von den Gedichten, worin die Zeichnung vor dem Colorit ganz zurücktritt und das Einzelne untergeht in der Stimmung, welche das Ganze erregt. Dies zeigt schon die Ausdrucksweise, welche selten ein festes Bild giebt, sondern mehr ahnden und errathen läßt. Der Styl ist feierlich und gemessen, wozu schon der fünfsilbige Jambus und der durchgreifende männliche Reim beiträgt; Wohllaut geht demselben jedoch ab.

IX.

Johann Gottfried Herder.

Geboren zu Morungen in Ostpreußen den 25. August 1744, gestorben den 21. Dezember 1803 zu Weimar.

Herders Hauptbedeutung für die Entwicklung der deutschen Literatur liegt freilich zum geringern Theile in seinen Dichtungen begründet, obschon Deutschland ihn von jeher zu seinen größten Dichtern gezählt hat. Herder ist der Hauptrepräsentant der Sturm- und Drangperiode, jener Entwicklungsstufe in der Geschichte des deutschen Geistes, welche „das noch beschränkte und einseitige Lebensideal des Zeitalters der Aufklärung zum Lebensideal des vollen und ganzen, reinen und freien Menschenthums, zum Ideal vollendeter und in sich harmonischer Humanität vertieft und verklärt hat.“ Er hat mehr als alle Zeitgenossen den Ruf Rousseau's nach Wiederkehr zur Natur in Deutschland auf den ihm eigenen Gebieten des Denkens und Empfindens gepredigt und ist durch seine Hinweisung auf die ächte Volksdichtung der Vorkämpfer einer jüngern Dichterschule geworden; er hat ganz besonders den abstraktern Geist der von ihm vorgefundenen Aufklärungswissenschaft durch Vertiefung in das geschichtliche Leben gebrochen und ist dadurch der Anfänger und Begründer der im weitesten Sinne historischen Wissenschaften geworden. Nicht allein Dichtung und Plastik, Malerei und Musik, sondern Alles, was einer genetischen Veränderung unterworfen ist: Sprache, Glaube, Ackerbau, Handel, Recht, die organische und unorganische Welt der Weltkörper, der Pflanzen, Thiere und Menschen haben an Herder einen Ausleger und Deuter gefunden, der eben durch seine genialische Einsicht in die Genesis der Schöpfung bis jetzt ungeahnte Vertiefung und Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntniß wirkte.

Es muß von vornherein Interesse erwecken, einen solchen Mann in eigenen Dichtungen kennen zu lernen, auch wenn dieselben mehr abseits von seiner übrigen schöpferischen Thätigkeit entstanden sind; das Interesse steigert sich bei der Wahrnehmung, daß auch in den prosaischen Schriften Herders der zersetzende und ordnende Verstand durchaus hinter solchen Seelenkräften zurücktritt, die sonst dem eigentlichen Dichter eigen. Ganz besonders schön ist Herders Bedeutung als Dichter

von F. Zehender in einem Winterthurer Schulprogramm (1870): „Herders Jugendgedichte und früheste Entwürfe als Zeugnisse seiner geistigen Entwicklung“ dargestellt worden; Zehender sagt hier unter anderm:

„Herder giebt sich uns vom ersten Erwachen seines geistigen Lebens an durch alle Stadien seiner Entwicklung hin als eine vorwiegend lyrische Natur zu erkennen. Wenn die Stärke des Dichters überhaupt, und besonders des lyrischen Dichters, darin besteht, daß bei ihm alle Seelenkräfte, Gefühl, denkender Geist, Wille, Phantasie gleichsam in einem Strom zusammenfließen, aus dessen Tiefen seine Lieder quellen, so hatte Herder von jener wunderbaren Gabe der Concentration des ganzen Wesens auf einen Punkt ein besonders reiches Maß empfangen, — ja, mag es gewagt oder sonderbar klingen — alles Große, was er wirkte, verdankte er ihr. Denn in jenen Stunden, die bei ihm von Zeit zu Zeit wiederkehrten, in welchen seine ganze Seele in sich gesammelt dachte, schaute, ahnte und empfand, kamen ihm seine neuen, weittragenden Gedanken, man möchte sagen, jene Offenbarungen, die er mit Vorliebe Ideen nannte, die auf den Gebieten der Poesie und Literaturgeschichte, der Aesthetik, der Theologie und der Geschichte so tiefgreifende Umgestaltungen hervorbrachten. Er gelangte dazu nicht, wie Lessing, auf dem Wege logischer Schlüsse, durch fest zusammengereihte Ketten von Gedanken; sie traten ihm, wie den ersten Weltweisen und den Stiftern von Religionen, alle zuerst in lyrisch-poetischer Form entgegen, und er sprach sie aus wie ein Seher, oft in halb dichterischer, halb philosophischer Sprache, so wie er sie innerlich mit dem durch Zusammenfassung aller Seelenkräfte geschärften Auge erschaut hatte.

So bietet uns ein Blick in Herders inneres Leben ein ganz eigenthümliches Schauspiel dar. Wir sehen einen durchdringenden Verstand und ein Gedächtniß, das Alles im Fluge an sich reißt, energisch ihre Arbeit verrichten, wir sehen, wie Phantasie und Gefühl im Bunde mit einer seltenen Assimilationsgabe in die verschiedensten Zustände der Menschen und Völker eindringen, wie ein kräftiger Charakter mit Ungestüm und Zähigkeit den neu gewonnenen Ideen den Sieg zu sichern sucht; — aber sobald es gilt, eine Sache in der Tiefe zu fassen, eine Erscheinung bis an den verborgenen Quell ihres Werdens zu verfolgen oder den in der Zeit schlummernden Gedanken Worte zu leihen — da sehen wir alle jene Einzelkräfte der Seele, von wunderbarer Macht gebunden, sich in die Tiefe zurückziehen; sie durchdringen, sie vermählen sich und steigern dadurch gegenseitig ihre Kraft, und was in solchen Momenten dem innern Auge aufgeht, das sind geniale Blicke in die Wahrheit, tiefe Erkenntnisse, deren Richtigkeit der Verstand nicht augenblicklich zu beweisen vermöchte, die aber die langsam nachrückende Forschung bestätigen wird als in der Natur der Dinge begründet. Welche angemessenere Sprache fände die Seele für solche in gehobenen Momenten empfangene Ideen, als die der Poesie? Und

zwar der lyrischen Poesie, welche Wahrheiten, Ahnungen, Träume, wie Herder sie gerne nennt, in's Gewand des Bildes und des Gesanges hüllt, da ihrer eigenthümlichen Natur keine andere besser entspricht. Es will damit nicht gesagt werden, daß, was in solcher Begeisterung innern Schauens ausgesprochen wurde, auch der Form nach untadelige Poesie sein müsse; aber es ist Alles von einem lyrischen Klang und Hauch begleitet, und wir nennen darum reich begabte Geister, welche sich zu solcher Art der Mittheilung getrieben fühlen, mit Recht lyrische Naturen."

„Bei einer solchen Naturanlage mußten darum schon die ersten Blüthen des erwachenden Seelenlebens zu Blüthen lyrischer Poesie werden, und es muß sich aus der Art dieser Ergüsse auf das noch eingehüllte Streben des Geistes und seinen künftigen Beruf schließen lassen. Und wirklich eine wunderbar gesteigerte Jugendkraft regt sich schon in dem Knaben und dem Jüngling Herder. In seiner noch zusammengeschlossenen Seele ruhen religiöse Gefühle, Poesie, philosophischer, ästhetischer, historischer Sinn in schöner Harmonie und befähigen dieselbe, mit durstiger Empfänglichkeit sich in die Dichtungen des alten Testaments und der alten Griechen, besonders Homers, hingebend zu versenken, den Geist derselben, in welchem auch Religion, Poesie und Philosophie noch zusammengeschlossen lag, an sich zu ziehen und damit das eigene Wesen zu nähren. Und es blieb ihm bis in die spätern Jahre die Gabe, den Geist jedes Volkes, dadurch daß er gleichsam mit allen Fühlfäden seiner Seele sich so nahe als möglich an ihn drängte, zu verstehen, in sich aufzunehmen und in andere Form überzutragen. Bei aller Gelehrsamkeit, die er allmälig anhäufte, bewahrte er sich die Kraft, in jene Jugendstimmung ungeschwächter Harmonie der Seelenkräfte zurückzukehren, und es ist daraus hauptsächlich zu erklären, daß er ein Dollmetscher und Prophet der religiösen, poetischen, philosophischen Gedanken werden konnte, die in den geistigen Denkmälern der Jugendzeit der Völker verborgen lagen. Denn da alle Völker ihre ersten aufdämmernden Gedanken über die Verbindung mit einer unsichtbaren Welt, über die höchsten Dinge, über ihre Vergangenheit und ihre Helden in der Form begeisterter Lieder niederlegten, so konnte nur der befähigt sein, solche Dichtungen zu deuten, der sich in den geistigen Zustand jener Völker zurückzuversetzen, mit ihnen zu fühlen, zu ahnen, zu schauen verstand. Darin liegt das Geheimniß von Herders Kraft und die Erklärung dafür, daß er manche Gesetze der geistigen Entwicklung der Menschheit mit einem genialen Blicke erkannte, welche die emsigste Gelehrsamkeit vielleicht nie oder nur auf äußerst mühsamen Wegen entdeckt hätte. In den Genius der Menschheit lebte er sich hinein und suchte ihm zu folgen auf allen seinen Entwicklungsstufen und in alle seine Strahlenbrechungen, suchte mit ihm den Kindertraum zu träumen, mit ihm aus geistigem Schlummer sich emporzuringen, mit ihm heranzureifen, mit ihm einzugehen in die verschiedenen Volksgeister. Er konnte

dies, weil er, mehr als tausend Andere vor und nach ihm, diesem Genius congenial angelegt, in seinem eigenen Geiste die verschiedenen Zustände durchzuleben vermochte, durch welche die Menschheit im Großen von der erziehenden Hand der Geschichte hindurchgeführt wurde. Aber wie in dieser seltenen Ausrüstung Herders Stärke lag, so auch seine Schwäche. In vielen Gebieten des geistigen Lebens neue Gesetze zu entdecken, auf ganze Zeitalter, Reihen von verwandten Erscheinungen neues Licht zu werfen, das war ihm gegeben; dadurch wirkte er anregend, vorbereitend, bahnbrechend; aber um in ruhiger Forschung die Gesetze nachzuweisen, die er entdeckt hatte, die wissenschaftlichen Arbeiten, zu denen er die Grundlinien zog, auszuführen und zu vollenden, dazu war er nicht geschaffen. Darum bildet, wie es schon oft bemerkt worden, keines seiner Werke ein Ganzes; das Meiste ist Fragment geblieben, aber doch Fragment von solchem Gewicht, daß die Nachkommenden sich gedrungen fühlen mußten, das Ganze an die Stelle des Fragments zu setzen. Diese seine Schwäche, wenn man sie so nennen will, oder diese Begrenzung der ihm verliehenen Kraft, läßt sich aus seinem Wesen leicht erklären. Er wirkte Großes und war des Erfolges gewiß, so lange er seine Kräfte auf einen Punkt konzentrirte und vereint wirken ließ; sobald er dieses wunderbare Band löste und eine seiner Gaben, sei es Verstand, Phantasie oder Gefühl, getrennt arbeiten ließ, dann mangelte ihm jene Sicherheit, jener scharf zutreffende Blick, dann war er Simson, der seine Haarlocken preisgegeben, den darum die Riesenkraft verlassen hatte. Man wende dies auf manche seiner poetischen Versuche, auf ganze Partien der „Ideen", auf die philosophischen Schriften, besonders die gegen Kant gerichteten, auf die dogmatischen Partieen mancher Predigt an, — man wird es in allen Fällen bestätigt finden. Kehrte er aber in die innere Fülle seines Wesens zurück, in welchem die getrennten Ströme in eins zusammenflossen, dann fand er sich selbst wieder, dann war er wieder der große Genius, der Völker und Zeiten mit einem Blick umfaßte, oder wie Gervinus sagt, ein Atlas, der eine Dichterwelt auf seinen Schultern trägt."

In diesen Worten ist Herders Dichten und Schaffen ganz vortrefflich gezeichnet. Wo in den hier mitgetheilten Gedichten der ganze Herdersche Genius thätig ist, wie im „Genius der Zukunft", „Saitenspiel", „Am Meer bei Neapel", „Hoffnungen eines Sehers vor dreitausend Jahren", da ist Herder durchaus originell, groß, unnachahmlich, wenn gleich auch hier der Grad der angewandten Kunst meist vom Zufall abhängig ist, von seinem Vorbilde, von dem Dichter oder Schriftsteller, der ihm gerade vor Augen stand. Was man eigentlich poetische Erfindung, schaffende Phantasie nennt, besaß Herder nur in geringem Grade. Dagegen wußte er Allem eine poetische Ansicht abzugewinnen und dadurch alle Erscheinungen des Lebens zu veredeln. Was Schiller für den Verstand befriedigend zu lösen suchte, wollte Herder für sein Herz und sein Gemüth befriedigend lösen, und was

ihm dabei störend in den Weg trat, wies er ab und beachtete es nicht. Alle einzelnen Erscheinungen im Menschenleben und in der Natur bezog er auf eine große Idee: Entwicklung zur reinen, schönen Menschheit, zur Humanität. Da vor seinem Geiste und Herzen nichts getrennt und vereinzelt da lag, so war ihm auch nichts gering, und Kunst und Poesie galten ihm deßhalb unendlich viel, weil sie die besten Mittel seien, Humanität zu befördern, und die schönste Form, in denen sich die schöne Menschheit aussprechen könne. Von einer Kunst, welche nichts zur Beförderung des Guten und Sittlichen, zur Erregung des Religiösen, zur Begründung des Wahren beitrüge, wollte er nichts wissen; er wollte das Schöne nie vom Guten und Nützlichen trennen.

Ueberhaupt hat Herder mannigfache Aehnlichkeit mit Schiller. Beide stellten in ihren Gedichten Ideen dar, und oft sehr ähnliche, ja dieselben Ideen, so daß der nicht Bewanderte sich sehr leicht täuschen und ein Schillersches Gedicht für ein Herdersches, und umgekehrt, ansehen kann, sobald er nur auf den Inhalt sieht.* Allein Schillern war es bei seinen Gedichten wirklich um Hervorbringung von Kunstwerken zu thun, deren jedes, auch das kleinste, seinen großen Geist ganz wiedergiebt, und er suchte allen die möglichste Vollendung in der Form zu geben, so daß jedes für sich, ohne Beziehung auf ihn selbst, seinen dichterischen Werth als ein Ganzes hat. Er ist ein philosophischer Dichter, aber doch Dichter in jedem Sinne. Ganz anders Herder. Es war ihm bei seinen Gedichten nicht eigentlich um Aufstellung vollkommener Kunstwerke zu thun, sondern die Poesie hatte für ihn einen großen Reiz, weil sie seinen philosophischen Betrachtungen Leben und Gestalt gab; weil die trockene Wahrheit ihm zu kalt und leer für's Gefühl war. Bei Schiller finden wir daher nie etwas mattes, und selbst den Gedichten der frühesten Periode, die durch mancherlei Widriges abstoßen, muß man doch eine gewaltige Energie zugestehen. Unter Herders Gedichten hingegen finden sich, sobald man sie einzeln betrachtet und nicht in Beziehung auf ihn und die Summe seines Wesens, viele matte, verfehlte, die aber doch durchaus dienen, das schöne Bild Herders darzustellen. Sehr oft hat er die Form des Gedichts gewählt, wo sie gar nicht paßt, sehr oft wenigstens die nicht für ihn passende Form, z. B. die dramatische. Oft war es ihm mehr um Befriedigung eines augenblicklichen Gefühls, um den Ausdruck seiner durch Gefühl oder Phantasie angeregten Stimmung zu thun. Jenem Gefühle wollte er Bild und Sprache geben, diese Stimmung für sich und seine Freunde festhalten, und so griff er nach dichterischer Einkleidung, ohne daß ein eigentliches Gedicht im strengen Sinne

* Ich erinnere hier nur an den Tanz, den philosophischen Egoisten, den spielenden Knaben und eine Menge Epigramme, die dem Inhalte nach ganz Herderisch sind, so wie umgekehrt Herders Für dich, an die Aeolsharfe, das Kind der Sorge u. a. eben so Schillerisch sind.

des Wortes entstand. Auch war er dabei wenig bekümmert um eine sorgfältig geglättete Form, und bedachte nicht, daß die Hauptwirkung mit von dieser abhängt; er strebte immer nur nach dem lebendigsten Ausdrucke dessen, was sein Herz oder seine Phantasie warm beschäftigte. Unausbleibliche Folge war, daß viele seiner Gedichte ganz das Ansehen dilettantischer Versuche bekamen, die eben so weit entfernt sind vom kräftigen Ergusse wahrer Volksdichtung, als von dem durchgearbeiteten Werke der Meisterschaft in der Kunst.

Herder selbst hat bloß eine kleine Anzahl seiner Gedichte veröffentlicht; er wollte kein Dichter heißen. Für verschiedene Musenalmanache steuerte er einige Mal etwas bei. Erst nach seinem Tode veranstaltete die Wittwe für die Gesammtausgabe der Herderschen Werke eine Sammlung der Herderschen Gedichte, für welche Georg Müller Pathenstelle zu versehen hatte. Diese Ausgabe war durchaus mangelhaft. Dem vor kurzer Zeit neu erwachten Interesse an Herder verdankt man unter Anderm auch eine neue, ungleich würdigere Ausgabe der Herderschen Gedichte; es ist der erste Theil von Herders Werken in Hempels National-Bibliothek sämmtlicher deutscher Classiker. Sowohl dieser erste, die Gedichte enthaltende Theil, als der zweite Theil, worin die Legenden stehen, sind von Heinrich Düntzer bearbeitet; der fünfte, von Dr. Wollheim da Fonseca bearbeitete Theil, enthält die Stimmen der Völker.

---

1. Selbstgespräch.

(1764).

Wer bin ich? Alles erwacht in mir! mein Geist! —
Höhen — Tiefen! — ich schaudre! — die nur Gott durchmißt! —
Dunkel liegt mein Grund! — Leidenschaft durchfleußt
Ihn unendlich und braust! — braust! — Geist, du bist
Eine Welt, ein All, ein Gott, Ich! — — 5

Mensch fühl ich mich, und beten vor mir an?
Nein! aufrechtstehn und denken will ich mich!
Du jeder mein Gedank, des stärksten Selbsttriebsblut,
Und jede Nerv sei Kraft und jede Ader Glut,
Daß ich mich fühlen, fassen, lenken kann![1] 10

---

[1] Mit der großen Frage: wer bin ich? setzt das Gespräch ein. Die Antwort hätte die Metaphysik, die Grundlehre oder die Wissenschaft von den letzten Gründen unserer Erkenntniß der Dinge, die „Wesenlehre" nach Leibnitzens Ausdruck, zu geben; die Antwort: „Geist, du bist eine Welt, ein All, ein Gott, Ich!" deutet nur die Spitzen der verschiedenen Radien an, in welche die Metaphysik vom Menschengeiste hinausläuft. Aehnlich lautet das kurze Gedicht: die Welt der menschlichen Seele, ein Fragment.

Es schläft in mir! Im Schooß des Chaos schläft
Welche Gedankenwelt!
Um einen Punkt dehnt ein unendlich Feld
Sich in der Ferne Schatten. Es schläft
Um mein Jetzt die Asche von Vergangen, 15
In ihr der Keim der ganzen Künftigkeit.
Wie keimt im Todtenkrug die Asche von Vergangen
Zum Keim der Künftigkeit! — [2]

Wolkenhoch erwach ich am Segel, und unter mir
Ruht ein Ocean! Doch in den hohlen Tiefen 20
Donnert herauf Neptun. So steigen hier
Gedanken empor; es rauscht das Feld in mir
Von Todten, die sich in's Leben riefen.

O spräch ich: „Sei!" und meine ganze Welt
Erstünde mir, dem Gott, so! welche Millionen! 25
Der Zoll der ganzen Schöpfung, tief versenkt
In's Meer der Nacht! [3]

Mich sing ich! Welt und Gott ein All in mir!
Ich bin mir Gott und
Lied und Welt und Phöbus mir!
Selbst bin ich — —

Eine andere Antwort aber giebt die erkennende Vernunft, eine andere die subjektive Empfindung; „ich bin eine Welt, ein All, ein Gott, Ich!" sagt jene; „ich fühle mich ein Mensch," ist das Resultat dieser. Bin ich metaphysisch eine Welt, ein All, ein Gott, dann kann ich vor mir selber anbeten; fühle ich mich dagegen ein Mensch, ein der psychischen Natur, den Stimmungen des Gemüthes, dem Wollen und Nichtwollen, der Anspannung und Abspannung der Kräfte unterworfenes Geschöpf, dann werde ich, statt mich anzubeten, mich zusammennehmen, aufrechtstehen und denken wollen. Der Ausdruck in Vers 8 ist sehr dunkel. Es scheint verstanden werden zu müssen: Du jeder mein Gedanke sei Blut des stärksten Selbsttriebes; sei also nicht bloß ein Resultat logischer Denkthätigkeit, sondern komme unmittelbar aus der innersten Seele, sei der Seele, was das Blut dem Körper ist, ihr wichtigstes Lebensorgan. — [2] Mit Vers 11 beginnt nun die Thätigkeit, zu der der Dichter sich in Vers 6—10 ermuntert hat, sich aus der Tiefe der Seele heraus zu denken. Der Grundgedanke aber, der sein Denken beherrscht, ist der, daß in ihm eine Welt von Ideen ruhe, unendlich nach Raum und Zeit. „Vergangen" in Vers 15 und 17 kann doch kaum etwas anders sein als eine rohe Zusammenziehung von Vergangenheit und Künftigkeit, und müßte daher beide Mal „Vergangen-" geschrieben werden. Die Stelle scheint übrigens eine Nachahmung zu sein einer Stelle in Hallers Gedicht: Ueber die Ewigkeit, vom Jahre 1736:

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beständiges Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.

[3] Die beiden Grundanschauungen, Gottsein und Menschsein, kämpfen auf und ab in des Jünglings Seele, und hatte er sich, wie es schien, gelobt,

So ruht das Gold, umschränkt
Von Acherons — von Cerbers rings umbellt,
Da Alpen — Klüfte — Plutons[4] auf ihm thronen!

So ruhn im Meere Schätze Millionen, 30
Der Raub der Indiens, im Schiffbruch, ach! ertränkt!
So schlummert unter Eis und Schneeesthronen
Des Frühlings bunte Blumenwelt!
Wer ruft dich, Frühlingswind, der mich von Banden
Enteist! O welche Sonne gebiert 35
Aus mir ein Tempe und weckt ein hohes Aehrenheer,
Wie Riesen aus Jasons Saat entstanden![5]
Entwälzt kein Hercules die Felsen mir und entführt
Der Hölle mein Gold! Wer spricht zum Meer:
„Gieb deine Todten her!“ 40
Und kann ich selbst nicht, selbst mir Hercul sein?
Er, der den Cerber speiend,[6] die Allmachtskeule
Gefaßt, im Löwenschmuck
Voll Hyderblut erschien und Ruh und Säule
Und Kampf Olympens nachließ;[7] denn es trug 45
Den Pappel-, Oel- und Lorbeer-Neugekrönten[8]
Die Wolke himmelwärts,
Und dunkler Götterblitz im Auge des Versöhnten
Nahm Junons ganzes Herz —

---

sich als Mensch auszudenken, so bringt ihn eben dieser Gedanke zu jenem ersten zurück. — [4] Acherons, Cerbers, Plutons, lauter französische Pluralbildungen, die beiden ersten um so unthunlicher, als der Dativ-Plural seine deutsche Endung en am unliebsten entbehrt. Indiens in Vers 31 zeigt dieselbe Biegung. Sonst ist die Art, wie Herder hier die mythologischen Ausdrücke anwendet, eine sehr freie, symbolisirende. Acheron sind unterirdische Welten, Plutone etwa feuerspeiende Berge, glühende Gebirgsmassen? — [5] Jason, als er dem goldenen Vließe in Kolchis nachstellte, mußte nach Medea's Rath die Zähne des von ihm erlegten Drachen in das ungepflügte Land säen, woraus geharnischte Männer hervorwuchsen. — [6] Cerberus fieng an zu speien, als ihn Hercules an's Tageslicht brachte. Der speiende Cerber und die Allmachtskeule sind beigeordnete Objecte zu gefaßt: indem er den speienden Cerberus und die Allmachtskeule festhielt. — [7] Er ließ nach, das ist wohl, er begab sich ihrer, nachdem er sich diese Dinge durch Kampf gewonnen hatte; die drei beigeordneten Objecte vermag man freilich kaum auf ein einziges Prädikat befriedigend zu konstruiren; ist unter Ruhe das verstanden, was ihm am Scheidewege die Aphrodite versprach? Die Säulen des Hercules sind die beiden Vorgebirge am Eingang in's mittelländische Meer; Hercules soll sie aufgerichtet haben zum Zeichen, wie weit er auf seinem Zuge gekommen. — [8] Der Pappelkranz ist speciell ein Attribut des Hercules; mit dem Olivenkranz wurden die Sieger an den olympischen und nemeischen Spielen, mit dem Lorbeerkranz diejenigen an den pythischen Spielen in Delphi gekrönt; nach der Sage hat der olympische Siegerkranz, den man sich also hier als aus Pappel-, Oel- und Lorbeerzweigen geflochten vorzustellen hätte, den Heros bei seiner Apotheose geschmückt.

Und Pindars Geist, der seinen Spuren 50
Voll Trotz sich, Adler, nachschwang![9] —
Wie Shakespeare, der aus Wildnißfluren
Im Räubersbart[10] zu Göttern drang;
Denn er grub in's Menschenherz, zur Höllengluth
Erschüttert, Simson, seine Tempelsäulen,[11] 55
Er, fast sein Schöpfer. Und sein Schöpferstab
Sprüht[12] hier ein Feenreich, dort Wildnisse, die heulen.

Das war er! — uns Mensch! — Mensch? und ich knie vor dir!
Ich knie! Ja, weinen will ich Blut
Mir, nicht dir! — und schwören mir, 60
Nicht Shakespeare, ich zu sein. Fallt ab,
Fesseln der Feigheit, ab! — —

---

[9] Der während seines Lebens von Juno Versöhnte gewann jetzt durch den dunkeln Blitz seines göttlichen Auges ihre ganze Zuneigung. Der Fortgang des Gedankens ist der: Hercules errang durch eigene Kraft die Unsterblichkeit; Pindar nahm Hercules zum Vorbild und schwang sich, wie ein Adler, den Spuren des Heros zum Olymp hin nach; grammatisch ist dieser Satz, der logisch dem ersten beigeordnet sein sollte, bloß als beigeordnetes Object zu „Juno's ganzes Herz" ausgedrückt, und man muß für das zweite Object „Pindars Geist", aus dem Subject „dunkler Götterblitz im Auge des Versöhnten" bloß Hercules allein herausnehmen. Wir haben darum, den bisherigen Herausgebern entgegen, hinter Vers 49 einen Gedankenstrich gesetzt. Pindar hat auf den jungen Herder eine gewaltige Wirkung ausgeübt; die ältesten von ihm erhaltenen Gedichte, das Schlachtlied der Himmelsstürmer, Jupiter, Triumphlied der Götter (unter dem Gesammttitel Gigantenkampf), und das Gedicht „An mich, den Pindarnachahmer", zeigen das deutlich. In dem letzten der angeführten Gedichte heißt es unter anderm: Im Waffenfeuer
Fuhr Pindar vor mir her,
Und Siegespfeile rauschten aus der Leier
Im Tritt der Harmonieen schwer.
Vergl. Herders Abhandlung: Pindar, ein Bote der Götter, Ausleger alter Geschichten, im siebenten Bande der Hempelschen Ausgabe, Seite 297 ff. — [10] Anspielung auf die Sage von den Wilddiebereien des jungen Shakespeare in stark übertreibender Weise. Düntzer. — [11] Wie Simson mit seiner Kraft die Tempelsäulen zerschmetterte, so grub Shakespeare die Gluth seiner Seele in das zur Höllengluth erschütterte Menschenherz.— [12] Schafft durch das Mittel der Sprache.

Selbstgespräch.

(1764.)

Das Selbstgespräch gehört mit dem folgenden Gedichte Entschluß zu den Jugendgedichten Herders, welche erst von Herders Sohne Emil Gottfried Herder in Herders Lebensbild, ersten Bandes erste Abtheilung, Erlangen 1846, veröffentlicht wurden. Es sind dies bedeutsame Denkmäler aus den Jugendjahren des Dichters, in denen sich ein gewaltig drängender, ideenreicher, titanisch ringender Geist kundgiebt. Die

ersten dieser Gedichte sind schon in Morungen von dem 17- und 18-jährigen Jünglinge gedichtet worden, zum Theil schwere Seufzer über sein hartes, freud- und freundloses Schicksal, Klänge der Sehnsucht nach einem vollendetern Dasein, der Wiederhall eines Gemüths, dessen Tiefen aufgewühlt werden von Sturm und Fluth, das darum Trost, Erleichterung, Beruhigung sucht am Quell der Poesie. Pindar und Klopstock sind seine Führer. Mit dem 1762 erfolgten Uebergang an die Hochschule Königsberg erschlossen sich ihm im persönlichen Umgang mit Kant und Hamann die Ideen, welche eben jetzt den Geist der Zeit zu erneuern im Begriffe waren, der Kampf des natürlichen Menschen gegen die Schranken, welche die bisherige Bildung in Glaube und Wissenschaft, Kirche und Staat, Recht und Erziehung aufgestellt hatte. Rousseau war der Hauptführer dieser Bewegung auch für die deutschen Geister. Während Kant den jungen Denker mehr in das Gebiet der Metaphysik einführte und ihm hier die Bedeutung der Menschennatur aufschloß, ward Hamann sein Wegweiser zur Beurtheilung der Dichtung der Völker: er brachte Shakespeare Herdern zuerst nahe. Die Art aber, wie Herder diese Ideen aufnimmt, ist eine ganz persönliche, ächt lyrische. Es packt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt und wirft ihn zweifelnd hinauf und hinab; ist es das Göttliche, Ewige, Bleibende, das All in ihm, das in ihm wirkt, oder ist es das Menschliche? das Schrankenlose oder das Beschränkte? Wird es ihm gelingen, das was er in seiner Seele ruhend ahnt und empfindet, zur Erscheinung, zur That keimen zu lassen? „Kein anderes Denkmal aus Herders Jugendzeit," sagt F. Zehender in seiner schönen Abhandlung „über Herders Jugendgedichte und früheste Entwürfe als Zeugnisse seiner geistigen Entwicklung" von dieser Dichtung, „giebt ein so sprechendes Bild der gährenden Bewegung, die damals in seiner Seele auf und ab wogte. Betrachten wir genauer diesen von Herder mit kühner Hand hingeworfenen Umriß seines damaligen Geisteslebens, so wissen wir nicht, worüber wir mehr staunen sollen, ob über das titanische Ringen, das die Grenzen der Menschennatur nach allen Seiten durchbrechen will, oder über die Worte von einer großen Zukunft, einer neuen Welt, die er, einem Gotte gleich, durch sein Schöpferwort in's Leben rufen möchte, oder über das hohe Selbstvertrauen, welches den Gedanken ihm eingiebt, er könnte sich selbst ein Hercules, könne ein Shakespeare sein, welches aber plötzlich umschlägt in den stolzen Entschluß und Schwur, nicht Shakespeare, sondern „Ich zu sein!" — Ist auch der Gedankengang springend, lakonisch, oft dunkel durch die Häufung der Bilder und die Kühnheit der Sprache, doch ist das Gedicht von der größten Bedeutung; es ist als eine prophetische Urkunde zu betrachten, in der dem 19jährigen Jüngling die Ahnung seines hohen Berufs mit einer Sicherheit vor die Seele trat, wie dies auch bei bedeutenden Geistern selten in diesem Alter der Fall sein mag."

---

2. Entschluß.

(1764.)

Als Knabe liebt' ich Bücher,
Die ich jetzt, Jüngling, hasse;
Im Winter sucht' ich Freunde,
Die mich im Frühling fliehen,
Wie Andre[1] sie vergaßen; 5
Und ich soll Frühlingsfreunde,
Die ich im Winter misse,
Und Rosenmädchen[2] suchen,
Die mir der Sommer raubet?
Nein, mich selbst will ich suchen, 10
Daß ich mich endlich finde
Und dann mich nie verliere
Und dann mich Freunden schenke,
Bis ich ein Mädchen finde.
Komm, sei mein Führer, Rousseau! 15

---

[1] Andre ist Object. — [2] Rosenmädchen hieß dasjenige Mädchen, das bei einem sog. Rosenfest als das tugendhafteste unter den Dorfmädchen öffentlich unter gewissen Feierlichkeiten mit einem Rosenkranze geschmückt wurde.

Das Gedicht Entschluß, von demselben Jahre wie das Selbstgespräch, also auch in Königsberg entstanden, ist ohne Zweifel eine Frucht von Herders erster Rousseaulectüre und erster Rousseaubegeisterung. Rousseau's Naturevangelium wirkte mächtig auch in Herder, in dessen Seele übrigens von Natur und durch Vermittlung Kants und Hamanns ähnliche Ideen schon Wurzel gefaßt hatten. Die Berufung auf das thatsächliche Leben des Einzelnen gegenüber dem überkommenen Gesetz, das Alle unter denselben Normen gefangen hält, ist wohl von Rousseau mit der glühendsten Begeisterung verkündet worden, nichts desto weniger aber hat derselbe Geist, unabhängig von ihm, in vielen Andern sich kundgethan. Herder hat sich besonders durch Rousseau's Emil anregen lassen, den „menschlich-wilden Emil des Rousseau“ möchte er zum Nationalkinde Lieflands machen. Wie früh jedoch Herder Rousseau nicht bloß bewunderte, sondern innerhalb der ihm gegebenen Grenzen verstand und beurtheilte, zeigt eine Stelle aus dem bekannten See-Tagebuche (vom J. 1769): Bei Rousseau muß alles die Wendung des Paradoxen annehmen, die ihn verdirbt, die ihn verführt, die ihn gemeine Sachen neu, kleine groß, wahre unwahr, unwahre wahr machen lehrt. Nichts wird bei ihm simple Behauptung; alles neu, frappant, wunderbar; so wird das an sich Schöne doch übertrieben; das Wahre zu allgemein und hört auf Wahrheit zu sein; es muß ihm seine falsche Tour genommen, es muß in unsere Welt zurückgeführt werden, wer

aber kann das? Kann's jeder gemeine Leser? ist's nicht oft mühsamer, als daß es das lohnt, was man dabei gewinnt? und wird nicht Rousseau durch seinen Geist unbrauchbar oder schädlich bei aller seiner Größe?"

Auffallend ist die Einkleidung dieses Rousseaugedichtes in die Form eines Anakreontischen Liedchens.

---

3. Der Genius der Zukunft.[1]

(Juni 1769.)

1. Vom dunkeln Meer
Vergangener Thaten steigt
Ein Schattenbild in die Seel' empor!
Wer bist du, Dämon!
Kommst du leiten
Mein Lebensschiff in die Höh' dort auf!
In die blaue Nebelferne dort auf, wo Meer und Himmel
Verweben ihr Trugegewand —[2]
Wie? oder Flamme des hohen Masts,
Mir Irregesicht,[3]
Und nicht der Errettenden Einer,
Der sternegekrönten Götter?[4]

---

[1] „Der Verfasser glaubt aus langen innigen Bemerkungen seiner Seele, daß aus der Summe der vergangenen Lebenserfahrungen im Grunde des Gemüths gewisse Resultate, Axiome des Lebens, liegen bleiben, die in schnellen oder ganz ungewissen Verlegenheiten, wo die kalte Vernunft nicht oder falsche Rathgeberin ist, wie Blitze auffahren und dem, der ihnen treu folgt, sehr sichere Fackeln sein können, wo sonst alles dunkel wäre. Er glaubt ferner, daß diese bei gewissen Menschen sehr hoch erhöht werden können und sehr oft zu sichern Weissagern', Traumgöttern, Orakeln, Ahndungsschwestern erhöht worden sind, und daß fast kein großer Mann da ohne gewesen, der zum Ziel gelanget sei: ja er glaubt noch viel mehr, was aber nicht, wie das Vorangemerkte, so nöthig zum Verständniß nachfolgender Ode gereichen möchte, die übrigens zur See gemacht, und also in Meeresbildern wandelt." Anmerkung Herders. — [2] Später: Truggewand; am Horizont scheinen Meer und Himmel sich zu verweben. — Spätere Lesart: Irrphantom. Gemeint ist das [3] St. Elmsfeuer, auch Kastor und Pollux genannt, ein elektrischer Lichtschein, den man zuweilen bei einem am Himmel stehenden Gewitter an den Spitzen hoher Gegenstände, z. B. an Mastbäumen bemerkt. — [4] Inhalt von Str. 1: Unter dem Bilde eines Schiffers, der auf dem hohen Meere befindlich am dunkeln Horizont einen Schatten emporsteigen sieht; er weiß nicht, was dieses Phänomen ihm bringen wird? wird es ihm zum leuchtenden, errettenden Stern werden, sein fernes Ziel zu erreichen, oder wird es ihm bloß ein irreleitendes Phantom, ein Elmsfeuer sein? — Unter diesem Bilde erschaut der in die Geschichte der Menschheit vertiefte Denker den Genius der Zukunft, den Geist der Menschheit, der sie bis in die Gegenwart geleitet hat und in die Zukunft leiten wird; hat er diesen Genius in Wahrheit erkannt? wird er ihn bei seiner Lebens-

2. Flamm auf, du Licht!
Der Zeiten Gesang! du strahlst
Vom Angesicht der Vergängniß mir![5]
Bist Fackel, meinen
Gang dort fürder
Zu leiten, dort wo die Zukunft graut!
Wo ihr Haupt[6] der Saum der Wolke verhüllt, wo Meer und Himmel[7]
Sich weben, als wär' es Eins!
Denn was ist Lebenswissen? und Du,
Der Götter Geschenk,
Propheten-Gesicht und der Ahndung
Vorsingende Zauberstimme?[8]

3. Mit Flammenzügen glänzt
In der Seelen Abgründen der Vorwelt Bild
Und schießt weitüber warsagend starke[9] Geschoß
In das Herz der Zukunft!
Siehe! da steigen
Der Mitternacht Gestalten empor! wie Götter aus Gräbern empor,
Aus Asche der Jugendgluth die Seher! Sie zerreißen
Mit Schwerterblitzen die Gewölk, wehn[10]
Im Blick
Durch die Sieben der Himmel[11] und schwingen sich herab!
Da[12] liest der Geist
In seines Meers
Zauberspiegel die Zukunft![13]

---

aufgabe, den Geist der Menschheit zu deuten, an's Ziel bringen, oder hat Irrthum ihn gefangen und wird er sich getäuscht sehen? — [5] Spätere Lesart: Vom Angesicht der Vergangenheit. — [6] Das Haupt der Zukunft; also wäre sie gedacht als ein ungeheures Weib, deren Haupt eine Wolke verschleiert. — [7] Spätere Lesart: Erd' und Himmel. — [8] Inhalt von Str. 2: die Lichterscheinung des Genius möge hervortreten, aufflammen, dem Dichter sich offenbaren in der Erkenntniß des Vergangenen, d. i. der Geschichte der Menschheit. Diese Erkenntniß ist der Schlüssel zur Einsicht in die Zukunft, wo physisches und geistiges Leben, Welt und Ewigkeit untrennbar in einander geschlungen sind. Untrennbar, verhüllt, in einander gewoben; denn was vermag die Wissenschaft solche Räthsel zu lösen? oder bleibt die Lösung einer höhern Erkenntniß, der Prophetie, der Ahnung, Schiller hätte gesagt der Intuition, vorbehalten? — [9] Spätere Lesart: schießt weit über weissagend starkes Geschoß, was doch kaum richtig sein kann; die Auffassung war: das Bild der Vorwelt schießt, wie die Sonne ihre Strahlen, starke Geschosse in das Herz der Zukunft, die weitüber, d. h. in weite Ferne, in die Ewigkeit hinaus weissagen. — [10] Spätere Lesart: mit Schwerterblitzen das Gewölk! — [11] Wehn im Augenblick, im Flug auf einmal durch die sieben Planetenhimmel, vom Mittelalter herübergekommener Ausdruck. — [12] Spätere Lesart: Dann. — [13] Spätere Lesart: die Ewigkeit. Inhalt von Str. 3: Ja, die höhere, ahnende, prophetische Erkenntniß ist es, welche das Bild der Vergangenheit der Seele flammend einprägt, in die fernste Zukunft Erkenntniß schafft.

1. Dich bet' ich an,
O Seele! der Gottheit Bild
In deine Züge gesenkt! in Dir
Da gehn zusammen
Weiten Weltalls
Erhalterband'! Aus der Tiefe, dir
Aus dem Abgrund webt sich Weltengebäu, und sinnst und tastest
Zu Enden des Saums[14] hinan!
Mir tief umhüllt! in schwangerem Schoos
Mit Wolken umhüllt,
In Kluft des erbrausenden Meeres
Da ruht die kommende[15] Nachwelt![16]

2. Wer nahm die Sonn'
Als Fackel, in dunkeln Meers[17]
Verhüllte Schätze zu sehn? Wer fand
Der neuen tiefen
Schöpfung Auge?[18]
Und ging hinein im Triumph, und nahm
Im Triumph die tiefen Welten gefangen? und kam und nannte
Den Herrscher des Abgrundes sich?
Es liegt verflochten und unentwirrt
Der Thaten Gespinnst!
Des Schicksals Gordischen Knäul
Webt nur die leitende Zeit ab![19]

Wer diese Stimme in sich hat, dem erstehen der dunkeln Vergangenheit Gestalten zu neuem Leben, die Propheten und Seher des Alterthums wachen in ihm wieder auf, die Dunkelheit des Menschenlebens wird hell erleuchtet und der Geist lieset in seiner Seele Tiefen Zukunft, Ewigkeit. Vergl. dazu Schiller, die vier Weltalter, Str. 2:

> Ihm (dem Sänger) gaben die Götter das reine Gemüth,
> Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
> Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
> Und was uns die Zukunft versiegelt;
> Er saß in der Götter urältestem Rath
> Und gehorchte der Dinge geheimste Saat.

[14] Spätere Lesart: zum Saume des Ends. — [15] Spätere Lesart: keimende. — [16] Die Ode an den Genius der Zukunft vollendet sich mit der dritten Strophe. Mit neuer Strophenzählung schließt sich daran eine parallele Dichtung, die sich an die Trägerin jener Ahnungsstimme wendet, an die Seele. Sie ist das Gefäß des Genius der Zukunft, in ihr gehen die Kräfte zusammen, welche das Weltall vereinigen Und nachdem es sich in der Seele vereinigt in einen Punkt, entwickelt sich aus ihr heraus das ächte, wahre Bild des Weltenbaues, nicht in bestimmten, sichern Linien, sondern tastend, sinnend, zu den letzten Enden der Schöpfung: aus ihrem Schooße keimt, in ihrem stürmisch erregten Grunde ruht die Wahrheit der Erkenntniß — [17] Spät. Lesart: wer fand den Sonnenspiegel, in's dunkeln Meers. — [18] Spät. Lesart: wer fand das Auge dieser neuen Schöpfung. — [19] Spät. Lesaart: des Glücks unerforschlichen Knäuel webt ab die leitende

3. Ich aber komme jetzt
Von der röthenden Dämmerung Morgenhöhn
Und sinn' hinüber und ziele gefiederten Blick
Zu des Ufers Hoffnung!
Siehe, da kommen
Der Anfurt hohe Boten mir schon, umkränzen mit Freudengesang
Die Gipfel des Schiffs! Ich seh, ihr Götter! da ergrünen
Gebirge! Säulen[20] des Triumphs! da wehn,
Sie wehn
Mit den Düften der Felder, und laden[21] mich hinan —
O Land! o Land!
Der schwarzen Ueberfahrt
Todesschlünden entrann ich![22]

Zeit nur! — Vergl. zu dieser Strophe folgende Stelle aus Herders Reise-Journal (Lebensbild II, 163 und 16). So ward ich Philosoph auf dem Schiffe — Philosoph aber, der es noch schlecht gelernt hatte, ohne Bücher und Instrumente aus der Natur zu philosophiren. Hätte ich dies gekonnt, welcher Standpunkt, unter einem Maste auf dem weiten Ocean sitzend, über Himmel, Sonne, Sterne, Mond, Luft, Wind, Meer, Regen, Strom, Fisch, Seegrund philosophiren und die Physik alles dessen aus sich herausfinden zu können! ..... Wasser ist eine schwerere Luft; Welle und Ströme sind seine Winde; die Fische seine Bewohner; der Wassergrund ist eine neue Erde! Wer kennet diese? Welcher Columb und Galiläi kann sie entdecken? Welche urinatorische (vom lat. urinator, der Taucher) neue Schiffahrt, und welche neue Ferngläser in diese Weite sind noch zu erfinden? Sind die letzten nicht möglich, um die Sonnenstrahlen bei stillem Wetter zu vereinigen und gleichsam das Medium des Seewassers damit zu überwinden? Was würde der urinatorischen Kunst der Schiffahrt nicht dadurch für unendliche Leichtigkeit gegeben? Welche neue Seekarten sind über den Ocean hinaus zu entdecken und zu verfertigen, die jetzt nur Schiff- und Klippenkarten sind! Welche neuen Kräuter für einen neuen Tournefort, wovon die Korallen nur eine Probe sind; welche neue Welt von Thieren, die unten im Seegrunde, wie wir auf der Erde leben, und nichts von ihnen, Gestalt, Nahrung, Aufenthalt, Art, Wesen, Nichts kennen! — [20] Spätere Lesart: wie Säulen. — [21] Spätere Lesart: locken. — [22] Sind auch der Probleme der Wissenschaft, wie des in Str. 2 genannten, so viele, daß ihre Lösung allein der Zeit überlassen werden muß, so steht doch dem ahnenden Dichter das Ziel der Erkenntniß vor der Seele, wie der Mensch, bevor er das Sonnengestirn selber in seinem unnahbaren Glanze erschaut, von der röthenden Dämmerung die Höhen morgenlich beleuchtet erblickt. Schon erblickt er das Ziel, Freudenboten kommen ihm entgegen; die grünen Gebirge am Land locken ihn mit ihren Düften. So ist der Forscher und Denker durch die Klüfte und Wildnisse und Gefahren der Forschung endlich zur Wahrheit durchgedrungen und der Weltenplan, die Geschichte der Menschheit ist ihm offenbar worden. Die Dichtung aber, wie sie mit einem Meerbilde eingeleitet, so schließt sie auch mit einem herrlichen Seebilde der glücklich vollbrachten Landung.

Der Genius der Zukunft.

Als zwanzigjähriger Jüngling war Herder Prediger und Lehrer in Riga geworden und hatte bald darauf durch die Fragmente zur deutschen Literatur und durch die kritischen Wälder die Aufmerksamkeit Deutschlands in hohem Grade erregt; man fühlte, daß hier ein Reformator des geistigen Lebens aufgetreten sei. In Riga, wo er von 1764 bis 1769 blieb, erstanden ihm schon die Haupt- und Grundgedanken seiner spätern Werke, seine Ansichten über Volkspoesie, über die Bedeutung der alttestamentlichen Werke, seine Ideen zur Geschichte der Menschheit. Doch behagte ihm das einförmige Lehrer- und Predigamt nicht, und er verließ im Juni 1769 Riga plötzlich, um eine günstigere Stellung für seine Entwicklung zu suchen. Das Reisejournal, das er auf der mehrwöchentlichen Seereise nach der französischen Küste niederschrieb, gehört unter die bedeutendsten Denkmäler der klassischen Literaturepoche. Seine über alle Theile menschlichen Wissens sich erstreckende Belesenheit und Gelehrsamkeit, ein nimmer ruhender Gedankenstrom, eine der landläufigen Wissenschaft, Erziehung, Staatskunst trotzende eigene Anschauung und Beurtheilung, ein gewaltiger Drang, sich selber zu erweitern, bleibend und groß zu wirken, bis in die letzten Tiefen und Höhen der Erkenntniß einzudringen, kennzeichnen dieses Seetagebuch. Unsere Ode ist nichts anderes, als der lyrische Ausdruck einer während der Seefahrt in ihm zur Ode gewordenen Idee von dem, was eine Geschichte der Menschheit, wie sie ihm als Ideal vorschwebte und wie er sie später in seinen „Ideen“ niederlegte, zum Ausgangspunkt haben sollte, die Erkenntniß des Genius, der in der Menschheit von Uranfang waltete, der sie bis auf diesen Tag führte und führen wird in die Ewigkeit, eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

Wie Herder überhaupt durch seine Isolirung von Gesellschaft, Amt, Büchern sich zu seinem Journal und den darin niedergelegten Ideen angeregt fühlte, so knüpft auch die Ode an das Meerleben. „Was giebt ein Schiff,“ heißt es im Journal, „das zwischen Himmel und Meer schwebt, nicht für weite Sphäre zu denken! Alles giebt hier den Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis! Das flatternde Segel, das immer wankende Schiff, der rauschende Wellenstrom, die fliegende Wolke, der weite, unendliche Luftkreis! Auf der Erde ist man an einen todten Punkt angeheftet und in den engen Kreis einer Situation eingeschlossen. Wie klein und eingeschränkt wird da Leben, Ehre, Achtung, Wunsch, Furcht, Haß, Abneigung, Liebe, Freundschaft, Lust zu lernen, Beschäftigung, Neigung — wie enge und eingeschränkt endlich der ganze Geist! Nun trete man auf einmal heraus — welch eine andere Aussicht! Wo ist das feste Land, auf dem ich so feste stand? — O Seele, wie wird dir's sein, wenn du aus dieser Welt hinaustrittst! Der enge, feste, eingeschränkte Mittelpunkt ist verschwunden, du flatterst in den Lüften, oder schwimmst auf einem

Meere — die Welt verschwindet dir, ist unter dir verschwunden! — Welch neue Denkart!"

Die Vorstellung eines **Genius**, der als Schutzgeist jedem von Geburt an sich zugesellt, ist Herdern schon in seinen Jugendgedichten geläufig; seinem Genius bringt er Klagen, Gelübde, Schwüre dar und läßt sich von ihm den Weg in eine lichtere Zukunft zeigen.

Wie der einzelne Mensch, so hat auch die Menschheit ihren Genius, der sie leitet, der ihr die Zukunft zeigt, **den Genius der Zukunft, den Genius der Erleuchtung.**

Die Stelle im Reise-Journal nun, welche offenbar der Ode zu Grunde liegt, findet sich daselbst Seite 165—168. Sie knüpft sich an die bei der zweiten Strophe der zweiten Hälfte mitgetheilte Stelle, wo Herder von den noch unaufgedeckten Problemen spricht, die sich an die Erforschung des Meeres knüpfen. „Welche große Aussicht auf die Natur der Menschen und Seegeschöpfe und Climaten, um sie, und eins aus dem andern, und die Geschichte der Weltscenen zu erklären! Ist Norden oder Süden, Morgen oder Abend die Vagina (Hülle) hominum gewesen? welches der Ursprung des Menschengeschlechtes, der Erfindungen und Künste und Religionen? Ist's, daß sich jenes von Morgen nach Norden gestürzt, sich da in den Gebirgen der Kälte, wie die Fischungeheuer unter Eisschollen erhalten, in seiner Riesenstärke fortgepflanzt, die Religion der Grausamkeit, seinem Clima nach, erfunden und sich mit seinem Schwert und seinem Recht und seinen Sitten über Europa fortgestürzt hat? Ist dies, so sehe ich zwei Ströme, von denen der Eine aus Orient, über Griechenland und Italien sich ins südliche Europa sanft senkt und auch eine sanfte südliche Religion, eine Poesie der Einbildungskraft, eine Musik, Kunst, Sittsamkeit, Wissenschaft des östlichen Südens erfunden hat. Der zweite Strom geht über Norden von Asien nach Europa; von da überströmt er jenen. Deutschland gehörte zu ihm, und sollte recht in seinem Vaterlande sein, diese Geschichte des Nordens zu studieren; denn es ist Gottlob! nur in Wissenschaft ein Trupp südlicher Colonien geworden. Ist dies, wird der dritte Strom nicht aus Amerika hinüberrauschen, und der letzte vielleicht vom Vorgebirge der Hoffnung her, und von der Welt, die hinter ihm liegt? Welche große Geschichte, um die Literatur zu studieren, in ihren Ursprüngen, in ihrer Fortpflanzung, in ihrer Revolution, bis jetzt. Alsdann aus den Sitten Amerika's, Afrika's und einer neuen südlichen Welt, besser als Ihre, den Zustand der künftigen Literatur und Weltgeschichte zu weissagen! Welch ein Newton gehört zu diesem Werke! wo ist der erste Punkt? Eden oder Arabien? China oder Aegypten? Abyssinien oder Phönizien? Die ersten beiden sind alsdann entschieden, wenn es bewiesen ist, daß die arabische Sprache eine Tochter der alt-ebräischen sei, und die ersten Monumente des menschlichen Geschlechts keine arabische Verkleidungen sind. Die zweiten sind dann entschieden, wenn China nach der Deguigneschen Hypothese als eine Tochter Aegyptens

bewiesen, oder gar gezeigt würde, daß sie sich nach Indien, nach Persien und dann erst nach Asien ausgebreitet. Die Dritten sind dann aboliert, wenn Abyssinien bloß als eine Tochter Aegyptens, und nicht das Gegentheil gezeigt würde, was Ludolf und andere behaupten; und Phönizien als eine Tochter Asiens oder Aegyptens erschiene, nicht aber, wie es aus ihrem Alphabet Schein giebt, selbst älter als Moses wäre. Wie viel Zeitalter der Literatur mögen also verlebt sein, ehe wir wissen, und denken können! Das phönizische? oder das ägyptische? das chinesische? das arabische? das äthiopische? oder Nichts von Allem! so daß wir mit unserm Moses auf der rechten Stelle stehen! Wie viel ist hier noch zu suchen und auszumachen! Unser Zeitalter reift dazu durch unsere Deguignes, Michaelis und Starken! — — Und das wäre erst Ursprung! Nun die Züge! Die Origines Griechenlands, aus Aegypten oder Phönizien? Hetruriens, aus Aegypten oder Phönizien, oder Griechenland? — — Nun die Origines Nordens, aus Asien, oder Indien, oder Aborigines? Und der neuen Araber? aus der Tartarei oder China? und jeder Beschaffenheit und Gestalt, und dann die künftigen Gestalten der amerikanisch-afrikanischen Literatur, Religion, Sitten, Denkart und Rechte. — — — Welch ein Werk über das menschliche Geschlecht! den menschlichen Geist! die Kultur der Erde! aller Räume! Zeiten! Völker! Kräfte! Mischungen! Gestalten! asiatische Religion und Chronologie und Polizei und Philosophie! ägyptische Kunst und Sprache und Luxus! griechisches Alles! römisches Alles! Nordische Religion, Recht, Sitten, Krieg, Ehre! papistische Zeit, Mönche, Gelehrsamkeit! Nordisch — asiatische Kreuzzieher, Wallfahrter, Ritter! Christliche heidnische Aufweckung der Gelehrsamkeit! Jahrhundert Frankreichs! Englische, holländische, deutsche Gestalt! — Chinesische, japanische Politik! Naturlehre einer neuen Welt! Amerikanische Sitten u. s. w. — — Großes Thema: Das Menschengeschlecht wird nicht vergehen, bis daß es alles geschehe! Bis der Genius der Erleuchtung die Erde durchzogen! Universalgeschichte zur Bildung der Welt!"

---

4. Mein Tagewerk.

(1772.)

1. So komm, o komme, meines Lebens Stab,
   Gefährte, der von früh auf mit mir schritt,
   Komm, süße Müh, und leite auf und ab
   Den Lebenshügel eines Wandrers Tritt,

2. Der oft ermattet! Ziel- und Hüttelos
   Irr' ich in Wüsten; sei, o Arbeit, Du
   Mir Führerin, daß in der Ruhe Schooß
   Ich nicht unwürdig meines Lebens ruh'!

3. Denn Ohnmacht der Zerstreuung selbst ist Schmach,
 Ist Tantals Strafe; sehnend irrt sein Blick[1]
Vom Silberstrom zum Apfelgold, und ach!
 Er kehrt nur immer sehnender zurück.

4. Nimm, was es sei, mein Geist, in Deinen Blick,
 Und fändest Du am schwererreichten Ziel
Nur Deinen matten Pfeil. Des Lebens Glück
 Ist Lebens Mühe; doch des Glückes viel

5. Gewährt die Mühe; wie mit Schöpferskraft,
 Mit Selbstbewußtsein reget sie uns warm.
Drum fühl Entschluß, solange Lebenssaft
 Dir quillet, und kein Feind soll Deinen Arm

6. Verrücken, wenn Du schnellst, der Lüfte Scherz,
 Den Pfeil; nur eh der Tod ihn Dir entreißt,
Weil Du noch schlägst (Du schlägst nicht immer, Herz!),
 So fühle Dich und wirk und schaffe, Geist!

7. Denn einst wirds um mich Abend. Jener Blick
 Der schönen Sonn' erlischt und träufelt Thau
Statt Strahlen nieder; Zephyr kehrt zurück
 Zum jungen Morgenroth und läßt der Au'

8. Nur kalte Schauer. Tief verstummt umher
 Das Chor der Vögel, senkt die Schwingen ab
Und schlummert; um Dich rings in Luft und Meer
 Von Erd' zu Himmel wirds ein dämmernd Grab,

9. Wird, wie Du, Geist, denn[2] bist. Es schließet sich
 Die Seele wie die Blume. Zarter Leim
Des Lebens, Du erstarrest; Dir entwich
 Dein Balsam, und der lebensschwangre Keim

10. Der Thaten liegt erstorben. Jenes Bild,
 Ein Wahnbild, hieß der Sieger aller Welt,
Hieß Alexander einst: die Asche füllt
 Jetzt ihren Sarg nicht mehr; der kühne Held

11. Zerfällt beim Fingerregen. Und sein Lauf
 Voll Wunderthaten ist uns Fabel, Wind
Der Fern' in leere Flöten, Pfennigkauf
 Der Straßensänger.[3] Alle sind, sie sind

---

[1] Der Blick des Tantalus, der in einem See stand, während die herrlichsten Früchte über ihm hiengen. — [2] Dann. — [3] Blätter mit den Gedichten und Liedern der Bänkelsänger, die um einen Pfennig zu haben sind.

12. Uns Fabeln, Hercul, Solon und Homer,
Achill und Hektor, sind ein Todtenbein
Und Namenschall; ihr großes Thatenheer
Ist Märchen, Märchen auf dem Leichenstein.

13. Drum weil ich lebe, leb' ich. Komm, o Stab
Des Wandrers! Dir zur Seite Gutes thun,
Ist Lohn für mich und Leben. Tod und Grab,
Und Grab und Tod heißt bald genug uns — ruhn.

Das Gedicht „Mein Tagewerk“ ist in Bückeburg gedichtet, in einer Zeit, wo Herder sehr verstimmt war. Seit 2 Jahren war er mit Caroline Flachsland verlobt und sah sich doch außer Stande, die Verbindung zu vollziehen; es fehlte ihm an den nöthigen Mitteln, sogar am Hausrath; sein Amt befriedigte ihn nicht, noch viel weniger sein Verhältniß zum regierenden Grafen und zu der übrigen Bückeburger Gesellschaft. Die himmelsstürmende, weltumwälzende Begeisterung der Rigaer Zeit und gar der Zeit seines See-Tagebuches hat einer milderen Anschauung Platz gemacht, und während Herder noch im Tagebuche sich zu praktischem Wirken auffordert und die Schriftstellerei, die ihn bis dahin vom besten Wirken abgehalten, verwirft, ist er jetzt beinahe bloß noch als Schriftsteller thätig. Als solcher hat Herder in Bückeburg überaus thätig gewirkt und eine ganze Anzahl seiner hervorragendsten Schriften sind damals ausgearbeitet oder vorbereitet worden. Dieser Thätigkeit, der „süßen Mühe“, ist die Elegie gewidmet. Es ist dasselbe Thema, das Schiller in den „Idealen“ besungen hat.

---

5. Bilder und Sprüche.

(Um 1775.)

1.

Was weilest du im Erdgetümmel
Unter der Wolke voll Sturm und Blitz?
Spann auf die Schwingen! Ueber der Wolke
Ist heitrer Himmel,
Der Ruhe Sitz. [1]

---

[1] Ein ähnlicher Spruch Herders in derselben Spruchsammlung lautet:

Wenige Spannen drüber.

Was machst du nieden im Volke
Unter der Wolke
Voll Sturm und Blitz?
Spann auf die Schwingen! Ueber der Wolke
Ist Himmelssitz.

2.

Was da braust.

Der große Strom, wie wächst er hehr
Und tief und prächtig still zum Meer!
Der Felsenstrudel, er braust ins Ohr;
Denn unten guckt — nur Fels empor.

3.

Windesgang.

Und wenn sie neidend hie und dort
Dir Schatten würfen vor,
Geh ruhig deines Weges fort,
Zum Himmel sieh empor!
Die Königin ihr Licht verlor
Und — wandelt fort!

4.

Seelenquartier.

Wie Leib und Seele
Sich so verschieden fügt!
Die eine liegt
In Moderhöhle,
Die andre wie ein Engel fliegt.

5.

Das Leben.

Ein Gastmal ist dein Leben.
Nimm, was dir wird gegeben;
Was nicht ist da,
Was dir nicht nah,
Erbettle nicht,
Erwarte bis es dir gegeben;
Sei froh, und wenn die Nacht anbricht,
Dann bange nicht,
Steh freudig auf und danke für dein Leben!

6.

Die Lebensalter.

Kindlein, du genießest noch,
Und weißt nicht.
Jüngling, und du hoffest doch,
Und hast nicht.

Aber, Greis, was soll dein Streben,
Bangen und Beben,
Ewig zu leben?

Diese Sprüche — es sind ihrer bei Herder unter der Aufschrift „Bilder und Sprüche" im Ganzen 47 — fallen genau in dieselben Jahre, in welche die Göthe'schen Spruchlieder **Hoffnung**, **Beherzigung**, **Resignation**, **Götterlieblinge** u. A. fallen. Während jedoch die Göthe'schen Sprüche meist tiefempfundene Seelenzustände in kurzer Spruchweise ausdrücken, sind es bei Herder mehr der Reflexion entsprungene Ergebnisse seiner äußern Erfahrung. Nr. 2 eine Invection auf große Lärmmacher, ohne Fülle der Wirkung, Nr. 3 eine Abweisung unvernünftiger Tadler, welche am vorwärts schreitenden Genius Makel und Mangel sehen wollen und ihn deßhalb verleugnen; er geht aber dennoch seines Weges fort, so gut als der Mond, wenn er beschattet ist. Es ist eigentlich dasselbe, was Claudius im Abendlied singt:

Er ist nur halb zu sehn
Und ist doch rund und schön.

---

6. Herbstlied.

1. Der Winter kommt, der Wind ist kalt,
Das Laub beginnt zu fallen;
Ach, wie's dir gehet, liebes Laub,
So muß es gehn uns Allen.

2. Wir sind geflochten, roll'n umher,
Umher im Rad der Zeiten,
Und wie sie rollen Jahr in's Jahr,
So gehts zu Ewigkeiten.

3. Ich stand einst jung, ich schwebt' umher
Im Hauch der Frühlingweste;
Es sprühte frisch, es trieb der Saft,
So ward das Bäumlein feste.

4. Die Blüten weben die Blätter herab,
Sie spreiten weiß die Erde,
Daß sanft im Regen und Sonnenschein
Zur Frucht das Knösplein werde.

5. Die Früchte lachen, es nagt der Wurm,
Wo die Frücht' am schönsten lachen,
Und, voller Baum, dich peitscht der Sturm,
Zum nackten Streif zu machen.

6. Sie zeucht uns an, sie zeucht uns aus,
Legt nackt uns nieder zur Bahre,
O grause Mutter, Mutter Zeit!
Und färbt und falbt die Haare.

7. Wirf ab, die Blüte dauert nicht,
Daß reif die Knospe werde.
Wirf ab! Die Blätter falben schon
Und wallen nieder zur Erde.

8. Da rauscht's von Leichen: „Brich, o Nord,
Das Dürre auch darnieder!
Rauscht, Blätter! Dürren Aeste, flammt!
Es sind nicht meine Glieder."

9. Ha, neuer, neuer Frühlingswind,
Wann wirst, wann wirst du wehen,
Da Laub und Blüt und Frucht ersteht
Und nimmer wird vergehen?

10. Ha, neuer, neuer Frühlingswind,
Du wärmst mein Mark verborgen;
Noch in der Wurzel lebt mein Saft,
Und frisch ersteh' ich morgen.

Das Herbstlied muß im Jahr 1774 oder 1775 entstanden sein, bald nachdem der Dichter seine Gattin endlich zu sich nach Bückeburg geführt hatte. Es ist im Gegensatz zu „Mein Tagwerk" der Ausdruck eines in frischer Kraft sich fühlenden Gemüthes. Mag auch im Sturm des Lebens manche Blüthe abfallen, so ist auch das im Gesetze der Natur begründet, auf daß die Knospe zur Frucht heranreife.

---

7. Ermunterung.

Tochter Du, was zitterst Du?
Was sinkest Du?
Schweige, leide,
Hoffe, meide,
Nicht verzag, 5
Nicht klag!
Wahrheit kommt alle Tag'.

Du suchtest ja ein Wunderland
Wo sonder Tand
Und sonder Schall 10
Man ist und hat

Und Größe suchet, That,
Und strebt, statt Schein,
Zu sein.[1]

Dies Land ist überall für den, der's in sich hat. 15
Und hier sieh Deine Statt:
Sollst jene Mummerei'n bekehren,
Die Schatten hellen, Wahrheit lehren;
Sollst wandeln hier dies Zauberthal
Voll Mondesschein in Wahrheit überall, 20
In Sonnenstrahl.

Auf, fasse Dich,
Ermanne Dich!
Es wird Dir schwer sein,
Mußt lange sein allein, 25
Verkennen Dich lassen in falschem Schein,
Sehn Deine Wünsche mißgedeihn.

Auf, fasse Dich,
Muthig fühl Dich,
Du edle Jungfrau, groß und frei 30
Und fest und treu,
Den Blick so edel vor sich hin,
Mit reinem Sinn und stillem Sinn,
Auf, fasse Dich
Männlich! 35

Schweige, leide,
Hoffe, meide,
Nicht verzag
Und suche den Lieben alle Tag'!
Such ihn durch Wald und Thal und Höhn, 40
Und obgleich Flimmer vor Dir gehn,
Ermüde nicht, ihn zu empfahn,
Ihm sanft zu folgen auf seiner Bahn!

Du wirst ihn haben, ihn bestehn[2]
Und neuverwandelt mit ihm gehn, 45
Mit ihm in aller Liebe Fülle,
Und er Dich lieben stark und stille,
Und er sich fühlen neu in's Leben
Zurückgegeben,
Durch Dich, durch Dich zurückgegeben, 50
Und Du, ihm Schöpferin und Braut,
Ihm ewig, ewig sein vertraut.

---

[1] Im prägnanten Sinne: wirklich zu sein, zu wirken. — [2] haben = festhalten, bestehn = ihm festen Stand geben.

Nach einem in Herders Volksliedern stehenden alten Spruche:

Schweig, leid, meid und vertrag,
Dein' Noth Niemand klag,
An Gott nicht verzag!
Sein Hilf' kommt alle Tag.

Nach Düntzer soll das Gedicht an seine, Herders, Seele gerichtet sein. Uns will es ungezwungener auf Herders Braut gehen, wonach es etwa in's Jahr 1772 oder 1773 zu setzen wäre. Es ist ganz im Sinne der Herder'schen Briefe an seine Braut; Caroline Flachsland verlebte im Hause ihres Schwagers zu Darmstadt trübe Stunden und verdarb sich den Frieden ihrer Tage oft selber durch ungeduldiges, hartes Wesen. Herder und seine Freunde schrieben ihr einen „Elektrasinn" zu, und man erinnert sich dabei der Worte in Göthe's Iphigenie, wo von Elektra die Rede ist:

Als ein Kind
Ließ ihn Elektra, rasch und unvorsichtig
Nach ihrer Art, aus ihren Armen stürzen.

Unser Gedicht, das sich an Herders Beschäftigung mit den Volksliedern anschließt, wäre eine schöne poetische Epistel, eine eindringliche Aufforderung zum Ausharren.

---

8. Edward.

Nach dem Schottischen.

Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth,
Und gehst so traurig her? — O!
O, ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
O, ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab' ich wie Er — O!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Mein Sohn, bekenn' mir frei — O!
O, ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Mutter, Mutter!
O, ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Und 's war so stolz und treu — O!
Dein Roß war alt und hasts nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und hasts nicht noth,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!

O, ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O, ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Und weh, weh ist mein Herz — O!

Und was für Buße willt du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun thun?
Mein Sohn, bekenn' mir mehr — O!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern übers Meer — O!

Und was soll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall?
So herrlich sonst und schön — O!
Ich lass' es stehn, bis es sink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich lass' es stehn, bis es sink' und fall',
Mag nie es wieder sehn — O!

Und was soll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehst über Meer? — O!
Die Welt ist groß, lass' sie betteln drinn,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, lass' sie betteln drinn,
Ich seh' sie nimmermehr — O!

Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r?
Edward, Edward!
Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, das sage mir — O!
Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr riethets mir! O!

Wie die Legenden zu Herders spätern Arbeiten gehören, so die Volkslieder[1] zu seinen frühesten Gaben; und können jene nicht

[1] Sie erschienen 1778 und 1779 in 2 Bdn. (N. Aufl. mit Einleitung von Joh. Falk, 1825.) In den gesammelten Werken heißen sie Stimmen der Völker; ein Titel, den, wie es scheint, erst der Herausgeber (Joh. Müller) ihnen gab.

auf bedeutenden poetischen Werth Anspruch machen, so ist die Bedeutung der letztern desto größer. Es sind freilich bloß Uebertragungen, aber sie sind als solche so vortrefflich und Herder hat sich als der erste, der auf solche Sachen aufmerksam machte, ein so bleibendes Verdienst um unsere Literatur erworben, daß er wohl einen Platz unter unsern Balladendichtern verdient.

Das englische Original zu Edward befindet sich in Percy's Reliques Vol. 1. Diese alte schottische Ballade soll in der Ursprache mit der rührendsten Landmelodie begleitet sein und muß unstreitig, im lebendigen Rhythmus gesungen, ganz unbeschreibliche Wirkung thun.

In Platens Werken (Kl. Ausg. Bd. 2) findet sich eine Uebersetzung der gleichen Ballade. Hier ist zwar der nämliche Inhalt in die gleiche Anzahl Strophen vertheilt, aber die eigenthümliche Färbung des Ganzen verschwindet fast ganz. Man vergleiche:

Edward, Edward! Zeige mir die Kleider,
Warum sind sie so von Blute roth?
Mutter, Mutter! sagen muß ichs leider,
Meinen edlen Falken schlug ich todt!

Edward, lieber Edward! so geröthet
Hat dich nimmer deines Falken Blut. —
Meinen Rappen hab' ich mir getödtet,
Ach, mein Rappe war so fromm und gut!

Dies ist nicht, ich muß dich fürder fragen,
Deines Rappen Blut! Du sprichst mir Hohn! —
Meinen Vater hab' ich mir erschlagen,
Meinen Vater, der verworfne Sohn!

Konntest du den eignen Vater morden,
Welche Buße, sage, willst du thun?
Fliehn nach Ost und Süd, nach West und Norden
Ewig fliehen, ewig nimmer ruhn!

Und was soll's mit deinem Haus und Hallen,
Ziehst du hin nach frommer Büßer Brauch?
Laß in Trümmer sie zusammenfallen!
Alles falle, denn ich fiel ja auch!

Und was soll aus deinen Kindern werden,
Willst du nicht nach Weib und Kindern sehn?
Gott ist gütig und viel Raum auf Erden!
Weib und Kinder mögen betteln gehn!

Und was willst du deiner Mutter geben,
Deiner Mutter, ziehst du fern dahin?
Fluch in diesem, Fluch in jenem Leben,
Denn den Vatermord, du riethest ihn!

In den Volksliedern der Schweden, übersetzt von **Mohnike**, **Berlin** 1830[2], befindet sich ein schwedisches Volkslied, welches Moh-

[2] Nicht zu verwechseln mit der andern Sammlung, die bei Chamisso's Ballade erwähnt ist: die Sonne bringt es an den Tag.

nike für älter und ursprünglicher hält als das schottische, wobei man nur den Grund nicht zugeben kann, daß die Anstiftung des Vatermordes durch die Mutter etwas zu Gräßliches hätte, um ursprünglich zu sein.

Der Knab' im Rosenhain.[3]

„Wo bist du gewesen so lange,
Du Knab' im Rosenhain?"
„„Ich bin gewesen im Stalle,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.""

„Wovon ist dein Kleid so blutig,
Du Knab' im Rosenhain?"
„„Weißes Füllen schlug mich,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.""

„Wovon ist dein Hembe so blutig,
Du Knab' im Rosenhain?"
„„Ich hab' erschlagen meinen Bruder,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.""

„Wohin nun willst du wandern,
Du Knab' im Rosenhain?"
„„Will ziehen aus dem Lande,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.""

„Wann kommst du denn zurücke,
Du Knab' im Rosenhain?"
„„Wann der Rabe bleichet,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.""

„Und wann bleicht der Rabe,
Du Knab' im Rosenhain?"
„„Wann der Felsblock schwimmet,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.""

---

[3] Es werden in Mohnike's Sammlung noch zwei andere Lieder desselben Inhalts mitgetheilt, die nur als jüngere Veränderungen des Knaben im Rosenhain gelten können, ein ebenfalls schwedisches (Swen im Rosenhain) und ein finnisches (der blutige Sohn).

Die folgenden sechs Gedichte die Dämmerung, das Kind der Sorge, die Lerche, das Saitenspiel, Lied des Lebens und der Nachruhm gehören zu den Bildern und Träumen, die Herder in der dritten Sammlung der Zerstreuten Blätter zuerst im J. 1787 veröffentlichte, es sind im Ganzen 34 Stücke. „Es sind Jugendbilder und Jugendträume," sagt Herder von ihnen, „die, so wenig sie Gedichte sein mögen, ihrem Verfasser den Namen eines Dichters zu erwerben auch ganz und gar nicht im Sinne haben. Sie wurden nicht zum Druck geschrieben, sind zum Theil zwanzig Jahr alt, dazu sehr nach der alten Weise, d. i. äußerst simpel. Von Jugend auf dünkte es mich, daß sich die Prosa viel mehrern Schmuck des Wort- und Periodenbaues erlauben dürfe als die Poesie; der Schmuck der letzten sei hohe Einfalt und eine äußerst wahre, tief eingreifende Bildung der Gedanken, d. i. Dichtung. Ich bitte also auch diese Kleinigkeiten nicht als Kunstwerke höherer Art, sondern als alte Verse oder gar als Prosa zu lesen. Es wäre mir lieb, wenn einige darunter der Musik angemessen wären; denn durch die Kunst der Töne wird eine abgemessene Sprache dieser Gattung erst lebendig. Auf den Wellen der Musik fortgetragen, träumen wir lebhafter und sanfter." Es wird sich bei den meisten dieser Lieder kaum mehr ermitteln lassen, welche Entstehungszeit jedes einzelne dieser Gedichte habe; die zwanzig Jahre werden kaum mehr als eine runde Zahl bedeuten, die über 10 hinaus reicht, und deutlich ist, wenn man die Dichtungen aus der Mitte der siebziger Jahre mit diesen zusammenstellt, daß die letztern den Charakter eines gereiftern Mannes an sich tragen. Sie entbehren von vornherein eines persönlichen äußern Anlasses, und stellen sich dar als Abfälle oder Abschnitzel seiner auf die Geschichte der Menschheit im weitesten Sinn gerichteten Denkarbeit.

9. Die Dämmerung.

1. Der Aether und die Liebe war
Das ält'ste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

2. Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht[1] der Wolke gleich;
Sie, ewig schön und ewig jung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

3. Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen täuschend Dasein hie;[2]

[1] Ihre Nachkommenschaft. — [2] Sein Leben, worin alles Täuschung ist.

Nur Dämmerung ist unser Blick,[3]
Nur Dämmerung ist unser Glück.

4. Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blume schwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend spielt.[4]

5. Und Ohr und Auge täuscht sich gern;
Das Herz, es pochet in die Fern',
Und wünscht und hat und glaubet's kaum;[5]
Denn auch sein schönstes Glück ist Traum.

6. Die Hoffnung, ewig schön und jung,[6]
Ist uns ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schwester, Sehnsucht, liebt
Den Schleier, der die Lieb' umgiebt.

7. Ich dank' euch, die ihr um mich schwebt,
Daß ihr die Hülle mir gewebt;
Doch Lieb' und Aether, leiht, o leiht
Mir einst ein heller Pilgerkleid![7]

---

[3] Wir vermögen die Wahrheit nur zu ahnden, zu glauben; die helle Anschauung derselben ist uns versagt. — [4] Die Bilder schicken sich nicht recht zusammen; es entwickelt sich nicht eins aus dem andern, sondern eins folgt bloß auf das andere. Der Tag droht uns mit schweren Mühen und Sorgen — wo kömmt auf einmal die Blume her? — Der Sinn ist: In der Fröhlichkeit der Jugend sehen wir nicht, wie schwer das Leben einst sein wird, und später lassen uns einzelne schöne Stunden die Schwüle des Lebens vergessen. — [5] Daß es erlangt hat, was es wünschte; denn mit der Erfüllung ist die Herrlichkeit des Gewünschten verflogen, weil die Schönheit nur in der Idee lag. — [6] Von den Ureltern: Licht und Liebe. — [7] Als Hoffnung und Sehnsucht

Wohl dasselbe Gedicht, dessen Herder in einem Briefe an Merck, Straßburg, im Februar 1771, erwähnt: „Meine Bilderstellung scheint Sie noch immer zu befremden, und ich selbst bin sehr oft nicht damit zufrieden. Was kann ich aber dafür, daß das, was in mir dichtet, eine Mischung von Philosophie und Empfindung ist, die beide am Bild hangen, und die Ode so gern zum Ganzen eines solchen Bildes machen. Sie thun mir viel Ehre an, die Dämmerung mit etwas Klopstock'schem zu vergleichen; an Guß der Empfindung, wenn sie bloß Empfindung ist, ist Klopstock weit über mich, aber von seinen Oden bleibt auch nichts als Dämmerungston dunkler Empfindungen in der Seele! Nachhall der Glocke! Ich glaube, meine läßt hier und da etwas Klärers, Funke, Sentenz, Bild, Maxime zurück, wie Sie das nennen wollen."

Nach den ältesten ägyptischen, phönizischen und griechischen Kosmogonieen sind der Aether und der Eros zwei der ältesten Götter; in dem auf uns gekommenen griechischen Gedichte, Orpheus der Argonaut, heißt es V. 12—15:

Ich sang: wie das Chaos in schrecklichem Zwange das All hielt;
Dann wie Kronos den Aether aus unermeßlichem Schooße
Zeugt' und in Doppelgestalt den hellumschauenden Eros,
Der aus der ewigen Nacht vorschimmerte.

Ueber den Sinn dieser kosmogonischen Ideen ist viel gestritten worden; wer Lust hat, kann darüber nachlesen Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts. Hier in unserm Gedichte hat sie Herder zu einer poetischen Allegorie benutzt. Gott ist das Licht und die Liebe, die Welt nicht nur die Offenbarung seiner Herrlichkeit, sondern auch ein freies Werk seiner Liebe; wir selbst wandeln in Dämmerung, aber Strahlen des Lichtes und der Liebe fallen auf uns hernieder. Dieselbe Idee hat der Dichter ausgeführt in seinen Blättern der Vorzeit in folgender Parabel:

Licht und Liebe.

Im Anfang war alles wüst und leer, ein kalter Meeresabgrund; die Elemente der Dinge lagen wild durcheinander. Da wehete Lebenshauch vom Munde des Ewigen und brach des Eises Ketten und regte wie eine brütende Taube die erwärmenden Mutterflügel sanft.

In dunkler Tiefe regte sich alles jetzt, aufringend zur Geburt. Da erschien der Erstgeborne, das sanft erfreuende Licht. Das holde Licht, vereint mit der Mutterliebe, die über den Wassern schwebete, sie schwangen sich auf zum Himmel und webten das goldene Blau; sie fuhren hinunter zur Tiefe und füllten mit Leben sie an; sie trugen die Erd' empor, einen Gottesaltar, bestreuend sie mit immerverjüngten Blumen; den kleinsten Staub beseelten sie.

Und als sie Meer und Tiefen und Luft und Erde mit Leben erfüllt hatten, da standen sie rathschlagend still und sprachen unter einander: „Lasset uns Menschen schaffen, unser Bild; ein Gleichnis des, der Himmel und Erde durch Licht und Liebe schuf." Da fuhr Leben in den Staub; da strahlte Licht des Menschen göttliches Antlitz an, und Liebe wählete sein Herz zu ihrer stillen Wohnung. — Der ewige Vater sah's und nannte die Schöpfung gut; denn alles füllte, alles durchdrang sein immerwirkend Licht und seine holde Tochter, die belebende Liebe selbst.

* * *

Was murrst du, müßiger Weiser, und staunst die Welt wie ein müßiges Chaos an? Das Chaos ist geordnet, ordne du dich selbst.

Im wirkenden Leben nur ist Menschenfreude; in Licht und Liebe nur des Schöpfers Seligkeit.

Aehnlichen Inhalt hat ein späteres Gedicht Herders, des Menschen Herz:

1. In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud und Schmerz;
Sie webten und erfanden
Daraus ein Menschenherz.
Du armes Herz, gewebet
Aus Lust und Traurigkeit,
Weißt du, was dich belebet?
Ist's Freude? ist es Leid?

2. Die Göttin selbst der Liebe
Sah es bedauernd an:
„O zweifelhafte Liebe,
Die dieses Herz gewann!
In Wünschen nur und Sehnen
Wohnt seine Seligkeit,
Und selbst der Freude Thränen
Verkündigen ihm Leid.“

3. Mitleidig trat ihr Knabe
Hinzu mit seinem Pfeil:
„Auf, meine beßre Gabe,
Sie werde dir zu Theil!
Dein unbezwinglich Streben
Sei Liebe dir, o Herz,
Sei deiner Freude Leben,
Und Süßigkeit dem Schmerz!“

---

10. Das Kind der Sorge.

1. Einst saß am murmelnden Strome[1]
Die Sorge nieder und sann:
Da bildet im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

2. „Was hast du, sinnende Göttin?“
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet,
Beleb's, ich bitte dich, Gott.“

---

[1] Nach alten Sagen ist der Mensch nicht aus Erde allein, sondern aus befeuchteter Erde geschaffen.

3. „Wohlan denn! lebe! — Es lebet!
Und mein sei dieses Geschöpf!“ —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!

4. Mein Finger hat es gebildet.“ —
„Und ich gab Leben dem Thon!“
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus[2] hinan.

5. „Mein ists! Sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind.“
„Wohlan,“ sprach Jupiter, „wartet,
Dort kommt ein Entscheider, Saturn.“[3]

6. Saturn sprach: „Habet es alle!
So wills das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist!

7. Du, Tellus, seine Gebeine:
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

8. Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen in's Grab.“ —

9. Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf;
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

---

[2] Tellus oder Gäa, Sinnbild der Erde als Erdfeste, Behälterin alles dessen, was aus ihr kömmt. — [3] Hier nur das Symbol der Zeit.

Nach Düntzer (Herders Gedichte, S. 18) hat Herder den Stoff dieser Allegorie dem zur Zeit des Augustus lebenden Julius Hyginus entnommen, welcher ohne Zweifel aus griechischer Quelle schöpfte. Hyginus erzählt (220): „Als die Sorge an einem Flusse vorübergieng, sah sie dort feuchten Thon liegen; sinnend erhob sie ihn und begann daraus einen Menschen zu bilden. Während sie bedenkt, was sie gemacht, kommt Jupiter zu ihr. Die Sorge bittet ihn, jenen zu beleben; Jupiter bewilligt es ihr gern. Als sie jenen aber ihren

Namen geben wollte, hielt Jupiter sie ab, indem er sagte, sie müsse ihm seinen Namen geben. Da die Sorge und Jupiter über den Namen stritten, erhob sich auch Tellus und sagte, er müsse ihren Namen erhalten, da sie den Stoff zu seinem Körper geboten. Zum Schiedsrichter nahmen sie den Saturnus und Saturnus entschied so: „Du, Jupiter, weil du den Geist gegeben hast, nimm nach seinem Tode den Geist; du, Tellus, weil du den Körper geboten, den Körper; die Sorge besitze ihn während seines Lebens, da sie ihn zuerst gebildet hat. Aber da Streit über seinen Namen entstanden ist, so wird er Mensch (homo) genannt, weil er aus Erde (ex humo) gemacht ist."

---

11. Die Lerche.

1. Gegrüßet seist du, du Himmelsschwinge,
Des Frühlings Bote,[1] du Liederfreundin,
Sei mir gegrüßet, geliebte Lerche,
Die beides lehret, Gesang und Leben.[2]

2. Der Morgenröthe, des Fleißes Freundin,[3]
Erweckst du Felder, belebst du Hirten;
Sie treiben munter den Schlaf vom Auge;
Denn ihnen singet die frühe Lerche.

3. Du stärkst dem Landmann die Hand am Pfluge,
Und giebst den Ton ihm zum Morgenliede.
„Wach' auf und singe, mein Herz voll Freude,
Wach' auf und singe, mein Herz voll Dankes!"[4]

4. Und alle Schöpfung, die Braut[5] der Sonne,
Erwacht verjünget vom langen Schlafe;
Die starren Bäume, sie hören wundernd
Gesang von oben und grünen wieder.

5. Die Zweige sprießen, die Blätter keimen,
Das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede.
Die Vögel girren im jungen Neste,
Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.

---

[1] Die Lerche verkündigt die ersten angenehmen Frühlingstage. — [2] Man muß wohl hier auflösen: Sie lehrt uns, wie wir singen sollen (freudig und andächtig), und weckt uns zur Wirksamkeit. — [3] Weil sie über den Feldern singt. — [4] Der Gesang der Lerche ist heiter an sich; er ist andächtig, weil sie ihn zum Himmel trägt. — [5] Das Bild schickt sich nicht recht zum Worte Sonne. Wie kann die Sonne eine Braut haben?

6. Denn du ermunterst sie, kühne Lerche,
Beim ersten Blicke des jungen Frühlings,
Hoch über Beifall und Neid erhoben,
Dem Aug' entflogen, doch stets im Ohre.

7. Inbrünstig schwingst du dich auf zum Himmel
Und schlüpfst bescheiden zur Erde nieder.
Demüthig nistest du tief am Boden
Und steigst frohlockend zum Himmel wieder.

8. Drum gab, o fromme, bescheidne Lerche,
Du, über Beifall und Stolz erhob'ne,
Du muntre Freundin des frühen Fleißes,
Drum gab der Himmel dir auch zum Lohne

9. Die unermüdlich-beherzte Stimme,
Den Ton der Freude, den langen Frühling.[6]
Selbst Philomele, die Liedergöttin,
Muß deinem langen Gesange weichen.

10. Denn ach! der Liebe, der Sehnsucht Klagen
In Philomelens Gesang ersterben;
Das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
Das Lied des Fleißes hat langen Frühling.

[6] Die Lerche singt den ganzen Sommer durch.

12. Das Saitenspiel.

1. Was singt in euch, ihr Saiten? was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche, geliebte Nachtigall,
Die, als sie meinem Herzen wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer zum Silberlaute ward?

2. Was spricht in euch, ihr Saiten? was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe, mit süßem Wiederhall?[1]
Du Täuscherin der Herzen, geliebter Lippen Tand,[2]
Bist du vielleicht in Töne, du Flüchtige,[3] verbannt?[4]

[1] Beruht die magische Wirkung auf der Täuschung, daß die Empfindung der Liebe durch dich angeregt werde und so ihren Wiederhall in meinem Herzen finde? — [2] Tändelei der Lippen, weil der Kuß das äußere Zeichen der Liebe ist. — [3] Flüchtig nicht nur ihrer Vergänglichkeit wegen, sondern auch ihrer Unzuverlässigkeit halber. — [4] Bist du zur Strafe (daher verbannt) für deine Flüchtigkeit zum bloßen Tone geworden?

3. Es spricht mit stärkrer Stimme,[5] es dringet mir an's Herz,[6]
Und weckt mit Zaubergriffen[7] den längst entschlafnen Schmerz.[8]
Du bebst in mir, o Seele, wirst selbst ein Saitenspiel[9] —
In welches Geistes Händen? mit zitterndem Gefühl.

4. Es schwebet aus den Saiten, es lispelt mir in's Ohr;
Der Geist der Harmonieen, der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen in ihre Hülle[10] zwang,
Und sie mit Zaubereien der Sympathie[11] durchdrang.

5. In rauher Felsenhöhle bin ich dir Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle Gesang der Nachtigall.
Ich bins, der in der Klage[12] dein Herz zum Mitleid rührt,[13]
Und in der Andacht Chören es auf zum Himmel führt.[14]

6. Ich stimmete die Welten in einen Wunderklang;[15]
Zu Seelen flossen Seelen,[16] ein ew'ger Chorgesang.

---

[5] Mit stärkerer Stimme, als daß hier von etwas Irdischem die Rede sein könnte. — [6] Alle Musik regt das innere Organ der Empfindung auf, und dies um so stärker, als sie der Seele durchaus keinen bestimmten Gedanken giebt, so lange sie ohne Worte ist. — [7] Die Töne aller tiefern Musik dringen wie die Zaubersprache aus einer andern Welt zur Seele, so daß diese, ergriffen vom Strome derselben, sich selbst vergißt, sich selbst verliert, und aus dem Schatz der Erinnerung hervorholt, was sie will. — [8] Alle tiefere Musik giebt daher nicht bloß der Seelenstimmung für den Augenblick das Gepräge, sondern weckt auch früher dagewesene Stimmungen wieder auf und vergegenwärtigt sie, namentlich schmerzliche und wehmuthsvolle Erinnerungen. — [9] Schon Sokrates spricht von einer göttlichen Musik der Seele. — [10] Ich bin es, der allen Lebendigen Gestalt gab. — [11] Als Begriff sehr schwierig zu bestimmen. Man verstand sonst unter Sympathie eine dunkle Wechselbeziehung der Dinge, die man voraussetzte, ohne irgend einen Grund dafür angeben zu können. Wenn z. B. eine auf einen gewissen Ton gestimmte Saite erklingt, so klingen alle auf denselben Ton gestimmte Saiten eines Instrumentes mit. Sympathetische Erscheinungen haben daher immer etwas Geheimnisvolles, Zauberhaftes; daher auch hier der Dichter von Zaubereien der Sympathie redet. — [12] Klage als Musikstück, lamentoso. — [13] Rührung der Seele muß überhaupt in der Tonkunst alle Töne binden und begleiten, wenn sie nicht todt sein soll. — [14] Zu allen Zeiten sind Musik und Gesang, da beide recht eigentlich im Reiche der Ahnung wurzeln, Ausdruck und Begleitung der religiösen Stimmung der Seele und der Andacht gewesen, nicht nur in der christlichen Kirche, wo aber der Gesang als Chor seine höchste und würdigste Ausbildung gefunden hat. — [15] Alles in der Welt steht mit Allem in Harmonie. Das Beseelte mit dem Unbeseelten, das Wirkende mit dem Unthätigen, eine Seelenstimmung mit der andern, und das Individuum ist den Gesetzen der Gattung unterthan und muß mit diesen immer zusammenstimmen. Da aber diese Zusammenstimmung dem menschlichen Auge verborgen ist und sich als ein Geheimnis offenbart, so erscheint sie als ein **Wunder**. — [16] Seelenstimmung zu Seelenstimmung.

Vom zarten Ton beweget,[17] durchängstet sich dein Herz,
Und fühlt der Schmerzen Freude, der Freude süßen Schmerz."[18]

7. Verhall', o Stimm', ich höre der ganzen Schöpfung Lied,[19]
Das Seelen fest an Seelen, zu Herzen Herzen zieht.
In ein Gefühl verschlungen,[20] sind wir ein ewig All;
In einen Ton verklungen der Gottheit Wiederhall.

---

[17] Ton steht hier statt Tonart, und zart für weich, Bezeichnung des sogenannten moll. Die Mollmelodien drücken in ihren Accorden bekanntlich den Kampf, die Angst und den unendlichen Schmerz eines in Zwiespalt gerathenen Gemüthes aus, besonders die Melodien in es moll. — [18] Freude und Schmerz, Jubel und Leid und deren Uebergänge aus einem in den andern auszudrücken, braucht die Tonkunst verschiedene Elemente, besonders den Unterschied in Schwäche und Stärke (piano und forte), in den verschiedenen Taktarten, in der langsamern oder schnellern Bewegung (tempo), vom largo und andante, das adagio hindurch bis zum allegro und presto; aber das Hauptmittel sind auch hier wieder die zwei Tonarten, in ihren Uebergängen aus einer in die andere. Allerdings kann der Dichter aber auch unter „der Freude süßen Schmerz" die Auflösung einer Dissonanz meinen. Unter Dissonanz versteht man bekanntlich eine gewaltsame Vereinigung zweier Töne, die einander zu widerstreiten scheinen. Die Auflösung der Dissonanz geschieht, indem sie sich nach und nach in eine Harmonie der beiden Töne umsetzt und dadurch die unangenehme Empfindung, welche aus der widrigen Vereinigung jener Töne entsprang, in Vergnügen am hergestellten Einklange verwandelt und somit auch das Gemüth beruhigt. — [19] Die Harmonie der Sphären. — [20] Indem jeder einzelne mit der ganzen Gattung dieselbe Harmonie der Kräfte in sich fühlt.

Von dem Jahre 1778 an datirt Hettner die zweite Epoche Herders; während der ersten Epoche vornämlich die reformatorischen Schriften über die Geschichte und Bedeutung der Dichtkunst angehören, mit welcher seine grundlegenden Betrachtungen über Sprache, Religion und Geschichte im Allgemeinen zusammenhängen, ist in der zweiten Epoche die Philosophie und deren Anwendung auf Wissenschaft und Leben die tiefste Herzensangelegenheit Herders geworden. Und zwar war es vor Allem Spinoza, der jetzt Herders Denken am meisten beeinflußt. Eine Reihe prosaischer Schriften und eine Anzahl bedeutender Dichtungen aus dieser Periode treffen alle in dem Grundgedanken überein, daß die Natur und alles Einzelne in ihr nur der Ausdruck des gemeinsamen All sei, der Gottheit, die in Allem wirksam ist und sich in Allem erzeigt. Hier nun hat Herder diesen metaphysischen Grundgedanken angewandt zur Erklärung eines Naturgebietes, das bis jetzt aller natürlichen Erklärung verschlossen war: Was ist der Ton? Woher das Entzücken und die Gewalt, welche die Musik über uns ausübt? Hören wir darin (Str. 1) das Gefühl lebendiger Wesen außer uns, oder verhüllt sich darin die Sehnsucht unsers eignen Herzens? Nein; die Töne der Musik sind Zeugen des großen Gesetzes der Zusammenstimmung, des Einklanges, der überall

im Weltall herrscht:* der Weltgeist ist Grund der magischen Wirkung. Diesen Weltgeist aber in seinem unbegreiflichen und undurchdringlichen Walten als die Quelle des hohen Wohlgefallens aufzufassen, ist ein erhabener, aber eben zunächst metaphysischer Gedanke. Die Weise jedoch, wie er hier ideal der Anschauung und Empfindung nahe gebracht wird, macht die Lösung der Frage zu dem erhabensten Hymnus auf die Musik. Wenn die Liebe in ihrer Vergänglichkeit gegen dies Ideal der Zusammenstimmung in nichts verschwinden muß, so ist doch ihr Wesen mit dem Sehnen nach der befriedigenden Zusammenstimmung innerlich verwandt. Darum weckt der Weltgeist, indem er sich als Geist der Harmonieen im Saitenspiel offenbart, „den längst entschlafnen Schmerz" und tritt aus seiner abstrakten Ferne hier dem Gefühle wieder nahe, in der hohen Aufregung desselben wird er selbst eine redende Göttererscheinung. Was er aber redet, sind nicht, wie wir dies bei solchen Aufgaben so oft finden, schwülstige Worte und leere Philosopheme, sondern jeder Gedanke ist in eine anschauliche Erscheinung verkörpert, jeder bei aller Einfachheit und Verständlichkeit des Ausdrucks Offenbarung eines tiefen, religiösen Gefühles. Und wer bei den wortlosen Gesängen der ungebildetsten Menschen sieht, wie bei diesen die Gesetze der Harmonie unwillkürlich und ohne alles Bewußtsein wirken; wer die Gesetze auch in der Natur außer dem Menschen wahrnimmt und wohl schwerlich dieses Wunder zu erklären weiß: der betrachtet sie gern als die magische Wirkung jener lebendigen Harmonie des Alls, als eine Eingebung des Geistes der Harmonien. Dieser Gedanke, das Mitleid, die Andacht, die Harmonie der Sphären, die Harmonie der Seelen in erhabener Steigerung umfassend, tritt zugleich in dem Walten der Sympathie dem Gefühle näher, und der Schmerz wird eine Dissonanz, die sich in reinen Accorden auflöst. Auf dieser Höhe der Begeisterung, gleichsam selbst die H a r m o n i e d e r S p h ä r e n, d a s L i e d d e r g a n z e n S c h ö p f u n g vernehmend, gebietet der Dichter seinem Liede zu verhallen und fühlt sich liebend in eine Harmonie verschlungen.

Im Vortrag herrscht auch hier ein gewisses Helldunkel. Das Gedicht ist durch und durch Poesie, zeigt aber allerdings nur die eine Saite derselben, die musikalische. Denn es bringt einen ganz bestimmten Zustand des Gemüthes hervor, ohne der Einbildungskraft ein bestimmtes Bild zu überliefern. Sonst ist es in seiner Schmucklosigkeit, Anordnung und Klarheit, in seiner Tiefe der Empfindungen, in der wahren Schönheit der Darstellung ein unübertroffenes Muster einer Ode, in welcher jede Färbung des Ausdrucks, jede Wendung

* Jede geschlagene Saite thut ihre Naturpflicht; sie klingt, sie ruft einer gleichfühlenden Echo, selbst wenn sie nicht hoffet, daß ihr eine antworte. Jedes Wesen äußert sich durch Laute und läßt sein Gefühl tönen, damit es von allem, wie von einem, mitfühlend vernommen werde. (Herder: Ueber den Ursprung der Sprache, I. 1.)

und Schattierung des Gedankens in der Einheit des Ganzen begründet ist.

Ueber Wesen und Wirkung der Tonkunst hat Herder auch anderswo als Prosaiker seine Gedanken niedergelegt, und besonders ist hier hervorzuheben das Gespräch, welches sich jetzt in Bd. 20 der Werke (Nachlese zur schönen Literatur und Kunst) befindet, und die Frage beantworten soll: Ob Malerei oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre, ein Göttergespräch. Aus diesem Gespräche sind in der Erklärung der Ode einige Stellen wörtlich angeführt und dann durch Hd. bezeichnet worden.

Beigefügt mag hier werden, was Goethe in der Vorrede zu seiner Farbenlehre ausspricht, da es ganz hier zum Gegenstande gehört: „Die Farben sind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden. In diesem „Sinne können wir von denselben Aufschlüsse über das Licht er„warten. Farben und Licht stehen zwar unter einander in dem „genausten Verhältnis, aber wir müssen uns beide als der ganzen „Natur angehörig denken: denn sie ist es ganz, die sich dadurch dem „Sinne des Auges besonders offenbaren will.

„Eben so entdeckt die ganze Natur einem andern Sinne. Man „schließe das Auge, man öffne, man schärfe das Ohr, und vom „leisesten Hauch bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang „bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaft„lichen Schrei bis zum sanftesten Worte der Vernunft ist es nur die „Natur, die spricht, ihr Dasein, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Ver„hältnisse offenbart, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare „versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann.

„So spricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu be„kannten, verkannten, unbekannten Sinnen; so spricht sie mit sich selbst „und zu uns durch tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist „sie nirgends todt noch stumm; ja dem starren Erdkörper hat sie „einen Vertrauten zugegeben, ein Metall, an dessen kleinsten Theilen „wir dasjenige, was in der ganzen Masse vorgeht, gewahr werden „sollten.

„So mannigfaltig, so verwickelt und unverständlich uns oft diese „Sprache scheinen mag, so bleiben doch ihre Elemente immer die„selbigen. Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur „hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben „und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erscheinungen „bedingt werden, die uns in Raum und Zeit entgegentreten."

---

13. Das Lied des Lebens.

1. Flüchtiger als Wind und Well
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf,
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen[1] auf ihn streu'n!

2. Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer;[2]
Rosen, denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein[3] gelebt sein Leben hat.

3. Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Geistes Schläf' umzieht,
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen[4]
Uns mit Ruhe, doppelt süß;
Und die lauen[5] Lüfte spielen
Freundlich uns in's Paradies.[6]

---

[1] Blumen des Andenkens schöner Handlungen und freudiger Ereignisse. Rosen, als die schönsten Blumen, sollen den zurückgelegten Weg bezeichnen, damit die Erinnerung daran uns das Schöne wieder neu gebähre. Der Anfang des Hölty'schen Liedes: „Rosen auf den Weg gestreut" hat einen ganz andern Sinn: Laßt uns alles Bittere vergessen und nur an Erfreuliches denken. — [2] In das Nebelmeer der Vergessenheit. — [3] Ohne Schuld, frei von Gewissensbissen. — [4] Auch Leiden erquicken in der Erinnerung. Vergl. Salis Ermunterung, Str. 7. — [5] In der Gedichtsammlung steht lauten, was gar keinen Sinn giebt. Die zerstreuten Blätter, in denen das Gedicht zuerst erschien, geben die richtige Lesart lauen, d. i. Frühlingslüfte. Die Beziehung zwischen den lauen Lüften und der Versetzung in's Paradies bleibt übrigens dem Erklärer dunkel. Vermuthlich soll lau hier der Gegensatz zu kühlen sein, und der Sinn wäre dann: Selbst die Erinnerung an Unangenehmes muß uns erfrischen. — [6] In's Paradies der Erinnerung an den entflohenen Lenz der Jugendzeit.

Das Lied des Lebens ist das einzige Lied Herders, das durch musikalische Komposition zu weiterer Verbreitung gelangt ist. Es gehört unter die Reihe von Liedern jener Zeit, die zu fröhlichem Lebensgenusse aufforderten (siehe bei Hölty, S. 218), wird aber von

andern derselben Gattung an Einfachheit des Stiles weit übertroffen. Ein so vortrefflicher Kenner und Uebersetzer der Volkslieder Herder war: eigene Lieder im Volkston sind ihm keine gelungen.

---

14. Der Nachruhm.

1. Mich reizet nicht des Ruhmes Schall,
Der aus Posaunen tönt;
Den jeder leise Wiederhall
Im stillen Thal verhöhnt.
Ein Ruhm, der wie der Sturmwind braust,
Ist selbst ein Sturm, der bald versaust.

2. Mich reizet mehr der Silberton,
Der unbelauschet klingt
Und meiner Muse schönsten Lohn,
Den Dank des Herzens singt,
Die Thräne, die dem Aug' entfließt
Und mich mit Bruderliebe grüßt.

3. Nicht allen gönnte die Natur
Das allgepries'ne Glück,
Zu bilden auf des Schöpfers Spur
Ein ew'ges Meisterstück,
Das, ein vollkommnes seiner Art,
Der Nachwelt stetes Muster ward;

4. An dem, im Anblick noch entzückt,
Der späte Schüler steht
Und in des Meisters Seele blickt
Und stumm von dannen geht,
Indeß sein Herz den seltnen Geist
Mit lautem Puls glückselig preist.

5. Wir schwimmen in dem Strom der Zeit
Auf Welle Welle fort;
Das Meer der Allvergessenheit
Ist unser letzter Ort.
Genug, wenn Welle Welle trieb,
Und ohne Namen Wirkung blieb.

6. Wenn dann auch in der Zeiten Bau
Mich bald ihr Schutt begräbt,
Und meine Kraft auf Gottes Au
In andern Blumen lebt,
Und mein Gedanke mit zum Geist
Vollendender Gedanken fleußt.

7. Schön ists, von allen anerkannt,
Sich allgelobt zu sehn;
Doch schöner noch, auch ungenannt,
Wohlthätig fest zu stehn.
Verdienst ist meines Stolzes Neid
Und bei Verdienst Unsichtbarkeit.

8. So nennet Gottes Kreatur
Nur schweigend seinen Ruhm;
Sie blüht in wirkender Natur,
Ihr selbst ein Eigenthum.
Der Schöpfer zeigt sich nicht, und kühn
Verkennt der Thor und läugnet ihn.

Vermuthlich eins der frühesten Gedichte Herders, aber ein prophetisches. Obgleich Herder allerdings keine eigentlichen Meisterwerke der Kunst hervorgebracht hat, so ist doch sein Einfluß und seine Wirksamkeit auf die Köpfe Deutschlands unermeßlich; eine Menge Ideen sind jetzt in Umlauf, die zuerst in seinen Schriften erscheinen und uns freilich jetzt nicht mehr so außerordentlich vorkommen, wenn wir sie darin lesen, eben weil sie schon in den Kreis allgemeiner Erkenntnis übergegangen sind. Herder selbst sagt in den Briefen zur Beförderung der Humanität: „Mag untergehen der Name, was liegt am Namen! Was seiner Natur nach wahrhaft unsterblich ist, kann uns von Zeiten, Menschen und Schicksalen nicht geraubt werden. Unsterblich, und allein unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziele, der möglichst besten Ausarbeitung seiner Form, wesentlich liegt; was also seiner Natur nach fortdauern, auch unterdrückt immer wiederkommen, und durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muß: das rein Wahre, Gute und Schöne. Ungeachtet aller einander entgegenstrebender Kräfte unsers Geschlechts scheint eine allgemeinere, vollere, sanftere Fortwirkung desselben auf die Nachwelt in der Ordnung der Dinge und im Lauf seines Daseins zu liegen."

In den Erinnerungen aus Herders Leben sagt seine Wittwe: „Jeder Gute, sagte er, sei an seiner ihm angewiesenen Stelle berufen, bessere Zeiten wo nicht hervorzubringen, doch vorzubereiten. Dieser Glaube war sein Reich Gottes, sein eigenstes Dasein. O, wie glücklich im Stillen war er, wann er (zumal in frühern Zeiten) einen Gedanken zu Beförderung irgend eines Guten zum gemeinen Besten fand!"

15. Die Reue.

1. Tröst', o tröste dich, mein Herz,
Ueber deine Leiden!
Blicke vor- und hinterwärts!
Süß ist überwundner Schmerz
Unverdienter Leiden.
Und verdientest du den Schmerz,
So verdiene Freuden!

2. Irrthum zwar und Thorheit sind
Unser Loos hienieden,
Misgestaltet, schwach und blind;[1]
Jeder Fehler ist ihr Kind
Und verscheucht den Frieden;
Ach, der süßen Feinde[2] sind
Uns so viel beschieden.

3. Aber jedem Fehl verband
Jene ew'ge Treue,
Jener göttliche Verstand,
Seiner Liebe bestes Pfand,
Daß sie uns erneue;
Besserung wird sie genannt,
Menschen nennen's Reue.

4. Sanft zieht sie hinweg den Flor
Von des Fehlers Blicke,
Warnend kommt sie ihm zuvor,
Oeffnet sanft sein taubes Ohr,
Führt ihn zart zurücke;
Durch der Reue niedres Thor
Wandern wir zum Glücke.

5. O, wie fröhlich fühlt das Herz
Dann verlebte Leiden!
Segnet seinen Arzt, den Schmerz,
Blickt mit Schauer hinterwärts,
Siehet vorwärts Freuden.
Neu und freier wird das Herz
Durch besiegte Leiden.

6. Dank der mütterlichen Hand,
Die den Kelch uns mischet,

---

[1] Ungelenker Ausdruck; die drei Beiwörter sollen sich doch auf Loos beziehen, aber wie? — [2] Der Fehler, denen wir uns gern hingeben.

Die aus Schmerzen Lust erfand
Und mit Lust den Schmerz verband,
Der sie neu erfrischet.
Dank der mütterlichen Hand,
Die den Kelch uns mischet.

Dieses Gedicht und das Folgende: „Friede“, stehen bei Düntzer unter denjenigen, die etwa gleichzeitig mit den vorausgehenden, d. h. zwischen 1780 und 1787 gedichtet sind. Das vorliegende: „Die Reue“ scheint eine Erklärung des christlich-dogmatischen Begriffes der Reue in Herders Sinne, nach welchem auch die Reue ein in der Natur des Menschen liegendes, nothwendiges, wohlthuendes Menschengefühl ist.

---

16. Friede.

„Du suchest Frieden?
Friede wohnt hier!“

Hier in der Einsamkeit
Der Klostermauern,
Soll ich mein Leben
Oede vertrauern? —

Göttlicher Friede,[1]
Wohnest du hier? —

Fremdling, es wohnet
Zankbegier,
Unmuth hier! —

„Du suchest Frieden —
Friede wohnt hier!“

Hier in der Dunkelheit
Verschwiegner Kreise,[2]
Werd' ich ein Gott hier,
Tugendhaft weise?

Friede der Brüder,
Wohnest du hier?

---

[1] Der Friede, den Religion und Glaube giebt. — [2] D. h. entweder geheimer Gesellschaften, z. B. der Freimaurer, oder andrer Verbrüderungen zu gemeinschaftlichen Zwecken, z. B. der Herrnhuter.

Fremdling, es wohnet
Gunstbegier,
Trugsucht hier.

„Du suchest Frieden —
Friede wohnt hier.“

Hier im gelehrten Hain[3]
Am Quell der Musen;
Dir, o Natur, am
Liebenden Busen —

Friede der Weisheit,
Wohnest du hier?

Fremdling, es wohnet
Ruhmbegier,
Zanksucht hier.

Dort in der Ruhestatt
Der stillen Grüfte
Unter dem Säuseln
Friedlicher Lüfte —

Friede des Lebens —
Wohnest du hier?

Fremdling, im Herzen
Wohnt er dir,
Tief in dir!

[3] Im Sitze der Wissenschaft.

---

17. Liebe.[1]

1. Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternen-, wie ein Himmelssang:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich sind meine Lieder todter Schellenklang!

2. Hätt' ich Prophezeiung, alle Tiefen
Der Geheimnisse, Erkenntnistiefen,

[1] Nach 1. Cor. 13.

Berge zu versetzen hätt' ich Macht:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich wär' all mein Glaube, all mein Wissen Nacht!

3. Gäb' ich Armen alle meine Habe,
Gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachete der Glut:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich ist Thun und Leiden leere, blinde Wuth! —

4. Liebe, du bist gütig, freundlich, milde,
Neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
Nimmer stolz und ungebehrdig nie,
Nicht argwöhnisch, suchst das Meine,
Nicht das Deine;
Nur die Wahrheit, nicht die Lüge, Gutes freuet sie! —

5. Alles deckt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,
Duldet alles, was sie nie verschuldet;
Liebe, du wirst bleiben, du allein!
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntnis; Liebe nur wird sein.

6. Stückwerk ist mein Wissen, mein Vergleichen;
Kommt das Ganze, muß das Stückwerk weichen;
Kind ist Kind, und klügelt, wie ein Kind.
Wird ein Mann an Kindereien
Sich erfreuen?
Er, ein Mann, ist männlicher gesinnt.

7. Jetzt im Räthsel, jetzt im dunkeln Spiegel:
Einst erscheinet uns der Wahrheit Siegel
Wirklich: Angesicht zu Angesicht;
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe;
Doch die Liebe
Ist die größte aller! Liebe nur weicht nicht.

In Herders Gedichten finden sich unter der Ueberschrift: Christliche Hymnen und Lieder, 38 Kirchenlieder, von denen jedoch zehn Herdern ursprünglich nicht zugehören. Den einfachen Ton des eigentlichen Kirchenliedes haben alle nicht. Das vorliegende ist ganz in der Art des Minneliedes gehalten, muß als Ode betrachtet werden und hat einen schönen musikalischen Bau.

18. Madera.

Und zum Schlusse dieses Festes kosten wir ein Glas Madera;
Süß und traurig:[1] zum Gedächtnis aller unglücksel'gen Liebe.
Robert Machin, Anna d'Arfet, er ein edler Brittenjüngling,
Sie die Tochter stolzer Eltern, beide liebten sich, doch traurig. 4
Hingeworfen in's Gefängnis von des Mädchens stolzen Eltern,
Schmachtete der edle Machin; doch sein Herz blieb unverändert.
Und des jungen Mannes Freunde rüsten ihm ein Schiff am Ufer,
Führen Robert aus dem Kerker, ihm die Braut in seine Arme. 8
Willig folget ihm die treue Anna d'Arfet in die Wellen.
Liebe Wellen, rauschet glücklich! Fahret wohl, geliebte beide! —
Hin nach Frankreichs holdem Ufer steuern sie mit Macht und Kräften;
Doch die Küste schwindet traurig, traurig seufzen alle Winde. 12
Dreizehn lange Tag' und Nächte schweben sie auf offnem Meere
Ohne Weg und ohne Rettung; rette sie, geliebte Liebe!
Da gieng ihnen auf der Freude, auf der Hoffnung Morgenröthe;
Sieh, ein nahes, schönes Eiland, namlos, jetzo heißt's Madera. 16
Neue Vögel, neue Bäume, schöne Thäler, holde Hügel
Locken freundlich sie zur Küste, fliegen freundlich um ihr Segel.
„Ach, es ist der Sitz der Liebe," spricht das freudetrunkne Mädchen,
„Mitten unter wilden Wellen uns vom Himmel zubereitet! 20
Ferne von Europa's Ufer, von dem unglücksel'gen Ufer,
Eine der glücksel'gen Inseln aus den alten Fabelzeiten." —
Und sie steigen aus zum Lande, grüßend die geliebte Küste.
Die krystallne Wasserwoge kömmt, und spielt um ihre Füße. 24
Wilde Thiere kommen schmeichelnd, huldigend dem Königspaare;
Tausend Nachtigallen singen ihnen Lobgesang der Liebe.
Und sie finden ein verborgnes, schönes Thal, von dichten Bäumen
Rings umschattet, wie ein Tempel, wie ein Paradies der Liebe. 28
„Hier, Geliebter," spricht das Mädchen, „in dem Tempel laß uns wohnen!
Unter diesem heil'gen Baume laß uns liebvereinet sterben!" —
Und ein böses Schicksal hörte den schuldlosen Wunsch der Schönen;
Wüthend kam ein harter Sturmwind, und riß loß das Schiff vom Ufer, 32
Riß es in die wilden Wellen, stieß es an Marocco's Küste;
Alle arme Christenseelen wurden da der Mohren Sklaven.
Leidend sah das weiche Mädchen ihrer treuen Freunde Schicksal,
Sah allein sich auf der Insel, sah den Vielgeliebten traurig. — 36
„Unter diesem heil'gen Baume will ich ruhn, des Lebens müde!"
Schlang um ihn die festen Arme, und verschied am dritten Tage. —
Ihr und sich erbaut der müde Robert nun fortan ein Grabmal
Unter dem geliebten Baume, und verschied am fünften Tage. 40

---

[1] In lieblich gerührter Stimmung.

Eine Tafel auf dem Grabe nannte ihrer beider Namen,
Sprach, erzählend die Geschichte, sprach mit fleh'nden Worten also:
„Wenn einst dieses schöne Eiland je ein Christenpilgrim findet:
„O, so weih' er unserm Grabe eine Thrän' und einen Tempel!“ — — 44
Als darauf nach manchen Jahren Don Gonsalvo und Morales
Wieder fanden diese Insel, und auf ihr das Grab der Liebe:
Weihten sie dem treuen Paare ein Gebet und einen Tempel;
Jesustempel heißt das Grabmal, und der Hafen heißt Machino. 48

Diese Romanze, die zuerst in Schillers Musenalmanach v. 1796 erschien, soll nach dem Spanischen gedichtet sein. Jedenfalls ist es keine Uebersetzung, sondern wird sich zu dem spanischen Gedichte verhalten, wie Bürgers Balladen zu den englischen.

Die zu Grunde liegende rührende Geschichte hat der Portugiese Francisco Alcaforado, der selbst bei der zweiten Entdeckung gegenwärtig war, beschrieben, und ein Auszug aus seiner Erzählung findet sich in der bekannten Allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, Bd. 2. S. 58—61. Robert Machin soll unter Eduard III. gelebt haben. Die Eltern seiner Geliebten wirkten einen Verhaftsbefehl gegen ihn aus und ließen ihn nicht eher frei, als bis Anna mit einem vornehmen Manne verlobt war, der sie mit nach Bristol nahm. Ein Freund Roberts schlich sich verkleidet in das Haus, wurde als Diener angenommen und entfloh dann mit Anna auf das bereitliegende Schiff.* Dies geschah im J. 1344. Widrige Winde verschlugen das Fahrzeug nach langem Umherirren auf die unbewohnte Insel, und hier stiegen Robert und Anna mit ihren Freunden ans Land, um sich zu erholen und einige Zeit daselbst zu verweilen. Ein Sturm riß aber das Schiff los und verschlug die Mannschaft nach Marocco. Anna starb vor Gram und ihr folgte Robert. Beide wurden unter dem großen schönen Baume begraben, an dessen Stamm sie früher Hütten von Aesten gebaut hatten. Die Freunde errichteten einen Altar und auf den Gräbern ein Kreuz nebst einer Tafel, worauf das unglückliche Verhängnis der Liebenden erzählt war. Hierauf schifften sie sich in der Schaluppe nach England ein, wurden jedoch ebenfalls nach Marocco verschlagen und geriethen in Sklaverei. Ein spanischer Seemann, Johann de Morales, der später auch Gefangener in Marocco war, erfuhr die Geschichte und berichtete das Dasein der schönen Insel, als er befreit worden, dem portugiesischen Seefahrer Johann Gonsalvo Zarco. Dieser hatte schon im J. 1418 die Insel Puerto Santo entdeckt, und fand im J. 1421 glücklich Machins Insel, die später den Namen Madera, d. h. Holzinsel, erhielt.

* Das Abenteuer Machins und Anna's hat offenbar dem Verfasser der Insel Felsenburg vorgeschwebt.

19. Der Tod.

Ein Gespräch an Lessings Grabe.[1]

(1785.)

„Himmlischer Knabe, was stehest du hier, die verglimmende Fackel
Nieder zur Erde gesenkt, aber die andere flammt
Dir auf deiner ambrosischen Schulter im Lichte so herrlich!
Schönern Purpurglanz sah ja mein Auge nie!
Bist du Amor?“ „Ich bins! doch unter dieser Umhüllung, 5
Ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen Genien sahn die gütigen Götter
Keinen, der sanft wie ich löse das menschliche Herz;
Und sie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöse,
Ihnen ein bitter Geschoß, selbst in den Becher der Lust. 10
Dann geleit ich im liebenden Kuß die scheidende Seele
Auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf.“
„Aber wo ist dein Bogen und Pfeil?“ „Dem tapferen Weisen,
Der sich selber den Geist längst von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich lösche die glänzende Fackel 15
Sanft ihm aus; da erglimmt eilig von purpurner Lust
Diese andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
Um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht.“
„Und wer ist der Weise, dem du die Fackel der Erde
Hier gelöschet, und dem jetzt schon die schönere flammt?“ 20
„Der ist's, dem Athene, wie dort dem tapfern Tydides,[2]
Selber schärfte den Blick, daß er die Götter ersah.
Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an.“

---

[1] Lessing starb am 15. Februar 1781. — [2] Im fünften Gesang der Ilias; hier wird von den Thaten des Diomedes erzählt, den Athene zur Tapferkeit aufregt.

Im Jahr 1769 erschien Lessings schöne Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet,“ Lessing zeigte hier in Erweiterung einer Stelle des Laokoon (XI., Note 1.), daß die Alten den Tod in der häßlichen Vorstellung eines Gerippes noch gar nicht gekannt, sondern vielmehr den Tod als einen Bruder des Schlafes dargestellt hätten, beide Genien mit der umgekehrten Fackel, ein Bild so einfach und fruchtbar, als anmuthig und bedeutend. Schon 1775 veröffentlichte Herder einen Nachtrag zu Lessings Abhandlung, worin er nachwies, daß der schöne Jüngling mit der umgekehrten Fackel eigentlich nie das personifizirte Abstractum des Todes habe bedeuten sollen, sondern dieser werde nur mittelbar durch den Schlaf angedeutet. Unsere schöne Elegie auf Lessing erschien zuerst in der Sammlung der „Zerstreuten Blätter“ nach der Paramythie „Der Schlaf“.

20. Am Meer bei Neapel.

(1789.)

1. Ermüdet von des Sommers schwerem Brande
Setzt' ich darnieder mich an's kühle Meer.
Die Wellen wallten küssend hin zum Strande
Des grauen Ufers, das rings um mich her
In seinem frischen, blumichten Gewande
Auffieng der Schmetterlinge gaukelnd Heer.
Der Liebe lust'ger Schleier,[1] rings umflogen
Von Zephyretten, spielte mit den Wogen.

2. Und über mir, hoch über mir in Lüften
Des blauen Aethers säuselte der Baum,
Der rein und lauter von der Erde Düften,
Ein himmlisches Gewächs, den grünen Saum
Umschreibet mit der Sonne goldnen Schriften,[2]
Und giebt dem Fluge der Begeist'rung Raum;
Die schlanke, schöne Königin der Bäume,
Die Pinie[3] hob mich in goldne Träume.

3. Ich hörte; aus des Meeres leisen Wogen
Erhob sich einer Stimme süßer Ton:[4]
„Ich kenne dich! du hast mich nie betrogen!
Du liebst die Wahrheit, und verdienst zum Lohn,

---

[1] Der Meerschaum. Aus ihm wurde der Mythe nach Aphrodite geboren. — [2] Diese Stelle ist etwas schwülstig; der Dichter will doch weiter nichts sagen als: Die Sonne beschien die äußersten Ränder der Blätter. „Rein und lauter von der Erde Düften" versteht man schwer; eben so Z. 6: Die Pinie giebt dem Fluge der Begeist'rung Raum? Im Musenalmanach ist die Stelle anders, aber eben so unverständlich:

Der reingeläutert von der Erde Düften,
Ein himmlisches Gewächs, den runden Saum
Umschreibet mit der Sonne goldnen Schriften. —

[3] Die italienische Fichte. „Gegen Abend fuhren wir in die Giustischen Gärten (in Verona), wo ich zuerst die Ehre hatte, unter Pinen (Cypressen) umherzuwandeln und diesen edlen, melancholischen Baum in die blaue Luft steigen zu sehen." Herders Reise nach Italien. 63. — [4] Es ist gewiß sehr sinnig, daß der Dichter keine Gestalt, etwa eine Nymphe, dem Dichter erscheinen läßt, die ihn belehrt. Zu den tiefen Geheimnissen, die ihm hier enträthselt werden, schickt sich auch die geheimnisvolle Stimme. Die Natur selbst spricht zu ihm. Dennoch hat Herder in der Umarbeitung dieser Dichtung später zwischen die dritte und vierte Strophe eine neue geschoben:

Ich sah, und aus des Meeres zarten Wellen
Hob eine Nymphe göttlich sich empor.
Ihr Antlitz schien die Dämmrung aufzuhellen
Bis an der Sonne goldnes Abendthor;
Die Wogen küßten sie mit sanftem Schwellen,
Um ihren Busen wallt' ein reger Flor.
Sie sang; ein Saitenspiel von zarten Saiten
War schüchtern, ihre Stimme zu begleiten.

Daß dir die Hülle werd' emporgezogen,
Die alle Wesen bis zum lichten Thron
Der schaffenden Natur in Schatten hüllet;[5]
Vernimm mich, und dein Wunsch wird dir gestillet."

4. „Was rings um dich dir deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt;
Was droben dort in jenem heil'gen Schweigen
Des Aethers, drunten sich im Würmchen regt,
Und in der Welle spielt, und in den Zweigen
Der Fichte rauscht, und dir im Herzen schlägt,
Und dir im Auge, jetzt von Thränen trübe,
Jetzt freudetrunken himmlisch glänzt, ist — Liebe."

5. „Die Liebe nur ist Schöpferin der Wesen,
Ihr Herz und Geist, ist ihre Lehrerin
Und Lehre.[6] Willst du rings im Buche lesen,
Das um dich liegt, lies diesen Inhalt drin;
Und will dein Geist, und will dein Herz genesen,
So folge rein der hohen Führerin.
Wer außer ihr, der Mutter alles Lebens,
Natur und Wahrheit suchet, sucht vergebens."

6. „Sie ist Natur; sie wählt und knüpft Gestalten,
Sie bildet Wesen und beseligt sie;
Sie läßt, den Keim zur Blume zu entfalten,
Die Blume liebend blühn in süßer Müh'.[7]

---

[5] Das Aeußere der Wesen, welches uns die innere Wahrheit derselben, ihr eigenstes Dasein, verdeckt. — [6] Liebe hat alle Wesen erschaffen und Liebe ist ihr Wesen: Liebe lehrt sie handeln und Liebe lehren sie wieder. — [7] Denselben Gedanken verfolgt Herder weiter in seiner Abhandlung über die Fabel (in der Adrastea): „So contrastierend die Gattungen der Geschöpfe „in der Natur über und gegen einander gesetzt sind, so daß alles auf einem „ewigen Kampfe und Widerspruch zu beruhen scheint, so hängt alles, was „Leben hat (und was hätte nicht Leben?) dennoch an einer Kette, der „Liebe. Der Liebe? Nicht anders, und zwar einer sich selbst erhaltenden, „dem Ganzen sich aufopfernden Liebe. Jedes Lebende nämlich (da auf eine „harte Weise die Gattungen der Lebendigen einander entgegenstehen) kämpft „für seine Erhaltung. Wozu aber strebt selbst dieser Kampf? Um in „seines Gleichen fortzuleben, also zum Ganzen. Unwissend und von der „Natur gezwungen, opfert jedes Einzelne sich diesem Zweck auf, zu welchem „in und außer seiner Substanz alle Elemente wirken. Abblühet die Blume, „sobald sie sich selbst in Samen dargestellt hat; nur zu Hervorbringung „dieser keimte, wuchs, blühete sie. So die Geschlechter der Thiere in ihren „verschiedenen, mühsamen Haushalten, Kämpfen und Geschäften. Jugendliche, eheliche Liebe ist allen ihr Ziel, der Zweck ihrer Mühe, die fröhlichste „Tendenz ihres Daseins. Hierauf gehet ihr Fleiß, ihre Kunst, ihre natürliche und mütterliche Sorge."

Die zarten Bande, die das Weltall halten,
Die ewig rege, junge Sympathie,
Die Harmonie, nach der die Wesen brennen,
Wie willt du anders es als Liebe nennen?"

7. „Schau, wie die Welle freundlich hier am Rande
Des Ufers scherzet, und es zart begrüßt;
Sie gleitet weg von dem geliebten Strande,
Zerfließend, wie der Lippe Kuß zerfließt,
Und kehrt zurück zu dem geliebten Lande,
Wie wiederkehrend sich das Herz ergießt;
So drängen sich mit immer neuem Schwellen
In aller Schöpfung Meer der Liebe Wellen." [8]

8. „Und sieh, wie dort der ganze Himmel trunken
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht;
In Amphitritens Silberschooß versunken,
Wallt dort und zittert noch der Sonne Licht;
Und droben blühen schon der Liebe Funken,
Die Sterne; sieh! auch Luna säumet nicht;
Sie schleicht heran mit zarten Silberfüßen,
Um ihren Liebling, ihren Freund zu grüßen." [9]

9. „Da sieht sie sich bescheiden in dem Spiegel
Der Wellen an, und weilt, und schämet sich;
Und sehnend hebt [10] die Welle sich zum Hügel,
Sie liebt, sie will umfassen, Luna, dich:
Denn auf ihr glimmt der Liebe strahlend Siegel,
Ihr zarter Blick, durchdringend dich und mich,
Der Göttin Anblick, die mit süßen Schmerzen
Dein Herz durchdringt und aller Wesen Herzen."

10. „Den Göttern selbst bei ihren Göttermahlen
Ist Lieb' allein der Freuden Ueberfluß;
Da labet Zeus sich in den süßen Strahlen
Des schönen Jünglings mit dem ew'gen Kuß; [11]

---

[8] Die ersten sechs Zeilen der Strophe scheinen der Form des Nachsatzes zufolge: so drängen sich &c." nur ein versinnlichendes Gleichniß zu sein, und sie sind es auch; aber nicht bloß dies, dieses Küssen der Welle und des Strandes, des Wassers und der Erde, das Fliehen und Anziehen der Elemente ist hier nicht bloß Bild der Liebe, die das Weltall zusammenhält, sondern in des Dichters Sinne selbst schon Liebe. Das Ganze ist also nicht ein gewöhnliches Gleichnis, sondern Anwendung eines besondern Falles auf's allgemeine. — [9] Den schlafenden Endymion. — [10] Faktitiv genommen; die Welle wird zum Hügel. —

[11] Aber von Tros entsprangen die drei untadligen Söhne,
Ilos, Assarakos auch, und der göttliche Held Ganymedes,
Welcher der schönste war der sterblichen Erdebewohner;

Er blickt ihn an, er blickt zu tausendmalen,
Und fühlt der Gottheit Wesen und Genuß,
Fühlt Götterfeu'r in seinen Adern fließen
Und neues Leben sich durch's Weltall gießen."

11. „Der Götter Bild und Liebling in der Kette
Der Erdewesen, er, der schönste Ring,
Der Mensch[12] — o, daß er noch das Kleinod hätte,
Das Zeus ihm liebend um den Busen hieng;
Er fühlte mit den Göttern um die Wette
Den Kuß, mit dem ihn die Natur umfieng;
Und Liebe, sie, die Führerin der Wesen,
Würd' auch von ihm zur Führerin erlesen."

12. „Ach! aber er, zu stolz für diese Freuden
Der Unschuld auf beblümter, schöner Flur,
Verschmähete sein Glück und suchte Leiden
Der Unvernunft auf falscher Weisheitsspur;
So taumelt er, getrennet jetzt von beiden,
Der Lieb' und ihrer Tochter, der Natur.
Mitleidig ließ die Göttin im Getümmel
Der Sorgen ihn und flog hinauf zum Himmel."

Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
Wegen der schönen Gestalt, den Unsterblichen zugesellet.
Il. 20, 231—235.

Paßt aber die Mythe vom Ganymed hierher, um die Idee zu versinnlichen, die der Dichter eigentlich ausdrücken will? Er will eigentlich doch nur sagen: Selbst die Seligkeit der Götter, die höchste Seligkeit derselben besteht in der Liebe. — [12] Der Mensch, der Sohn aller Elemente und Wesen, ihr erlesenster Inbegriff und gleichsam die Blüthe der Erdenschöpfung, konnte nicht anders als das letzte Schooßkind der Natur sein, zu dessen Bildung und Empfang viele Entwickelungen und Revolutionen vorhergegangen sein mußten. Herders Ideen, I. 3.

„Am Meer bei Neapel" scheint uns mit hoher Wahrscheinlichkeit durch Göthe's „Zueignung" veranlaßt worden zu sein. Göthe hatte sich seit seiner Ansiedelung in Weimar mehr und mehr von den Genossen und von den Zielen und Ansichten seiner Jugend entfremdet; aus dem stürmischen Dichterjüngling, dem Kämpfer für Freiheit und Muth, dem Jünger Rousseau's und Ossians, war ein Mann geworden, der die höchste Befriedigung in der harmonischen Ausbildung seines Selbst suchte und fand und der, ohne Rücksicht auf zufällige Wünsche und Triebe seiner Zeitgenossen, das einzige Heil der Dichtkunst in „der edeln Einfalt und stillen Größe" erschaute, welche Winkelmann als das charakteristische Kennzeichen der antiken Kunst aufgestellt hatte. Da Göthe ohnedies in dieser Periode keine einzige größere

Dichtung vollendete und mittheilte, gerieth er in ein gespanntes Verhältniß zum Publikum; man meinte und sagte es, er sei seiner Muse untreu, sei ein bloßer Hofmann geworden. Nur drei Menschen, klagte er der Frau von Stein, verstünden ihn noch: seine Freundin, Knebel und Herder. Es schien ihm selbst hohe Zeit, wieder Fühlung mit seinem Volke zu gewinnen, wozu sich ihm eine neue Gesammtausgabe seiner Werke anbot, welche auch die neuern Stücke: Egmont, Iphigenie, Tasso bringen sollte; diese Gesammtausgabe, welche 1787—1790 erschien, brachte an der Spitze des ersten Bandes Göthe's Zueignung, ein Gedicht in Stanzen, worin Göthe seinen Dichterberuf, wie er ihn verstand und verstanden wissen wollte, darlegte. In der Frühe des Morgens ersteigt er einen Berg; aus dem Nebel heraus erscheint ihm ein göttliches Weib, die Muse, tadelt ihn, daß er sich selbstsüchtig zurückgezogen, und muntert ihn auf, Vertrauen zu seinen Brüdern zu haben. Zuletzt reicht sie ihm einen Schleier:

> Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
> Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
> — So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen —
> Empfange hier, was ich dir lang bestimmt!
> Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
> Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt,
> Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
> Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Als der erste Band erschien, war Göthe schon in Italien, und Herder besorgte für ihn den Verkehr mit dem Buchhändler Göschen in Leipzig. Die Briefe und Nachrichten, die Göthe aus Italien nach Weimar schickte, bewirkten eine allgemeine Begeisterung für das Land, nach dem Göthe sich fast krankhaft gesehnt hatte und das er jetzt in vollen Zügen genoß. Göthe war kaum heimgekehrt, als die Herzogin Amalie sich nach Italien rüstete. Auch Herder erhielt Gelegenheit, im J. 1788 Italien aufzusuchen. Freiherr Johann Friedrich Hugo von Dalberg, der jüngste Bruder des Primas und Großherzogs Karl von Dalberg, damals Statthalter in Erfurt, später Coadjutor des Churfürsten von Mainz, ein eifriger Liebhaber der Kunst und Poesie, lud Herdern zu seinem Reisebegleiter auf seine Kosten ein. Herder nahm das Anerbieten an und reiste im August 1788 ab; leider wurde ihm ein großer Theil der Reise dadurch vergällt, daß sich in Augsburg die Frau von Seckendorf, eine Maitresse Dalbergs, ein aufgeblasenes, albernes, hochmüthiges Weib, als Begleiterin anschloß. Erst seit Herder in Rom sich von Dalberg getrennt und mehr an die Herzogin Amalie angeschlossen hatte, gieng es besser und gewann er wieder frohern Muth. Besonders wohl that ihm der Aufenthalt in Neapel, vom 4. Januar bis Mitte Februar 1789. „Trotz der Kälte," schreibt er an seine Gattin, „ist die Luft hier, wie ich sie zeitlebens noch nicht gefühlt habe, balsamisch und erquickend. Vom drückenden Rom befreit, fühle ich mich wie einen ganz andern Menschen, wiedergeboren an Leib und Seele. . . . Hier ist eine Welt, die Gott gemacht hat,

Gesundheit, Ruhe, Leben. Ich glaube es den Neapolitanern, daß, wenn Gott sich eine gute Stunde machen will, er sich an's himmlische Fenster legt und auf Neapel herabsiehet. Auch sehe ich, oder fange an zu fühlen, wie man ein Grieche sein konnte." Und ein andermal: „Grüße die Kleinen und Großen, auch Göthe, Knebel und alle Freundinnen, denen Du allen sagen kannst, daß ich in die Juno und Venus-Amphitrite, d. i. in Luft und Meer, verliebt bin, und daß es mir recht wohl ist." Und am 19. Januar: „Luft, Himmel, Berge, Meer und Erde sind ein Zauberanblick, in den man wie versunken ist, so daß man darüber kein Wort hat. O eine Gegend! Man fährt mitten im Winter durch Gärten Adonis' und wird von dem holden Traum trunken. Lange indessen könnte ich's hier nicht aushalten in dem Zustande, worin ich bin, meine einsame Seele wiegt sich zuletzt in den Wellen des Meeres zum Abgrunde oder in die Ferne traurig, traurig. Ehegestern fuhr ich allein um den Pausilipp herum wie hinein in die Abendröthe, und kam so sanft traurig wieder, daß ich drei Stunden hernach wie stumm war.... Ich könnte hier wiedergeboren werden, wenn ich nicht so alt wäre und jemand um mich hätte, mit dem ich von Herz und Seele lebte. Indessen bin ich gesund und sehe die See und den Mond drüber, und die Lichter auf ihr, die da fischen, und höre in der Nacht die hohen Wellen brausen." Endlich am 2. Februar: „Ich lebe in der Sinnlichkeit von Außen so ätherisch-unsinnlich, daß ich selbst keinen Begriff davon in Deutschland gehabt hätte. Bloße Wollust ist wider meine Natur, und vor allem Attachement hüte ich mich in Italien, wie ich mich noch nie gehütet habe. Tausend Ursachen sind hiezu da, und die vornehmste, daß man so sehr dazu gestimmt ist. Mein innerer Zustand ist Sehnsucht zurück nach den Meinen."

Diese neapolitanische Stimmung hat das Gedicht: „Am Meer bei Neapel" hervorgebracht. Es ist darin das Programm der Herderschen Lebensanschauung aufgestellt, derselben metaphysischen Ansicht von der ewigen Liebe als derjenigen Macht, die das ganze Weltall zusammenhält, welche schon dem „Saitenspiel" zu Grunde lag:

In ein Gefühl verschlungen, sind wir ein ewig All,
In einen Ton verklungen, der Gottheit Wiederhall.

„Es ist eine schöne Sage der ältesten Dichtung," sagt Herder in seiner Abhandlung über „Liebe und Selbstheit", daß Liebe die Welt aus dem Chaos gezogen und in die Geschöpfe mit Banden des Verlangens und der Sehnsucht wechselseitig an einander geknüpft habe: daß mit diesen zarten Banden sie Alles in Ordnung erhalte und zu dem einen leite, dem großen Quell alles Lichtes wie aller Liebe. Unter wie mancherlei Namen und Einkleidungen dies dichterische System vorgetragen ward, so ist in ihm überall dies Allgemeine kenntlich: daß Liebe die Wesen vereinige, wie Haß sie scheide; in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter und Menschen: Sehnsucht und Verlangen aber seien gleichsam Brautführerinnen

der Liebe, die zarten und doch starken Arme, die allen Genuß herbeiziehen, vorbereiten, ja selbst das größeste Vergnügen vorahnend gewähren." ... „Jede Begierde nach sinnlichem und geistigem Genuß, alles Verlangen der Freundschaft und Liebe dürstet nach Vereinigung mit dem Begehrten, weil es in ihm einen neuen höhern Genuß seiner eigenen Wirklichkeit vorempfindet. Die Gottheit hat es weise und gut gemacht, daß wir unser Dasein nicht in uns, sondern nur durch Reaktion gleichsam in einem Gegenstande außer uns fühlen sollen, nach dem wir also streben, für den wir leben, in dem wir doppelt und vielfach sind. Die Menge anziehender Gegenstände, die die Natur um uns legte, sind also von ihr in so mancherlei Entfernungen gesetzt, und mit so verschiedenen Graden und Arten der Anziehungskraft begabet, daß eben hierdurch ein weiches und zartes Saitenspiel der Empfindungen von vielerlei Tönen und Modis in uns möglich ward, und unser Herz und Leben gleichsam eine Harmonika des Verlangens, das Kunstgebilde einer immer reinern, unersättlichen, ewigen Sehnsucht würde."

Wenn wir es zwar mit Urkunden aus Göthe's oder Herders Schriften und Briefen nicht beweisen können, daß Göthe's „Zueignung" Herder zu seinem „Am Meer bei Neapel" angeregt, so spricht doch Vieles für einen innern Zusammenhang beider Gedichte. Herders Theilnahme an der Redaktion von Göthe's Werken; der Umstand, daß gerade neben wenigen andern Freunden Herder es war, denen im eigentlichsten Sinne die Zueignung galt; die Form der italienischen Stanzen; die Stellung beider Gedichte zur Lebensaufgabe ihrer Verfasser, Alles spricht dafür. Göthen reicht die Muse der Dichtkunst, welche im höhern Sinne zugleich die Wahrheit ist, den Schleier der Dichtung, „gewebt aus Morgenduft und Sonnenklarheit"; Herder vernimmt „einer Stimme süßen Ton": es ist die Stimme des Weltgeistes, die Stimme der Schöpfung, die dem wahrheitsuchenden Denker das Räthsel der Welt enthüllt. Vermißt man in Göthe's Gedicht keinen Augenblick die durchsichtige Klarheit seines Geistes, so verkennt man ebenso wenig in der Herderschen Dichtung die diesem Dichter eigenthümliche Mischung der Grenzen des Verstandes und der Empfindung; so ist auch die trübe Anschauung von dem zur Unnatur gewordenen Menschenleben ein Ausfluß der öfters düster gestimmten Lebensanschauung Herders; so zeigt endlich auch dieses Gedicht Herders Schwäche in der Komposition seiner Dichtungen darin, daß es eines rechten Schlusses entbehrt; es dürfte sonst seiner Grundidee gemäß nicht mit der wehmüthigen Klage schließen, daß die Liebe den Menschen im Getümmel der Sorgen gelassen habe und hinauf gen Himmel geflogen sei; mit solch einem Tone kann jene Stimme in Wahrheit nicht ausgeklungen haben; Göthe's Gedicht ist auch in seiner architektonischen Gliederung des großen Meisters durchaus würdig:

Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Im Uebrigen liegt in der Herderschen Dichtung eine Großartigkeit der Weltanschauung, eine Tiefe des Gemüthes, eine wunderbar ergreifende Art der Rede und eine Melodie der Laute, welche das Gedicht zu einer wahren Perle der deutschen Dichtung stempeln.

Das Gedicht erschien zuerst im Schillerschen Musenalmanach vom J. 1796, unter dem Titel: „Parthenope, ein Seegemälde". In die Ausgaben der Gedichte gieng der im Nachlasse gefundene Entwurf über, der vor der spätern Bearbeitung im Musenalmanach große Schönheiten voraus hat. Die Düntzersche Ausgabe hat den Text des Musenalmanachs wieder aufgenommen.

---

21. Germanien.

(1791.)

1. Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
Was dir selber geschah. Fühl' es, ermuntre dich,
Eh' die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!

2. Deine Nachbarin sieh, Polen, wie mächtig einst,
Und wie stolz! o sie kniet, ehren- und schmuckberaubt,
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen, und verstummt.[1]

3. Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
Ihre Edeln, es half keiner der Namen ihr,
Die aus tapferer Vorzeit
Ewig glänzen am Sterngezelt.[2]

4. Und nun wende den Blick! Schau die zerfallenen
Trümmer, welche man sonst Burgen der Freiheit hieß,
Unzerstörbare Nester;
Ein Wurf stürzte die Sichern hin.[3]

---

[1] 1772 wurden zum erstenmal Stücke von Polen abgerissen und zu Rußland, Preußen und Oesterreich geschlagen. Dies nennt man die erste Theilung Polens. 1793 mußte wieder ein Theil Polens an Rußland abgetreten werden, und dies ist die zweite Theilung; und 1795 endlich gieng die sogenannte dritte Theilung vor sich, der zufolge Polen ganz aus der Reihe selbständiger Staaten gestrichen ward. Der Dichter meint natürlich hier die erste Theilung. — [2] Hier ragt vor Allen hervor Johann III. Sobiesky (reg. von 1674—1696). Er schlug die Türken zu wiederholten Malen und rettete Europa von ihrem weitern Vordringen. Im Jahre 1683 erschien er vor Wien, das schon sieben Wochen von den Türken belagert war, und schlug den Feind auf's Haupt. — [3] Es sind wohl die Ostseeprovinzen gemeint, namentlich Kurland, welches von Katharina II. dem russischen Reiche einverleibt worden war. Nach Düntzer kann hier nur an die rasche Unterwerfung Hollands durch Preußen im Jahre 1787 gedacht werden.

5. Weiter schaue! Du siehst, ferne im Osten steht
Dir ein Riese, du selbst lehretest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen.
Zorndorf probte sie auch an dir.[4]

6. Schau gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht,
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.[5]

7. Und du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

8. Soll dein Name verwehn? Willt du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht alles werth?

9. Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrtest du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Galliers,
Des Kosaken, Kalmucken
Pulsschlag fröhnen? Ermuntre dich!

10. Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit werth,
Der gemaleten, die nur ihm gegönnet ward?
Ach, die Pfeile des Bündels!
Einzeln bricht sie der Knabe leicht.

11. Höfe schützen dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.[6]
Wirf die lähmende Deutschheit
Weg, und sei ein Germanien![7]

---

12. Träum' ich, oder ich seh' welch einen Genius
Niederschweben? Er knüpfet, innig verknüpfet er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preußen und Oesterreich.

[4] Den 25. August 1758 schlug Friedrich der Große die Russen bei Zorndorf in der Neumark. — [5] Den Elsaß, den Ludwig XIV. im Jahre 1681 gewaltsam vom Reiche abriß. — [6] Die Bischöfe. Inful und Mitra sind die Namen des bischöflichen Hutes. — [7] D. h. ein einiges, einziges Germanien.

Diese Ode ist durch die Pillnitzer Convention veranlaßt, worin im August 1791 durch die Fürsten von Preußen und Oesterreich vorläufig beschlossen wurde, jedem Angriffe von Seiten Frankreichs und der Revolution gemeinschaftlich entgegen zu wirken. Wohl-

thuend ist es, Herdern auch unter denen zu finden, die für die Ehre Deutschlands eingestanden sind. Das Gedicht erschien zuerst 1803 in der Adrastea.

---

22. Die Ameise.

(1797.)

Ein Müßiggänger sah die Lilie
Des Feldes blühn, und hört der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr als sie?“ [1]
Sprach er. „Wohlan! so sei mein Leben auch
Blühn und Verblühen. Anschaun und Gesang!“ —
Er gieng zur einsam-frommen Wüstenei
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau' zur Erd' hinab,
Simplicius!“
Er sah. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel größer als sie selbst. Ein andrer Hauf'
Hielt Kräutersamen in dem Munde, fest
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbei, und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und schroteten die Körner künstlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwüchse. Diese hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner stört den andern; jeder wich
Beim Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.
Wer unter seiner Last erlag, und wer
Die steile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar — —
Simplicius sah's mit Verwunderung
Und sähe noch, hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist du nicht viel mehr als sie?“ —
Und vor ihm stand ein Greis. „Verlorner Sohn,
Wie? hast du keinen Vater? keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beispringen könntest? Bist vom Himmel du
Entsprossen? keinem Menschen auf der Welt
Verbunden oder werth, daß ihm ein Theil
Von dir gehöre? — Sieh das kleine Volk
Ameisen! Jede wirket ingemein, [2]
Und ohne Eigenthum hat Jede gnug.“ —

---

[1] Matth. 6, 26. — [2] Für die Gesammtheit.

Belehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und sah fortan
Im großen Ameishaufen dieser Welt
Die Gottesstadt, die (oft sich unbewußt)
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt,
Niemand für sich, für alle jedermann.

Im sechsten Bande seiner zerstreuten Blätter (1797) gab Herder 21 Legenden, denen später (meist in der Adrastea) noch sechs andere folgten. Diesen Legenden kann der Unbefangene nur geringen poetischen Werth zugestehen. Der edle Geist Herders spricht sich allerdings darin aus; aber dies macht sie doch noch nicht zu Gedichten, und am wenigsten zu epischen Gedichten, was eine Legende denn doch sein soll und wozu sie Herder selbst gern machen möchte, da er sie den Idyllen beizählt. Vielen fehlt alles epische Element, allen die poetische Form, die oft nur in den Versen besteht, und noch mehr müssen sie verlieren in den Augen dessen, der die Darstellung in den alten Legendenbüchern selbst kennt. Herders Darstellung hat etwas höchst Unbehagliches; sie ist durchaus modern und will doch antik oder romantisch sein; sie ist durchaus verständig und docierend und will doch gläubig und kindlich sein. Gewiß hätte sich Herder ein größeres Verdienst erworben, wenn er aus den alten Legendenbüchern und ähnlichen Sammlungen die besten Legenden ausgewählt und in Prosa erzählt hätte; die mit dieser Art von Literatur Unbekannten würden dann viel eher ein Urtheil darüber fällen können, als dies bei der Bearbeitung in oft langweiligen Versen möglich ist, wozu noch kommt, daß Herder gar nicht einmal nach den poetischen Goldkörnern in den Legenden, sondern gewöhnlich nur nach dem Moralischen gegriffen hat. Herder ist hier Vorgänger geworden der neuern Sagendichter. Denn so wie diese den vaterländisch-historischen Werth der Sage mit dem poetischen verwechseln, so Herder den christlich-historischen.

Ein Schüler Herders in Bearbeitung der Legende wurde Ludwig Theobul Kosegarten (1758—1808), der aber seine Gegenstände besser auswählte und besser erzählte, so daß seine Legenden unstreitig das Beste sind, was er geliefert hat. Das Amen der Steine, das Brot des heiligen Jodocus u. a. übertreffen alle Herderschen Legenden.

Es liegt schon im ursprünglichen Gehalte dieser Stoffe, daß viele nur Parabeln sind. Auch die Ameise von Herder ist begreiflich nichts als dieses, und der Name Simplicius verändert an der Sache nichts. Düntzer hat als Quelle dieser Legende zwei Erzählungen in der Vitae patrum, III. 155. 159 nachgewiesen.

23. Hoffnungen eines Sehers vor dreitausend Jahren.

Ihr Musen Solyma's,[1] beginnt Gesang;
Gesänge Salems fordern Engelsklang;[2]
Die Quelle, die vom dunkeln Pindus fleußt,
Labt mich nicht mehr;[3] mein Geist, mein reger Geist
Glüht heiliger von Jesaias' Feuer,
Ein Seraph rührt mir meine Lipp' und Leier.[4]
Er sang, gerückt in bess're Zeiten schon;
Er sang: „Schaut! schauet einer Männin Sohn!
(Denn aus der Menschheit selbst entspringt ihr Glück,
Und ihre Rettung, wie ihr Misgeschick.)[5] 10

---

[1] Musen Jerusalems, heilige Musen. Solyma ist Abkürzung vom griech. Hierosolyma; Salem das verkürzte Jerusalem. — [2] Gesänge Salems, d. h. Gesänge, wie sie zu Jerusalem einst erklangen; sie erfordern Engelsklang: sie verlangen einen andern Ton, als den des gewöhnlichen Gesanges. Siehe Anm. 4. — [3] Die Dichtung, die von der griechischen herstammt (Pindus, ein Musenberg der Griechen), genügt hier nicht; die Kunst der Griechen muß in solchen Gesängen weit zurückstehen; er flüchtet sich zu der Begeisterung des Jesaias. In ähnlicher Weise beginnt Klopstock seine Ode Siona:

Töne mir, Harfe des Palmenhains,
Der Lieder Gespielin, die David sang!
Es erhebt steigender sich Sions Lied,
Wie des Quells (d. h. als des Quells Lied),
welcher des Hufs Stampfen entquoll.

[4] Jesaias ist nach dem Vorgange der Griechen viersilbig Je-sa-i-as zu lesen. Bei Jesajas 6, 6 u. 7 sieht der Prophet den Herrn auf einem erhabenen Thron sitzen; von den Lobgesängen der Engel erzittert selbst der Tempel seiner Herrlichkeit. Der Prophet fühlt vor dem Heiligen und Reinen seine Nichtigkeit, und ruft: o wehe mir, daß ich stumm sein muß bei diesen Lobgesängen. „Da flog der Seraphim einer zu mir und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zange vom Altar nahm, und er rührete meinen Mund und sprach: Siehe, hiermit sind deine Lippen gerührt 2c." In diesen ersten fünf Zeilen stellt der Dichter den Hauptunterschied zwischen griechischer und morgenländischer Dichtkunst kurz und treffend dar. Jene will den Menschen treu und ruhig darstellen; ihre Gestalten, ihre Bilder sind hell und klar, wie das Gemüth ihrer Dichter; aber die Natur ihrer Gegenstände befeuert sie nicht. Die morgenländische, vor allem die ebräische Dichtkunst, glüht von ihrem Gegenstande und ist ganz Empfindung; ihre Gestalten und Bilder sind zwar unklar und unstät, aber desto großartiger und feuriger. Glut vom Altare Gottes belebt ihre Dichter, Erkenntnis und Gefühl des Göttlichen. Daher auch der verschiedenartige Ausdruck. Die griechische Dichtung vermenschlicht alles, auch die Götter; die morgenländische vergeistigt alles, auch das Menschliche, und ihre Sprache ist keine gewöhnliche menschliche mehr. — Sehr bedeutend ist bei Griechen und Ebräern die Fiction von dem sie begeisternden Stoffe. Der Grieche trank aus der Hippokrene, die vom schattigen Helikon (Pindus) fleußt, und sein Auge ward heller, so daß er die Natur und ihre Gestalten vor sich aufgeschlagen sah. Den Jesaias berührt ein Engel mit einem glühenden Steine, und seine Zunge wird gelöst, so daß er das Unaussprechliche verkünden kann. — [5] So schön auch dieser Gedanke an und für sich ist, so gehört er

Die reine Sprosse strebet zart empor,[6]
Verschwiegner Anmuth Blüte ist ihr Flor;[7]
In ihrem Wipfel regt sich Himmelsgeist,
Der wie ein Balsamthau zur Erde fleußt.
Durchdring' ihn ganz, du reiner Himmelsthau,
Mach' ihn zum schönsten Baum der Menschenau.
Ein Lebensbaum wird er den Kranken sein,
Den Völkern seine Blätter Arzenein.
Ein Zufluchtsbaum in Stürmen, weht er Ruh
In Tagesglut dem matten Wandrer zu. 20
Wenn er aufblühet, sinkt die Sünd' in's Meer,
Reinheit des Herzens kehret zu uns her;
Gerechtigkeit verläßt ihr Sternenzelt,
Des Friedens Oelzweig kränzt die weite Welt."

Flieht, schnelle Jahre! Morgen, steig' empor![8]
Tritt, süßer Knabe, tritt an's Licht hervor!
Sieh die Natur, sie ruft, sie ruft dich schon;
Ihr schönster Kranz ist deiner Thaten Lohn.
Die Wüste fühlt: „ich werd' ein Eden sein!"[9]
Der Dornbusch spricht: „ich will ihm Rosen streun." 30

---

doch wohl nicht in's Ganze der dichterischen Darstellung. Man sieht gleich, daß dies kein Gedanke Jesaias', sondern Herders ist. So wie das Glück und Unglück des einzelnen Menschen in ihm, nicht außer ihm ruht, so wie seine Rettung und sein Misgeschick von ihm ausgehen muß, von seiner eigenen Kraft oder Unmacht: so auch sollte die Rettung und Beseligung der Menschheit aus ihr selbst hervorgehen. — [6] Jes. 11, 1—5: „Aber aus dem „abgehauenen Stamm Isai wird ein Reis aufschießen und ein junger „Stamm aus seiner Wurzel hervorwachsen; auf dem wird der Geist Gottes „ruhen, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Raths „und des Muths, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn, und „ihn mit Gottesfurcht durchdringen und erfüllen. Nicht nach dem, was „seine Augen sehen, wird er richten, nicht nach dem, was seine Ohren „hören, Urtheile fällen, sondern nach Gerechtigkeit die Armen richten, und „nach Billigkeit für die Unterdrückten im Lande Urtheile sprechen; Länder „wird er schlagen, und sein Mund der Stab sein, und mit dem Wort seiner „Lippen den Schuldigen tödten. Gerechtigkeit und Wahrheit wird er als „einen Gürtel um sich binden." (Nach Michaeli's Uebersetzung.) Die schöne Fortführung der Allegorie von dem Emporwachsen des zarten Reises zu einem Baume gehört Herdern und ist das beste Zeugnis von seinem wirklichen Dichtergenius. — [7] Hier natürlich nicht in der gewöhnlichen Bedeutung von Schleierstoff (was einen wunderlichen Sinn gäbe), sondern vom Blüthenstand, wofür man im Alemannischen Bluest sagt. Der Ausdruck ist übrigens nicht gut; denn man sagt wohl Nelkenflor, Blumenflor, aber nie Baumflor. — [8] Der Gedanke an den kommenden Retter reißt ihn so hin, daß er die Zeit jetzt schon herbeiwünscht und vor sich sieht. — [9] Dieses schöne Bild von der grünenden Wüste kommt oft bei Jesaias vor, z. B. 35, 1. 2: „Aber die Wüste und Einöde wird lustig sein, und das Gefilde wird fröhlich stehen, und wird blühen wie die Lilien ꝛc."

Die Rose Sarons[10] steigt im Duft empor:
Die Luft wird Weihrauch und Gesang und Chor:

„Er kommt! Er kommt![11] Ihr Cedern, neigt das Haupt;
Ihr Felsen, bückt euch, die sein Tritt belaubt;
Ihn riefen Seufzer aller Duldenden;
Ihm dankten Thränen der Geretteten;
Ihm grüßt, ihm huldigt der Aeonien Lied.
Er kommt: Der Taube hört, der Blinde sieht.[12]
Er gab dem Blinden Licht, dem Tauben Ohr,
Dem Stummen Lobgesang in vollem Chor. 40
Der Lahme hüpft. Kein Armer weinet mehr,
Denn alle, alle Thränen trocknet er.
Verfolgung ist nicht mehr, noch Haß und Schmerz;
Wer Mensch ist, heilt ein wundes Menschenherz.
Ein guter Hirt ist er; in seinem Arm,
Am Busen ihm wird das Verlaßne warm.[13]

Ein guter Hirt wird er den Völkern sein,
Daß Menschen sich einmal an Menschen freun.
Kein Volk auf Erden schärfet mehr sein Schwert,
Das freudig jetzt zur Sichel wiederkehrt.[14] 50
Der Vater pflanzet, was der Sohn genießt,
Den Oelbaum, der von Saft des Fleißes fließt,
Den Palmbaum, der, ein Segensvater, blüht
Und einen Palmenhain um sich erzieht.
Was hör' ich rauschen in der Wüstenei?
Ein neuer Quell? Wer rief den Quell herbei?
Der Fleiß, ein Wunderstab in Menschenhand,
Grub ihn hervor; nun wird die Wüste Land,
Nun steht in Blumen selbst die Felsenwand.[15]

---

[10] Saron: eine sehr fruchtbare Gegend zwischen Joppe, Lydda und Cäsarea. — [11] Hier beginnt der Chor der Schöpfung zum Empfange des Heilandes. — [12] Jes. 35, 5. 6: „Alsdann werden der Blinden Augen aufgethan werden und der Tauben Ohren werden geöffnet werden. Alsdann „werden die Lahmen springen wie ein Hirsch und der Stummen Zunge „wird lobsagen.“ Vergl. Jes. 29, 28 und Jes. 32, 3. 4. Die Ausleger verstehen diese Stellen meist bildlich, so daß Geistigtaube und Geistigblinde und Unglückliche darunter zu verstehen sind. — [13] Jes. 40, 11: „Er wird „seine Heerde weiden wie ein Hirte; er wird die Lämmer in seine Arme „sammeln und in seinem Busen tragen.“ Mit dieser Zeile endet der Chorgesang der Schöpfung und der Prophet spricht wieder. — [14] Jes. 2, 4. Dasselbe Bild: Micha 4, 1—3. — [15] Vergl. Anm. 9. Jes. 41, 18 und 43, 20 dasselbe Bild: „Ich will Wasser in der Wüste und Ströme in der „Einöde geben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten.“ Ein für den Morgenländer sehr natürliches Bild großer Glückseligkeit, da er oft in der Wüste aus Mangel an Wasser verschmachtet. Herder verbindet dieses Bild sehr schön mit den andern Bildern, indem er Menschen die Brunnen graben läßt.

Was seh' ich? Weiden nicht zusammen hier[16] 60
So Wolf als Lamm, so Mensch als Tigerthier?
Mit Blumenfesseln zieht der Knabe dort
Den Löwen, neben ihm die Löwin fort.
Und hier? Mit Schlangen spielt das süße Kind
Unschädlich,[17] lernet nicht, was Schlangen sind.
In's Nest der Drachen dringt der Knabe kühn;
Der Drache selbst, er küßt umschlingend ihn."

Ihr Bilder, flieht! Die Wahrheit tritt hervor,[18]
Allharmonie, sie öffnet Salems Thor.[19]
Und ewig ziehn die Völker aus und ein 70
Mit Gaben, die sie Gottes Altar weihn.
Wie? Gottes Altar? In der tiefsten Brust
Ist jeder Gottes Altars sich bewußt;[20]

---

[16] Dieses herrliche Bild aus der Schilderung des künftigen goldenen Alters befindet sich Jes. 11, 6—9 und verdient wohl, in der Uebersetzung von Michaelis ganz hier zu stehen: „Dann wird der Wolf bei dem Lamme „einkehren, und der Pardel ruhig bei dem Böckchen liegen; Kälber, Löwen „und gemästete Schafe werden unter einander gehen und ein kleiner Knabe „sie austreiben. Kuh und Bär werden beisammen weiden, und ihre Jungen „beisammen liegen; der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind. Der Säug„ling wird an der Höhle der Schlangen spielen und das entwöhnte Kind „seine Hand gegen die Fühlhörner des Basilisken ausstrecken. Auf meinem „ganzen heiligen Berge wird nichts verletzendes noch schädliches sein; denn „das Land wird mit Erkenntnis Gottes bedeckt sein, wie der Boden des „Meeres mit Wasser." Eine ähnliche Stelle Jes. 65, 25. — [17] Eigentlich falsch; es muß natürlich heißen: ungefährdet. — [18] Ich weiß hier nicht recht, wie der neuere Dichter, Herder, den Zusammenhang genommen wissen will. Spricht hier der Prophet noch fort und gehören diese Worte immer noch zu dem „Er sang" in V 7? oder ist nun die Rede des Propheten geendet, und der neue Dichter, der im Anfange redet, nimmt wieder das Wort? — Die Sache ist für den Sinn selbst gleichgültig; genug, derjenige, welcher jetzt spricht, erklärt, daß alles bisher Gesagte nur Bild sei, welches die herrliche Wahrheit hätte versinnlichen sollen. Was nun folgt, ist der Hauptinhalt der letzten Kapitel des Jesaias, V. 59—61. — [19] Dies sollten jene Bilder bedeuten: Allharmonie, allgemeiner Friede auf Erden, Herrschaft der Liebe. — Salem, d. i. die neue Erde, im biblischen Sprachgebrauche das neue Jerusalem. — [20] Die Menschen werden keine Tempel mehr nöthig haben, um zur Verehrung Gottes eingeladen zu werden. Inhalt einer der erhabensten Stellen des Jesaias 66, 1. 2: „So „spricht Jehovah: der Himmel ist mein Thron und die Erde meine Fuß„bank; wo ist denn der Tempel, den ihr mir bauen könntet? und wo „sollte meine Ruhestätte sein? Dies alles hat meine Hand gemacht, und „so ward dies alles, spricht Jehovah; aber auf den Niedrigen und Betrübten „sehe ich herab, und auf den, der vor meinen Worten zittert." Also wenn über die ganze Erde Harmonie, für uns sichtbar, ausgebreitet ist, dann sind keine Tempel mehr nöthig. Herrlicher Gedanke! Wir brauchen dann überhaupt keine Kunst mehr. Man vergl. hier Jacobi's Ode: Die Tempel. Jacobi's Gedanke war: So lange wir nicht in der Schöpfung selbst überall Harmonie und Schönheit sehen, muß uns die Kunst dieselbe versinnlichen.

Da glänzet, da erquicket und gebeut
Allvaters[21] Güte, seine Freundlichkeit.
Den Völkern in der tiefsten Schattennacht
Ist Morgenroth und Sonne auferwacht.[22]
Und keiner sagt zum andern: „lehre mich
Erkennen Gott!“ Ein jeder lehret sich.
Gott selbst, der ihnen reg' im Herzen wohnt, 80
Ist ihre Sonne, nicht mehr Sonn' und Mond.[23]
Betrüger ziehn nicht mehr die Welt umher;
Blutsauger nicht mehr auf dem freien Meer;
Von Unterdrückung wie von Heuchelei,
Von Wahn und Bosheit ist die Erde frei.
Und Lust zum Guten, wie die Meeresflut,
Bedeckt die Welt; der Mensch, der Mensch ist gut.
Was Recht und Wahrheit jedem Herzen pries,
Was Treu und Liebe jeden hoffen hieß,
Ist wahr: „die Erde wird ein Paradies.“ 90

---

[21] Des allgemeinen Menschenvaters. — [22] Jes. 9, 2. — [23] Schöne Anwendung der Stelle Jes. 60, 19. 20: „Die Sonne soll dir nicht mehr zum „Lichte des Tages und der Mond dir nicht mehr zur Erleuchtung der Nacht „scheinen, sondern Jehovah wird dein ewiges Licht, und dein Gott dein „Ruhm sein. Deine Sonne und dein Mond werden nicht mehr unter„gehen; denn Jehovah wird dein ewiges Licht sein, und deine Trauertage „werden ein Ende haben.“

Herder schließt sein Werk: Vom Geist der ebräischen Poesie, mit folgendem Gedichte:

Die künftige goldene Zeit,
eine Aussicht der Propheten.

Ja, du blühst vor mir, du schöne Aue
Der Propheten! O, wer giebt mir Flügel,
Ganz dich zu durchschweben, jeder Blüte
Balsamthau und süßen Keim zu kosten,
Mich zu wiegen auf der Morgenrose
Blättern, und auf ihr sanft einzuschlummern!

Goldne Zeit! erquickend schon im Bilde!
Wenn die Wüste blühet wie der Karmel,
Lilien entsprießen aus der Dürre,
Stachellose Rosen aus den Dornen,
Milch und Honig rinnt! — Des Menschen Leben
Und des Freundes Lipp' ist Milch und Honig.

Goldne Zeit! Ich seh den Baum aufsprießen,
Der ein Lebensbaum wird allen Völkern;
Seine Früchte Labsal für den Matten,
Seine Blätter Arzenei dem Kranken,
Und sein Schatte Zuflucht, und sein Athem
Himmelsgeist, ein Hauch des Paradieses.

Goldne Zeit! Jehovah kommt hernieder,
Wie ein guter Hirt sein Volk zu weiden;
Das verirrte sucht er, und das matte,
Kranke Lamm erquickt er sich am Busen.
Freue, Menschheit, dich! Der Menschen Vater
Wird ihr Bruder, wird ihr Freund und Heiland.

Einer ist Jehovah, und sein Name
Ist nur einer! Keiner wird den andern
Kennen lehren seinen Gott und Vater,
Den sie alle kennen. Gottes Weisheit
Deckt das Land umher und Gottes Friede,
Wie der Meergrund ist bedeckt mit Wellen.

Kein Verführen, Höhnen und Verderben
Ist da mehr auf Gottes heil'gem Berge.
Wolf und Lamm, sie weiden mit einander,
Löw' und Tiger gehn in zahmer Heerde;
Und das süße Kind streckt in der Otter
Nest die Hand, liebkosend mit der Schlange.

Kriegen lernen dann nicht mehr die Völker;
Ihre Schwerter werden Sicheln wieder,
Ihre Spieße Pflugschaar; denn des Vaters
Oelbaum grünet für den Sohn und Enkel,
Und das zarte Weib beschützt den Helden,
Sie der Kinder, sie des Hauses Krone.

Kommt Jehovah? Oeffnet sich der Himmel
Schon mit Nektarströmen? O, er käme!
Daß die Wolken Balsam niederthauten,
Und die Erde neu Gewächs aufsproßte;
Daß der Blinde säh, der Taube hörte,
Und des Stummen Zunge sänge Lieder!

Ja, er kommt! Frohlockt, ihr blöden Armen!
Wie die Rehe hüpft, ihr zarten Lämmer!
Euer Gott kommt! Schaut den Friedenskönig!
Euer Gott kommt! und er wird euch helfen.
Salem steigt hervor, die Stadt des Friedens,
Gottes und der Ruhe ew'ge Wohnung.

Wo der Unschuld Spezereien duften,
Wo nur Dankgebet gen Himmel steiget,
Tod ist nicht mehr, noch Wehklag' und Trennung! —
Denn die letzte Thräne von den Wangen
Trocknet Gott. — Er, ihre Sonn' und Kühlung —
Er ihr Lamm auf ewig grünen Auen.

Sohn der Jungfrau! heil'ger schöner Palmbaum!
Unter deinem Schatten will ich ruhen;
Denn er weht dem Matten süße Kühlung,
Ist dem Schwachen neue Himmelsstärke.
Deiner Lippen Frucht ist ew'ges Leben
Und dein Athem Hauch des Paradieses.

Man sieht sogleich, dieses Gedicht hat nicht nur im Allgemeinen denselben Inhalt, wie die Hoffnungen eines Sehers, sondern die einzelnen Bilder sogar finden sich meist wieder; beide Gedichte geben

den Kern der Bilder und Aussprüche von der künftigen schönen Zeit, die wir bei den ebräischen Propheten, vor allen bei Jesaias, finden. Dennoch muß jeder aufmerksame, vergleichende Leser finden, daß beide Gedichte einen sehr verschiedenen Eindruck machen; daß das eine zu stiller Betrachtung und wehmüthiger Freude uns führt, das andere zu feuriger Begeisterung hinreißt; kurz — daß beide Gedichte nicht ein und derselben Gattung angehören; daß sie verschiedene Gedichte sind, nicht etwa bloß das eine Umarbeitung des andern. Wir sehen hier denselben Inhalt, dieselben Gedanken zu zwei verschiedenen Ganzen verwebt. Die goldene Zeit ist eine Elegie; der Dichter will darin die Zeit der ebräischen Propheten, ihren Glauben, ihre Hoffnungen uns vergegenwärtigen; wo konnte er die Bilder anders hernehmen, als aus denselben Propheten? Interessant ist eine Vergleichung dieser Elegie mit den Göttern Griechenlands von Schiller. Auch Schiller will uns in seinem Gedichte den Glauben Griechenlands vergegenwärtigen, versetzt sich in jene Zeit und preist ihre Schönheit. Diese Dichtung besticht durch die Energie und Pracht der Sprache, durch die Fülle und die Schönheit der Bilder, durch den Reiz und die Lebendigkeit der Beschreibungen jede empfängliche Phantasie; allein wir vermissen durchaus die Harmonie, welche zwischen Verstand und Gefühl durch jede wahrhaft schöne Dichtung hervorgebracht werden soll; der ruhig betrachtende Verstand muß über die sonderbare Grille des Dichters lächeln. Die Götter Griechenlands im Glanze ihrer Schönheit darzustellen, den Eindruck zu preisen, den manche Vorstellungen von ihnen auf Phantasie und Geist hervorbrachten, das Sinnreiche und Herrliche hervorzuheben, das mit diesen Vorstellungen verbunden war— dies ist jedenfalls gar kein verwerflicher Gedanke eines Dichters. Allein Schiller hat darin gefehlt, daß er das, was als schönes, heiteres Spiel der Einbildungskraft so viel Reiz für uns hat, als ein Bedürfnis unsers Gemüths darstellt. Das Gedicht erhält zwar dadurch einen Mittelpunkt, um den sich die einzelnen Bilder reihen; aber unser Verstand und unser Gefühl muß diesen Mittelpunkt als unwahr verwerfen, es fehlt dem Einzelnen darin nicht an poetischer Wahrheit, aber dem Ganzen durchaus, und der Dichter hat die alte und die neue Zeit in einen Gegensatz gestellt, in welchem sie nie gestanden hat, hat uns eine Götterwelt hingestellt, die wohl im Gesange einst da war, aber im Leben, d. h. im Glauben des Volkes, nie in dieser Art.

Am besten antwortet auf Schillers Gedicht Herders goldene Zeit. Damit kann ich natürlich nicht sagen wollen, daß Herder durch dieses Gedicht hätte Schillern antworten wollen; denn das seinige ist älter als Schillers; aber es ist das würdigste, was man Schillern entgegen halten kann. Wir wollen hier völlig davon absehen, daß wir uns den Propheten mit einer ganz andern Ehrfurcht, mit einer ganz andern Gemüthsstimmung nähern, wenigstens nähern sollen, als einer poetischen Darstellung der griechischen Götterwelt; sondern beide Gedichte nur vergleichen hinsichtlich der darin ausgedrückten

poetischen Wahrheit und des Eindrucks, den beide auf das Gemüth machen; es ist unbezweifelt, das Herdersche Gedicht verläßt jeder, weß Glaubens er auch sein möge, sobald er nur Sinn für das Schöne und Edle hat, mit einer weit seligern, reinern Empfindung, als das Schillersche; Verstand und Gefühl finden hier beide ihre Forderungen in Harmonie gebracht; die Phantasie findet sich zwar nicht heftig, aber doch lieblich erregt, und der sich selbst bewußte Geist fühlt, daß in diesen Bildern eine höhere Wahrheit wohnt als in jenen. Während wir uns bei Schiller einer bloßen poetischen Illusion hingeben müssen, über die wir selbst lächeln, finden wir hier alle unsere Ahndungen, Hoffnungen, Wünsche niedergelegt, und Bild und Wahrheit mischen sich so zusammen, daß wir von bloßer poetischer Illusion nichts wissen wollen. Es ist mehr Natur in diesem Gedichte als in dem Schillerschen, mehr kindlicher Sinn, ohne kindisches Lallen zu sein.

Man könnte zwar sagen: Es ist keine große Kunst, ein solches Gedicht zu liefern, da alles darin dem Propheten entlehnt ist. Dies ist aber gewiß ein großer Irrthum. Gerade darin zeigt sich der wahre Dichter, daß er treu giebt, was er geben soll, ohne etwas dazu zu thun. Wo sollte er seine Bilder anders hernehmen als aus dem Propheten, wenn er dessen Zeitalter schildern will? Wäre es diesem orientalischen Geiste etwa zu schwer geworden, eigene Bilder, eigene Ideen zu geben? Nein, die größte Schönheit dieses Gedichts ist auch hier die große Wahrheit, mit welcher das Alter der Propheten eingeführt wird. Hätte nur Schiller eben so treu sich an die griechischen Dichter gehalten, so würden wir auch ein heitereres Gemälde erhalten haben. Wie schön müßte es z. B. sein, wenn uns ein Dichter die Ansichten Homers von Göttern und Menschen in einem solchen Bilde vorführte. Uebrigens ergiebt sich von selbst, daß Herder keine bloße Mosaikarbeit aus den Propheten geliefert hat, was freilich keine große Kunst wäre; daß vielmehr alle Strahlen des prophetischen Geistes hier in einem Brennpunkte gesammelt sind. Und dennoch ist dies Gedicht durchaus ein Herdersches Werk. Diese Zartheit, diese Sanftmuth, diese Heiterkeit, diese stille, einfache und doch schön blühende Sprache, welche ganz deutsch ist und doch orientalischen Wohlgeruch ausathmet — in allem diesen sehen wir Herdern.

Das spätere Gedicht, Hoffnungen eines Sehers, trägt einen ganz andern Charakter; es ist keine Elegie, sondern hat das Feuer der Ode. Herder liefert es in seiner Adrastea. Er will darin nicht das Zeitalter der Propheten uns vergegenwärtigen, sondern er selbst spricht seine Ueberzeugung, seinen Glauben aus und hat nur die Worte des Propheten benutzt, um sich zu diesem Glauben zu bekennen. Die Harmonie, die er überall sucht und ahndet, hofft er einst verwirklicht, noch hier verwirklicht zu sehen. Ich halte dies Gedicht für eins der schönsten von Herder, dem Geiste wie der Form nach; es ist ein vollendetes Werk, das alle Schönheiten des Herderschen Genius an sich trägt. Dem Inhalte nach ist es Gegensatz von Schillers

Worten des Wahns. Mag die Ansicht, die Schiller in diesen ausspricht, für den philosophierenden Verstand richtiger sein; poetischer und für das Gemüth süßer ist gewiß Herders Gedicht, durch welches sich die Forderungen des Verstandes keineswegs verletzt fühlen.

---

24. Die wiedergefundenen Söhne.

(1803.)

1. Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.[1]
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfer, wer sich selbst bezwang.[2]

2. Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

3. Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.[3]
„Laß dem Neid uns und der Armuth
Still entgehn!“ sprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen! —
Sprach sein Weib — und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns!“ —

4. Also giengen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus, — rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen —
Dulde dich, du findest sie!“ —

---

[1] Mit Anspielung auf den Namen Placidus. — [2] Schon diese Einleitung bezeugt, wie hier der Stoff selbst vor der hineingelegten Grundidee verschwindet und das Lehrhafte hervortritt. — [3] Auch hier nimmt sich der Dichter gar nicht die Mühe, zu erzählen, weßhalb Placidus fliehen mußte; er nennt einige abstracte Begriffe.

5. Und er kam vor eine Hütte.
„Kehre, Wandrer, bei mir ein! —
Sprach der Landmann — du bist traurig:
Auf! und fasse neuen Muth!
Wen das Schicksal drückt, den liebt es;
Wem's entzieht, dem will's vergelten;
Wer die Zeit erharret, siegt!“ —

6. Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus! — rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Busen —
Dulde dich, du findest sie!“ — —

7. So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?
— Sprach der Kaiser — suchet ihn!“
Und man sucht' ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

8. Zween seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür,
Sahn den Gärtner, und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbeern
Einzig blieb als Ehrenmal.

9. Alsobald ward er gerufen:
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm gieng der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer. —

10. Als nach ausgefochtnem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit Zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor:
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia![4]

---

[4] Nach der Legende hieß sie Theospita.

11. „Wie die Löwin ihre Jungen,
Jagt' ich sie den Räubern ab.[5]
Nachbarlich in dieser Hütte,
Komm' und schau! erzog ich sie;
Glaubte dich uns längst verloren,
Deine Söhne mir statt deiner;
Deiner werth erzog ich sie! —

12. „Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume,
Rüstet' ich die Jünglinge.
„„Zieht! verdienet euren Vater!
„„Streitet unerkannt und werdet,
„„Werdet eures Vaters werth!"" —

13. „Und ich seh' sie tragen Kränze,
Ehrenkränze, dir zum Ruhm,
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder,
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Und dein Weib Eugenia!" — —

14. Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt:
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sanct Eustachius.

---

[5] Hier weicht der Dichter, um kurz zu sein, ganz von den Verwicklungen der Legende ab, jedoch nicht zum Vortheil der Grundidee; denn diese träte noch mehr hervor, wenn — wie in der Sage — das Geschick erst die erwachsenen Söhne mit der Mutter zusammenführte.

Diese Legende ist ganz im Tone der letzten poetischen Arbeit Herders, des Cid, behandelt, und stammt aus seiner spätesten Zeit. Der Cid hat mehr historische Haltung als wirklich epische, hat eine trockne Färbung ohne besondern Schwung und ersetzt die sinnliche Lebendigkeit durch spanische Würde ungefähr so, wie französische Epen den Mangel an poetischem Reichthum durch Witz, manche deutsche durch Empfindung zu ersetzen suchen. Im Cid ist ferner oft mehr angedeutet als wirklich erzählt, und die ganze Art des Vortrages läßt der Phantasie Raum, das Fehlende zu ergänzen.[1]

---

[1] Vergl. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, Bd. 4.

Die Legende von St. Eustachius ist bekannt genug; sehr gut und ganz dem alten Texte[2] getreu erzählt dieselbe L. Aurbacher in seinem Büchlein für die Jugend (Stuttgart 1834); mit vielen Ausschmückungen und in seiner etwas redseligen Art Christoph Schmid. Eigentlich besteht die Sage aus drei Theilen: zuerst die Bekehrung des Placidus auf der Jagd; dann die wunderbaren Schicksale der Familie auf ihrer Flucht nach Egypten und ihre Wiedervereinigung; endlich ihr Märtyrthum. Der erste Theil ist später auf einen ganz andern Heiligen, Hubertus, übertragen worden, welchen Jacobus de Voragine noch gar nicht kennt; der zweite Theil findet sich als eine der schönsten Geschichten in den Erzählungen der Tausend und Einen Nacht, und zwar in doppelter Gestalt. Die eine Erzählung heißt Abußaber der Geduldige und bildet einen Theil der Geschichte von den zehn Wesyren;[3] die andere erscheint unter der Ueberschrift: Geschichte von dem Könige, dem Alles verloren gieng und dem Gott Alles wieder gab, in den letzten 117 Nächten, welche Max. Habicht übersetzt hat.[4]

Herder hat nur den zweiten Theil der Legende benutzt, und zwar mit Recht. Der Stoff gehört zu den vortrefflichsten, welche sich die Poesie wünschen darf. Man kann aber gar nicht sagen, daß ihn Herder als Dichter erzählt hat; er eilt im Gegentheil über die wirklichen Thatsachen hinweg, deutet sie lose an und zeigt, daß ihm der epische Reichthum der Sage gar nichts gilt, sondern bloß die Bedeutsamkeit des Ganzen, auf welche er denn auch wiederholt hinweist.

---

[2] In der Legenda aurea Nr. 155. — [3] Hammer hat sie in seinem Rosenöl unter dem Titel: Geduldvater gegeben. — [4] Tausend und eine Nacht, übersetzt von Habicht, Hagen und Schall, Bd. 14.

---

25. Cäcilia.

1. Wo glänzt die Lilie,
Die nie verwelket?
Wo blüht die himmlische
Ros' ohne Dornen?
Im Kranze blühen sie
Schuldloser Liebe;
Engel bewachen sie,
Laben mit Düften sie
Des Paradieses.

2. Am Hochzeitfeste war
Alles versammlet;
Da saß Cäcilia
Als Braut des Himmels;

Ihr Bräutigam neben ihr,
Ein schöner Jüngling;
Flöten- und Saitenklang
Tönten im Chorgesang
Lieblicher Stimmen.

3. Nur dir, Cäcilia,
Im stillen Herzen
Erklang ein andrer Ton
Zarterer Liebe.
Die heil'ge Seele war
Im Himmel droben,
Horchend dem hohen Klang,
Singend den Weihgesang
Der Engelsbrüder.

4. Als ihr in Einsamkeit
Der Liebling nahte,
„Darf ich vertrauen dir?“
Sprach sie vertraulich;
„Freund meiner Seele, du,
Wiss' ein Geheimnis:
Da, wo ich stehe, steht,
Da, wo ich gehe, geht
Mit mir ein Jüngling.

5. „O, könntest schauen du
Sein süßes Antlitz!
O, könntest hören du
Die Engelsstimme!
Er wird ein Freund dir sein,
Es ist dir ähnlich,
Wenn wir in Lauterkeit,
Wenn wir in süßem Streit
Himmlisch uns lieben.“ —

6. Darauf berührte sie
Sein holdes Auge,
Und er sah neben ihr
Stehen den Engel.
Glänzend in Himmelsglanz,
Strahlend im Blicke,
Kränzt' er mit Blumen sie,
Labte mit Düften sie
Des Paradieses.

7. „Nimm,“ sprach der Himmlische
Zu dem Geliebten,
„Auch eine Blume hier,
Die nie verwelket.

Sie wird dich laben stets
Mit reiner Liebe.
Nimm diese Lilie!
Nimm hier die himmlische
Ros' ohne Dornen." —

Dieses Gedicht sucht man vergebens unter den Legenden, wohin es doch gehört. Herder lieferte es zuerst in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift Adrastea (1801—1804), und jetzt steht es unter denjenigen Aufsätzen Herders, die in den sämmtlichen Werken unter dem sonderbaren, nichtssagenden Titel zusammengestellt sind: Früchte aus den sogenannt goldnen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts.

Ueber die heilige Cäcilia erzählt die Legende Folgendes: Eine Jungfrau von vornehmen Eltern hörte Gottes Stimme und trug das Evangelium Christi verborgen in ihrer Brust. Ein Jüngling, Valerian, ward ihr Bräutigam. Schon war der Tag ihrer Hochzeit bestimmt; mit goldgestickten Kleidern war Cäcilia bekleidet, aber an ihrem Leibe trug sie ein härenes Gewand. Der Tag der Hochzeit kam. Die Instrumente tönten; sie aber in ihrem Herzen sang zum Herrn allein[1] und flehte, daß er sie Jungfrau bleiben lasse. Zu ihrem Bräutigam sprach sie: „Wisse, daß mich stets ein „Engel Gottes begleitet." Er sprach: „Willst du, daß ich deinen „Worten glauben soll, so zeige mir denselben; wofern du aber einen „andern lieber hättest, denn mich, so werde ich ihn und dich mit dem „Schwerte umbringen." Die Jungfrau aber sprach: „Willst du den „Engel Gottes sehen, so mußt du dich zuvor taufen lassen;" sie wies ihn hierauf an den heiligen Bischof Urban, der sich in den Grüften der heiligen Märtyrer aufhielt, und dieser bekehrte und taufte den Valerian. Als derselbe wieder hin zu der heiligen Jungfrau kam, sah er, daß sie betete, und ein Engel des Herrn bei ihr stand, der zwei Kränze in der Hand hatte, welche aus Rosen und Lilien geflochten waren. Den einen gab er der Jungfrau, den andern aber ihm und sprach dabei: „Diese Kränze kommen aus dem Paradiese des Herrn her; ihr sollt sie bewahren mit einem unbefleckten Herzen und reinem Leibe. Niemals werden sie verwelken, noch die Lieblichkeit ihres Geruchs verlieren."

Später wurde Valerianus nebst seinem Bruder Tiburtius von dem Statthalter des Kaisers Almachius zur Verantwortung gezogen, weil sie die Leichen der Christen begraben hatten, und da beide sich weigerten, den Götzen zu opfern, ließ er sie tödten. Endlich wurde auch Cäcilia zum Tode verurtheilt, und in eine geheizte Badestube gesetzt, um zu ersticken. Da ihr dieser Ort aber nur eine Erquickung und Kühlung war, so mußte sie enthauptet werden.

---

[1] Et *cantantibus organis* illa in corde suo soli Domino decantabat.

Die heilige Cäcilia ist aber bekanntlich Schutzpatronin der Musik geworden und wird daher gewöhnlich abgebildet beim Spielen der Orgel, deren Erfinderin sie sogar gewesen sein soll. Vielleicht ist keine Schutzpatronin in der Welt unschuldiger zu ihrem Amt gekommen als Cäcilia; sie kam dazu, weil sie auf die Musik nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte und, mit etwas Höherm beschäftigt, sich von den Reizen derselben nicht verführen ließ. Nicht vergebens aber standen die Worte: «Cantantibus organis illa in corde suo soli Domino decantabat,» im Brevier der Kirche. Außer dem Zusammenhange, bei der gewöhnlichen liturgischen Wiederholung, dachte man sich in den Hochzeitinstrumenten, von denen Cäcilia ihr Gemüth abwandte, jetzt — eine Orgel; man machte sie also gar zur Erfinderin derselben, gab ihr die Werkzeuge dazu in die Hand und ließ diese ihr inneres Herzensgebet begleiten. So kam sie zur zweiten unverhofften Ehre, eine Erfinderin der Orgel zu sein, von der in ihrer Legende gar nicht die Rede sein konnte.[2]

---

[2] Siehe Herders sämmtliche Werke, Nachlese zur schönen Literatur und Kunst. 3. Cäcilia.

---

26. Für dich.

(1803.)

In einem Wort, ihr Freunde, liegt das Glück
Des Menschenlebens, wie der Wesen Ordnung
Und innigster Zusammenhang. Ein Wort
Enträthselt uns des Weltalls Labyrinth
In Lust und Schmerz, im Lohne süßer Müh'
Und freudiger Aufopferung im Streben
Der schwersten Tugend. — Was ist schwer und leicht?
Was Lust und Pein? Ein Wort vermischt die Grenzen
In süßester Verwirrung, macht den Schmerz
Zur höhern Lust, den Mangel zum Genuß, 10
Den Tod zum Leben, zum Triumph die Qual —
Es ist das süße Zauberwort: „Für dich!“

„Für dich!“ ruft eine Mutter aus und stirbt
Für ihre Kinder. Für den Ehgemahl
Arbeitet, duldet, mühet sich das Weib;
Für Weib und Kinder der Gemahl, der Vater;
Für seinen Freund der Freund; für Vaterland
Und alles Gute, was die Zukunft birgt,
Der Tapfere, der Weise; für die Nachwelt,
Auch wider Willen, lebt und stirbt der Mensch. 20

Entfesseln wollt' uns die Natur, befrei'n
Von engen Schranken unsers armen Selbst,
Als sie das Wort aussprach: „In andern, nicht
In dir, o Mensch, sei deines Daseins Reiz
Und Seligkeit und deines Wirkens Ziel."
Vom Element, vom kleinesten Atom
Erhebt sich dies Gesetz der Einigung,
Des Füreinanderseins und Wirkens, bis
Zur reinsten Flamme, die auf Erden glüht,
Der ehlich mütterlichen Zärtlichkeit. 30

Oft fragt ihr: „Welch Geschlecht am stärksten liebe?"
Gewiß nur das, das sich des andern Glück
Großmüthig, freudig, willig, zart ergiebt,
Das keine Qualen achtet, seine Pflichten
Als Lust ausübet; im Geliebten lebt,
Von sich entfesselt, wer wahrhaftig liebt.

Glaubt ihr, die Götter mischten ungerecht
Des Schicksals Loose? Wars in ihrer Macht,
Da unser Herz die Urn' ist, die sie mischt
Und schüttelt, und jetzt dies, jetzt jenes zieht,[1] 40
An Freud' und Schmerz,[2] wozu es selbst sie macht?

Niemand ist glücklich als der Liebende,
Noch glücklicher, wer sich in Liebe müht,
Am glücklichsten, wer seiner Mühe Lohn
Im andern froh und unerkannt genießt.
So (glaubt es und nicht anders) mischten droben
Die Götter unsre Loose. Aeußres Glück
Entscheidet nie; für die Empfindung ordnen,
Für Herzen mischen, schmelzen, wechseln sie,
So Glück als Unfall; und die höchste Lust — 50
(Ihr wißt es, die des Lebens Schauspiel mit
Verstand und Herz erwägen) die höchste Lust
Erschufen weise sie aus Lieb' und Schmerz.

---

[1] Sinn: nicht die Götter mischen und ziehen die Loose unsers Glücks, sondern in unserm Herzen liegen diese; wir selbst mischen und ziehen sie. In gleichem Sinne sagt Schiller im Wallenstein:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.

Der Ausdruck ist aber sonderbar. Erstens kann doch die Urne nicht selbst die Loose ziehen; zweitens müßte es heißen: jetzt dies, jetzt jenes ziehend.
[2] Hier scheint etwas zu fehlen; etwa: reich an Freud' &c.

Dank euch, ihr hohen Götter, daß ihr uns
Das Räthsel löstet, und des Schicksals Faden
Treu in die Hand gabt! Wer in sich erliegt,
Ist elend; wer für andre wirkt, in ihnen
Genießt und lebt, er ist der Selige.
Im Lebensbecher mischen sich die Seelen,
Im Lebensringe tauschen sich die Loose, 60
Das Zauberwort der Liebe heißt: „Für dich!“

Findet sich nicht in der Sammlung der Gedichte, sondern steht als Epilog hinter dem Drama: „Admets Haus“. Dieses Drama hat als solches wenig Werth, wie denn Herder überhaupt kein Talent für das Dramatische besaß; es hat aber einzelne große Schönheiten. Der Epilog ist durchaus an und für sich, ohne Beziehung auf das Stück, verständlich. Er führt das für Menschenleben durch, was er in den Hoffnungen eines Sehers als Gesetz der ganzen Natur aufgestellt hat.

X.

Johann Wolfgang Göthe.

Geboren am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., gestorben am 22. März 1832 zu Weimar.

In Göthe erreicht unsere klassische Literatur des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Aufgewachsen unter denselben literarischen Wirkungen und Kräften, wie die einseitig den Spuren Klopstocks folgenden Göttinger Dichter, und von diesen Kräften bedingt, geht er doch frühe seine eigenen, ja seine eigensten Wege, und von einer Urkraft des dichterischen Genius gehalten, zwingt er die Zeitgenossen mehr in seine Spuren, als daß er den schon betretenen Geleisen nachgienge.

Renaissance und Aufklärung waren die geistigen Kräfte, aus deren verbündetem Wirken unsere Literatur erstand. Als Göthe heranwuchs, war die Renaissancebewegung bereits in Winkelmann, Lessing und Andern zu einer Alterthumswissenschaft herangereift, welche in fröhlicher, jugendlicher Arbeit das Schönheitsideal der antiken Kunst und Literatur zu finden bemüht war. Homer und die Tragiker wurden dem dichterischen und menschlichen Verständnisse erschlossen.

Gewaltiger und in viel weiteren Kreise wirksam war die Aufklärung in der Auffassung, welche sie wesentlich durch Rousseau gewonnen hatte. Es war nicht mehr bloß der theoretische Kampf des vernünftigen Denkens gegen hergebrachte Weisheit auf allen Gebieten des Wissens und Glaubens, sondern der Kampf des Einzelnen, des Individuums mit der starr am Alten hangenden, vielfach sittlich verkommenen Gesellschaft, das Ringen nach freier Menschenwürde, nach edelm, ächtem Menschenthum in der für unwürdig, unedel erkannten Societät. Der gewaltigste Prediger dieser Richtung in Deutschland war Herder. Doch ward Rousseau selber in diesem kosmopolitischen Jahrhundert wie ein einheimischer Schriftsteller gelesen. Im Zusammenhange mit dem von Rousseau auf dem socialen Gebiete gepredigten Rufe nach Natur stand besonders die Betonung der Volksdichtung, der Naturdichtung, gegenüber der nachahmenden Kunst- und Regeldichtung. Homer wird auch von dieser Seite her geprüft und

verstanden; daneben fesseln Shakespeare, Ossian, Percy's altenglische Balladen, das Volkslied die Anhänger der neuen Schule. Der aber, der durch sie hindurch zur schönsten Freiheit des eigenen Daseins hindurchgedrungen, ist Göthe. Und daß er diese große That seiner Zeit so einzig schön und vollkommen in und an sich selber vollführt, dadurch wurde er, weit mehr als Rousseau und Herder, ein Befreier seines Volkes, ein liberator haud dubie Germaniae, wie Tacitus den Arminius nennt, aber nicht im Kampf und Streit mit den Waffen seines Arms um die politische Freiheit seines Vaterlandes, sondern der den Geist, die Bildung, die Dichtung, die Wissenschaft zur Freiheit führte.

Zu dieser Wirkung kam Göthe vor Allem durch seine ihm inwohnende, ganz außerordentlich kräftige uud harmonische Natur überhaupt; Verstand, Gemüth und Wille, Alles ist bei ihm ganz in gewaltigstem Maße vorhanden, und wenn auch ihm die Krone nicht ohne große Arbeit und Mühe geworden ist, er vielmehr, wo immer man ihn beobachtet, so recht Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut erscheint, so tritt seine Natur nach allen Seiten hin mit einer solchen Mächtigkeit, Reinheit, Fülle, Wahrheit vor uns, daß er sofort wieder sich von uns entfernt und in uns wie in den Zeitgenossen das Bild zurückläßt, das Schiller vom Genius gab:

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon,
Liebten; welchen als Kind Venus im Arme gewiegt;
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt;
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen;
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er lebte, das volle Leben gerechnet:
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.

Denn auch seine äußere Erscheinung war eine außerordentliche. Dennoch hätte Göthe selbst seines Freundes Worte nicht bedingungslos unterschrieben; auch er wußte davon zu erzählen, wie er „durch der Tugend Gewalt die Parze habe bezwingen müssen". „Das ist das Große in diesem Leben," sagt Abeken in seinem schönen Buche: Göthe in den Jahren 1771 bis 1775, „daß in ihm das Angeborne und die Geschicke und Ereignisse Hand in Hand gehen, daß Kraft und Wille im Innern war, das Alles zu benutzen und zu beherrschen, daß diese ein Vollkommenes erzeugten, so weit man bei einem Menschen von Vollkommenem reden kann. Denn freilich, daß Göthe ein Mensch war und blieb, daß auch in dem vortrefflichsten seiner Werke hier und da Einiges hinter der Vollkommenheit zurückblieb, daß „der Rand des Bechers den schäumend überquillenden Wein nicht beschränkte," daß, da Brust und Herz in Fülle vorhanden waren, ihm das goldne Maß, die Besonnenheit noch fehlten, wie er ja auch nicht jederzeit auf der sittlichen Höhe stand, auf der wir ihn in dem Verhältniß zu Kästner

und Lotte finden werden, daran werden wir auch in dem Zeitraume, den zu schildern wir unternommen haben, nicht eben selten erinnert."

Als den Hauptzug von Göthe's Dichtung hat man schon längst die Gegenständlichkeit, die Realität derselben erkannt. Merck sagte zu ihm: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug." Diese Gegenständlichkeit ist nicht bloß, wie sich übrigens von selbst versteht, ein Charakterzug der Dichtung, sondern der ganzen Natur, des Lebens Göthe's. Er geht, er mag vor sich haben, was er will, ästhetische, ökonomische, politische, pädagogische, sociale, naturwissenschaftliche Probleme und Fragen, er geht immer von Anfang an auf die Sache selbst los; daher die unendliche und darum so bezaubernde Mannigfaltigkeit des Stoffes, den man in den Briefen findet, und doch liegt Alles dies nirgends außerhalb seinem Lebenskreise, sondern ist ein Stück von ihm selber, getragen, gehoben, erdacht, gewollt, verstanden von ihm selber; er zwingt, was ihm in die Nähe kommt, in seinen Kreis, oder er kehrt sein Auge ab und läßt es seine eigenen Wege gehen. Freundschaft, die Idee, die Klopstock so begeisterte, kennt Göthe kaum; aber er hat Freunde; von Gott spricht er nicht gern, besungen hat er ihn nie; aber er ist fromm. Bloßes Nachdenken, Nachsinnen, Meinen ist ihm zuwider; arbeiten, schaffen mit den Händen etwas Gutes ist das Gesetz seines Daseins. Wer ihn nicht mit Allem, was um und in und an ihm war, aufnehmen wollte; wer bloß in ihm den Dichter oder etwas Anderes suchte, für den war er verloren. Es galt ihn ganz zu nehmen oder gar nicht. Von den unzähligen Stellen aus Göthe's Briefen und Werken hier diese einzige, mit der er den ersten Brief an Herder schloß: „Und ich bin, ganz wie ich bin, Ihr Freund Göthe."

So ist auch Göthe's Dichtung vor Allem gegenständlich. Bloß dichterische Anschauungen, Ideen, Einfälle galten ihm nichts: er wollte dichten, als Dichter schaffen. In Göthe lebt, als in einem Einzelwesen, dieselbe Dichtungskraft, die in der epischen Zeit im Volke überhaupt gewohnt hat. Es lebt ein unabweisbares Bedürfniß im Volke, seine Freude und sein Leid, seinen Kampf und Sieg, seinen Glauben und seine Erkenntniß am Bilde der Dichtung zu gestalten; es muß diese Gestaltung vor sich gehen, weil sie naturgemäß ist. So lebte in Göthe dasselbe unabweisbare Bedürfniß, seine Erlebnisse, seine Kämpfe, seine Leiden, seinen Jubel in der Dichtung zu gestalten. Göthe hat seine Dichtung deßhalb selbst Gelegenheitsdichtung, Bekenntnisse, Confessionen genannt. Er macht damit keine durchgreifende Ausnahme von den übrigen modernen und zum Theil antiken Dichtern; nur daß bei reflexiven Dichtern, wie Schiller und Herder sind, dieses Moment des Gelegenheitlichen weniger zum Durchbruch kommt, weniger in die Erscheinung tritt, als bei Göthe. Wohl darf auch daran erinnert werden, daß wir mit Göthe's Dichtung überhaupt im Zeitalter der

Confessionen, der offenen und geheimen Tagebücher, der Briefe an Freunde und Freundinnen uns befinden.

Hier haben wir es mit dem Lyriker Göthe zu thun und dürften nach dem Wesen seiner Lyrik fragen. Aber eben das ist wieder Göthen eigen, daß er überall einer ist, ob Dramatiker, Epiker oder Lyriker; vielmehr daß sich in ihm der Grundzug seiner Zeit am stärksten ausprägt, welcher das Individuum, den Menschen über die theoretisch-stilistisch gegebene Form stellt. Das menschlich Charakteristische sucht die neue Herdersche Dichtung auf, nicht das Gattungsgemäße der Dichtkunst. Zudem strebt die Zeit vor Allem nach dramatischem Ausdruck, und der ist's, dem Göthe am eifrigsten nachgieng; was daneben an lyrischen Dichtungen erschien, das sind mehr Abfälle seines persönlichen Lebens, welche sich vorläufig gar keiner Theorie unterstellen, sondern gleichsam von selbst entstehen. Eben darum hangen sie mit den Lebensverhältnissen des Dichters am engsten zusammen und bedürfen vor Allem der Erklärung durch Anlehnung an die letztern. Aus der Gemüthslage des Dichters heraus, aus seiner Empfindungsweise ergiebt sich ihm die Form seiner Gedichte. Sie wollen psychologisch, nicht ästhetisch erklärt sein.

Doch ist das nicht zu allen Zeiten des Dichters in gleichem Maße der Fall. Denn das ist eine weitere und wohl die bedeutendste und größte Kraft Göthe's, daß sich in ihm eine Entwicklung seines Wesens zeigt, wie in keinem seiner Zeitgenossen, ja wie kaum in einem zweiten Sterblichen. Man hat in ihm das Symbol der Entwicklung seines Volkes, ja der ganzen Menschheit wieder erkannt. Ohne seine gewaltige, sittliche, vorwärtsstrebende, zur Vollkommenheit ringende Kraft wäre seine Entwicklung freilich nicht denkbar; aber zur Unterlage hatte sie von Natur ein so volles, so sinnliches und so geistiges Leben zugleich, wie sie nur dem ausgebildetsten Organismus zukommt. Hier hält keiner seiner Zeitgenossen mit ihm die Vergleichung aus; doch kommt ihm Schiller am nächsten. Beide Genien haben selbst die Umläufe ihrer Entwicklung deutlich erkannt und mit Namen versehen.

Göthe's erste lyrische Dichtungen, die die Leipziger Zeit umfassen, schließen sich noch durchaus an die hergebrachte Dichtung seiner Zeit an; es sind meist Lieder von tändelnder Art, aus denen der spätere Dichter nicht erkannt werden möchte. Nach seiner eigenen Aussage trat hier schon die Richtung hervor, die er sein ganzes Leben lang nicht verlassen konnte: das was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich abzuschließen. Die äußere Form war ihm dabei gleichgiltig, er folgte der Zeitrichtung, sowohl was die Gattung betraf, die er zur Darstellung des Bildes wählte, als den Vers. Die Richtung Klopstocks und Wielands, abgelegte Formen neu zu erfrischen oder durch andere zu ersetzen, blieb ihm ganz fremd. In unsere Auswahl haben wir keines der Leipziger Lieder aufgenommen; doch mag als Vertreter dieser Richtung das folgende hier Aufnahme finden:

Die schöne Nacht.

Nun verlass' ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden finstern Wald;
Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süß'sten Weihrauch auf.

Wie ergetz' ich mich im Kühlen
Dieser schönen Sommernacht!
O wie still ist hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht;
Läßt sich kaum die Wonne fassen;
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tausend solcher Nächte lassen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

Seine Seele war in Leipzig noch so gut wie unberührt von den großen Ideen, die jene Zeit so gewaltsam erschütterten. In Straßburg tritt Göthe mit Herder zusammen. Herder führt ihn ein in die Welt seiner Gedanken, weist den jungen Dichter auf die Natur, als die erste Quelle alles Lebens, auf Shakespeare, Homer, das Volkslied. Göthe wird seitdem der gewaltigste Titan der Sturm- und Drangperiode; er kämpft aber nicht bloß gegen den verhaßten Zwang, der ihn und seine Zeit in Erkenntniß und Glauben gebunden hielt, er giebt diesem Kampfe in den vom glühendsten Genius eingegebenen Dichtungen den gewaltigsten Ausdruck. In dieser Periode Göthe's geschah es, daß die Muse ihn auch im Traume besuchte uud seine Seele Lieder hörte, die er bloß aufzuschreiben brauchte. „Ich war dazu gelangt, das mir inwohnende dichterische Talent ganz als Natur zu betrachten, um so mehr, als ich darauf gewiesen war, die äußere Natur als den Gegenstand derselben anzusehen. Die Ausübung dieser Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden; aber am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So gieng's den ganzen Tag.

Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wamms machen zu lassen, und mich zu gewöhnen, im Finstern, durch's Gefühl, das was unvermuthet hervorbrach, zu fixieren. Ich war so gewohnt, mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, daß ich einigemal an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen quer liegenden Bogen zurecht zu rücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterschrieb.“ Göthe blieb aber nicht dabei, im Namen der Natur und des Herzens der Regel den Krieg zu erklären; was ihn zu einem Größern macht, ist, daß er mit ebenso viel Ernst

nunmehr und von Beginn dieses Kampfes an eine neue, schönere, reinere Natur in sich selber aufzubauen unternahm, daß er diesen Kampf um Natur von vornherein als eine Entwicklung, nicht als das Ziel seines Lebens ansah. Darum stehen in den Dichtungen und Schriften dieser Jahre die negative und die positive Richtung ohne Widerspruch neben einander; neben dem Satz aus einer Recension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen: „Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten, und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? — Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft," steht in denselben Anzeigen: „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum zwei." Unter den tollsten naturalistischen Gedichten dieser Periode steht das von antikem Geiste würdig getragene „der Wanderer", und in allen Dichtungen ist es der unmittelbar im Dichter lebende und webende Genius der Schönheit, der den Griffel geführt hat. Ihren Gipfelpunkt erreicht die Sturm- und Drangdichtung Göthe's in den sogen. Frankfurter Jahren, 1771 bis 1775; Götz von Berlichingen und Werthers Leiden sind es, die Göthen vornehmlich die Bewunderung seiner Nation einbrachten. Daneben gehen liebliche Blüthen des Herzens, zuerst aus der Straßburger Zeit, wo die Liebe zu Friederike von Sesenheim des Dichters weiches Herz zu den zartesten Tönen stimmte; ähnliche Weisen schlagen die Lieder an, welche Göthe's Liebe zu Lili hervorlockte. Den Ausdruck der Sturm- und Drangperiode findet man unter den hier besprochenen Dichtungen im Wanderer, Adler und Taube, Mahomets Gesang, Prometheus, Diné zu Coblenz, Künstlers Abendlied. In Weimar beginnt das negative Element allmählich zurückzutreten, während der positive Charakter der Dichtungen, und der positive Charakter des Menschen, in gesteigertem Maße in der eigenen Seele das Menschheitsideal sehnsüchtig sucht. „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleichzuthun, und in nichts Größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und begründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Göthe an Lavater vom J. 1780.

Die lyrischen Gedichte dieser ersten Weimarer Jahre von 1776 bis 1786 werden in erster Linie durch eine Anzahl überaus tief gefühlter lyrischer Strophen repräsentirt: Wanderers Nachtlied, Einschränkung, Beherzigung, An Gräfin Auguste Stol-

berg, Erinnerung, Sorge; sie sind zumeist an Frau v. Stein gerichtet, in deren Verkehr sich die sittlich-schöne Herausbildung Göthe's in diesen Jahren vollzieht. Hans Sachs schließt einestheils die frühere Naturdichtung mit ihrem negativen Gehalte ab und stellt anderstheils in allegorischer Art des Dichters eigenes, durch diese Kämpfe errungenes Lebensbild vor Augen. In ganz gesteigerter Hoheit und Wahrheit gestaltet sich ferner Göthe's Weltanschauung zu den Oden oder Hymnen: Harzreise, Ganymed (?), Meine Göttin, Gesang der Geister über den Wassern, Grenzen der Menschheit, das Göttliche. Man müßte ihnen parallel Iphigenie einreihen. Auch die beiden Balladen der Fischer und der Erlkönig sind noch Naturlaute, wie sie freilich bloß der glücklichst gestimmten Harmonie der Dichterseele entspringen konnten. In Wanderers Nachtlied scheint der Kampf vollendet. Es ist Ruhe geworden in des Dichters Seele. Was nachher kommt, schaut schon sehnsüchtig in die Zukunft und bereitet zur nächsten Entwicklung vor. Vorläufig galt es, mit den den Dichter beengenden Lebensverhältnissen in's Reine zu kommen, besonders mit seinen Verhältnissen zum Herzog und zur Regierung überhaupt; dahin gehören Ilmenau und der Sänger; auch das Gedicht Auf Miedings Tod darf dahin gezählt werden. Parallel geht Tasso. Einem andern Verhältnisse, dem zum Publikum, in dessen Gunst er gesunken schien, gilt die Zueignung; seiner Sehnsucht nach Italien und nach einem vollständigen Abschluß einer fertig gelebten Lebensepoche das Gedicht Mignon. Nach Form und Gehalt klingen die Epigramme Antiker Form sich nähernd an die folgende Epoche.

Mit der italienischen Reise tritt die Göthe'sche Dichtung in eine neue Entwicklungsstufe. Göthe hat sie unter anderm in dem 1788 in Italien entstandenen kleinen Drama „Künstlers Apotheose" selbst gekennzeichnet. Ein strebsamer Malerschüler, dem es mit seiner Kunst nicht gelingen will, wird von einem Meister folgendermaßen belehrt:

Mein Sohn, das hast du wohl gemacht,
Mit Fleiß das Bild zu Stand gebracht!
Du siehst, wie wahr ich stets gesagt:
Je mehr als sich ein Künstler plagt,
Je mehr er sich zum Fleiße zwingt,
Um desto mehr es ihm gelingt.
Drum eile dich nur Tag für Tag,
Und du wirst sehn, was das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verstand
Unmittelbar dir in die Hand.

Das ist Göthe's erste Periode. Sie hatte ihn nicht befriedigt. Nun tritt aber ein Liebhaber zum Schüler:

Mein Herr, mir ist verwunderlich,
Daß Sie hier Ihre Zeit verschwenden,
Und auf dem rechten Wege sich
Schnurstracks an die Natur nicht wenden.

Denn die Natur ist aller Meister Meister!
Sie zeigt uns erst den Geist der Geister,
Läßt uns den Geist der Körper sehn,
Lehrt jedes Geheimniß uns verstehn.
Ich bitte, lassen Sie sich rathen!
Was hilft es, immer fremden Thaten
Mit größter Sorgfalt nachzugehn?
Sie sind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr! Natur! Natur!

Der Schüler entgegnet:

Man hat es mir schon oft gesagt,
Ich habe kühn mich dran gewagt;
Es war mir stets ein großes Fest:
Auch ist mir dies und jen's geglückt;
Doch öfters ward ich mit Protest,
Mit Scham und Schande weggeschickt.
Kaum wag ich es ein andermal;
Es ist nur Zeit, die man verliert:
Die Blätter sind zu kolossal,
Und ihre Schrift gar seltsam abbreviert.

Endlich tritt ein zweiter Meister zum Schüler und weist ihn auf die Kunst:

Du scheinst zum Künstler mir geboren,
Hast weislich keine Zeit verloren:
Du fühlst die tiefe Leidenschaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Gestalten
Der schönen Welt begierig festzuhalten;
Du übst die angeborne Kraft,
Mit schneller Hand bequem dich auszudrücken;
Es glückt dir schon und wird noch besser glücken;
Allein
Du übst die Hand,
Du übst den Blick, nun üb' auch den Verstand.
Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen:
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen.

Göthe hatte zwar in der ersten Weimarer Zeit manches gedichtet, noch mehreres bloß begonnen und wieder liegen lassen, und auch das Fertiggewordene, wie Iphigenie, schien ihm noch nicht zur wahren Vollendung gediehen zu sein. Der Gehalt hatte sich zwar immer meist unbewußt eine Form geschaffen, aber es war nichts Ruhiges, nichts Bleibendes. Wie mannigfaltig sind ihrer Form nach die kleinern Dichtungen bis zur italienischen Reise! Uns vielleicht gewähren sie dadurch eher ein größeres als ein geringeres Interesse; dem Dichter war es ein Mangel an künstlerischer Sicherheit; er meinte: wenn er erst einmal der Form ganz Herr geworden wäre, so werde sein Dichten ein probehaltigeres, sichereres, weniger dem Zufall unterworfenes. Bestärkt wurde er durch die in Italien mit vermehrter Stärke betriebenen

Uebungen in bildender Kunst; hier ist die Technik überhaupt viel schwieriger und die Nothwendigkeit eines wirklichen Kunstverständnisses größer. Hier konnte er bei Winkelmann, Mengs und Andern sich Raths erholen und Kunstverstand lernen. Zwar führten ihn auch diese Kunststudien der bildenden Kunst nicht zum Ziele, und er wandte sich wieder seiner alten Muse zu. Und hier schien ihm nun in der antiken Kunst, in Homer, den Tragikern, den römischen Elegikern das gesuchte Ideal des Stilvollen gefunden zu sein. Wie er früher die Rousseau'schen Ideen und wie er zu gleicher Zeit Shakespeare und auch die Alten schon so in sich aufgenommen hatte, daß sie ihm zu Fleisch und Blut geworden waren: so gieng es ihm jetzt einseitig mit den Alten; daß aber auch die neu gewonnene Erkenntniß ihn vor Unbedeutendem, Schalem nicht schützte, liegt auf der Hand, und ebenso, daß seine Produktionskraft dadurch nicht wesentlich gesteigert wurde. Es ist eben auch ein Lebensalter in diesem reichen Leben, aber der Lebensalter nur eines. Und da der Dichter nun bereits jetzt die Jugend hinter sich hatte, konnte überhaupt eine noch vollendetere Steigerung kaum gedacht werden, um so weniger, als die Betonung der Form vor dem Gehalt und das engere Anschmiegen an die Alten den Kreis der Anschauungen für einige Zeit nicht bloß erweiterte, sondern auch einengte. Enger geworden war auch unmittelbar nach der italienischen Reise Göthe's häusliches Dasein, das durch Aufnahme der Christiane Vulpius die Mischung eines Anstrichs von antiker Sinnlichkeit und von deutscher Herzlichkeit erhielt. Doch drängte das erstere Element vor und gab sich poetisch in den römischen Elegien, bald darauf in den Venetianischen Epigrammen kund. Sonst wollte dem Dichter auf dem Gebiete der Dichtkunst wenig gelingen.

Dagegen steigerte der jetzt (1795) eintretende Verkehr mit Schiller, welcher, auf anderm Wege als Göthe, zur Antike gekommen war, noch einmal die Productionskraft zu ungeahnter Höhe, und neben der Antike, die in unserer Auswahl durch die Episteln, Alexis und Dora und die Elegie Hermann und Dorothea vertreten ist, erscheint jetzt auch, in eben dem Sinne des stilistisch Gedachten und Ausgearbeiteten, die Ballade (Schatzgräber, Zauberlehrling, Braut von Corinth, Gott und Bajadere, Legende vom Hufeisen, Blümlein Wunderschön, Hochzeitslied), das Lied (Schäfers Klagelied, Trost in Thränen, Dauer im Wechsel). Als gewaltigste That ragt über Alledem Hermann und Dorothea. Der im Jahr 1805 erfolgte Tod Schillers schloß diesen reichen Spätsommer, der allein schon manches nicht unreiches Dichterleben aufwiegt. Der tief gefühlte Epilog zu Schillers Glocke bildet den rührenden Markstein.

Das gewonnene Kapital des Dichters war groß genug, um die noch lange Lebensdauer Göthe's nicht ohne reichliche Zinse vorbeigehen zu lassen. Der westöstliche Divan besonders reicht in eine neue Entwicklungsphase hinein, die der greise Dichter mit dem Namen Welt-

Literatur bezeichnete. Er bleibt, als von der Sammlung der Gedichte ausgeschlossen, auch hier unberücksichtigt. Dagegen folgen bei uns noch einige Nachläufer der Balladendichtung (Johanna Sebus, die wandelnde Glocke, der getreue Eckart, der Todtentanz, die Kinder, sie hören es gerne. Ein Nachhall zur Schillerschen Periode ist die Elegie bei Betrachtung von Schillers Schädel. Die umfangreiche Spruchdichtung wäre wohl näherer Betrachtung werth; bei den meisten der Göthe'schen Sprüche, so weit sie gelegenheitlicher Art und Natur sind, fehlt aber der Nachweis, aus welchem Anlaß heraus sie entstanden sind, und andere stehen dem Verständniß so offen, daß ein Commentar überflüssig scheint.

Die Literatur über Göthe hat eine Ausdehnung gewonnen, die es nur ganz Wenigen ermöglicht, sie ganz oder zum größern Theile zu kennen. Neben den Werken kommen in erster Linie die Briefwechsel in Betracht, als deren bedeutendste der mit Kestner und Lotte, mit Lavater, mit Frau von Stein, mit dem Herzog, mit Schiller und mit Zelter etwa zu nennen wären. Um die Erläuterungen der Gedichte haben sich besonders Viehoff und Düntzer verdient gemacht.

---

1. Willkommen und Abschied.

(1770).

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Athemzug für dich.

Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter,
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Während Herder einer Augenoperation wegen in Straßburg weilte und hier den jungen Göthe in die Welt seiner Gedanken einführte, knüpfte Göthe das bekannte Liebesverhältniß zu Friederike Brion in Sesenheim. Ihm gehört unser Lied an. Göthe berichtet in Wahrheit und Dichtung, der Professor der Klinik habe am Ende der letzten Vorlesung vor eben eintretenden kurzen Ferien die Zuhörer aufgemuntert, die Ferien dazu zu benutzen, sich aufzuheitern; „die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden ꝛc." — „Ich glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören," erzählt Göthe weiter, „und eilte, was ich konnte, ein Pferd zu bestellen und mich sauber herauszuputzen. Ich schickte nach Weyland (der Freund, der ihn in Sesenheim eingeführt hatte), er war nicht zu finden. Dies hielt meinen Entschluß nicht auf, aber leider verzogen sich die Anstalten und ich kam nicht so früh weg, als ich gehofft hatte. So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen, die Nacht war windig und schauerlich, ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen." Und weiter unten: „Friederike entließ mich froh; sie war von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihrigen."

Noch tritt hier und in den beiden folgenden Liedern an Friederike das Persönliche und Zufällige in stärkerm Maße auf, als der gereiftere Dichter es sich später gestattete.

---

2. Friederike.[1]

(1770.)

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle;
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.

---

[1] Wie es scheint, vor „Willkommen und Abschied" gedichtet.

Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;
Nun laß auch morgen sein wie heute
Und lehr mich ihrer würdig sein.

---

3. Nach Sesenheim.

(c. 1770.)

Ich komme bald, Ihr goldnen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergetzen,
Uns lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen kleine Kinder sein.

---

4. Mailied.

(Spätestens 1774.)

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt' dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich
Wie Du mich liebst!

Man bezieht dieses herrliche, jubelnde Liebes- und Mailied entweder ebenfalls auf Friederike, oder setzt es einige Jahre später; nach 1774 kann es nicht entstanden sein.

---

5. Heidenröslein.

(1771.)

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief es schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh' und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Es[1] ist ein Grundzug der ältern deutschen Liebesdichtung oder des Minnegesangs, daß sich die in ihm ausgesprochene Liebesstimmung am liebsten an diejenige Stimmung des Gefühls anschließt, welche von der Wandlung der Jahreszeit bemerkt wird. Frühling ist Liebeszeit, Winter ist Zeit der Entsagung. „Im Mai, da ist gut lieben," singt der Schulmeister von Säckingen. In der ältern Dicht- und Denkweise des deutschen Volkes wird aller Aufwand der Darstellung, aller Preis und Schmuck der Geliebten lediglich der heitern Frühlingswelt entnommen. Die schöne Frau selbst ist die edelste Blüthe, die rechte Maienrose; alle Reize der Jahreszeit warten auf sie und vollenden sich in ihr; erst in der Liebe wird die Lenzeslust, erst im Lenze die Liebeslust vollkommen.

Mannigfach und weitgreifend ist in der alten Liederdichtung besonders die Bedeutsamkeit der Blumen. Um den Blumenkranz wurde gesungen; beim Reigen schmückten die Mädchen sich mit Blumen; der Bewerber schenkt seiner Tänzerin einen Kranz; wer aber nicht lieben kann, dem gebührt ein Strohkranz oder ein Nesselkranz. Am meisten befassen die alten Lieder sich damit, wie die Blumen zum Kranz in Feld und Wald gewonnen werden, mit dem Blumenlesen, dem Rosenbrechen. Das erste Laub, das erste Veilchen werden begierig wahrgenommen. Wenn aber das erste Veilchen und die ausschlagende Schwarzdornblüthe zunächst die Verjüngung der Natur ankündigen, so ist es die Rose, die den liebenden Herzen ansagt, daß ihre Stunde gekommen sei. So heißt ein altes Liedchen:

In einem Rosengärtelein,
Da steht ein Bäumelein,
Darauf steht ein Röselein,
Ist wunderschön und fein.
Ach Gott, möcht mir's bescheeret sein
Das edle Röselein!
Ganz freundlich wollt' ich's schließen ein
Tief in meines Herzens Schrein.

Und ein anderes:

Der Mai tritt her mit Freuden,
Hin fährt der Winter kalt.
Die Blümlein auf der Heiden
Blühen gar mannigfalt.

Ein edles Röslein zarte,
Von rother Farben schön,
Blüht in meines Herzens Garte,
Für all Blümlein ich's krön.

Es ist mein Wohlgemuthe,
Das schöne Röslein roth,
Erfrischt mir Sinn und Muthe,
Erret't aus aller Noth.

---

[1] Die Bemerkungen zum Heidenröslein entstanden bei der Lectüre von Uhlands Abhandlungen über die deutschen Volkslieder und waren schon im 19. Jahrgang der schweizerischen Lehrerzeitung veröffentlicht.

Es ist mein Ehrenpreise,
Darzu mein Augentrost,
Gemacht mit allem Fleiße,
Vom Tod hat's mich erlost.

Mein Herze wird erquicket
Von Angst, Kummer und Pein,
Wenn mich freundlich anblicket
Das rothe Röslein mein.

Für Silber und roth Golde,
Für Perlen, Edelstein
Bin ich dem Röslein holde,
Nichts liebers mag mir sein.

Der edel Stein Karfunkel
Mag ihm geleichen nicht,
Wiewohl er leucht im Dunkel,
Rubin gen ihm verblicht.

Ach Röslein, bis mein Wegewart,
Freundlichen ich dich bitt.
Mein Holderstock zu aller Fahrt,
Darzu Vergißmeinnicht.

Röslein brechen ist aber nicht bloß eine Lenzeslust. Die Volksansicht nimmt es auch ernster; ihr ist die Jungfrau, die zum Tanz oder nach Blumen geht, eine nachdenkliche Erscheinung. Im ersten Jugendglanze, zaghaft und ahnungsvoll für die gefährliche Lust sich schmückend, ist sie ein Trost der Augen, aber auch ein Gegenstand der frommen Scheu, der Besorgniß und des leisen Mitleids. Nur wenn die Rose vom Regen, Wind, Staub und heißem Sonnenschein noch unberührt geblieben, ist sie schön.

Die Röslein soll man brechen
Zu halber Mitternacht;
Dann sein sich alle Blätter
Mit dem kühlen Thau beladen,
So ist es Rösleinbrechens Zeit.

Die Rose, thauig aus der Nacht kommend, ist eine Darstellung der frischesten, morgendlich aufglänzenden Schönheit. Aber auch der stille Morgengang in die Blumen bleibt nicht ohne die Mahnungen und Ansprüche der Liebe. Darum soll das Mägdlein mit dem Rosenbrechen auf der Hut sein.

Es wollt ein Mägdlein tanzen gehn,
Sucht Rosen auf der Heide;
Was fand sie da am Wege stehn?
Eine Hasel, die war grüne.

Nun grüß dich Gott, Frau Haselin!
Von was bist du so grüne?
Nun grüß dich Gott, feins Mägdelein!
Von was bist du so schöne?

Von was daß ich so schöne bin,
Das kann ich dir wohl sagen:
Ich eß weiß Brod, trink kühlen Wein,
Davon bin ich so schöne.

Ißt du weiß Brod, trinkst kühlen Wein,
Und bist davon so schöne,
Auf mich so fällt der kühle Thau,
Davon bin ich so grüne.

Hüt dich, hüt dich, lieb Hasel mein,
Und thu' dich wohl umschauen!
Ich hab daheim zwen Brüder stolz,
Die wollen dich abhauen.

Und haun sie mich im Winter ab,
Im Sommer grün' ich wieder;
Verliert ein Mägdlein ihren Kranz,
Den findt sie nimmer wieder.

Dieses Spiel mit den Blumen, die im Lenze kommen und gebrochen werden, wie die Liebe kommt und gebrochen wird, gieng einfach und unmittelbar aus der poetischen Anschauung hervor. Die Blumen als Symbole jugendlicher Anmuth und Frischheit, Liebe und Freude, sind für sich verständlich. Die Rose waltet vor, weil sie die Blume der Blumen ist, die vollkommenste Darstellung dieser Eigenschaften und Zustände. Mit der Zeit, aber immerhin erst im 16. Jahrhundert, verliert sich aus dem Volksliede diese Unmittelbarkeit der Naturanschauung, und die Rose ist nicht mehr bloß Symbol der Liebe, sondern das Mädchen selbst wird zum Heiderösslein.

Sie gleicht wohl einem Rosenstock,
Drum gliebt sie mir im Herzen;
Sie trägt auch einen rothen Rock,
Kann züchtig, freundlich scherzen;
Sie blühet wie ein Röselein,
Die Bäcklein wie das Mündelein;
Liebst du mich, so lieb ich dich,
Röslein auf der Heiden!

Der die Röslein wird brechen ab,
Röslein auf der Heiden!
Das wird wohl thun ein junger Knab,
Züchtig, fein, bescheiden.
So stehn die Steglein[2] auch allein,
Der lieb Gott weiß wohl, wen ich mein:
Gedenk an mich, wie ich an dich,
Röslein auf der Heiden.

Beut mir her deinen rothen Mund,
Röslein auf der Heiden!
Ein' Kuß gieb mir aus Herzensgrund,
So steht mein Herz in Freuden.
Behüt dich Gott zu jeder Zeit,
All Stund und wie es sich begeit (begiebt)!
Küß du mich, so küß ich dich,
Röslein auf der Heiden!

---

[2] Stab, an dem der Rosenstock aufgebunden wird.

Die mitgetheilten Lieder lebten einst alle im Volksmunde, galten aber nicht als vollbürtige Glieder der schönen Literatur. Bekanntlich war es vornehmlich Herder, der auf das Volkslied wieder mit Be-

geisterung aufmerksam machte. In seiner Abhandlung „Ueber Ossian und die Lieder alter Völker", welche 1773 in der Schrift „Von deutscher Art und Kunst" erschien, theilte Herder als Beispiel deutscher Volksdichtung, und zwar als „ein älteres deutsches" aus „Liedern für Kinder" folgendes Lied mit:

Fabelliedchen.

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden!
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Der Knabe sprach: „Ich breche Dich,
Röslein auf der Heiden!"
Röslein sprach: „Ich steche Dich,
Daß Du ewig denkst an mich,
Daß ich's nicht will leiden."
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Heiden,
Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Es ist bis jetzt nicht gelungen, dieses Lied, das Herder später mit der Bezeichnung „aus der mündlichen Sage" in seine Volkslieder aufnahm, lebend wieder aufzufinden, unterliegt aber keinem Zweifel, daß Herder es aus dem Volksmunde erhalten hat. Göthen scheint er es schon in Straßburg mitgetheilt zu haben, worauf es sich dieser mit einigen Aenderungen aneignete. Es ist freilich ein Liebeslied, aber zugleich so erfüllt von dem unserm Volk einst anlebenden Sinn für die Natur, daß unsere Jugend es immer noch als einfaches Naturliedchen singt, als ein Gespräch und eine Geschichte, die sich zwischen der Rose und einem Knaben begeben hat: Der Knabe hat das Röslein gebrochen; es hat sich vergebens mit seinem Dorn gewehrt; es hat ihm nichts geholfen, hat sich brechen lassen müssen. Und es ist recht so, wenn die Kinder Mitleid haben mit dem Röslein, schadet auch nichts, wenn die Alten, die auch noch den lebendigen Sinn für das Leben der Natur erhalten haben, mit dem Streit zwischen dem Röslein und dem Knaben sich zufrieden geben.

6. Der Wanderer.

(1772.)

Wanderer.

Gott segne dich, junge Frau,[1]
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier
In des Ulmbaums Schatten 5
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn!

Frau.

Welch Gewerb treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her? 10
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Ueber meine Frage?[2]

Wanderer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt. 15
Kühl wird nun der Abend;
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkest,
Liebes, junges Weib!

Frau.

Hier den Felsenpfad hinauf! 20
Geh voran; durch's Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke. 25

Wanderer.

Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reich hinstreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf![3] 30

---

[1] Die vor Kurzem zum erstenmal Mutter gewordene. — [2] Es würde den Kunstverehrer nichts nützen, der Frau seinen Zweck, den Spuren des Alterthums nachzugehen, zu sagen; daher antwortet er auf ihre Frage, ob er ein Tabuletkrämer sei, bloß damit, daß er lächelnd ihre Frage verneint und sofort die Bitte um Wasser daran knüpft. — [3] Hier und unten Vers 34 ist

Wanderer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav![4]
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wanderer.

Eine Inschrift, über die ich trete! 35
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seid ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht[5]
Tausend Enkeln zeigen solltet. 40

Frau.

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte

Wanderer.

Droben? 45

Frau.

Gleich zur Linken,
Durch's Gebüsch hinan.
Hier.[6]

Wanderer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

Das ist meine Hütte. 50

Wanderer.

Eines Tempels Trümmer!

---

der Wanderer eine Weile stille gestanden, aufmerksam geworden durch die Spuren eines antiken Bauwerkes; die Frau, die weder die Bedeutung der Trümmer noch die Bedeutung der Worte des Wanderers versteht, mahnt darum, weiter zu steigen: es gilt ja Wasser zu holen. — [4] Der auf der Säulenstellung ruhende Hauptbalken. — [5] Das innige Denken, die feste betrachtende Richtung der Gedanken. Das ist der Zweck einer Inschrift, der Nachwelt zu hinterlassen, in welchem Geiste der Meister sein Werk erschuf. — [6] In dem Moment tritt der Wanderer aus dem dichtern Gebüsch auf die freiere Terrasse, wo inmitten der Trümmer eines Tempels die Hütte steht. Auch hier hat die Frau für die Empfindungen des Wanderers kein Verständniß; ihr liegt einzig daran, das gewünschte Bedürfniß nach einem Trunk Wassers zu befriedigen.

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Glühend webst du 55
Ueber deinem Grabe
Genius![7] Ueber dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher! 60

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken!

Wanderer.

Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst 65
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einsame Schwester dort!
Wie ihr,
Düstres Moos auf dem heiligen Haupt, 70
Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geschwister!
In des Brombeergesträuches Schatten 75
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks[8] Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du 80
Dein Heiligthum?
Säest Disteln drein?

Frau.

Wie der Knabe schläft!
Willst du in der Hütte ruhn,

---

[7] Der Genius, d. i. der Geist, der dieses Kunstwerk hervorgebracht, der in dem Kunstwerk zur Erscheinung gekommen ist, webt, d. h. lebt und wirkt noch fortwährend in den Trümmern in glänzender Erscheinung. Der Genius ist übrigens als ein an dieser Stätte wohnender, persönlicher, unsterblicher Geist gedacht; denn „über ihm" ist sein Meisterstück zusammengestürzt. — [8] Des Menschen.

Fremdling? Willst du hier 85
Lieber in dem Freien bleiben?
Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! schlaf'!

Wanderer.

Süß ist deine Ruh'![9] 90
Wie's, in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir! 95
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings 100
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!
Und, welkt die Blütenhülle weg,
Dann steig aus deinem Busen
Die volle Frucht, 105
Und reife der Sonn' entgegen!

Frau.

Gesegn' es Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk
Als ein Stück Brot, das ich dir bieten kann.

Wanderer.

Ich danke dir. 110
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hause sein
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann, 115
Und iß mit uns das Abendbrot!

Wanderer.

Ihr wohnet hier?

---

[9] Hier wendet sich des Wanderers Stimmung; veranlaßt durch den in seinem Arme schlummernden, ruhig athmenden, in himmlischer Gesundheit schwimmenden Knaben neigt sich seine Aufmerksamkeit diesem der gegenwärtigen Natur angehörenden Geschöpfe hin, und wie dann die Mutter mit Wasser und Brod wieder erscheint, da wendet er auch dem kurz vorher verachteten Wachsthum der Pflanzenwelt, dann den persönlichen Verhältnissen der Frau seine liebevolle Aufmerksamkeit zu.

Frau.

Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen. 120
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und starb in unsern Armen.[10]
Hast du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist und spielen will! 125
Du Schelm!

Wanderer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte. 130
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt.
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut; 135
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniss'
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! — 140
Leb' wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willst nicht bleiben?

Wanderer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euern Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg! 145

Wanderer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.[11]

---

[10] Wie es in den einfachsten Naturzuständen kindlicher Völker zu geschehen pflegt: der Jüngling erhält seine Braut von deren Vater, der Vater bleibt beim Kinde, wird von den jungen Leuten selbstverständlich kindlich gepflegt und stirbt in deren Armen. — [11] Eigentlich Cumae, griech. Kyme, die älteste griechische Kolonie in Süditalien, wenig nördlich vom Busen von Neapel, einst die blühendste der griechischen Kolonien Italiens, gründete später die Städte Neapel und Messina.

Wanderer.
Wie weit ist's hin?

Frau.
Drei Meilen gut. 150

Wanderer.
Leb' wohl!
O, leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit 155
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt. 160
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch ein Weib, 165
Den Knaben auf dem Arm!

Den „Wanderer" erwähnt Karoline Flachsland in einem Briefe an Herder schon im Jahre 1771: „Göthe steckt voll Lieder. Eins von einer Hütte, die in den Ruinen alter Tempel gebaut, ist vortrefflich." Somit wäre das Gedicht in Frankfurt bald nach Göthe's Rückkehr aus Straßburg, wenn nicht in Straßburg selbst, entstanden. Göthe scheint aber das Gedicht im Jahre 1772 nochmals überarbeitet zu haben; denn er schreibt an Kästner: „Etwas verdrüßt mich. In Wetzlar hatte ich ein Gedicht gemacht, das von Rechts wegen Niemand besser verstehen sollte als Ihr..... Es ist überschrieben „Der Wanderer" und fangt an „Gott segne dich, junge Frau. Ihr würdet's auch ohne das gleich gekannt haben." Und in einem andern Briefe: „Den Wanderer binde ich Lotten an's Herz. Er ist in meinem Garten an einem der besten Tage gemacht, Lotten ganz im Herzen und in einer ruhigen Genüglichkeit all Eure künftige Glückseligkeit vor meiner Seele. Du wirst, wenn Du's recht ansiehst, mehr Individualität in dem Dinge finden, als es scheinen sollte, Du wirst unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich so hunderttausendmal bei ihr gefühlt, erkennen. Aber verrath's keinem Menschen." Das Gedicht erschien zuerst im Göttinger Musenalmanach von 1774.

Es überrascht jeden, der Göthe's Dichtungen im Zusammenhange mit seiner Lebens- und Kunstentwicklung liest, in einer Entwicklungsperiode, die man sonst vorwiegend Sturm und Drang zu nennen pflegt, auf das formvollendete, mit der plastischen Ruhe einer antiken Dichtung einherschreitende Gedicht „der Wanderer" zu stoßen. Aber

das ist es eben, was Göthe vor allem auszeichnet: sobald er einmal das Prinzip seines Lebens gefunden hatte, ist sein Wirken auf's Positive, auf Darstellung schöner, reiner, vollendeter, makelloser Menschlichkeit gerichtet. „Wenn mir im Grund der Seele nicht so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte," schreibt er an Herder von Wetzlar aus, „daß ich hoffen könnte, wenn Schönheit und Größe sich mehr in dein Gefühl webt, wirst du Gutes und Schönes thun, reden und schreiben, ohne daß du's weißt, warum." (Herders Nachlaß I, 43.) Mit dieser Richtung seiner Seele hängt freilich sein Drängen nach „Natur", seine Verachtung der Unnatur, die er mit den besten seiner Zeitgenossen theilt, eng zusammen; aber Göthe bleibt nirgends bei der Negation stehen; ihm wird Alles, was ihn ankommt, sofort zu einem bleibenden Faktor seines Wesens; die bloße Idee bleibt zurück, bleibt liegen, und er tritt als ein Vollendeterer aus ihrer Berührung heraus. So mit seinem Studium der Kunst und Dichtung der Alten; er nimmt sie von Anfang an so auf, daß ihr Geist in den seinigen einzieht, trotzdem eine andere Richtung, deren Schlagwörter Natur und Genie sind, von einem ruhigen, liebevollen Studium der Alten vorläufig noch abzieht. „Nicht in Rom, in Magna Gräcia, — Dir im Herzen ist die Wonne da," heißt's noch im dem „Sendschreiben" an Lavater im Jahre 1774. Aber während Andere sich der Idee unterordnen, ordnet Göthe die Idee sich selber unter und erwächst an ihr zum vollendeten Manne.

Deßhalb konnte so früh unser Gedicht entstehen, zwischen der Zeit, da Götz von Berlichingen und Werthers Leiden entstanden. Doch ist ja auch dieser Dichtung Grundstimmung der Kampf zwischen Kunst und Natur. Ein Wanderer, der Denkmäler alter Kunst aufsucht — Göthe selber hieß dazumal in befreundeten Kreisen seiner Besuche wegen, die er bald dahin bald dorthin machte, besonders nach Darmstadt, aber auch nach Gießen, Coblenz und anderwärts, „der Wanderer" — ein solcher Wanderer kommt auf dem Wege nach Cuma zu einem schattigen Plätzchen, er findet da eine offenbar in der Nähe wohnende junge Frau, den säugenden Knaben an ihrer Brust, an der Felswand unter eines Ulmbaums Schatten ruhend, und bittet sie, neben ihr ausruhen zu dürfen. Die Frau gestattet es als etwas selbstverständliches und fragt nach seinem Gewerbe, ob er ein Tabuletkrämer, ein Hausirer sei? Der Wanderer verneint's und bittet dagegen die ihn anmuthende Frau, sie möge ihm den Brunnen zeigen. Die Frau steht sofort auf und heißt ihn vorangehen; oben, wenn man durch's Gebüsche den Felsenpfad aufwärts geht, steht ihre Hütte und daneben der Brunnen. Der Wanderer, aufwärts steigend, bemerkt erstaunt im Gesträuch einzelne Trümmer eines antiken Bauwerkes, ein Architrav, woran er erkennt, daß einst ein Tempel in der Nähe gestanden; eine unleserlich gewordene Inschrift. Sein Erstaunen wächst, da die Frau mittheilt, daß noch viele solche Steine — ihr sind es nichts als Steine — oben um ihre Hütte sind. Und wie er nun der

Trümmer des Tempels ansichtig geworden, zwei Säulen stehen noch neben einander an ihrem alten Platze, eine dritte etwas entfernt davon, die übrigen liegen in Trümmern zerstreut umher, und alle sind mit Moos bekleidet, umrankt oder verdeckt vom Brombeergesträuch und hohem Grase: da ruft er aus: Ihr Musen und Grazien! Und er zürnt der Natur, daß sie, die doch als ihr Meisterstück den Menschen hervorbrachte, des Menschen Meisterstück also mit Unkraut und Disteln verunstalten mochte. Die Frau hat sich während der letzten Worte des Wanderers, deren Sinn sie nicht versteht, mit ihrem Knaben beschäftigt. Jetzt, in einem Momente, wo der Wanderer ausgesprochen zu haben scheint, wendet sie sich wieder mit der Frage an ihn, ob er lieber, denn es sei kühl, in der Hütte ruhen oder im Freien bleiben wolle? Bis sie mit dem Wasser aus dem Schöpfbrunnen wieder zurückkehren wird, übergiebt sie ihm den Knaben. Auch hier ist Natur, ist volle, schöne, reine Natur. Ihn segnet der Wanderer mit dem Segen, den er als den rechten kennt: daß der Geist heiliger Vergangenheit auf ihm ruhe! der Geist reiner Menschlichkeit, der den, der ihn besitzt, in Götterselbstgefühl jedes Tages genießen läßt. Es ist Göthe's Geist, der selber am Geist der Vergangenheit groß geworden, mit Götterselbstgefühl jedes Tages genoß, der, als voller Keim, als des glänzenden Frühlings herrlicher Schmuck aufblühte und vor seinen Gesellen leuchtete; dem endlich, als die Blütenhülle weg welkte, aus seinem Busen die volle Frucht stieg und der Sonne entgegen reifte! — Die Frau kehrt zurück und bietet dem Wanderer einen Trunk frischen Wassers: Gesegne's Gott! Ein Stück Brod lehnt er dankend ab, freut sich aber jetzt der rings umher blühenden und grünenden Natur. Und da die Frau ihres Mannes erwähnt, der bald vom Felde nach Hause sein wird, und ihn dringend auffordert, da zu bleiben und das Abendbrod mit ihnen zu theilen, da wächst seine Theilnahme, und die Frau erzählt in natürlicher Anmuth die Geschichte ihres Lebens. Es ist ihr eigen vom Vater ererbtes Hüttchen, das sie bewohnt. Jetzt, da der Knabe erwacht ist und munter spielen will, jetzt hat die Stimmung des Wanderers umgeschlagen; derselbe, der, bei der Ansicht der Trümmer, der Natur fast fluchte, daß sie die Kunst so unwürdig behandle, er nennt sie jetzt die ewig keimende, die jedem sein Bedürfniß mütterlich stillt, die jedem seine Hütte baut, und wär es auch, daß einen Zierrath sie verkleben müßte. „Du glücklich Weib," ruft der Wanderer der Frau beim Abschied zu. „Gott erhalt Euch, segn' Euren Knaben!" Er geht. Sein Wunsch ist aber der, daß sein Genius ihn, den über Gräbern heiliger Vergangenheit Wandelnden, ihn leiten, ihn zum Ziele, zur Vollendung kommen lassen, ihm aber auch, wenn des Tages Hitze ihn drückt, ein schattiges Plätzchen zeigen und ihm endlich vergönnen möge, wenn er am Abend heimkehrt, daß ihn solch ein Weib empfange, den Knaben auf dem Arm!

Der Schluß des Gedichtes vornehmlich war es ohne Zweifel, den Göthe im Auge hatte, als er Kästnern schrieb: „Du wirst unter der

Allegorie Lotten und mich und was ich so hunderttausendmal bei ihr gefühlt erkennen.“ War der Dichter eifrig, ja mit seiner ganzen Seele bemüht, sich an der Anschauung des Besten, was die Menschheit hervorgebracht, zu bilden und zu gestalten, so sah er in Charlotte Buff eine so in sich vollendete Natur, um sie herum eine in ihrer Beschränktheit so glückliche Häuslichkeit — während ihm, dem Dichter, sein Ringen und Streben eben dadurch, daß die Ziele stets in weitere Ferne rückten, eben nicht glücklich machte — daß er in jenem glücklichen Augenblicke, an einem der besten Tage, Lotten ganz im Herzen und in einer ruhigen Genüglichkeit all Eure künftige Glückseligkeit vor meiner Seele“ dieses rührende Bild des „Wanderers“ gestaltete.

Felix Mendelssohn schrieb im Jahre 1831 an Göthe's Freund Zelter in Berlin, es freue ihn, auf seiner Reise in Italien das Lokal des Gedichtes aufgefunden zu haben; zwischen Pozzuoli und Bajä liege das Haus jener Frau in „eines Tempels Trümmern“, und nach Cuma sei es „drei Meilen gut“. Göthe antwortete seinem ihn davon in Kenntniß setzenden Freunde: „Das ist der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnet und werth hält, was der die Wirklichkeit suchende, wenn er es in Diesem findet und erkennet, doppelt lieben und höchlich daran sich erfreuen muß.“

---

7. Adler und Taube.

(1773.)

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft[1] ab.
Er stürzt' hinab in einen Myrthenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt' an Qual
Drei lange, lange Nächte lang;
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam 10
Allheilender Natur.[2]

---

[1] Historisch richtig wäre die Sene, woraus Sehne und Senne geworden. — [2] Vergl. dazu die aus dem Jahre 1772 stammenden Verse aus „Pilgers Morgenlied“. An Lila:

Allgegenwärtige Liebe!
Durchglühst mich,
Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust;
Hast mir gegossen
In's früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben
Und Muth!

Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfnis nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf, 20
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrthenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand am Bach,
Und ruckt einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt 30
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerst, liebelt er,
Sei gutes Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Glut dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegen heben? 40
Du wandelst durch der Blumen frischen Thau,
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell.
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug. —
O Weise! sprach der Adler, und tiefernst 50
Versinkt er tiefer in sich selbst,
O Weisheit! du redest wie eine Taube!

Erschien zuerst im Jahrgang 1774 des Göttinger Musenalmanaches, stammt also spätestens aus dem Jahr 1773. Wenn wir auch die Gelegenheit nicht kennen, welche diese schmerzliche Allegorie ver-

anlaßt hat, so ist doch sicher, daß ein tiefes Leid, eine gestörte Heiterkeit der Seele und ein wohlfeiler, für ihn durchaus unannehmbarer Trost aus dem Munde von Leuten, die ihn nicht begriffen und ihn wohlfeil genug zur Genügsamkeit mahnten, daß solche oder ähnliche Zustände diese Fabel hervorriefen, die eben deßhalb keine Fabel, sondern wahre Geschichte ist, die sich bloß in das Gewand einer Fabel kleidet. Keiner kannte wie Göthe die Macht des „allgegenwärtgen Balsams allheilender Natur". — Mit dem Adler verglich sich sonst das jüngere Dichtergeschlecht gern; vergl. Stollbergs Ode an den Genius, Seite 222; so hat man von Herder eine Fabel: Adler und Wurm, — aus derselben Zeit, und in einem Spottgedicht an Göthe verglich sich Herder mit einem Falken, Göthen mit dem Specht.

---

8. Mahomet's Gesang.

(1773.)

Seht den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend 5
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder, 10
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt 15
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese 20
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln; 25
Nach der Ebne dringt sein Lauf,
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend, 30
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder! nimm die Brüder mit, 35
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen, 40
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder, 45
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit! —

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er 50
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor,
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß. 55

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas 60
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder, 65
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Schon die englischen Aufklärer beschäftigten sich mit der Frage, in welchem Sinne Mohamed als Religionsstifter anzusehen sei; so-

bald einmal die christliche Lehre als nicht grundsätzlich für alle Menschen bindend und nothwendig anerkannt wurde, konnte es nicht fehlen, daß man den Stifter der christlichen Religion mit den Stiftern anderer Religionen zusammenstellte. In diesem Sinne beschäftigte sich auch Göthe mit Mohamed; hatte er doch schon in seiner Straßburger Doktordissertation dargelegt, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt werden, und daß dieser Satz auch dem Christenthum gelte.

Wenn Göthe jedoch beabsichtigte, Mahomed zum Helden eines ausgeführten Dramas zu machen, wozu er den Plan im Großen schon entworfen hatte, so geschah dieses nicht bloß deßhalb, weil die Frage um das Maß der Aechtheit und Unächtheit der von Religionsstiftern ausgegangenen Religionen ihn anzog; vielmehr fühlte er in sich das unabweisbare Bedürfniß, einmal mit sich über sein Verhältniß zu der Religionsform, in der er geboren und auferzogen war, ins Reine zu kommen. Auch das ist nicht der geringste Charakterzug Göthe's, daß sein religiöses Leben ähnlichen Entwicklungsformen und Entwicklungsstufen unterworfen ist, wie das Leben der Völker, ja der Menschheit. Göthe war ein frommes Kind und ist ein frommer Mann geworden und geblieben; ihm lag aber das Wesen der Frömmigkeit in der That, nicht im Wort. Göthe ist, und wie hätte es anders sein können, auch ein Aufklärer gewesen, aber er vertiefte die negative, bloß den Verstand berührende Aufklärungsarbeit zu einer Religion, welche, einer Versöhnung bedürftig wie die geoffenbarte Christuslehre, diese Versöhnung im eigenen Leben suchte und fand. Jetzt also, in den Jahren 1773 und 1774, war es ihm zur Herzensangelegenheit geworden, seine Rechnung mit dem religiösen Glauben seiner Zeit vorläufig abzuschließen; er war nicht allein in Dingen untergeordneter Natur ein Freund der Ordnung, auch in den höchsten Fragen, die ihn bewegten, fühlte er den Drang, wenn etwas zu Ende gekommen schien, endgiltig abzuschließen, die Bilanz zu machen, um zu anderer Arbeit übergehen zu können. Es waren drei Themen, welche ihn in dieser Weise beschäftigten: Mohamed, der ewige Jude und Prometheus; Mohamed und Prometheus sollten dramatisch, der ewige Jude episch bearbeitet werden. Alle drei Dichtungen sind Fragmente geblieben; doch haben sich aus Mohamed und Prometheus selbständige Stücke erhalten, die Göthe in seine Gedichte aufnahm. Unsere Dichtung, Mahomets Gesang, im Göttinger Musenalmanach von 1774, wo sie zuerst erschien, „Gesang an Mahomet“ betitelt, ist offenbar aus dem Grunde fertig geworden, weil hier der Dichter von dem Religionsstifter Mohamed weg auf einen Seitenweg abgelenkt hatte; es ist ein Bild seiner Selbst daraus geworden, ein Bild des freudigen, von guten Geistern genährten Dichterjünglings; früh schon verbinden sich ihm seine Freunde; doch vermögen ihn enge Verhältnisse nicht zu halten; er dringt weiter, er wächst zum prächtigen, Alles mit sich reißenden Strome.

---

9. Prometheus.

(1774.)

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn; 5
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut 10
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern 15
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren. 20

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage, 25
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich, 30
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank 35
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet 40
Je des Geängsteten?

Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine? 45

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften? 50

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich 55
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Das Prometheus-Drama ist die dritte der Göthe'schen Dichtungen, wodurch der Dichter seiner religiösen Kämpfe los zu werden trachtete. Prometheus, d. i. der Vordenkende, war ein Titane, der das Feuer aus dem Olympus stahl und den Menschen brachte; Zeus fesselte ihn zur Strafe an den Caucasus und ließ ihm täglich durch einen Adler die jede Nacht frisch nachwachsende Leber zerfleischen, bis Herkules den Adler erlegte und den Prometheus befreite. Schon den Griechen galt Prometheus „als Vertreter der menschlichen Bildung, sofern sie die Natur überwältigt und zum Widerspruch gegen die Gottheit reizt; ein Vertreter jener prometheischen Erfindsamkeit des menschlichen Geschlechts, vermöge welcher dasselbe in alle Winkel der Natur eindringt und alle Kräfte der Natur sich dienstbar macht, und jenes unermüdlichen Triebes und Durstes nach Wahrheit und allen Tiefen der Gottheit, welcher zuletzt so leicht zu Trotz und Uebermuth führt" (Preller). Doch ist es bei den Griechen zumeist die Herabholung des Feuers, die dadurch den Menschen gegebene Quelle höherer Kultur, und die Rache, die Zeus an ihm ausübt, welches ihren Dichtern und Künstlern vorschwebte und welches besonders Aeschylus in seinem gefesselten Prometheus so machtvoll gestaltete.

Für Göthe ist Prometheus ein griechischer Faust geworden, der den Göttern zum Trotz das Gesetz seines Lebens sich selber schafft. Woher Göthe diese Idee entnahm, ist uns unbekannt;[1] sie erscheint schon angedeutet in der Rede, welche er kurz nach seiner Rückkehr aus

[1] Offenbar haben Andere vor ihm schon den Prometheus als Symbol götterverachtender Menschen gebraucht; so nennt schon Hamann in der lettre neologique et provincale (1762) den Prometheus einen plagiaire de l'Olympe.

Straßburg, im Jahr 1771, in Frankfurt bei einer von ihm veranstalteten Shakespearefeier vortrug; „die meisten von diesen Herren," heißt es da, „stoßen auch besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeare's Menschen! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe; darin liegt's, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines eigenen Geistes, er selbst redet aus Allen und man erkennt ihre Verwandtschaft." Der Ruf der jungen Geister nach Befreiung von den Schranken, welche Sitte und Recht, Erziehung und Religion, und alle Lebensverhältnisse bis dahin gebannt hielten, und der Drang, sich ihnen zu entziehen, das Gesetz seines Daseins, seinen Gott in sich selber zu finden, der hergebrachten Willkühr zu trotzen, er ist es ja gerade, was diese Geister kennzeichnet. So hatte Herder als neunzehnjähriger Jüngling das Fragment gedichtet:

Die Welt der menschlichen Seele.

Mich sing' ich! Welt und Gott ein All in mir!
Ich bin mir Gott und
Lied und Welt und Phöbus mir!
Selbst bin ich —

Und Göthe spricht in seiner Recension von Sulzers „schönen Künsten, 1772": „Ebenso wenig besteht die Folgerung: „„die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden."" Ueberhaupt thut sie das nie, sie härtet vielmehr, Gott sei Dank, ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von sich zu weisen, und ihm zum Trutz den Gang seines Willens zu gehen."

Die Ueberzeugung von der Selbständigkeit des vernunftfreien Menschen kam in Göthe zum Durchbruch durch das Studium Spinozas, das er auf einem Besuche bei Jacobi im Sommer 1774 eingehend trieb. Nach seiner Rückkehr schrieb er das Prometheusdrama, von dem jedoch nur die beiden ersten Akte vollendet und bekannt sind. Erst als er sich von der Unmöglichkeit, das Drama zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen, überzeugte, schrieb er den Monolog „Prometheus", in welchen einzelne Stellen aus jenen beiden Akten wörtlich aufgenommen sind.

Nie hat ein Dichter ein trotzigeres Gedicht geschrieben, als Göthe's Prometheus ist, und die glühende Wärme zeugt dafür, wie der jugendliche Titane, im Gefühl seiner Urkraft, sich mächtig stemmte und aufbäumte „gegen den Despotismus einer angemaßten, gottbegnadeten Glaubensherrschaft." Die Menschen aber, die er formte nach seinem Bilde, „ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu

genießen und zu freuen sich und dein nicht zu achten, wie ich!“ findest du in eben dieser Prometheus-Dichtung, vor Allem aber im Faust, dem deutschen Prometheus.

10. Geistes Gruß.

(18. Juli 1774.)

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

Sieh, diese Senne war so stark,
Dies Herz so fest und mild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt;

Mein halbes Leben stürmt ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
Und du, du Menschen-Schifflein dort,
Fahr immer, immer zu.

11. Diné zu Coblenz

im Sommer 1774.

Zwischen Lavater und Basedow
Saß ich bei Tisch des Lebens froh.
Herr Helfer,[1] der war gar nicht faul,
Setzt' sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich
Und auf die Offenbarung strich,[2]
Die uns Johannes der Prophet
Mit Räthseln wohl versiegeln thät;
Eröffnet' die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchsen[3] öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Cubusstadt und das Perlenthor[4]
Dem hocherstaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereist,
Hatte ein Stück Salmen aufgespeist.

[1] Diakonus. — [2] Gieng auf die Offenbarung los. — [3] Gegenmittel gegen thierisches Gift, auch ein vormals angewendetes, sehr zusammengesetztes und besonders Opium enthaltendes Arzneimittel, welches vorzüglich in Venedig bereitet wurde. — [4] Offenb. Joh. 21, 15—21.

Vater Basedow, unter dieser Zeit,
Packt einen Tanzmeister an seiner Seit'
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war;
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
Drob ärgert sich der andre sehr
Und wollte gar nichts hören mehr
Und sagt: es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders stünd'.
Und ich behaglich unterdessen
Hätt einen Hahnen aufgefressen.

Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Geist- und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten. [5]

---

[5] Die vier letzten Verse sind auf der nach dem Diné vorgenommenen Fußwanderung verfaßt.

Im Sommer 1774 machte Göthe mit Lavater und Basedow eine Reise an die Lahn und den Rhein. Auf dieser Reise entstand am 18. Juli beim Anblick der Ruine Lahneck das Gedicht „Geistes Gruß"; Göthe schrieb es dem Maler Lips, den Lavater seiner Physignomik halber als Zeichner mitgenommen hatte, in's Stammbuch.

Tags darauf spielt die Scene in Coblenz. Zur Veranschaulichung derselben dient, was Göthe im 14. Buch von Wahrheit und Dichtung mitgetheilt hat. Lavater, im Aeußern eher eitel, war von seiner Christuslehre so leidenschaftlich eingenommen, daß er alle, die nicht seines Sinnes sein mochten, bekehren zu müssen meinte, wodurch er denn öfters der Gesellschaft lästig wurde. Basedow, nicht minder eifrig in der Verbreitung seiner Lehre, war ein ausgesprochener Rationalist, der besonders gegen das Dogma der Dreieinigkeit loszuziehen liebte. „Einen entschiedeneren Contrast, sagt Göthe, konnte man nicht sehen, als diese beiden Männer. Schon der Anblick Basedows deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavaters Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedowischen zusammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavaters Auge klar und fromm, unter sehr breiten Augenliedern, Basedows aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbraunen hervorblinkend, dahingegen Lavaters Stirnknochen von den sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt erschien. Basedows heftige rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs, und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, alles war den Eigenschaften und dem Betragen

entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht und seine großen Geistesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen, noch zu lenken. Ihm war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte; und auf diesen Zweck eilt er nur allzu gerade los." Wir fügen bei, daß Basedow außerdem ein Mann war, der sehr wenig auf sein Aeußeres gab und häßlich duftenden Tabak rauchte.

---

12. Künstlers Abendlied.

(1775.)

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nun Freudenquell genießet;

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen.

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge Dasein mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Im fünfzehnten Buch von „Wahrheit und Dichtung" schreibt Göthe: „Zu jener Zeit gieng bei mir das Dichten und Bilden unaufhaltsam miteinander. Ich zeichnete die Porträte meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide. Wenn ich diktierte oder mir vorlesen ließ, entwarf ich die Stellungen der Schreibenden und Lesenden, mit ihrer Umgebung; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen und die Blätter wurden gut aufgenommen. Diesen Vortheil haben Dilettanten immer, weil sie ihre Arbeit um-

sonst geben. Das Unzulängliche dieses Abbildens jedoch fühlend, griff ich wieder zu Sprache und Rhythmus, die mir besser zu Gebote standen. Wie munter, froh und rasch ich dabei zu Werke gieng, davon zeugen manche Gedichte, welche die Kunstnatur und die Naturkunst enthusiastisch verkündend, im Augenblicke des Entstehens sowohl mir als meinen Freunden immer neuen Muth beförderten."

Unter der Rubrik „Kunst" stehen eine Anzahl solcher Künstlerlieder aus dieser Zeit; sie sind zum Theil in Briefform abgefaßt, meist an Merck und an Lavater gerichtet, dessen ersten Band der physiognomischen Fragmente unser Gedicht abschloß, datiert vom 19. April 1775. Manches ist recht muthwillig sinnlich in Knittelversen abgefaßt, Anderes mehr ernster Natur. Zwei solcher Stücke theilen wir an dieser Stelle noch mit; „Der Monolog des Liebhabers" hieß früher: „An Kenner und Liebhaber", und „Guter Rath" hatte die Ueberschrift: „Guter Rath auf ein Reißbrett, auch wohl Schreibtisch" u. s. w.

Monolog des Liebhabers.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Guter Rath.

Geschieht wohl, daß man einen Tag
Weder sich noch andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunst wohl anders sein?
Drum hetze dich nicht zur schlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft sind nimmer weit:
Hast in der bösen Stund' geruht,
Ist dir die gute doppelt gut.

Wie gewaltig damals Göthe das natürliche Feuer, das im Künstler leben und wirken soll, über alle Theorie stellte, erhellt unter andern aus folgender Stelle aus seiner Recension von Sulzers „schönen Künsten": Wenn irgend eine spekulative Bemühung den Künsten nützen soll, so muß sie den Künstler grade angehn, seinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um sich greife und sich thätig erweise. Denn um den Künstler allein ist es zu thun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publikum, ob das, wenn's ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum es gaffte, oder nicht, was liegt an dem? ... Gott erhalte unsre Sinnen, und bewahre uns vor der Theorie der

Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister! Weil denn die nun nicht überall und nicht immer zu haben sind, und es doch auch geschrieben sein soll, so gebe uns Künstler und Liebhaber ein περὶ ἑαυτοῦ[1] seiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am meisten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geists, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen, und ihn auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend sich zum mächtigen Besitz hinaufgeschwungen und als König und Ueberwinder die benachbarten Künste, ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt."

---

13. Neue Liebe neues Leben.

(1775.)

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kamst du nur dazu!

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränderung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Im Herbst 1774 hatte Göthe die „Leiden des jungen Werther" in die Welt gehen lassen und sich dadurch eine große Herzensirrung

[1] D. h. aus seiner eigenen Erfahrung geschöpftes.

muthig vom Halse geschafft. Kurze Zeit darauf trat eine neue Leidenschaft des Herzens an ihn heran, die Liebe zu Elisabeth Schönemann, im Familienkreise Lili genannt. Sie war die einzige Tochter des schon längere Zeit gestorbenen Banquier Schönemann und stand in einem Alter von 17 Jahren. Es war ein reiches, vornehmes Haus, in das Göthe eintrat und das mit dem elterlichen Hause nicht recht stimmte; der Vater war mißmuthig; der Dichter, damals gerade zum bewunderten Lieblinge der Nation herangewachsen und in seiner Seele mächtig zum ersehnten Ziele strebend, fand in dem neuen Verhältniß, das von Anfang an als ein bleibendes, bindendes gedacht wurde, auch keine volle Befriedigung; daher das in unserm Liede so unnachahmlich wahr ausgedrückte Schwanken und Beben. Damals schrieb er an die Gräfin Auguste von Stolberg: „Gebe Ihnen der gute Vater im Himmel viele muthige, frohe Stunden, wie ich deren oft hab', und dann laß die Dämmerung kommen, thränenvoll und selig — Amen.“

Die Lieder an Lili zeigen gegenüber den Sesenheimer Liedern stofflich eine Reinheit von persönlichen, dem Zufall gehörenden, bloß gelegenheitlichen Zuthaten, und formell eine harmonische Vollendung, eine Melodie der Laute, einen rhythmischen Wohlklang nach Vers und Strophe, eine hohe Kunstvollendung, die doch aussieht, als ob sie ganz zufällig, nur bloß gefunden wäre, welches Alles diese Lieder zu den schönsten Blüthen der deutschen Lyrik stempelt. Und zwar machen sich in diesen Liedern überhaupt zwei Strömungen geltend, das altdeutsche rhythmische, bloß auf Hebungen in dem Gegensatze zweier Halbzeilen beruhende Princip, und die moderne Metrik der Renaissance. Ganz aus dem nationalen Rhythmus heraus, nur mit Endreimen, ist das Mailied gebaut:

Wie hérrlich léuchtet úns die Natúr!
Wie glä́nzt die Sónne! wie lácht die Flúr!

Dagegen war „Willkomm und Abschied“ in einer breiten, zweitheiligen Stropfe nach dem Reimschema a b a b c d c d gedichtet, so daß jeweils die ungeraden Zeilen weiblichen und die geraden Zeilen männlichen Schluß haben. Dergleichen Strophen fehlt es an einer geschlossenen Gliederung. Eine solche tritt in unserm Liede zu Tage, um so schöner, als der Fortgang der Empfindung sich mit der Dreitheiligkeit der Strophe, wenigstens in Strophe 1 und 2, vollkommen deckt. Die beiden Stellen des Aufgesangs stehen einander parallel gegenüber nach Inhalt und Form, und beiden zugleich antwortet der vierzeilige Abgesang. Schematisch wird sich das folgendermaßen verdeutlichen lassen:

Herz, mein Herz, was soll das geben? Was bedränget dich so sehr?	Welch ein fremdes, neues Leben! Ich erkenne dich nicht mehr.

Weg ist Alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kamst du nur dazu!

Dagegen tritt freilich in der dritten Strophe die erste Hälfte des Abgesangs inhaltlich noch zu den Stellen, um in der zweiten Hälfte des Abgesangs erst in dem Ausrufe: Die „Verändrung, ach, wie groß! Liebe, Liebe! laß mich los!“ — in die Stimmung der ersten Strophe, nur gesteigert zurückzukehren; denn von der durch seine Liebe hervorgerufenen allgemeinen bangen Stimmung ausgehend, wendete sich der Dichter in der zweiten Strophe zur Quelle dieser Stimmung, seinem Mädchen, individualisierte an ihr seine allgemeine Stimmung zu einer besondern und ließ, durch die Erscheinung seines Mädchens in seiner Unruhe noch bestärkt, die subjektive Empfindung sich wieder objektivieren, um mit dem Aufschrei: Liebe, Liebe, laß mich los, zu schließen.

Zugleich innerhalb den Grenzen dieser Dreitheiligkeit kommt hier wie in vielen Göthischen Liedern das Princip des altdeutschen Verses zum Vorschein, der Gegensatz zweier auf je zwei Hebungen ruhenden, einander gegenüber gestellter Halbverse; nur tritt dieses Princip mehr unter dem Princip der Renaissance-Metrik verborgen zu Tage und wird besonders in den Versen mit männlichem Schluß öfters gestört.

Hérz, mein Hérz,	wás soll das gében?
Wás bedränget	dích so séhr?
Wélch ein fremdes,	néues Lében!
Ích erkénne dich	nícht mehr.

Dazu kommen Alliterationen: das liebe lose Mädchen; und ganz besonders der letzte Vers, der ein vollkommener epischer Vers im altdeutschen Sinne ist:

Liebe! Liebe! laß mich los!

Wir fügen hier noch ein Göthisches Lied bei, das zwar erst 1789 gedruckt wurde, aber sehr wahrscheinlich aus diesen Jahren stammt und z. B. von Abeken unter die Lililieder gesetzt wird:

Rastlose Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen;

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

---

14. Auf dem See.

(1775.)

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Die Liebe zu Lili ängstigte den Dichter, und er war nicht unfroh, als im Sommer dieses Jahres die Gebrüder Stolberg bei ihm eintrafen und ihn zu einer Reise in die Schweiz, besonders zu Lavater einluden. Friedrich Leopold v. Stolberg hatte die Reise zum Theil ebenfalls unternommen, um eines Liebesverhältnisses los zu werden. Göthe willigte ein, mitzukommen; es werde sich dann, meinte er, herausstellen, ob er Lili entbehren könne. Auf dem Zürchersee dichtete er am 15. Juli 1775 unser Lied. Die Natur, die ihn so hold und gut am Busen hält, läßt ihn wieder seiner selbst froh werden; er scheint das ihn beengende Band vergessen, abgestreift zu haben. Da kommt dennoch der goldene Traum wieder, zugleich durch ernsten fallenden Rhythmus angedeutet, der doch sofort sich wieder ermannt und in der Fülle der Natur der reifenden Frucht entgegensieht.

---

15. An die Entfernte.

(1775?)

So hab' ich wirklich dich verloren?
Bist du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche singt:

So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm Geliebte, mir zurück!

---

16. Jägers Abendlied.

(1775.)

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

Genau kennt man die Entstehungszeit der beiden Lieder „An die Entfernte" und „Jägers Abendlied" nicht; das Lied „An die Entfernte" erschien erst 1789 und wurde bald auf Friederike, bald auf Lili gedeutet; „Jägers Abendlied" wurde zuerst im Januarheft von Wielands Teutschem Merkur 1776 abgedruckt und könnte sich auch auf Frau von Stein beziehen. Sicher ist, daß die nach der Schweizerreise erfolgte Lösung des Verhältnisses zu Lili dem Dichter viel Müh

und Sorge machte und daß es ihm schwer wurde, auch dieses Band der Liebe zerrissen sehen zu müssen; sicher auch, daß dieser Zustand eine Anzahl tiefgefühlter Lieder in's Leben rief. Das erste der beiden Lieder hat einen Gang wie das oben besprochene: „Neue Liebe, neues Leben.“ Aus der in der ersten Strophe niedergelegten allgemeinen Stimmung des unglücklichen Dichters kehrt die Empfindung durch Individualisierung auf einen Moment wieder in verstärktem Grad zur ersten Stimmung zurück.

---

17. Herbstgefühl.

(1775.)

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen.

Auch ein Lilied, aus dem Herbst 1775, als er seiner Geliebten entsagt hatte, offenbar in seinem Zimmer gedichtet, vor dessen Fenster im Reblaub die Trauben reiften. Es ist dreitheilig gegliedert, mit zwei in Form und Ausdruck parallelen Stollen und einem Abgesang, der sich im höchsten Ausdrucke seines Liebesschmerzes gipfelt.

---

18. Wanderers Nachtlied.

(1776.)

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach, komm in meine Brust!

Am 7. November 1775 kam Göthe in Weimar an; der 18jährige Herzog Karl August, welcher den Dichter auf einer Reise nach Paris in Frankfurt besucht und lieb gewonnen hatte, hatte ihn als seinen Gast nach Weimar eingeladen. Ein bis jetzt in Deutschland, und gar einem Hofe nie erlebtes genialisches Treiben gestaltete sich. Ueber Göthes inneres Verhältniß dazu schreibt Schöll in der Einleitung zum Göthe-Stein'schen Briefwechsel:

„Das Getümmel von Festen, Jagden, Eislauf, Schlittenfahrten, Bällen, Ausflügen, das Göthe in den ersten Monaten mitmachte, wurde zum Theil um seinetwillen in der Voraussetzung so lebhaft betrieben, daß solche vielfache Umschau, Kraftübung und Humorentfeßlung recht sein Element sei. Der junge Herzog hatte selbst zu kühnlichen Abenteuern und zwangloser Geselligkeit einen natürlichen, vielleicht im Kontrast mit der Formstrenge seines ehemaligen Hofmeisters Graf Görz noch verstärktem Hang. So sprach ihn auch aus Göthe das Sturm- und Dranghafte mit der Hoffnung neuer Lebensgenüsse und eines Dioskurenbundes mit dem feurigen Dichter an. Aber die Munterkeit und gelegentliche Ausgelassenheit, mit der Göthe auf das Dargebotene eingieng, war nicht mehr so einfach Humor und geistreicher Uebermuth, sondern gewiß auch, ohne daß er's gestehen konnte, theils Nachgiebigkeit, theils Versuch, die weichen Nachempfindungen seiner zerschnittenen Liebe (zu Lili) nebst verstimmenden Einflüssen von andern unaufgelösten Bewegungen und von der schwebenden Ungewißheit seines Lebensplans, zu überschwingen. Auch das Bedürfniß hatte er also, das Zurückbleiben und Abweichen seines wahren Gefühls von der äußerlich zu zeigenden Frohheit und Freiheit vor einem zutraulichen Verständniß zum Ausdruck zu bringen. Dazu kam noch seine eigenthümliche Stellung zur Herzogin Luise mit Rücksicht auf jene joviale Erregung der Gesellschaft. Die junge Fürstin, unter strengen Anstandsbegriffen gebildet, durch Sinn und Charakter auf besonnene Würde und reine Mäßigung gerichtet, konnte den wilden Fahrten und Freiheiten des Tons nur mit erzwungener Duldung und manchmal merklicher Selbstüberwindung zusehen. Göthe, dem sie herzlich wohlwollte und der für ihre Vorzüge das vollste und reinste Gefühl hatte, sah es wohl. Es ward ihm schmerzlich, wenn er ihr Zartgefühl durch seine augenblickliche Gehabung verletzt oder eine Zwanglosigkeit des Herzogs ihr mißfallen sah. Da solche von der Herzogin Amalie, als nachsichtiger Mutter und Schutzherrin geselliger Munterkeit, eher begünstigt wurden, war der Einklang beider hohen Frauen nicht ganz unbefangen, und theilten sich in gleichem Bezug auch die Stimmen der Umgebung, wenn gleich der Friede nicht gestört ward.

Göthe, ebenso sehr für Herzogin Luise im Stillen mitfühlend und treu besorgt für das Glück des jungen Fürstenpaars, als natürlich eingenommen durch die offene Wärme des Herzogs, und aufgefordert, seiner jugendlichen Naturkräftigkeit mit Witz und Geistesfrische entgegenzukommen, stand zwischen der getheilten Umgebung schwierig mitten inne. Es mußte ihm viel werth sein, auch in diesem Betracht eine Stätte des Vertrauens, der Aufklärung und Rathserholung bei einer in diesen Verhältnissen heimischen, nicht einseitig fühlenden, der jungen Herzogin reinergebenen Seele zu finden. All diese Erfordernisse seines Gefühls und seiner Lage knüpften ihn an Frau von Stein."

Bald wuchs das Vertrauen Göthe's zu dieser seiner Freundin und Berathern zu einer leidenschaftlichen Wärme, welche, bald gemilderter, bald gewaltsamer durchbrechend, die nächsten 10 Jahre des Dichters kennzeichnet. Weitaus die meisten Dichtungen dieses Zeitraums sind entweder direkt an Frau von Stein gerichtet, oder durch sie beeinflußt; nach ihr zieht sich alles Denken und Empfinden Göthe's als nach dem Magnete, der die Richtung nach dem ewig unverrückten Polarsterne anzeigt. Uebersprudelnde Weisheit und Genialität, mädchenhafte Sentimentalität, die Ausdrücke der verständigsten Realität, alles zeigt sich in dem Briefwechsel mit ihr zu einem ganz einzig in der Literatur stehenden Gesammtbilde vereinigt. Der vierzehnte Brief aber lautet:

Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud und Schmerzen stillest,
Den der doppelt elend ist
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.

Am Hang des Ettersbergs.
Den 12. Febr. 1776. G.

Es brauchte vieler Mühen und Sorgen, bis er seinen eigenen Weg mit Besonnenheit und Kraft einem bleibenden Ziele entgegen gerichtet sah und zugleich die Verhältnisse, die ihn umgaben, gezwungen hatte, entweder ihn zu verlassen und mit ihm einem Ziele zuzusteuern.

Der Form nach haben wir eine dreitheilige Strophe vor uns, deren Gedankenausdruck mit der Gestalt der Form durchaus congruent ist.

19. Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung.[1]

(1776.)

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen saubern Feierwamms er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten, 5
Die Ahl steckt an dem Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
Die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert: 10
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält;
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.

Er hätt ein Auge treu und klug, 15
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen sein;
Hätt auch eine Zunge, die sich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß; 20
Deß thäten die Musen sich erfreun,
Wollten ihn zum Meistersänger weihn.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib;
Kräftig sie auf den Füßen steht, 25
Grad, edel vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiß zu schwenzen,
Oder mit den Augen herum zu scharlenzen.[2]
Sie trägt einen Maßstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein gülden Band, 30
Hätt auf dem Haupt einen Kornähr-Kranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt sie thätig Ehrbarkeit,[3]
Sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit.

---

[1] Die Idee des Holzschnittes ist von Göthe bloß erfunden. — [2] Gefällig und leicht beweglich sich bald da-, bald dorthin wenden. Dieselbe Bedeutung kann scharwenzeln und scherwenzeln haben. — [3] Soll thätig ein der Flexion beraubtes Adjektiv sein? Im ersten Druck hieß es Thätig Ehrbarkeit, woraus man auf Thätig-, Ehrbarkeit schließen zu dürfen meinte. Wenn übrigens auch ein abgekürztes, vor seinem Substantiv

Die tritt mit gutem Gruß herein; 35
Er drob nicht mag verwundert sein;
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meint er, er hätt sie lang gesehn.
Die spricht: „Ich habe dich auserlesen
Vor vielen in dem Weltwirrwesen, 40
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn Andre durch einander rennen,
Sollst du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn Andre bärmlich[4] sich beklagen, 45
Sollst schwankweis deine Sach fürtragen,
Sollst halten über Ehr und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht,
Frummkeit[5] und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen. 50
Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit, 55
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand[6]
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben, 60
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt[7] die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauf durch einander kollert;
Mag dir aber bei allem geschehn, 65
Als thätst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Obs ihm möcht eine Witzung werden."
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf, 70
Unter dem Himmel allerlei Wesen,
Wie ihrs mögt in seinen Schriften lesen.

stehendes attributives Adjektiv nicht Hans Sachsische Sprachweise ist, so dürfen wir bei Göthe im Besondern nicht so viel Sprachkenntniß voraussetzen, daß ihm nicht hier ein Schnitzer hätte begegnen können. — [4] Mhd. barmeclîche, bermeclîche. — [5] Mhd. vrümekeit, Tapferkeit, Tüchtigkeit, Rechtschaffenheit. — [6] Mit dem Ausdruck „der Natur Genius" geräth der alte Hans Sachs in die Gesellschaft der Stürmer und Dränger. — [7] Mhd. ist kunder = Geschöpf, Thier, besonders wunderbares, fremdartiges, böses Thier, daher kunterbunt = seltsam in verschiedener Farbe, bunt durch einander.

Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut wunniglich,
Da seht ihr an der andern Seiten 75
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula;[8]
Sie schleppt mit keichend-wankenden Schritten
Eine große Tafel in Holz geschnitten; 80
Darauf seht ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,[9]
Adam, Eva, Paradies und Schlang,[10]
Sodom und Gomorrha's Untergang,
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen 85
Da in einem Ehren-Spiegel schauen;[11]
Dann allerlei Blutdurst, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport,[12]
Auch allerlei Lehr und gute Weis;
Könnt sehen St. Peter mit der Gais, 90
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unserm Herrn zurecht beschieden.[13]
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend- und Laster-Geschicht. 95

Unser Meister das all ersicht,
Und freut sich dessen wundersam;
Denn es dient sehr in seinen Kram,

---

[8] Im teutschen Merkur folgen die Verse:
Sie ist rumpfet, strumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb.

[9] Anspielung auf Hans Sachsens Spiel: Die ungleichen Kinder Evae, worin der Herr den Abel mit den guten Kindern einer-, und anderseits den Kain mit der bösen Rotte im Glauben, dem Vater Unser, den zehn Geboten u. dergl. prüft, abgedruckt in Wilhelm Wackernagels deutschem Lesebuche, Bd. 2, und in den Dichtungen von Hans Sachs von Gödeke und Tittmann, Bd. 3. — [10] „Tragödie Adam und Eva"; dem ersten Gedichte in der alten Folioausgabe, auf welches „die ungleichen Kinder" folgen. — [11] „Ehrenspiegel der zwölf durchlauchtigen Frauen": Eva, Sara, Rebekka, Rahel, Lea, Jael, Ruth, Michal, Abigail, Judith, Esther, Susanna. — [12] „Schandenport der zwölf Tyrannen deß alten Testaments mit irem wütigen Leben und erschröcklichem Untergang. Zu Trost allen Christen, so unter dem schweren joch des blutdürstigen Türken und ander Tyrannen verstricket sind": Pharao, Adonibeseck, Eglon, Abimelech, Goliath, Saul, Serah, Achab, Senacherib, Nabuchodonosor, Holofernus, Antiochus. — [13] Abgedruckt bei Gödeke und Tittmann, Bd. 2, S. 144. St. Peter, der über das schlechte Regiment der Welt klagt, in der Meinung, er würde es ganz anders machen, erhält vom Herrn den Auftrag, einer armen Frau ein wenig die Hütung ihrer Geiß abzunehmen; welches dann natürlich für ihn sehr schlecht ausfällt.

Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr; 100
Erzählt das eben fix und treu,
Als wär er selbst gesyn dabei.
Sein Geist war ganz dahin gebannt,
Er hätt kein Auge davon verwandt,
Hätt er nicht hinter seinem Rucken 105
Hören mit Klappern und Schellen spucken.
Da thät er einen Narren spüren,
Mit Bocks- und Affenspring hofiren,
Und ihm mit Schwank und Narretheiden[14]
Ein lustig Zwischenspiel bereiten. 110
Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen,
Dick und hager, gestreckt und krumb,
Allzu witzig und allzu dumb.
Mit einem großen Farrenschwanz, 115
Regiert er sie wie ein'n Affentanz.
Bespöttet eines jeden Fürm,[15]
Treibt sie in's Bad, schneidt ihnen die Würm,
Und führt gar bitter viel Beschwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden. 120
Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt ihm das fast den Kopf herum,
Wie er wollt Worte zu allem finden?
Wie er möcht so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht immer muthig bleiben, 125
So fort zu singen und zu schreiben?
Da steigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfensters Raum
Die Muse, heilig anzuschauen,
Wie ein Bild Unsrer lieben Frauen.[16] 130
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie spricht: „Ich komm, um dich zu weihn;
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Ein heilig Feuer, das in dir ruht, 135
Schlag aus in hohe lichte Glut!

---

[14] Narrenverhandlung, mhd. narren teidinc = narren tagedinc, in der Lutherschen Bibel Ephes. 5, 14 falsch: Narrentheidung. — [15] Willkürliche Assimilation des Wortes Form auf das Reimwort Würm, wie das bei Hans Sachs und andern Dichtern des 15. und 16. Jahrhunderts oft vorkommt; unter anderm in Hans Sachsens Fastnachtspiel, das Narrenschneiden, auf das Göthe hier Bezug nimmt, abgedruckt bei Wilhelm Wackernagel. — [16] Das Mittelalter hat ja kein höheres Frauenideal als die Jungfrau Maria.

Doch, daß das Leben, das dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,
Hab ich deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen. 140
Daß deine Seel sei wonnereich,
Einer Knospe im Thaue gleich."

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus,
In dem eng umzäunten Garten, 145
Ein holdes Mägdlein sitzend warten
Am Bächlein beim Hollunderstrauch;
Mit abgesenktem Haupt und Aug
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum, 150
Hat Rosen in ihren Schoß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt
Mit hellen Knospen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt, 155
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt;
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf. 160

Warum ist deine Stirn so trüb?
Das, was dich dränget, süße Lieb,
Ist volle Wonn und Seligkeit,
Die dir in Einem ist bereit,[17]
Der manches Schicksal wirrevoll 165
An deinem Auge sich lindern soll;
Der durch manch wunniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß;
Wie er den schlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Rast; 170
Wie er in's liebe Aermlein sinkt,
Neue Lebenstäg und Kräfte trinkt.
Und dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehrt dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereien 175
Wirst ihn bald nagen, bald erfreuen.
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

[17] Teutscher Merkur: Die einem in dir ist bereit.

Wie er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt, 180
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt;
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.

Gedichtet[1] im März und April 1776 auf einer Reise nach Leipzig und zuerst erschienen im Aprilheft von Wielands Teutschem Merkur, begleitet von zwei Gedichten Hans Sachsens („der Liebe Zank" und „Sanct Peter mit der Gaiß"), einer von Wieland verfaßten „Zugabe einiger Lebensumstände Hans Sachsens", und dem Bildniß des Meisters. Mit seinen ersten Dichtungen aus der Leipziger Zeit steht Göthe noch vollständig auf dem Boden der Gottschedisch-Klopstockischen Dichtung. Er hatte sein zwanzigstes Jahr kaum überschritten, als Herder ihm die Augen öffnete über den Unwerth der damals immer noch für unumstößlich geltenden Ansichten vom guten Geschmack in der Poesie und ihn dagegen auf die Volkspoesie hinwies, die von den Kunstregeln unberührt den eigentlichen dichterischen Grundcharakter der Zeiten und Völker darstellt. So gewann nun auch in Göthe's Augen die ältere deutsche Literatur erhöhteres Interesse und verband sich mit der Theilnahme am ältern nationalen Leben überhaupt. Göthe war es, der damals schon dem Genius des Straßburger Münsters das Wort redete. Götz von Berlichingen führte ihn in die Sitten und Angelegenheiten, die Fühl- und Denkweise des 16. Jahrhunderts, das bis dahin — davon abgesehen, was die Reformation auf religiösem Gebiete geleistet, kaum der Beachtung werth geschienen hatte. Hand in Hand mit diesem Interesse an der von keiner auswärtigen Künstlichkeit verfeinerten Zeit gieng der von Herder und den jüngern Dichtergenossen geglaubte und gepredigte Grundsatz, daß der ächteste Quell der Dichtung überhaupt nicht in den als einzig richtig angenommenen Gesetzen der verfeinerten Kunst, sondern in der Natur des menschlichen Gemüthes unmittelbar liege; daß der wahre Dichter eigentlich nur sich selbst zu fragen, seinem eigenen Herzen, seinem eigenen Drange, seinem Genius, dem Genius der Natur, zu folgen habe. Dieser genialischen Dichtungsart haben damals eine ganze Anzahl jüngerer Dichter gehuldigt; die meisten von ihnen sind bald mit der Fülle ihres Herzens auf den Grund gerathen. Für Göthe war diese Anschauung bloß ein Durchgangspunkt zu späterer Weiterentwicklung. Doch hat das genialische Treiben bei ihm die unsterblichsten Blüthen getrieben. Vor Allem verdanken wir ihm den Götz, das Jahrmarktsfest zu

[1] Den etwas lebhaftern Ton dieser Begleitworte zu „Hans Sachs" möge der Leser damit entschuldigen, daß dieselben schon vor einiger Zeit als selbständige Arbeit für die „Schweizerische Lehrerzeitung" abgefaßt wurden.

Plunderswеilen, das Diner zu Coblenz, manches oder vieles aus dem Faust; für diesen den richtigen Ton zu finden, suchte er Hans Sachs auf, der ihn hinwieder zu der vorliegenden prächtigen Dichtung begeisterte.

Hans Sachs steht am Ausgange der mittelalterlichen Literatur (vergl. oben S. 37), im Besondern derjenigen Periode derselben, in welcher die Dichtung vom untergegangenen höfischen Stande auf die Gelehrten, Bürger und alles Volk übergegangen war. Hans Sachs ist weitaus der hervorragendste unter den bürgerlichen Dichtern und gar nicht bloß unter Kleinen der Größte, sondern von vornherein ein sehr bedeutend angelegter Mann und Dichter, dem man, wie jedem Andern, Unrecht thut, wenn man ihn mit einem andern Maßstabe mißt, als den seine eigene Zeit bietet. Er übertrifft alle Zeitgenossen an Fülle und Umfang des Stoffes, an Mannigfaltigkeit der Erfindungen und Formen, an sittlicher Tiefe und glücklicher Gestaltungsgabe. Einer der ersten Kenner seiner Dichtungen (Karl Gödeke) sagt von ihm: „Alles, was die Dichtung der Zeit auszeichnet, findet sich bei ihm gereinigter und geläuterter wieder; keine Form war ihm widerspenstig; kaum irgend ein Gegenstand, der dem Wissen jener Zeit gehörte, war ihm fremd; er beherrschte Geschichte und Sage mit gleicher Meisterschaft und Sicherheit; seine Betrachtungen und Beobachtungen sind immer glücklich und anschaulich eingekleidet; durch die mißlichsten Verhältnisse weiß er seine Erfindungen, namentlich die aus dem Leben seiner Zeit mit leichter Wendung zu reinen und beruhigenden Ausblicken zu führen. Mit vollem Rechte durfte er, der die volle Arbeit seiner Zeit unbefangen abschilderte, von seinen Gedichten rühmen, daß Alles, was Sitte und Zucht zuwiderlauft, ausgeschlossen sei. Seine Schwänke sind von keinem Dichter der Zeit übertroffen; seine Fastnachtspiele sind so vollkommen, den besten unter den guten kleinen Spielen alter und neuer Zeit in Erfindung, dramatischer Gestaltung, Verwicklung und Angemessenheit der Sprache ebenbürtig, daß jeder, der sie gelesen und verstanden hat, immer wieder lieber zu ihnen als zu fremden zurückkehrt."

Hans Sachs ist am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren und der Sohn eines wohlhabenden Schneiders. Er besuchte die lateinische Schule, wurde schon früh von einem Leineweber in die Kunst des Meistergesanges eingeweiht und wurde bald nach seiner Rückkehr von der Wanderschaft als Schustergeselle der Neubegründer der Meistersängerschule seiner Vaterstadt. Das Wenigste jedoch, was er gedichtet, hat er in der Schule für die Schule gedichtet; das Meiste ist freie Dichtung. Er war ein angesehener Mann, nicht bloß in seiner Heimat, und die Reformationsgeschichte seiner Vaterstadt zählt ihn unter die ersten Förderer der Glaubenserneuerung. Er hat sogar mit Göthe und Schiller, und nur mit diesen, die Eigenschaft gemeinsam, daß er in allen drei Dichtungsgattungen, in Epos, Lyrik und Drama, mit Glück arbeitete. Es schadet zwar nichts, wenn man den alten Vers

Hans Sachs war ein Schuh-
Macher und Poet dazu

noch heute auf ihn anwendet; nur muß man ihn dahin verstehen, daß Hans Sachs ein tüchtiger, fleißiger, angesehener Meister eines ehrsamsten Schusterhandwerkes und dabei ein hochbegabter und hochgeehrter deutscher Dichter gewesen ist. Daß sein Andenken bald erlosch, liegt nicht in seinem Wirken, sondern daran, daß kurz nach ihm eine ganz andere, auf die ausländischen Literaturen gegründete Dichtung in Deutschland einheimisch wurde, die alles Aeltere, Volksmäßige verachtete und verhöhnte. Hans Sachsens Zeitgenossen haben mit Recht große Stücke auf ihm gehalten, und von den fünf Foliobänden seiner Dichtungen — sehr viel Andere von ihm sind nie gedruckt worden und bloß handschriftlich vorhanden — die ersten drei wenigstens sehr häufig gekauft und gelesen.

Auch Göthe hat sie gelesen und herzliche Freude an ihnen gehabt; denn in ihnen sprach sich ein überaus gerades, braves, frommes Gemüth aus, eine klare Anschauung der Welt, eine Fülle und Mannigfaltigkeit der Gedanken und Gefühle, wie sie kein Dichter des 14., 15. und 16. Jahrhunderts bietet. Hans Sachs hat einmal in einem Gedicht die Muse also zu ihm sprechen lassen:

„O Jüngling, dein Dienst sei,
Das du dich auf Teutsch Poeterei
Ergebst, durchauß dein lebenlang,
Nemlichen auf Meistergesang,
Darin man fürdert Gottes Glori,
An Tag bringst gut schriftlich (der hl. Schrift entnommen) Histori,
Dergleichen auch trawrig tragedi,
Auf Spiel und fröliche Comedi,
Dialogi und Kampfgesprech,
Auf Wappenred mit worten spech,
Der fürsten Schilt, Wappen plessoniren (ausmalen),
Lobspruch, die löblich jugend zieren,
Auch aller art höflich Getìcht
Von Krieg und Heidnischer Geschicht,
Dergleich auf Thön und Melodei,
Auf Fabel, Schwenk und Stampanei;
Doch alle Unzucht außgeschlossen,
Daruß schand und ergernuß brossen;
Das wird für dich ein kurzweil gut,
Die dir gibt frewd und hohen muth;
Dardurch wirst du in deinen jarn
Still, eingezogen und erfarn,
Bewahret vor viel ungemach,
Auch folgt die Kunst der Ehre nach,
Die ihr vil hat gekrönt mit lob."

So treffen wir denn in unserm Holzschnitte den Meister am lieben Sonntagmorgen in seinem Sonntagsstaate; in seiner Werkstatt liegt er, statt der Werkeltagsarbeit nachzugehen, der Dichtung ob, der er sein Leben geweiht hat.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:

Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.
Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen sein;
Hätt' auch eine Zunge, die sich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß:
Deß thäten die Musen sich erfreun,
Wollten ihn zum Meistersänger weihn.

Wie geschieht nun des Dichters Weihe? Erstlich dadurch, daß er mit derjenigen Gabe von oben versehen wird, die vor allem der Dichter nöthig hat: mit der Gabe, die Dinge zu erschauen, sie zu erkennen als das, was sie sind; mit einem Gemüth, in dem die Welt sich rein und lauter spiegelt; mit der Kraft, das, was sein Auge schaut, andern wieder sagen zu können, also mit einer edeln Gabe der Rede. Sollen wir dies in ein Wort fassen, so wäre es Naturwahrheit. Es ist aber eigentlich mehr als Wahrheit; es ist diejenige Kraft, die in der harmonischen Richtung des Schönen, Guten und Wahren zusammenwirkend thätig ist. Unsere mehr auf der intellektuellen Richtung wirkende Zeit nennt es am liebsten Wahrheit; die Bildung der Zeit Hans Sachsens, in der mehr das thätig-sittliche Gebiet überwog, darf es Ehrbarkeit, Großmuth, Rechtfertigkeit nennen. Mag jedoch ihr Name sein, welcher er will: Hans Sachs hat diese fürnehmste Dichtergabe in hohem Maße besessen; was die deutsche Frau ihm brachte, war längst sein geistiges Eigenthum.

Der Wahrheit also ist der Dichter theilhaftig worden. Was er zweitens braucht, ist tüchtige Kenntniß der Geschichte, der Historie. Mit Einbildungskraft wird der Dichter vielleicht geboren; sie zur sittlichen, wirkenden Kraft zu erheben, ist schon nicht mehr bloß Gabe des Schicksals. Aber die Gabe, die Welt im Innern des Gemüthes wiedergespiegelt zu sehen, würde den Dichter bald verkümmern, sorgte er nicht durch emsigen Fleiß dafür, daß die Welt ihm in allen ihren Gestalten, den gegenwärtigen wie den vergangenen, bekannt und vertraut würde. Noch mehr als unsere neuern Dichter, die doch alle, auch Lessing, Göthe, Schiller, fleißig und unermüdlich die Blätter der Natur und der Geschichte umgewälzt haben, noch mehr als diesen war den Zeitgenossen Hans Sachsens eine Kenntniß der Geschichte unentbehrlich, da ihnen die Welt der Innerlichkeit noch lange nicht so aufgeschlossen war wie ihren Nachkommen. Wirklich hat Hans Sachs mit beneidenswerther und staunenswerther Unermüdlichkeit studiert, was er bekommen konnte; mit der Bibel fieng er an; seine ersten Gedichte, Jahre lang, sind alle biblischen Stoffen entnommen. Dann machte er sich an andere Bücher, an die Griechen, Homer, Plutarch und Andere, die eben damals zuerst in deutschen Uebersetzungen bekannt wurden. Lateinische Bücher zu lesen hatte er in der Schule gelernt; auch ita-

lienische boten ihm Ausbeute; die Geschichte der Engländer, Schweden, Sachsen und Dänen, Sagen und Märchen, Alles hat er in den Dienst seiner Muse genommen, sei es in eigentlichen zum Singen bestimmten Meisterliedern, oder in Sprüchen, oder in Tragödien und Komödien. 6048 Gedichte, „eh mer denn minder," hat er verfaßt, wovon bloß etwa 1500 gedruckt worden sind.

Zur Wahrheit und zur Geschichte kommt endlich noch ein drittes Erforderniß des ächten Dichters. Bevor er nicht auch dieses erhalten, kann ihn die Muse nicht weihen. Es ist die Narrheit, oder wie wir jetzt sagen, der Humor. Ohne ihn, das ist ohne diejenige höhere Freiheit und Selbständigkeit des Gemüthes, die im Stande ist, den schlimmern Theil der Welt, die Verneinung des Guten nicht als etwas absolut schlechtes und darum beweinenswerthes und niederdrückendes, sondern als etwas schließlich unschädliches, ja als Gegensatz des Guten nothwendiges und deßhalb bloß belachenswerthes anzuschauen: ohne Humor kann kein ganzer und voller Dichter auskommen; ihn besitzt sowohl die ächte Volkspoesie als die wahrhaft geniale Kunstpoesie. Hans Sachs hat Humor, wie seine ganze Zeit, in Hülle und Fülle besessen. Wer erinnert sich nicht an die Lieblingsidee der volksmäßig bürgerlichen Dichtung des 14. bis 16. Jahrhunderts, das Schlechte in der Gestalt der Narrheit, den Bösewicht oder die Lasterhaften in der Figur des Narren mit der Narrenkappe zu zeichnen und zu schildern? Erasmus hat das „Lob der Narrheit" beschrieben, Sebastian Brand das „Narrenschiff" gedichtet, Geiler von Keisersberg darüber gepredigt, Murner den „Lutherischen Naren" der Welt vorgestellt, Abraham a Sancta Clara das „ganz neu ausgeheckte Narrennest" verfaßt. Der Narr ist stehende Person im Fastnachtspiel und Hans Sachs unter allen Fastnachtspieldichtern der begabteste; besonders ist von ihm das Narrenschneiden berühmt, worin ein kunstgeübter Doktor der Arzneikunst einem dickbauchigen Kranken alle Narren aus seinem Leibe schneidet.

Was dem Dichter Noth that, Wahrheit, Historie und Humor, ist ihm geworden. Es kann jetzt die Muse selber erscheinen und ihn weihen. Sie kommt vom Himmel, und der Holzschneider weiß für sie keinen bessern Weg als durch's Oberfenster. Sie gleicht der Mutter Gottes, dem Urbild schöner Weiblichkeit; ihr hatte Hans Sachs, bevor er auf Luthers Seite trat, eine große Anzahl frommer Dichtungen gewidmet. Ihr Segen- und Weihespruch ist schön, kurz und gut:

Ich komm, um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Ein heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag aus in hohe lichte Gluth!
Doch daß das Leben, das dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,
Hab' ich deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Daß deine Seel' sei wonnereich
Einer Knospe im Thaue gleich.

Worin besteht nun dieses Mittel, des Dichters inneres Le… lebendig und kräftig zu erhalten? In der Liebe. Hans Sa… freilich kein Minnesänger. Die ehrbar-bürgerliche Sitte seines S… des hat es nicht gestattet, denjenigen Kreis seines Seelenlebens, de… wir Liebe nennen, zum Stoffe seiner Dichtung zu gestalten. Die Liebespoesie ruhte in jenen Jahrhunderten aus. Dennoch weiß man, daß sein Gemüth nichts weniger als der Liebe gleichgiltig gegenüber-trat. Im Jahre 1519, 25 Jahre alt, verheirathete er sich mit der siebzehnjährigen Kunigunde Kreuzer aus Wendelstein bei Nürnberg, mit der er zwei Söhne und fünf Töchter hatte und über 40 Jahre in glücklicher Ehe lebte; sie starb im Jahre 1560, nachdem ihr sämmtliche sieben Kinder vorausgegangen und nur vier Enkel, Kinder einer Tochter, aus dem einst blühenden Hausstande übrig geblieben waren. Der herbe Verlust seiner Hausfrau that dem Dichter so weh, daß er die Kunst meinte für immer aufgeben zu müssen. Die Kunst war aber stärker als die Trauer; der verlorene Lebensmuth kehrte zurück, und im darauf folgenden Jahre vermählte er sich zum zweitenmale. Barbara Harscherin hieß die siebzehnjährige Braut des siebenundsechzigjährigen Bräutigams. In einem erhaltenen Gedichte verherrlicht der glückliche Gatte nicht bloß der jungen Frau Tugenden, sondern mehr noch ihre Schönheit, die der alternde Mann mit dem anmuthigsten Farbenreiz zu schildern versteht. Das Glück blieb ihm auch, so viel man weiß, treu bis an sein am 20. Januar 1576 erfolgtes Lebensende.

> Wie er so heimlich glücklich lebt.
> Da droben in den Wolken schwebt
> Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
> Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt;
> In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
> Das seinen Meister je verkannt.

Es hat freilich lange, sehr lange Zeit gebraucht, bis Göthe's Wort in Erfüllung gehen sollte. Kaum erst hat die Literaturgeschichte angefangen, Hans Sachsen gründlich auf seine wahre Bedeutung hin zu prüfen. Für Göthe bleibt es unter allen Umständen ein wahrhaft genialer Griff in's vergangene deutsche Volksleben, daß er, da noch kaum eine Seele von dem Nürnberger Meistersänger etwas Rechtes wußte, in so unvergleichlich, ja rührend edler Weise ihn aus dem Grabe, wie er leibte und lebte, hervorzubannen vermochte.

Doch ist es nicht Hans Sachs allein, den die Muse also geweiht hat, sicherlich hat Göthe hinter dem Nürnberger sich selber gesehen. Das Gedicht bezeichnet den Markstein seiner vollendeten Dichterjugend. Schon war Göthe, besonders durch Götz und Werther, der Liebling seines Volkes geworden. Er fühlte in sich den wahren und ächtesten Beruf des Dichters; noch belebten ihn die Ideen der Sturm- und Drangperiode; sie fiengen aber an, nach und nach einem andern Prinzipe Platz zu machen, der in der antiken Dichtkunst zur Vollendung gediehenen Ruhe und Würde des Ausdrucks. Es scheint, als

ob Göthe, ahnend, daß jenes frische Naturleben seiner Dichtung bald ein Ende nehmen werde, noch einmal im Bilde eines edeln Todten sich und sein Amt der Welt vor Augen stellen wollte. Auch ihn haben die Musen geweiht; auch ihm ist vor Allem die Gabe der Wahrheit zu Theil geworden. Keiner unserer nationalen Lehrer und Sänger hat so wie Göthe in seinem eigenen Wesen gezeigt, was es heißt, klare Sinne haben, gutes gut und schlechtes schlecht heißen; keinem ist für sein inneres Auge die Welt so offenbar und klar geworden wie ihm; keinem war wie ihm die Rede gegeben, schlicht und schlecht zu sagen, was er denke, fühle und empfinde. Auch an Historie hat es ihm wahrlich nicht gemangelt, an Humor auch nicht; und so durfte er sich mit Recht als einen von der Muse Geweihten ausgeben. Und wer anders als Göthe kann es schließlich sein, dem die Liebe das innere Leben, wenn es zu ermatten drohte, immer wieder zu neuem Leben anfachte? Daß seine Seele sei wonnereich, einer Knospe im Thaue gleich! Und wem endlich gehört der Eichkranz? ewig jung belaubt, den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt! Ja, er gehört dem Meistersänger von Nürnberg, aber noch weit mehr gehört er Göthen, und noch viel lauter sei dem, der ihn miskennt, als dem, der Hans Sachsen verkennt, mit des Dichters Worten zugerufen:

In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

---

20. Seefahrt.

(11. Sept. 1776.)

Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet!
Günst'ger Winde harrend, saß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und Muth erzechend,
Ich im Hafen.

Und sie waren doppelt ungeduldig: 5
Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb' und Preis dir. 10

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blähen in dem Hauche, 15
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,

Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens 20
Wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten, 25
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder; 30
Und er kommt. Vor seinem starren Wüthen
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen 35
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach, warum ist er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zu Grunde gehen?
Ach, er sollte, ach, er könnte, Götter! 40

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend, 45
Seinen Göttern.

Die Vergleichung des Lebensschicksals des Menschen mit dem Schicksale des auf hoher See fahrenden Schiffes war von jeher den Dichtern geläufig und findet sich auch bei Göthe an mehr als einem Orte. So schreibt er am 16. März 1773 an Kestner: „Adieu, wie's mit euch jetzt kracht nach Weise des landenden Kahns, so stürmt's und kracht's in der Flotte, in der ich diene. Mein eigen Schiff kümmert mich am wenigsten. Gegen das Frühjahr und Sommer hangen mancherlei Schicksale über meine Liebsten. Und ich verderbe die Zeit, welches denn auch eine Kunst ist.“ Und an Herder im Mai 1778: „Mir geht's wie Dir, lieber Bruder. Meinen Ballen spiel' ich wieder die Wand, und Federballen mit den Weibern. Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid' und Freud' der Erde wähnt' ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus in's weite Meer geworfen.“

Die Briefwechsel Göthe's aus den Jahren 1771 bis gegen 1780 zeigen ferner, wie der für persönliche, freundschaftliche Theilnahme so empfängliche Jüngling und Mann — er nahm herzlichen Antheil an dem Wohl und Weh seiner Freunde und sah es gern, wenn umgekehrt ähnliche Theilnahme seinem Geschicke zu Theil wurde — seinen Freunden Kestner, Merck, Lavater, der Gräfin Auguste Stolberg, Jacobi, Herder bemüht ist, kurze, aber bündige Rechenschaft von seinem Thun und Lassen, von Arbeit und Ruhe, Leid und Freud abzulegen. Daß er dies meist in Bildern thut, versteht sich bei Göthe eigentlich von selbst; hatte ja Kestner in seiner bekannten Charakteristik Göthe's, welche die Göthe-Kestnersche Briefsammlung eröffnet, schon treffend bemerkt: „Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen."

So eine Rechenschaft von seinem Leben enthält das Gedicht „Seefahrt", das Göthe im Herbst 1776 an Merck und an Lavater sandte. Beide hatten mit besonderer Theilnahme Göthe's Werden und Wachsen beobachtet, unterstützt, gefördert; beide dachten sich aber eine ganz andere Entwicklung, als sie jetzt einzutreten schien. Denn seit den wenigen Monaten, da Göthe in Weimar lebte, wollte es ihnen scheinen, als ob über und unter dem tollen Leben, den Zerstreuungen und Thorheiten eines genialen Hofes das bessere Sein des Freundes untergehen müsse. Falk erzählt: „Göthe fühlte sich nicht selten recht schmerzlich durch die Verkennung seiner Freunde (u. a. Merck), wozu auch Jacobi gehörte, in seinem Innersten verletzt. Er that, was er seiner Natur nach nicht lassen konnte, und hatte dessen kein Arg. Wofern kein Lob, so erwartete er doch auch wenigstens keine lieblosen Vorwürfe. Aber seine Freunde wollten ihn nun durchaus einmal anders haben. Der von der Natur Auserwählte sollte auch nur das Auserwählte darstellen; sie wollten ihn in einen zwar edeln und auserlesenen, aber doch immer nur in einen sehr beschränkten Kreis bannen, nämlich in denselben, worin er zuerst ihre Gunst gewonnen hatte. Göthe's Genius dagegen war weit umfassender und verschmähte jeden Weg, der ihn von der Natur abführte oder gar trennte." Göthe war sich sehr wohl bewußt, wo hinaus er mit der Entwicklung seines geistigen Lebens zu steuern habe; was jedoch das äußere Geschick angieng, da ließ er sich gern vom Zufall leiten und vertraute, scheiternd oder landend, seinen Göttern. So wollte ihm auch jetzt sein Beruf, seine Umgebung, sein Thun und Treiben in Weimar nicht derart vorkommen, daß er nicht das, was einen andern, minder Kräftigen vielleicht geschwächt, vernichtet hätte, überlisten zu können meinte. Die Briefe Göthe's an Merck und an Lavater geben dafür die deutlichsten Zeug-

nisse. Hier genügen einige Stellen aus den Briefen an Lavater. Am 31. Dez. 1775 schreibt Göthe: „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See.“ Am 6. März 1776: „Lieber Bruder, sei nur ruhig um mich, und ermatte Dich nicht, Müdling, ohne Noth, ich hab all Deine Physiognomik. Verlaß dich — ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.“ Endlich am 8. Januar 1777: „In meinem iezigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel; es mag so lang währen als es will, so hab ich doch ein Musterstückgen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehnes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei dem allem, lieber Bruder, Gott sei Dank, in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe!“

Das ist auch der Inhalt des Gedichtes „Seefahrt“; Göthe hat aber das einfache Bild zu einem ausgeführtern Gemälde ausgesponnen, dessen einzelne Züge nun nicht mehr der allegorischen Deutung unterstellt sein wollen.

---

21. Ganymed.

(1777?)

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt 5
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm! 10

Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden 15
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.

Ich komm', ich komme! 20
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe. 25
Mir! Mir!
In euerm Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen, 30
Alliebender Vater!

Die Ode „Ganymed“ ist nach Düntzer (Göthe's lyr. Gedichte, 2. Aufl., S. 148) im Frühling 1777, spätestens im Frühling 1778 entstanden; also im zweiten oder dritten Jahre des Weimarer Aufenthaltes. Wenn das Gedicht wirklich aus dieser Zeit stammt, dann müßte es im Zusammenhange stehen mit der Stimmung, welche das Verhältniß zur Frau von Stein in Göthe bewirkte. Nur stimmt es dann wenig zu den Briefen Göthe's an die Stein, welche gerade für's Jahr 1777 eine gegen das vorhergehende Jahr ungleich ruhigere, gemäßigtere, weniger leidenschaftliche Stimmung beurkunden.

Auch die Ueberschrift der Ode „Ganymed“ erregt Bedenken. Ganymed ist der schöne, ewig jugendliche Knabe, den die Götter entführten, damit er Mundschenk des Zeus würde, und der nun Zeus' Liebling ward. Was hat aber Ganymed mit unserer Ode zu schaffen? Diese ist vielmehr ein inniger, tiefempfundener, sehnsüchtiger Ruf des Dichters, der in der erwachenden Natur des Frühlings sich nach der unendlichen Schönheit der liebenden Natur hingezogen fühlt. In seinen Arm fassen möchte er den Geliebten, den Frühling, dessen Blumen, dessen Gras sich an sein Herz drängen und den brennenden Durst seines Busens kühlen. Da hört der Dichter aus dem Nebelthal, in dem die Nachtigall schlägt, eine Stimme, die Stimme der lebenden Natur: „Ich komm', ich komme! Ach, wie gerne würde er zu ihr eilen; aber — wohin? ach, wohin? Da erkennt er, wo er die Natur suchen muß, oben! oben am Busen des alliebenden Vaters.

So wenig die Ode zu den Jahren 1777 oder 1778 zu passen scheint, so sehr würde sie mit dem zweiten Briefe von Werthers Leiden (am 10. May) stimmen: „Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein

größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft, und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Im Februar und März 1774 ist Werther gedichtet worden; sollte die Ode „Ganymed" nicht derselben Zeit angehören, so würden wir sie eher noch in's Jahr 1773 setzen als später, in die Zeit von „Adler und Taube" und das oben Seite 533, Anmerkung 2 von uns angeführte „An Lila". Auch das Verhältniß von „Ganymed" zum „Prometheus" scheint gewiß natürlicher und der Entwicklung Göthe's angemessener, wenn man Ganymed vor Prometheus setzt.

---

22. Hoffnung.[1]

(1775?)

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen diese Bäume,
Geben einst noch Frucht und Schatten.

---

[1] Nach Riemer vom Juni 1775; nach Andern aus dem Jahr 1777, wo Göthe unterm 8. Nov. an Frau v. Stein schrieb: „Hernach fand ich, daß das Schicksal, da es mich hieher pflanzte, vollkommen gemacht hat, wie mans den Linden thut, man schneidet ihnen den Gipfel weg und alle schöne Aeste, daß sie neue Trieb kriegen, sonst sterben sie von oben herein. Freilich stehen sie die ersten Jahre wie Stangen da. Adieu. Ich kam von ohngefähr über den Kalender von vor'm Jahr, da stund beim 7 November: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest ꝛc."

23. Muth.[1]

(1776.)

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

---

[1] Im Februar-Heft 1776 des Teutschen Merkur erschienen, mit der Ueberschrift „Eislebenslied".

---

24. Einschränkung.[1]

(3. Aug. 1776.)

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?

---

[1] Ursprünglich aus einem Briefe an Lavater: „Sonntag Nachts. Ich will wenigstens wieder einmal einen Brief an dich anfangen, daß wir uns nur einmal wieder berühren. Eine herrliche Mondennacht! ich bin über die Wiese nach meinem Garten eben herausgegangen, habe mich in Nachtdämmer gelezt und denke an dich. — Lieber Br. daß du just so geplagt sein mußt zur Zeit da ich so glücklich bin, da mir das Schicksal einen ganz reinen Moment bereitet, daß ich nicht müßig sei, eine würkende Entfaltung für die Zukunft. Gute Nacht. Freitag Nachts .... Hier ein paar Zeilen meines Gefühls auf dem Thüringer Wald, geschrieben den 3. Aug. Morgends unter dem Zeichnen.

Dem Schicksal.

Was weiß ich was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Carl und ich vergessen hier
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet
Und, ach ich fühls, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl:
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maas getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Vergeſſ' ich doch, vergeſſ' ich gern,
Wie ſeltſam mich das Schickſal leitet;
Und ach, ich fühle, nah und fern
Iſt mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In ſtiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

25. Beherzigung.[1]

Ach, was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer, ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?

Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.

Eines ſchickt ſich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe;
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

[1] Zuerſt 1789 erſchienen. Es iſt eigentlich eine einzige dreitheilige Strophe.

26. Ein Gleiches.[1]

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

[1] Urſprünglich eine Arie aus Göthe's Singſpiel Lila, das 1777 auf dem Privattheater zu Weimar aufgeführt wurde.

27. An Auguste Gräfin zu Stolberg.[1]

(Den 17. Juli 1777.)

Alles geben die Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

---

[1] Am 16. Juli hatte Göthe die Nachricht von dem Ableben seiner einzigen Schwester Cornelia erhalten.

28. Grabschrift für sich selbst.[1]

(Den 27. März 1778.)

Ich war ein Knabe warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab' ich und geliebt
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

---

[1] An die Stolberg und an die Stein geschickt.

29. Sorge.[1]

Kehre nicht in diesem Kreise
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weise,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?
Nun, gezweifelt ist genug.
Willst du mich nicht glücklich lassen
Sorge, nun so mach' mich klug!

---

[1] Zuerst 1789 erschienen.

30. Erinnerung.[1]

Willst du immer weiter schweifen,
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

---

[1] Ebenso.

31. Wonne der Wehmuth.[1]

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint.
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

---

[1] Zuerst 1789 erschienen.

Die Lieder und Sprüche 22—31 stammen theils, wie aus den Anmerkungen zu ersehen ist, sicher aus den Jahren 1776 bis 1778, theils sind sie zwar erst 1789 erschienen, scheinen aber nach Inhalt und Form derselben Entwicklung anzugehören. Es spricht sich in ihnen die durch die Weimarer Verhältnisse im Allgemeinen und durch die Liebe zur Frau von Stein im Besondern freudig und schmerzlich bewegte, ruhelose Seele des Dichters aus, die sich mit Macht zu einem bleibend befriedigenden Zustand hindurcharbeitet. Jede dieser Strophen und Sprüche sind recht eigentlich aus dem Innern Göthe's herausgeborene Lebens- und Schicksalserfahrungen. In ihrer äußern Form sind es der Mehrzahl nach einzelne Strophen, welche an die Zeit der beginnenden hövischen Lyrik erinnern, wo die eine Strophe zum Liede noch genügte. Bei Göthe scheint es eine innere Unruhe, ein Ueberschwall der auf ihn einwirkenden Empfindungen gewesen zu sein, welches ihn an der Ausweitung seiner dichterischen Keime hinderte. Das soll natürlich kein Mangel dieser tiefempfundenen Perlen unserer lyrischen Dichtung sein; aber eine innere Ursache muß doch den Dichter in diesen Jahren gegenüber frühern und spätern Lebens- und Dichtungsepochen zu diesem Ausdrucke getrieben haben.

---

32. Harzreise im Winter.

(1777.)

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken,
Mit sanftem Fittig ruhend,
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied![1]

---

[1] „Den 1. Dez. Montag, früh 7 von Ilifeld ab, mit einem Boten, gegen Mittag in Elbingerode; herrlicher Eintritt in Harz, Felsen und Bergweg. Gelindes Wetter. Leiser Regen. Dem Geier gleich. Nachmittags in die Baumannshöhle." Tagebuchblatt.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen 10
Ziele rennt;
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löst.

In Dickichtsschauer
Drängt sich das rauhe Wild, 20
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits, wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad, 30
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf 40
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste! 50

Der Du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Später Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einsamen hüll' 60
In deine Goldwolken;
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden; 70
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen 80
Kränzten ahnende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.[2]

---

[2] Brief an Frau von Stein: „Mittwoch den 10. Nachts gegen 7. Was soll ich vom Herren sagen mit Federspuhlen, was für ein Lied soll ich von ihm singen? im Augenblick wo mir alle Prosa zur Poesie und alle Poesie zur Prosa wird. Es ist schon nicht möglich mit der Lippe zu sagen was mir widerfahren ist, wie soll ich's mit dem spitzen Ding hervorbringen. Liebe Frau. Mit mir verfährt Gott wie mit seinen alten Heiligen, und

ich weis nicht woher mirs kommt. Wenn ich zum Befestigungs-Zeichen bitte, daß möge das Fell trocken sein und die Tenne naß (Buch der Richter 7, 36—40), so ists so, und umgekehrt auch, und mehr als alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünschen.

Das Ziel meines Verlangens ist erreicht, es hängt an vielen Fäden, und viele Fäden hingen davon. Sie wissen wie symbolisch mein Dasein ist — — Und die Demuth die sich die Götter zu verherrlichen einen Spas machen, und die Hingebenheit von Augenblick zu Augenblick die ich habe, und die vollste Erfüllung meiner Hoffnung.

Ich will Ihnen entdecken (sagen Sie's niemand) daß meine Reise auf den Harz war, daß ich wünschte den Brocken zu besteigen, und nun Liebste bin ich heut oben gewesen, ganz natürlich, ob mirs schon seit acht Tagen alle Menschen als unmöglich versichern. Aber das Wie? vor allem, das Warum, soll aufgehoben sein, wenn ich Sie wieder sehe. Wie gern schrieb ich jetzt nicht.

Ich sagte: ich habe einen Wunsch auf den Vollmond! — Nun Liebste tret ich vor die Thüre hinaus, da liegt der Brocken im hohen herrlichen Mondschein über den Fichten vor mir und ich war oben heut und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebsten Dank geopfert."

In den Tagen vom 29. Nov. bis 15. Dez. 1777 machte Göthe eine Reise in den Harz. Veranlassung dazu gab in erster Linie der Wunsch, die dortigen Bergwerke aus eigener Anschauung kennen zu lernen; denn es galt, das seit langer Zeit verschüttete Ilmenauer Bergwerk wieder in Betrieb zu setzen, wozu Göthe seinerseits eigene Anschauung des Bergwesens für unerläßlich hielt. In zweiter Linie lebte in Wernigerode ein unglücklicher junger Mann, Plessing, der sich schon mehrmals brieflich an Göthe als seinen Beichtvater gewandt hatte und von ihm, dem tiefsten Kenner der menschlichen Seele, Hilfe und Rath gewärtig war. Diesem Mann gegenüber fühlte sich Göthe ähnlich verpflichtet, wie schon Werther dem Bauernburschen gegenüber sich sittlich verpflichtet gesehen hatte (Brief vom 4. Sept.): „Könnt ich dir alles recht sagen, damit du fühltest, wie ich an seinem Schicksale Theil nehme, Theil nehmen muß. Doch genug, da du auch mein Schicksal kennst, auch mich kennst, so weißt du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen hinzieht."

Noch ein dritter Grund trieb Göthe in den Harz; er wollte sich selber prüfen, ob er Kraft und Stärke genug hätte, um schwierige Verhältnisse, Kälte und Sturm, allein und ohne Genossen zu ertragen. Er unternahm diese winterliche Reise, während die Weimar'sche Hofgesellschaft einer großen Jagd beiwohnte, und schrieb unterwegs die Ode „Harzreise". Der springende, unzusammenhängende Ton findet eben seine Erklärung in der Entstehungsweise des Gedichtes. Schon früh weckte die Ode mannigfaltiges Interesse, und als Dr. Kannegießer in Prenzlau in einem Gymnasialprogramm vom Jahr 1820 dieselbe einer geistreichen Erläuterung unterzog, befriedigte dies den greisen Dichter so, daß er nun auch seinerseits eine Erklärung gab.

Es ist unnöthig, diese allen neuern Ausgaben der Gedichte Göthe's beigedruckte Erläuterung der Harzreise hier zu wiederholen. Fügen wir lieber bei, was Schöll in den Briefen Göthe's an Frau von

Stein I, 83 zu der Reise bemerkt: „Einen der Anlässe dazu, den beabsichtigten Besuch eines Gefühlskranken, und überhaupt die wirklichen Bezüge des Gedichts hat Göthe selbst nachmals erklärt. Noch ein tieferer Sinn wird aus den hier erhaltenen gleichzeitigen Tageblättern und Briefen Dem sich erschließen, der in den vorangehenden den stillen Zusammenhang seiner Bewegungen beobachtet hat: sein nicht leichtes Bemühen, sich zu beschränken und in der Beschränkung das Unbeschränkte zu finden: sein Streben, bei Anknüpfung an vornehme Gesellschaft einfacher Natur treu zu bleiben, dem rein Menschlichen sich zuzubilden: und diese Religion seines Wesens, worin ihm, was im Naturkreise ihn beschäftigte und hold anschaute, zum Symbol und Pfand seiner Gemüthsbestimmung, was im Freien und Wilden ihn ergriff, erhob, als Hohes ihm erreichbar ward, zur Vorbedeutung und Verheißung für seine persönlichsten Wünsche ward. Diesmal stürzte er sich in Frost, um ganz die Erwärmung zu fühlen; tauchte in Nacht, um fröhlich zum Licht aufzufahren; in Müdigkeit und Hunger, um die Wohlthat der Labe und des Lagers zu segnen; in Winter und Gefahr, um im einfachsten Lebensgefühl sich zu erbauen. Und daß ihm das Verlangen nach der freien Luft des Gipfels, obwohl vermessen, wie von selbst gelang, erfüllte ihn, als ein liebevoller Anhauch des Naturvaters, mit der weichsten Andacht. Diese Süßigkeit bewährter Ausdauer, gekrönten Vertrauens verschmolz mit dem Bewußtsein gleicher Ausdauer seiner Liebe, gleichen Vertrauens in ihre Zukunft."

---

33. An den Mond.

(1778.)

1. Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

2. Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

3. Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

4. Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh;
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

5. Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

6. Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu!

7. Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

8. Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

9. Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Das Lied „an den Mond“ sandte Göthe an Frau von Stein, und zwar nach einer von seiner jetzigen Gestalt stark abweichenden Form:

1. Füllest wieder 's liebe Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

2. Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge mild
Ueber mein Geschick.

3. Das du so beweglich kennst,
Dieses Herz im Brand,
Haltet ihr wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

4. Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt,
Und bei Frühlings Lebenspracht
An den Knospen quillt.

5. Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,

6. Was dem Menschen unbewußt,
Oder wohl veracht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Schöll in den Briefen an Frau v. Stein setzt das Lied auf de 19. Januar 1778 und bringt es in Verbindung mit dem zwei Ta vorher in der Ilm freiwillig erfolgten Tode des Fräuleins von La berg; von ihrem Geliebten, dem Schweden v. Wrangel, sich verlass glaubend, hatte sie ihr Leben in der Ilm an einer Stelle geendet, di Göthe alle Abend, nach seinem Garten heimkehrend, allein betrat. Ih Leichnam wurde gefunden, während Göthe mit dem Herzog auf de Ilm Schlittschuh lief, und Göthe bemühte sich theilnehmend um de Unglücksfall. In dem Brief an Frau v. Stein vom 19. Jan

heißt es unter Anderm: „Ich hab mit Jentschen (dem Hofgärtner) ein gut Stück Felsen ausgehöhlt (für ein Denkmal), man übersieht von da in höchster Abgeschiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde, es war eben so ein Abend. Orion stand so schön am Himmel, als wir von Tiefurt fröhlich heraufritten. Ich habe an Erinnerungen und Gedanken just genug und kann nicht wieder aus meinem Hause. Gute Nacht Engel, schonen Sie sich und gehen nicht herunter. Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns. Gute Nacht, ich kann's meinen Jungen nicht verdenken, die nun Nachts nur zu Dreien einen Gang hinüber wagen, eben die Saiten der Menschheit werden an ihnen gerührt, nur geben sie einen rohern Klang."

Während nun also die frühern Ausleger einstimmig das Lied an den Mond auf dieses erzählte Ereigniß bezogen, besonders in Hinsicht auf Str. 3 und 4 des freilich an sich räthselhaft dunkeln Gedichtes, verlegen es Andere in's darauf folgende Jahr 1779, wo es unter Anderm unterm 2. Januar 1779 an Frau v. Stein heißt: „Mit dem aufgehenden Mond hab ich mein ganz Revier umgangen. Es friert stark. Einige Anblicke waren ganz unendlich schön, ich wünschte Sie Ihnen vor's Fenster.... Adieu." Und am 22. Jan.: „Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro neben in der grünen Stube, sitz' ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber" (es ist von der Beschäftigung mit Iphigenien die Rede).

Sicher bleibt, daß das Lied einer ganz individuellen Stimmung des Dichters sein Dasein verdankt. Das Thal, ursprünglich das liebe Thal, ist das Thal der Ilm, von dem Göthe am 2. Juni 1778 an die Freundin schrieb: „In meinem Thal ist mir's lieber und wohler als in der weiten Welt. Gestern Abend dacht' ich, daß mich die Götter wohl für ein schön Gemäld halten mögen, weil sie so einen überkostbaren Rahm drum machen wollten." Schiller sang später von derselben Ilm:

> Meine Ufer sind arm: doch höret die leisere Welle,
> Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Doch hat die Ueberarbeitung, in welcher das Lied zuerst 1789 erschien, indem sie die persönlichen Bezüge verwischte, der Dichtung um so mehr allgemeinen Gehalt verliehen, wozu freilich die ungleich reinere Form nicht wenig beiträgt.

---

34. Der Fischer.

(1778).

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel[1] ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.[2]
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.[3]

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist[4]
Hinauf in Todesgluth?

---

[1] Schon mhd. der angel; daneben nhd. auch die Angel. — [2] „Kühl bis an's Herz hinan" ist Attribut zu „Fischer". Wir müssen ihn uns also als einen Mann vorstellen, dem die Herzenswärme, welche Jugendleidenschaft giebt, „bis an's Herz" sich abgekühlt hat, ein Mann, der mit ruhigstem Blick, ohne sich stören zu lassen, der Angel und ihrer Bewegung zu lauschen gewohnt ist. — [3] Die geheimnißvolle Wirkung dieses wunderschönen Gedichts (denn so darf man es wohl nennen) beruht besonders mit auf der eigenthümlichen Anwendung der Alliteration, die aber hier nicht in Wiederkehr gleicher Buchstaben, sondern in Wiederkehr gleicher Worte besteht:

Wie er sitzt und wie er lauscht.
Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm.
Mit Menschenwitz und Menschenlist.

und so das Ganze hindurch. Das ist die Melodie, welche alle Volksdichtung schon ohne Musik in sich hegt. Aber auch der Rhythmus ist ein ächt volksmäßiger, uralter, der an den alten alliterierenden epischen Vers erinnert (siehe oben S. 5). Die nach der modernen Metrik als vierfüßige Jamben sich darstellenden ungeraden Verse zerfallen alle mehr oder weniger in zwei Halbverse von je zwei Hebungen, an die sich nach freier Willkür des Sängers die Senkungen anschließen:

Dás Wásser ráuscht,	das Wásser schwóll
Sáh nach dem Ángel	rúhevoll
Únd wie er sítzt	únd wie er láuscht
Áus dem bewégten	Wásser ráuscht
Sie sáng zu íhm,	sie sprách zu íhm
Mit Ménschenwítz	und Ménschenlíst
Ách wüßtest dú	wie's Físchlein íst
Du stíegst herúnter	wie dú bíst.

Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht[5]
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Mehr als die Hälfte dieser Verse sind, abgesehen von der Alliteration, die doch bei einigen auch vorhanden ist, vollkommen richtig gebaute alliterierende Verse. Die geraden Verse, aus drei Jamben erstellt, geben sich meist wie ein halber Alliterationsvers:

Ein Fischer saß daran

Kühl bis an's Herz hinan

Theilt sich die Fluth empor

Ein feuchtes Weib hervor

[4] Hier und in der zweiten Hälfte der letzten Strophe ist die bloße Assonanz an die Stelle des Silbenreims getreten: ihm — list; ihm — hin. — [5] Wenn du dich im Spiegel der Wellen besiehst.

Die wenigen Balladen, die Göthe in der Frankfurter und in der ersten Weimarer Zeit dichtete (der König von Thule zählt dazu), sind, wie eine große Zahl alter Volkslieder und Volkssagen, mythisch sagenhafte Deutungen von elementaren Naturkräften; beim König von Thule ist es die Naturgewalt der Liebe, beim Erlkönig die Gewalt der in wildem Aufruhr aufgeregten, rohen, dem Menschen feindseligen Naturkraft; im Fischer das dem Menschen verwandte, ihm freundlich gesinnte Element, zu dem sich der Mensch selbst hingezogen fühlt. Darum erscheint es als „feuchtes Weib", und ihre Rede dünkt ihm wie „der Liebsten Gruß, bei dem sein Herz so sehnsuchtsvoll wächst". So

hat die altgermanische Naturanschauung männliche und weibliche Wassergeister, Nixen und Aehnliches gekannt (vgl. oben Seite 58, der Wassermann), welche die Menschen bald feindlich bald freundlich zu sich in's nasse Element hinunterzogen. Gegenüber andern Balladen, die eine schon vorhandene Sage oder einen Mythus nur umbildeten, findet man in diesen Göthe'schen Balladen eine ganz selbständige, unmittelbar der Naturanschauung entnommene Mythenbildung, eine Mythenbildung, welche selbständig die Natur deutet und eine Sage schafft. Und so, wie die Dichtung aus unvermittelter Naturanschauung oder Naturahnung entstanden ist, will sie auch auf den Hörer und Leser wirken; sie ist im höhern Sinne symbolisch, aber nicht allegorisch; der Verstand hat in seiner Einseitigkeit nichts damit zu thun.

Noch ein anderes Merkmal haben die Göthe'schen Balladen dieser Periode mit einander gemeinsam; sie sind als Einlage für ein dramatisches Stück gedichtet worden, der König in Thule für Faust, der Erlkönig für das Singspiel „die Fischerin“; Düntzer hält es für höchst wahrscheinlich, daß auch „der Fischer“, der zuerst in der Sammlung: „Volks- und andere Lieder mit Begleitung des Fortepiano“ von Seckendorf 1779 erschien, einem verloren gegangenen dramatischen Stück aus dieser Zeit angehörte.

Ob schließlich „der Fischer“, wie behauptet worden, derselben Veranlassung wie das Lied „an den Mond“, nämlich dem Tod des Fräuleins von Laßberg, in der Ilm, sein Leben verdankt (oben Seite 578), muß dahin gestellt bleiben. Die Stelle in jenem Briefe vom 19. Januar: „Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns,“ möchte sehr für den vermutheten Zusammenhang sprechen.

---

35. Gesang der Geister über den Wassern.

(1779.)

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder 5
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl, 10
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,

Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd, 15
Leis rauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig 20
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin.
Und in dem glatten See, 25
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus 30
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser,
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind! 35

„Göthe's Plan, dem Herzog eine Erziehung zu geben, die ihn selbständig mache, war die stete geräuschlose Sorge seines Lebens. In freier Luft, auf Spaziergängen ohne weitere Begleitung, sprach er mit ihm über die wichtigsten Angelegenheiten und klärte seine jugendlichen, meistens auf das Gute und Rechte gewandten, nur ungeordneten Ideen „in luminosen Gesprächen" immer mehr. Es schien ihm an der Zeit, diesen Erziehungsplan auf einer größern Reise weiter zu verfolgen und den jungen Fürsten einmal auf längere Zeit von dem ganzen Hofwesen abzulösen und auf sich selbst hinzuweisen." (Gödeke.) So trat der Herzog unter angenommenem Namen, bloß von Göthe und einem Kammerherrn begleitet, die sogen. erste Schweizerreise an. Es gieng über Basel, Bern, Berner Oberland, Genf, Chamonni, das Rhonethal, Furka, Luzern, Zürich, theilweise in streng winterlicher Gegend. Die „Briefe aus der Schweiz", die hinter dem Werther gedruckt stehen, waren ursprünglich Briefe an Frau v. Stein. Sie finden sich ergänzt in den gesammelten Briefen, wo es unter Anderm aus Thun unterm 14. Oktober heißt: „Es soll recht gut werden, denke ich, und bisher hat uns das Glück gar unerhört begleitet. Kein Gedanke, keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände, und ihre Lieblichkeit in solchen lichtern Tageszeiten und Standpunkten. ... Von dem Gesange der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört; kann mich aber kaum beiliegen-

der erinnern. Schreiben Sie doch sie für Knebeln ab." Also hat offenbar der Staubbach im Lauterbrunnenthal den Dichter zu der Ode angeregt. Die kürzlich veröffentlichte (Archiv für Literaturgesch. von Schnorr v. Carolsfeld III, 491) Abschrift der Ode für Knebel lautet:

Erster Geist.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es.

Zweiter.

Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Erster.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er schleiernd,
Leis rauschend
Zur Tiefe nieder.

Zweiter.

Ragen Klippen
Dem Sturze entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Erster.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin.

Zweiter.

Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Erster.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler.

Zweiter.

Wind mischt von Grund aus
Alle die Wogen.

Erster.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!

Zweiter.

Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

„Geister" sind bei Göthe ein geläufiger Ausdruck, und mehr als zufälliges Bild für ihn, der in der Natur selber das ewige Leben sah, und dem Alles, was ist, eigenes persönliches Leben zu besitzen schien. So spricht Göthe in den Briefen an die Frau v. Stein am 8. Aug. 1776: „Es ist wie in der Geisterwelt, ist mir auch wie in der Geisterwelt." Am 10. Aug.: „Gestern versuchte mich ein böser Geist, daß ich im liebeleeren Augenblick über die Zeichnung kam und um Ein Haar war sie verpudelt und ich wäre rasend geworden." Im März 1777: „Wie die Götter mit mir stehn, weiß ich nicht, so viel weiß ich: daß sie Geistern Macht über mich gegeben haben, die denn in ihrem Streit mich treten und treiben." Am 22. März: „Wenn mein Geist nicht um's Bild und um den Platz schwebt, so giebt's weder Ahndungen noch Rückkehrend." Am 10. Dez. 1778: „Vorm Jahre um diese Stunde war ich auf dem Brocken und verlangte von dem Geist des Himmels viel, das nun erfüllt ist." So sagt er in den Briefen aus der Schweiz (Martinach, 6. Nov.): „Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln ꝛc. vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen. Merkwürdiger ist's, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Kaum hatten wir eine Weile gestanden, und

uns an der großen Aussicht ergetzt, so schien eine feindselige Gährung in dem Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts strich und uns auf's Neue einzuwickeln drohte."

Liegt der Begriff von „Geistern" in Göthe's Natur- und Weltanschauung besonders begründet, so nicht minder der Begriff des Schicksals, das hier als das wechselnde Element im Menschenleben dem Bleibenden, der Seele, gegenüber gestellt ist. Auch hier lassen sich aus Göthe's Briefen eine ganze Reihe von Belegstellen anführen, wie tief begründet der Begriff einer, vom Menschen unabhängigen Naturgewalt, das Schicksal, in Göthe's Denken und Fühlen lag; nie hat wohl ein Mensch von sonst so gerader, verständiger, sicherer Bildung und so klarem, sicherm Geiste das Walten des Schicksals über ihm so stark gefühlt und ist ihm so geduldig gefolgt. Die Stellen, die wir hier mittheilen, lassen sich leicht vervielfachen; sie sind alle den Briefen an Frau v. Stein entnommen. Letzter März 1776: „Was das Schicksal mit mir vorhaben mag! Wie viel Dinge ließ es mich nicht auf dieser Reise (nach Leipzig) in bestimmtester Klarheit sehen!" — 14. April 1776:

„Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag." —

9. Juli 1776: „Gestern Nachts lieg ich im Bett, schlafe schon halb, Philipp bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les ich — daß Lilli eine Braut ist!! kehre mich um und schlafe fort. — — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! Sö Alles zur rechten Zeit. — — Lieber Engel, gute Nacht." — 8. Sept. 1776: „Ich bin dem Schicksal zu viel schuldig, als daß ich klagen sollte, und doch für meine Gefühle kann ich nichts." — 7. Okt. 1776: „Ich hätte dem Schicksal dankbar sein sollen, das mich in den ersten Augenblicken, da ich Sie wieder sah, so ganz rein fühlen ließ, wie lieb ich Sie habe." — 4. Dez. 1777: „Ich weiß nun noch nicht, wie sich diese Irrfahrt (die Harzreise) endigen wird, so gewohnt bin ich, mich vom Schicksale leiten zu lassen, daß ich gar keine Hast mehr in mir spüre, nur manchmal dämmern leise Träume von Sorglichkeit wieder auf, die werden aber auch schwinden.' (NB. ich rede hier von einer kindischen Sorglichkeit nie übers Ganze, sondern über einzelne kleine Fälle.)" — 9. Dez. 1777: „Gestern hat mir das Schicksal wieder ein groß Kompliment gemacht." In einem Bergwerk, in das er gestiegen war, fiel ein Stück Gebirg hart neben ihm nieder.

Was schließlich den Rhythmus dieser und ähnlicher Oden betrifft, so sind es offenbar nichts als uralte epische deutsche Verse, in Halbverse zu zwei Hebungen geordnet, und wollen folgendermaßen verstanden werden:

Des Ménschen Séele	gléicht dem Wásser:
Vom Hímmel kómmt es	zum Hímmel stéigt es,
Und wíeder níeder	zur Érde múß es,
Éwig wéchselnd.	

36. Wanderers Nachtlied. (Ein gleiches.)
(1780?).

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh';
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Nach Göthe's späterer Aussage (1831) am 7. Sept. 1783 auf dem Gickelhahn gedichtet. Das Datum stimmt nicht zu den Briefen an Frau v. Stein; Düntzer setzt den 2. Sept. 1783. Wir folgen Gödeke, der als Entstehungszeit den 6. Sept. 1780 annimmt. Unter diesem Datum schreibt nämlich Göthe an die Freundin: „Den 6. Sept. 1780. Auf dem Gickelhahn, dem höchsten Berg des Reviers, den man in einer klingendern Sprache Alektryogallonax nennen könnte, hab ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtchens (Ilmenau), den Klagen, den Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen. Wenn nur meine Gedanken zusammen von heute aufgeschrieben wären, es sind gute Sachen drunter.

Meine Beste, ich bin in die Hermannsteiner Höhle gestiegen, an den Platz, wo Sie mit mir waren, und habe das S, das so frisch noch wie von gestern eingezeichnet steht, geküßt, daß der Porphyr seinen ganzen Erdgeruch ausathmete, um mir auf seine Art wenigstens zu antworten. Ich bat den hundertköpfigen Gott, der mich so viel vorgerückt und verändert, und mir doch Ihre Liebe und diesen Felsen erhalten hat, noch weiter fortzufahren und mich werther zu machen seiner Liebe und der Ihrigen.

Es ist ein ganz reiner Himmel, und ich gehe, des Sonnenuntergangs mich zu freuen. Die Aussicht ist groß aber einfach — die Sonne ist unter. Es ist eben die Gegend, von der ich Ihnen die aufsteigenden Nebels zeichnete. Jetzt ist sie so rein und ruhig und so uninteressant, als eine große schöne Seele, wenn sie sich am wohlsten befindet.

Wenn nicht noch hie und da einige Vapeurs von den Meilern aufstiegen, wäre die ganze Scene unbeweglich."

Nach Falk hatte Göthe die Verse an die Wände einer kleinen Einsiedlerhütte geschrieben, deren Fenster die weiteste Aussicht in die Haiden des Thüringer Waldes eröffnen und worin er auch den letzten Aufzug der Iphigenie schrieb. Sie sollen da gelautet haben:

Unter allen Gipfeln ist Ruh;
In allen Wäldern hörest du
Keinen Laut!
Die Vögelein schlafen im Walde;
Warte nur! Balde, balde
Schläfst auch du!

Es frägt sich doch sehr, ob, wie die Commentatoren meinen, das Lied sich wirklich auf die Klärung und Beruhigung seines wirrevollen Daseins und nicht viel mehr auf den physischen Schlaf bezieht, den er da oben in der Berghütte zu thun gesonnen war.

Eine weitläufige ästhetische Besprechung des Liedes findet man in Dr. Woldemar Masing: Ueber ein Göthe'sches Lied. Leipzig 1872.

---

37. Meine Göttin.

(1780.)

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich;
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er — 10
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Thörin.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten, — 20
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen;

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig,
Wie Morgen und Abend — 30
Immer wechselnd,
Wie Mondesblicke
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen! 40

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen, 50
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste, 60
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge! 70

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin!
O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung!

Auf einer Rundreise im Lande am 15. Septbr. 1780 gedichtet und an Frau v. Stein gesandt, mit der Beifügung: „Dieses zum Dank für Ihren Brief und statt alles andern, was ich von heut zu sagen hätte. Kaltennordheim. G.“

Was in der Freundin Brief gestanden hatte, weiß man nicht; das Gedicht Göthe's aber ist ein heller, begeisterter und begeisternder Hymnus an die Gabe, die Keinem wie ihm gegeben war, an die Phantasie. Andere mögen Anderes preisen, er giebt den Preis der Phantasie, dem seltsamen, heitern Joviskinde. So freudig und fröhlich, so in den vollen Urquell der bildenden und gestaltenden Phantasie hat Göthe in diesen Jahren nur selten gegriffen; es muß ein Augenblick gewesen sein, wie der, von dem er Tags vorher, am 14. Sept., der Freundin schrieb: „O thou sweet Poetry, rufe ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden so viel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber ehe ich's mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen und Alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon.“

Und mit diesem dichtenden Muthe verbindet sich jetzt eine so selige, glückliche Stimmung, eine Zufriedenheit, ein Einklang seines Gemüths, wie er noch nie empfunden; es ist die Zeit, welche Iphigenie und den Tasso geschaffen, und ihn zu dem Worte veranlaßte: „Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden.“ An dieselbe Freundin, an die er diese tief empfundenen Worte richtete, ist „meine Göttin“ gerichtet, ist gewiß auch vor Allem der Schluß des Hymnus gedichtet:

O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung!

---

38. An meine Bäume.[1]

(Den 16. Dez. 1780.)

Sag ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt?

---

[1] Unter dem angegebenen Datum an Frau v. Stein gesandt.

Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wieder liebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wieder giebt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein!
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag!
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag!

---

39. Erlkönig.

(1781.)

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?" —
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?" —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

3. „„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand!
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."" —

4. „Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind." —

5. „„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."" —

6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?" —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau." —

7. „„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."" —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!" —

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Den Erlkönig dichtete Göthe für das Singspiel „die Fischerin" (1781). In diesem Singspiel werden mehrere Volkslieder aus Herders Sammlung gesungen, nnd es scheint kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß auch für den Erlkönig folgendes Stück aus der Herderschen Sammlung den Anlaß geboten hat:

Erlkönigs Tochter.
(Dänisch.)

Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut';

Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

„Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz mit mir!"

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldne Sporne schenk' ich Dir.

Ein Hemd von Seide, so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein."

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk ich Dir."

„Einen Haufen Goldes nähm' ich wol;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll."

„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen Dir."

Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit' heim nun zu Dein'm Fräulein werth!"

Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

„Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich,
Wie ist Dein' Farbe blaß und bleich?"

„Und sollt sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

„Hör' an, mein Sohn, so lieb' und traut,
Was soll ich nun sagen Deiner Braut?"

„Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund."

Frühmorgen, und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschaar.

Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräutigam mein?"

„Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund,
Er probt allda sein Pferd und Hund."

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf, und er war todt.

Das Lied oder die Ballade von Herr Oluf, wie sie auch heißt, ist von großer Wirkung. Spät am Tag und weit herum reitet noch Herr Oluf, um für den nächsten Tag in der Frühe seine Hochzeitgäste einzuladen. Ist es das aufgeregte Gemüth des Hochzeiters und Hochzeitladers in einer Person, das die auf grünem Land tanzenden Elfen anlockt, oder ist es der Neid von Erlkönigs Tochter um Herrn Olufs Braut? Sie lädt ihn zum Tanze ein, einmal, das andere Mal, ein drittes Mal; das andere Mal, indem sie ihm ein Geschenk zweier güldener Sporen und eines Hemdes von Seide, von der Mutter mit Mondenschein gebleicht, anbietet; das dritte Mal, indem sie einen Haufen Goldes verspricht. Jedes Mal verweigert der Jüngling den Tanz, und zur Rache thut sie ihm einen tödtenden Schlag auf's Herz: „Reit heim nun zu Deinem Fräulein werth!" Erschreckt empfängt ihn die harrende Mutter; sie machen aus, was man der Braut antworten solle, wenn sie nach dem Bräutigam fragt; die Braut erscheint mit den Gästen, und — man muß wohl annehmen, daß sie dem Worte der Mutter nicht geglaubt und selbst nachgesucht hat — findet unter dem Scharlach den todten Bräutigam.

Die Elfen, denen Oluf anheimfällt, heißen eigentlich hochdeutsch „die Elbe"; Elf ist eine englische Form; es sind Dämonen, die in freier Natur, im Felde, im Walde und auf Wiesen sich bewegen, theils Licht-Elbe, gutmüthig und munter, theils Schwarz-Elbe oder bösartige, beide auf Wiesen Tänze aufführend, die bösartigen dabei das Gras wie verbrannt zurücklassend, Menschen herbeiziehend und sie zerreißend. Der Name Erlkönig ist durch ein Mißverständniß Herders in die deutsche Uebersetzung gerathen; im Dänischen heißt es ellerkonge, ellekonge, das ist elverkonge, elvekonge, also Elbkönig, Beherrscher der Elbe; einen Erlkönig, oder gar einen Erlenkönig hat es nie gegeben.

Der dänischen Ballade hat Göthe nachgedichtet, ohne daß er aus seiner Heimat mit den in Deutschland noch nicht ganz vergessenen Elben bekannt gewesen wäre. Der wesentliche Unterschied der dänischen und deutschen Ballade besteht aber darin, daß der deutsche Dichter in seine Sage eine verständige Motivirung brachte, ohne den Gang der Handlung, die Thatsache selbst zu ändern. Aus der dänischen Ballade erfährt der Hörer bloß, daß Herr Oluf von Erlkönigs Tochter auf seinem abendlichen Ritte vernichtet worden. Aus Göthe's Erlkönig erhellt

aus dem Munde des verständigen Vat
Erlkönig nichts anders als ein Nebelst
nichts anders als der durch die dürre
königs Töchter nichts anders als die
den sind. Daneben bleibt für den
taste eingegebene Auffassung zu P
ist derselbe, ob der Vater nun
Verschmelzung des Motivs der
Ballade als solcher angemessen
elementaren Zustände zusammen, um
vor sich geht; „spät und weit“ reitet Herr
von äußern Umständen nicht; in der deutschen Ba
Nacht und Wind“; in einer wilden Herbstnacht ziehen
über die Erde hin; der Wind säuselt in dürren Blättern
Weiden stehen am Wasser. Endlich ist es ein Knabe, ein unentwic
ter, dem Glauben an übernatürlich persönliche Naturkräfte hingegebenes Kind, das der Elfenkönig raubt, recht im Gegensatze zum Fischer, dem es kühl bis an's Herz hinan war.

Das Versmaß stimmt noch auffallender als der Fischer mit dem ältesten deutschen Versgesetz: Langverse, die in Hälften von je zwei Hebungen zerfallen. Uebrigens hatte Herder schon richtig herausgefunden, daß das Volkslied nur einen singbaren Takt und keine Versfüße kennt.

---

40. Auf Miedings Tod.[1]

(1782.)

Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus?
Welch ein geschäftig Volk eilt ein und aus?
Von hohlen Bretern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung still und zart ersann, 5
Beschäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich sehe Hauenschild[2] gedankenvoll;
Ist's Türk', ist's Heide, den er kleiden soll?
Und Schumann[3] froh, als wär' er schon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben malt. 10
Ich sehe Thielens[4] leicht bewegten Schritt,
Der lust'ger wird, je mehr er euch verschnitt.

---

[1] Joh. Martin Mieding, Hofebenist (d. i. Kunsttischler, Tischler in Ebenholz, franz. ébéniste) und Theatermeister in Weimar, starb am 27. Januar 1782, mitten unter den Vorbereitungen zu einem Göthe'schen Zauberballet für den 30. Januar. Mit der Darstellung dieser an einem Sonntag begonnenen Vorbereitungen beginnt das Gedicht. — [2] Hofschneider. — [3] Theatermaler. — [4] Hofschneider.

Der thätige Elkan[5] läuft mit manchem Rest,
Und diese Gährung deutet auf ein Fest.

Allein, wie viele hab' ich hererzählt, 15
Und nenn' ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt,
Der sinnreich schnell, mit schmerzbeladner Brust,
Den Lattenbau zu fügen wohl gewußt,
Das Bretgerüst, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Skelett an todten Drähten schwebt. 20

Wo ist er? sagt! — Ihm war die Kunst so lieb,
Daß Kolik nicht, nicht Husten ihn vertrieb.
„Er liegt so krank, so schlimm es nie noch war!"
Ach, Freunde! Weh! Ich fühle die Gefahr;
Hält Krankheit ihn zurück, so ist es Noth; 25
Er ist nicht krank, nein, Kinder, er ist todt!

Wie? Mieding todt? erschallt bis unters Dach.
Das hohle Haus, vom Echo kehrt ein Ach!
Die Arbeit stockt, die Hand wird jedem schwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr; 30
Ein jeder steht betäubt an seinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.[6]

Ja, Mieding todt! O scharret sein Gebein
Nicht undankbar wie manchen andern ein!
Laßt seinen Sarg eröffnet, tretet her, 35
Klagt jedem Bürger, der gelebt wie er,
Und laßt am Rand des Grabes, wo wir stehn,
Die Schmerzen in Betrachtung übergehn.

O Weimar! dir fiel ein besonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß, 40
Bald wegen Geist und Witz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.[7]
Der stille Weise schaut und sieht geschwind,
Wie zwei Extreme nah verschwistert sind.
Eröffne du, die du besondre Lust 45
Am Guten hast, der Rührung deine Brust!

Und du, o Muse, rufe weit und laut
Den Namen aus, der heut uns still erbaut!
Wie manchen, werth und unwerth, hielt mit Glück
Die sanfte Hand von ew'ger Nacht zurück; 50
O laß auch Miedings Namen nicht vergehn!
Laß ihn stets neu am Horizonte stehn!

---

[5] Hofjude. — [6] Der Umstand, daß am Mittwoch gespielt werden muß. — [7] Ueber das genialische Treiben in Weimar wurden in ganz Deutschland die albernsten Sachen herumgeboten.

Nenn' ihn der Welt, die, krieg'risch oder fein,
Dem Schicksal dient und glaubt ihr Herr zu sein,
Dem Rad der Zeit vergebens widersteht, 55
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht;
Wo jeder, mit sich selbst genug geplagt,
So selten nach dem nächsten Nachbar fragt,
Doch gern im Geist nach fernen Zonen eilt
Und Glück und Uebel mit dem Fremden theilt. 60
Verkünde laut und sag' es überall:
Wo Einer fiel, seh' jeder seinen Fall!

Du, Staatsmann, tritt herbei! Hier liegt der Mann,
Der, so wie du, ein schwer Geschäft begann;
Mit Lust zum Werke mehr, als zum Gewinn, 65
Schob er ein leicht Gerüst mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau, der äußerlich entzückt,
Indeß der Zaubrer sich im Winkel drückt.
Er war's, der säumend manchen Tag verlor,
So sehr ihn Autor und Acteur beschwor; 70
Und dann zuletzt, wenn es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an schwache Fäden hing.

Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Daß er noch kletterte, die Stangen trug, 75
Die Seile zog und manchen Nagel schlug.
Oft glückt's ihm; kühn betrog er die Gefahr;
Doch auch ein Bock macht' ihm kein graues Haar.

Wer preist genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elast'sche Federn wand, 80
Vielfält'ge Pappen auf die Lättchen schlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug,
Von Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben saß.
So treu dem unermüdlichen Beruf, 85
War Er's, der Held und Schäfer leicht erschuf.
Was alles zarte schöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm, nachahmend, ausgeführt:
Des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall, 90
Der Laube Schatten und des Mondes Licht —
Ja, selbst ein Ungeheu'r erschreckt' ihn nicht.

Wie die Natur manch widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt und streitend Körper schafft,
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß; 95

Des Dichters Welt entstand auf sein Geheiß;
Und, so verdient, gewährt die Muse nur
Den Namen ihm — Direktor der Natur.[8]

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verstand,
Die vielen Zügel mit der Einen Hand? 100
Hier, wo sich jeder seines Weges treibt,
Wo ein Factotum unentbehrlich bleibt,
Wo selbst der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Noth die Lichter putzen muß.

O sorget nicht! Gar viele regt sein Tod! 105
Sein Witz ist nicht zu erben, doch sein Brod;
Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur essen kann.
Was stutzt ihr? Seht den schlecht verzierten Sarg,
Auch das Gefolg scheint euch gering und karg; 110
Wie! ruft ihr, wer so künstlich und so fein,
So wirksam war, muß reich gestorben sein!
Warum versagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Anstand letzter Ehre ganz?

Nicht so geschwind! Das Glück macht alles gleich, 115
Den Faulen und den Thät'gen — Arm und Reich.
Zum Gütersammeln war er nicht der Mann;
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.
Bedauert ihn, der, schaffend bis an's Grab,
Was künstlich war, und nicht was Vortheil gab, 120
In Hoffnung täglich weniger erwarb,
Vertröstet lebte und vertröstet starb.

Nun laßt die Glocken tönen, und zuletzt
Werd' er mit lauter Trauer beigesetzt!
Wer ist's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt, 125
Eh' noch die Erde rollt, das Chor verklingt?
Ihr[9] Schwestern, die ihr, bald auf Thespis Karr'n,
Geschleppt von Eseln und umschrien von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feil zu bieten, fahrt; 130
Bald wieder, durch der Menschen Gunst beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;

---

[8] Anspielung auf den zweiten Akt von Göthe's Singspiel: Triumph der Empfindsamkeit, wo dem Hof eines Prinzen ein Directeur de la nature beigegeben wird. — [9] Die Musen sind gemeint. Thespis, ein Athenienser aus Solons Zeit, galt als Erfinder der Tragödie und soll sammt seinen Schauspielern auf einem Wagen im Lande herumgefahren sein; hier erscheint er als Repräsentant des niedern Schauspiels, der Posse u. dgl.

Die Mädchen eurer Art sind selten karg,
Kommt, gebt die schönsten Kränze diesem Sarg;
Vereinet hier theilnehmend euer Leid, 135
Zahlt, was ihr Ihm, was ihr uns schuldig seid!
Als euern Tempel grause Gluth verheert,
Wart ihr von uns drum weniger geehrt? [10]
Wie viel Altäre stiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf! 140
An wie viel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein schwer befriedigt Publikum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht, 145
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erscheint ihr, die ihr vielgestaltet seid,
Im Reitrock bald, und bald im Gallakleid.

Auch das Gefolg, das um euch sich ergießt,
Dem der Geschmack die Thüren ekel schließt, 150
Das leichte, tolle, scheckige Geschlecht, [11]
Es kam zu Hauf, und immer kam es recht.

An weiße Wand bringt dort der Zauberstab
Ein Schattenvolk aus mytholog'schem Grab.
Im Possenspiel regt sich die alte Zeit, 155
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Britte sich erdacht,
Ward, wohlverdeutscht, hier Deutschen vorgebracht;
Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz
Dem armen Dialog — Gesang und Tanz. 160
Des Carnevals zerstreuter Flitterwelt
Ward sinnreich Spiel und Handlung zugesellt.
Dramatisch selbst erschienen hergesandt
Drei Könige aus fernem Morgenland; [12]
Und sittsam bracht' auf reinlichem Altar 165
Dianens Priesterin ihr Opfer dar. [13]
Nun ehrt uns auch in dieser Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen! denn ihr seid nicht weit.

---

[10] Im Jahr 1774 brannte das alte Theater ab, und man spielte nun an verschiedenen Orten, bald in der Stadt, bald in irgend einem Schlosse oder Garten auf dem Lande, wohl auch mitten im Walde, so in Ettersburg und Tiefurt. — [11] Damit sollen die Repräsentanten der untergeordneten dramatischen Produktionen, Posse, Schattenspiel, Fasnachtstücke u. dgl. gemeint sein. — [12] Wozu Göthe das Gedicht „Epiphanias“ dichtete. — [13] Anspielung auf die Aufführung der Iphigenia.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt? 170
Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor, 175
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.[14] 180

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn,
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und, hocherstaunt, seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Anständig führt die leis erhobne Hand 185
Den schönsten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Rose frohes, volles Angesicht,
Das treue Veilchen, der Narcisse Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geschickt hervorgebracht, 190
Durchschlungen von der Myrte sanfter Zier,
Vereint die Kunst zum Trauerschmucke hier;
Und durch den schwarzen, leichtgeknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerspitze still hervor.

Es schweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz 195
Wirft sie in's Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der sich um's Herz ergießt.
Sie spricht: Den Dank für das, was du gethan,
Geduldet, nimm, du Abgeschiedner, an! 200
Der Gute, wie der Böse, müht sich viel,
Und beide bleiben weit von ihrem Ziel.

Dir gab ein Gott in holder, steter Kraft
Zu deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.
Sie war's, die dich zur bösen Zeit erhielt, 205
Mit der du krank, als wie ein Kind, gespielt,
Die auf den blassen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entschlief!

---

[14] Corona Schröter, eine von Göthe hochgefeierte Schauspielerin und Sängerin, die im Dienste der Herzogin Amalia stand.

Ein jeder, dem Natur ein Gleiches gab,
Besuche pilgernd dein bescheiden Grab! 210
Fest steh' dein Sarg in wohlgegönnter Ruh;
Mit lockrer Erde deckt ihn leise zu,
Und sanfter als des Lebens, liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

---

41. Ilmenau.[1]

(Am 3. Sept. 1783.)

Anmuthig Thal! Du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste!
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höh'n, am Tag der Lieb' und Lust,[2] 5
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!

---

[1] Ilmenau, eine kleine Weimar'sche Enclave, etwa 6 Meilen von Weimar entfernt, an der obern Ilm, nahe der Quelle des Flusses; es ist ein Städtchen von circa 3000 Einwohnern und ein kleines dazu gehörendes Landgebiet. Hier hielt sich Göthe oft auf, bald wegen des von ihm wieder in's Leben gerufenen Bergwerks, bald im Jagdgefolge des Herzogs, bald zu botanisieren und Mineralogie zu treiben, bald zu zeichnen und — auszuruhen. Statt aller Briefe Göthe's, die er von Ilmenau schrieb, hier den einen an die Frau von Stein; er ist mit Bleistift geschrieben:

In der Höhle unter dem Hermannsstein
(bei Ilmenau Montag) 22. Juli 76.

Ich hab' auf der andern Seite angefangen was zu zeichnen, es geht aber nicht, drum will ich lieber schreiben in der Höhle unter dem Hermannsstein, meinem geliebten Aufenthalt, wo ich möcht wohnen und bleiben. Liebste, ich hab' viel gezeichnet, sehe nun aber zu wohl, daß ich nie Künstler werde. Die Liebe giebt mir alles, und wo die nicht ist, dresch' ich Stroh. Das malerischte Fleck geräth mir nicht, und ein ganz gemeines wird freundlich und lieblich. Es regnet scharf im tiefen Wald. Wenn Du nur einmal hier sein könntest, es ist über alle Beschreibung und Zeichnung. Ich hab' viel gekrizzelt, seit ich hier bin, alles leider nur vom Auge zur Hand, ohne durchs Herz zu gehen, da ist nun wenig draus worden. Es bleibt ewig wahr: sich zu beschränken, Einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler — den Menschen —

Addio, ich will mich an der Felsenwand und an den Fichten umsehen. — Es regnet fort. —

Hoch auf einem weit ringssehenden Berge. Im Regen sitz ich hinter einem Schirm von Tannenreisen. Warte auf den Herzog, der auch für mich eine Büchse mitbringen wird. Die Thäler dampfen alle an den Fichtenwänden herauf." —

In Ilmenau wurde auch am 3. Sept. 1776 des Herzogs Geburtstag gefeiert. — [2] Der 3. September ist der Geburtstag des Herzogs Karl August (geb. 1757).

Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
Erhabner Berg! an deinen Fuß zurücke![3]
O laß mich heut' an deinen sachten Höh'n
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn! 10
Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet:
Ich sorge still, indeß ihr ruhig grünet.

Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch Geschöpf in Erdefesseln hält,[4]
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut 15
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut;[5]
Der Knappe karges Brot in Klüften sucht;[6]
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft gethan,
Als fieng' ich heut ein neues Leben an. 20

Ihr seid mir hold, ihr gönnt mir diese Träume,
Sie schmeicheln mir und locken alte Reime.[7]
Mir wieder selbst, von allen Menschen fern,
Wie bad' ich mich in euren Düften gern!
Melodisch rauscht die hohe Tanne wieder, 25
Melodisch eilt der Wasserfall hernieder;
Die Wolke sinkt, der Nebel drückt in's Thal,
Und es ist Nacht und Dämm'rung auf einmal.[8]

Im finstern Wald, beim Liebesblick der Sterne,
Wo ist mein Pfad, den sorglos ich verlor? 30
Welch seltne Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie schallen wechselnd an dem Fels empor.
Ich eile sacht zu sehn, was es bedeutet,
Wie von des Hirsches Ruf der Jäger still geleitet.

Wo bin ich? Ist's ein Zaubermärchen-Land? 35
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh ich sie froh an's Feuer hingestrecket,
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal;
Am niedern Herde kocht ein rohes Mal; 40
Sie scherzen laut, indessen bald geleeret
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.

---

[3] Ilmenau liegt am Fuße des Gickelhahns oder Kickelhahns. — [4] So spricht einmal Herder in einem Briefe von „unsern geschundenen Thüringer Bauern“. — [5] Der Herzog war ein großer Jagdliebhaber und hielt sich unter anderm zum Aerger und Schrecken der Bauern Wildschweine. — [6] Wie unter anderm im Ilmenauer Bergwerk, aus dem Eisen und Silber gewonnen wurde. — [7] Reime, d. i. Verse, Dichtung, wie er sie früher geübt, aber in der letzten Zeit vernachlässigt. — [8] Ueber die durch einen sinkenden Nebel, eine Wolke bewirkte Umwandlung der Scenerie vergleiche weiter unten die Anmerkung zur „Zueignung“.

Sagt, wem vergleich' ich diese muntre Schaar?
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch alles wunderbar! 45
Soll ich sie grüßen? Soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?[9]
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben. 50
Ist's der Egyptier[10] verdächt'ger Aufenthalt?
Ist es ein flücht'ger Fürst wie im Ardenner-Wald?[11]
Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
Die Geister Shakespeare's gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht: 55
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
Und durch die Roheit fühl' ich edle Sitten.

Wie nennt ihr ihn? Wer ist's, der dort gebückt
Nachlässig stark die breiten Schultern drückt? 60
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,
Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.
Er saugt begierig am geliebten Rohr,
Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.
Gutmüthig trocken weiß er Freud' und Lachen 65
Im ganzen Zirkel laut zu machen,
Wenn er mit ernstlichem Gesicht
Barbarisch bunt in fremder Mundart spricht.[12]

Wer ist der andre, der sich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt, 70
Und seine langen, feingestalten Glieder,
Ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt,
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt,
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären, 75
Ein monotones Lied mit großes Inbrunst singt?[13]

---

[9] Wodans wüthige Jagd, der sog. wilde Jäger. — [10] Zigeuner, franz. Egyptien. — [11] Shakespeare läßt in „Wie es euch gefällt" im Ardennerwald einen verbannten Herzog mit seinem Gefolge auftreten. — [12] Gemeint ist Karl Ludwig von Knebel; ihn hatte die Herzogin Amalie zum Erzieher ihrer Söhne berufen; er war 1744 geboren und starb 1834. Knebel war ein zarter, hochgebildeter Mann, von dem unter anderm treffliche Uebersetzungen des Properz und Lucrez vorhanden sind. Düntzer meint, der letzte Vers beziehe sich darauf, daß Knebel wohl die verschiedenen Dialekte in seinen Erzählungen geschickt nachzubilden wußte. — [13] Es ist Karl Sigmund Freiherr von Seckendorff, 1744—1785, war Kammerherr in Weimar, ein Musikliebhaber, der unter anderm den Erlkönig und den König im Thule zuerst komponierte.

Doch scheinet allen etwas zu gebrechen.
Ich höre sie auf einmal leise sprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal sich schließt, 80
In einer Hütte leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert,
Vom Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.[14]
Mich treibt das Herz, nach jener Kluft zu wandern;
Ich schleiche still und scheide von den andern. 85

Sei mir gegrüßt,[15] der hier in später Nacht
Gedankenvoll an dieser Schwelle wacht!
Was sitzest du entfernt von jenen Freuden?
Du scheinst mir auf was Wichtiges bedacht.
Was ist's, daß du in Sinnen dich verlierest, 90
Und nicht einmal dein kleines Feuer schürest?

„O frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit. 95
Ich bin dir nicht im Stande selbst zu sagen,
Woher ich sei, wer mich hierher gesandt;
Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft festgebannt.

Wer kennt sich selbst? Wer weiß, was er vermag? 100
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?
Und was du thust, sagt erst der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsglut
Auf frischen Thon vergötternd niederfließen? 105
Und konnt' er mehr als irdisch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr; 110
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst; 115

---

[14] Der Jüngling ist der jugendliche Herzog. — [15] Mit diesen Worten redet der Dichter sich selbst an; Göthe vom Jahr 1783 den Göthe vom Jahr 1776, der seiner Zeit bei einem nächtlichen Gelage im Freien, wie hier dargestellt ist, vor der Hütte seines Freundes, des Herzogs, Wache gehalten hatte.

Doch ach! ein Gott versagte mir die Kunst,
Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
Nun sitz' ich hier zugleich erhoben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft, unschuldig und beglückt.

Doch rede sacht! denn unter diesem Dach 120
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet, 125
Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht, 130
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß. 135

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite, 140
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus, 145
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen, 150
Auf einem harten Lager ein:
Indessen ich hier still und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und, halb erwacht und halb im schweren Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre." —[16] 155

---

[16] Seufzer über des Herzogs ungeberdiges Wesen findet man in Göthe's Briefwechseln zur Genüge; so schreibt er am 8. Sept. 1780 an Frau von Stein aus Ilmenau: „Ueber des Herzogs Diätzettel, das was er darnach nicht essen darf und wovon er sich dispensiert und worauf er wieder hält,

Verschwinde, Traum!
Wie dank' ich, Musen, euch!
Daß ihr mich heut auf einen Pfad gestellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum schönsten Tage sich erhellet;
Die Wolke flieht, der Nebel fällt, 160
Die Schatten sind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine schönre Welt;
Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang' begonnen. 165

Ich sehe hier, wie man nach langer Reise
Im Vaterland sich wieder kennt,

---

hab' ich sonderliche Betrachtungen gemacht. Es sind bei seinem vielen Verstand so vorsätzliche Dunkelheiten und Verworrenheiten hie und da. Auch ist's kurios, daß ihn, wenn er von zu Hause weg und z. E. hier ist, wie gewisse Geister des Irrthums anwehen, die mir sonst so viel zu schaffen gemacht haben." Und an einem andern Orte: „Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürsten meist so toll, dumm und albern sind, nicht leicht hat einer so gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer so viel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden als er, und doch wills nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fischschwanz gucken, eh man sich's versieht, wieder hervor. Das größte Uebel hab ich auch bemerkt. So passionirt er fürs Gute und Rechte ist, so wirds ihm doch weniger darinne wohl als im Unschicklichen, es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wie viel er einsieht, wie viel er kennt, und doch wenn er sich etwas zu Gute thun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenns das Wachslichterzerknaupeln wäre. Leider sieht man daraus, daß es in der tiefsten Natur steckt und daß der Frosch fürs Wasser gemacht ist, wenn er gleich auch eine Zeitlang sich auf der Erde befinden kann." — Aehnliche Worte hat Göthe ohne Zweifel zum öftern an seinen Zögling und Freund selber gerichtet; in einem Briefe Göthe's an den Herzog vom 4. Mai 1776, wieder aus Ilmenau datiert, wohin Göthe eines in Ilmenau ausgebrochenen großen Brandes wegen geritten war, heißt es: „Hiernach hab' ich noch eine Lektion für Sie! — Da ich so auf dem Wege übr Ihre allzugroße Hitze bei solchen Gelegenheiten dachte, dadurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was Unrechtes doch was Unnöthiges zu thun und Ihre eignen Kräfte und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzuflammen, drum hab ich auch Staffen und Wedeln gebeten zurückzubleiben ꝛc." — Weit ernsthafter noch lautet ein Brief Göthe's vom 26. Dez. 1784, in welchem Göthe vom abwesenden Herzog kategorisch verlangt, daß er die Wildschweine, die er seiner Zeit trotz Göthe's Protestation einquartiert, nach seiner Rückkunft wieder wegschaffen lasse. „Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handelns-Art, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht .... Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich und er ist's gewiß; mit welchen Uebeln hat er zu kämpfen! — Ich mag nichts hinzusetzen, was Sie selbst wissen. Ich habe Sie so Manchem entsagen sehen und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen ꝛc."

Ein ruhig Volk in stillem Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken 170
Des Webers raschem Stuhle zu;
Und Seil und Kübel wird in längrer Ruh'
Nicht am verbrochnen Schachte stocken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und festes ird'sches Glück. 175

So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang die Pflichten deines Standes,
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren, 180
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

So wandle du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin — wie jener Sämann gieng, 185
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue klug wie reich, mit männlich steter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn! die Ernte wird erscheinen 190
Und dich beglücken und die Deinen.

Als der gefeierte Dichter des Götz und Werthers war Göthe im Herbst 1775 nach Weimar gekommen, als der Dichter, der dem Rufe der Zeit nach Natur den beredtesten Ausdruck verliehen hatte. Nicht anders stand dem jugendlichen Herzog eine auf Vernunft basirte Freiheit der Bildung, des Umgangs, des Regiments, des eigenen Thuns und Lassens als Ideal vor Augen, und so hatte sich denn in den ersten Jahren seiner Regierung ein ungebundenes, tolles, zum Theil zügelloses Gebahren ausgebildet, die Flegeljahre der Sturm- und Drangzeit verbündeten sich mit den Flegeljahren seiner geistigen und körperlichen Bildung, und der genialste Dichter schien der Tollheit zu Gevatter zu stehen. Wie wenig freilich in seinem innersten Gemüthe Göthe in diesen Dingen Befriedigung fand, zeigte sich schon in Wanderers Nachtlied, zeigt sich in jeder Zeile seiner Briefe an Frau von Stein. Göthe war viel zu ernst, viel zu empfindsam angelegt, um an so oberflächlichen Lustbarkeiten ein Genüge zu haben, und auf der andern Seite viel zu sehr realen, gehaltvollen, vernünftigen Lebenszwecken zugewandt, um bloßen Zerstreuungen sich bleibend hinzugeben. Wo Göthe dabei sein sollte, da mußte es von Seite des Gemüthes, der Liebe, der Leidenschaft geschehen, oder von Seite des vernünftigen, verständigen Handelns. Was nicht einen vernünftigen Zweck hatte,

war ihm zuwider, und keiner hat ernstlicher sich bemüht, sein eigenes Dasein einem vernünftigen Zweck unterzuordnen, als Göthe. „Ich will Herr über mich selbst sein,“ schrieb er nach der Schweizerreise von 1779 in sein Tagebuch; „Niemand, als wer sich selbst verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen.“ Daß der zu jugendliche Herzog diese sittliche Bedingung zur Freiheit so wenig erkannte und eben deßhalb in solchen Taumel des aufgeregten Genußlebens sich stürzte, that ihm weh; ihm war, nachdem er sich einmal des Freundes angenommen, seine Entwicklung zu einem gesunden, vernünftigen Dasein zu einer Herzenssache, zu einer Leidenschaft geworden, die er viele Jahre mit sich herumtrug, die er nie aus den Augen ließ, an der er mit wahrer Frömmigkeit arbeitete. Hier zu den in den Anmerkungen niedergelegten Zeugnissen noch zwei aus dem Briefwechsel mit Lavater: „August 1780. Der Herzog ist sehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann. Die Fesseln, an denen uns die Geister führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an andern die schönste Freiheit hat.“ Und vom 13. Oktober 1780: „Den guten Landes- und Hausvater würdest du, näher, mehr bedauern. Was da auszustehen, spricht kein Zeuge aus. Herrschaft wird niemand angeboren, und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer. Es versteht dies kein Mensch, der seinen Wirkungskreis aus sich geschaffen und ausgetrieben hat.“

So waren Göthen und dem Herzog acht Jahre vorbeigegangen. Das tolle Treiben hatte sein Ende erreicht; nur mit Unlust schaut Göthe auf die Jahre der Thorheit zurück. So schreibt er am 9. April 1782 an die Freundin: „Liebste, was bin ich Dir nicht schuldig. Wenn Du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn Du mich nur neben andern duldetest, so wäre ich Dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden. Denn hätt' ich auch ohne Dich je meinen Lieblingsirrthümern entsagen mögen! Könnt' ich auch wohl die Welt so rein sehen, so glücklich mich drinnen betragen, als seitdem ich nichts mehr drinne zu suchen habe?“ Seine Bemühungen um den Herzog hatten sichtlich Segen gebracht, die Erwerbsquellen des Landes waren nach Kräften gehoben; Göthe durfte mit gutem Gewissen auf seine Wirksamkeit zurückschauen. Festes, irdisches Glück, das er immer als die allererste Grundlage und Bedingung zu geistigem Wohlsein hielt, war im Lande eingekehrt.

So machte er sich denn am Geburtstag des Herzogs im Jahre 1783 wieder eine Bilanz, wie er es je zuweilen gerne that; denn er schleppte sich nicht gern mit Vergangenem oder halb Fertigem, sondern schloß ab, wo es Zeit schien, um neuem Dasein zu leben. So eine Bilanz ist das herrliche Gedicht „Ilmenau“. In reiner, heiterer Stimmung hat er sein liebes Ilmenau aufgesucht, das ihn so oft bei sich aufgenommen; es ist ihm ein Symbol seines treuen Wirkens; auch Ilmenau verdankt seiner stillen Sorge ein ruhiges Glück, und

wenn auch noch manche Erdefesseln das Geschöpf auch hier gebunden halten, der Dichter verdient es, daß Thal und Hain ihm seine Träume gönnen. Indem er so das Waldthal aufwärts schreitet, bei einem Wasserfall sinkt die Wolke herab und ein Nebel verwandelt den heitern Tag in Nacht. Er sieht ein nächtliches Gelage, wie es damals in der tollen Zeit stattgefunden, etwa gerade an jenem Geburtstage des Herzogs im Jahr 1776. „Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten, und durch die Rohheit fühl ich edle Sitten." Knebel und Seckendorff fallen ihm in's Auge. Da plötzlich verhallen die lauten Stimmen; sie nehmen wahr, daß der Herzog in der am Ende des Thales gezimmerten Hütte schläft; es gilt, ihn ausruhen zu lassen. Der Dichter schleicht still zur Hütte und findet, gedankenvoll an der Schwelle wachend — sich selbst. Er redet ihn an und erfährt von ihm sein Leiden, den bittern Schmerz, den ihm des Herzogs ruheloses Gemüthe bereitet. Nachdem er so sein Herz entleert und in rührenden, tief empfundenen Worten seine Lage vorgestellt, verschwindet die Vision; es ist Tag, und er erkennt, daß es besser geworden. Der herzliche Wunsch, diesen Winkel des Landes sich ein Vorbild sein zu lassen, reichen Segen auf's Land zu streuen, schließt das Gedicht.

Göthe veröffentlichte es erst 32 Jahre später.

---

42. Der Sänger.

(1783.)

1. Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was [1] auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief: [2]
Laßt mir herein den Alten! [3]

2. Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt Ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern! [4]
Wer kennet ihre Namen?

---

[1] Die Anapher könnte zu dem Misverständnisse führen, als höre man von zweifachem Gesang. — [2] Man kann nicht kürzer sprechen. Alles was der zurückkehrende Knabe meldet, ist weggelassen. Eine musikalische Wirkung macht die wiederholte Assonanz mit Ablaut:

sprach — lief
kam — rief.

[3] Der König kennt ihn also schon. — [4] Es ist ein Fest, ein Turnier, welches der Sänger besucht.

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, Euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen.

3. Der Sänger drückt die Augen ein,[5]
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.[6]
Der König, dem das Lied gefiel,[7]
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.[8]

4. Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den Du hast,[9]
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

---

[5] Man muß sich natürlich denken, daß der Alte aus dem Stegreife singt; um sich nicht zu zerstreuen und ganz bei dem Gegenstande zu sein, drückt er die Augen zu. — [6] Er singt also von Männermuth und Frauenhuld. — [7] Es gefällt ihm, aber entzückt ist er nicht. — [8] In der Taschenausgabe der Werke von 1821 heißt es: reichen, wodurch die Beziehung des ihn ganz falsch würde. In der Ausgabe von 1841 (im 20. Bande) steht wieder holen. Das Beste wäre allerdings reichen, wenn nicht die Grammatik Einspruch thäte. Die Gründe der spätern Aenderung sind in der ersten Hälfte klar; die Mehrzahl ist stets besser. Bei der zweiten Hälfte kommt es allerdings darauf an, wie man die ganze Lage auffaßt. Im Wilhelm Meister lautet die ganze Strophe anders:

Der Sänger drückt die Augen ein
Und schlug die vollen Töne:
Der Ritter schaute muthig drein,
Und in den Schooß die Schöne.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die Gründe der spätern Aenderung sind klar; in den ersten vier Zeilen stört die Einzahl Schöne, und die letzten drei veranlassen ein Misverständnis: Der König will den Sänger ja nicht belohnen durch den Goldwerth der Kette, sondern er will ihn ehren; er will ihn zum Ritter machen und an den Hof ziehen. — [9] Eine etwas sonderbare Wendung für deinen Kanzler. Oder läge vielleicht eine Ironie darin? „Du hast einen Kanzler, d. h. einen Mann, welcher dir deine Regentengeschäfte abnimmt, so daß du und deine Hofleute den Genuß der Ehre haben, er die Last der Arbeit."

Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins[10]
In purem Golde reichen.

6. Er setzt ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's Euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke.

---

[10] In Wilhelm Meister:
Laß einen Trunk des besten Weins
In reinem Golde reichen.

Diese Ballade ist eingeschaltet in Wilhelm Meisters Lehrjahren Buch II, Kap. 11, und fiele somit in das Jahr 1783.[1] Auch hier haben wir wieder eine Scene symbolischer Bedeutung. Der wandernde Sänger kommt bei einem Feste an den Hof des Königs. Der Glanz des königlichen Saales, die Pracht der versammelten Gäste macht einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß er die Augen schließen muß, um sich zu seinem Liede sammeln zu können; aber so gern er sich auch an dem Anblicke der Pracht und Schönheit weidet, so wenig haften seine Wünsche daran. Daher weist er jeden Lohn für sein Lied zurück, bittet sich nur einen Becher des edelsten Weines aus und fordert beim Abschiede nur, ihn und seinen Gesang in gutem Andenken zu behalten.

Um Lohn hat er also gar nicht gesungen, sondern weil sein Inneres ihn antrieb. Der wahrhafte Volksdichter singt, weil er muß. Allein man nehme die Worte:

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet —

nicht für sich allein; denn dann kann Misbrauch damit getrieben werden, als brauche jeder Dichter nur dem Drange seiner *Natur* zu folgen, dürfe dagegen das poetische *Gewissen*, wodurch er sich eben vom Vogel unterscheidet, ganz verleugnen. Man setze also die folgenden Zeilen immer dazu: Der wahre Lohn des Dichters besteht in dem Glücke des Schaffens selbst. Hat nun hier Göthe sein eigenes Glaubensbekenntnis abgelegt: so berührt er in Str. 4 leise eine Thatsache, die ihn selbst schwer drückte, nämlich: Ziehen Fürsten und Große den Dichter in ihren Kreis und überhäufen ihn mit Ehren, so ist er für das Volk und die freie Ausübung seiner Kunst verloren; denn er kann

---

[1] In das nämliche Jahr, wo Göthe Kammerpräsident wurde und den Adel erhielt.

nun nicht mehr singen, wie Natur und Gewissen ihm gebieten, sondern hat mit der Last der Ehren auch die Last auf sich genommen, im Sinne der Gönner zu arbeiten. Wie sehr Göthe'n die goldene Kette, die man ihm in Weimar gereicht hatte, an seinem Dichterberufe hinderte, so daß er zehn Jahre lang nichts von Bedeutung schuf und endlich, um nur die poetische Zeugungskraft wieder herzustellen, nach Italien floh, dies ist bekannt. Aus Eckermanns Gesprächen Bd. 1, S. 107 mögen hier einige Worte Göthe's stehen, welche ganz einfach dasselbe sagen, was unsere Ballade in poetischem Bilde darstellt: „Mein eigent„liches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie „sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und „gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen „Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben „können: ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit „mehr gemacht haben."

Was die Behandlung des Gegenstandes unserer Ballade betrifft, so haben wir wieder eigentlich nur eine ruhig sich ausbreitende Scene vor uns. Ausdruck und Sprache sind wunderbar kurz, alle schildernden Züge vermieden, ferner schlicht und natürlich, so daß das Poetische nur in den Verhältnissen und Gesinnungen und in der kunstvollen Fassung des Stoffes beruht.

Mögen die Worte, die Wilhelm Meister selbst in demselben Buche, Kap. II spricht, zum bessern Verständnis hier eingerückt werden: „Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über „großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude „seinem Schicksale entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leicht„bewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht „zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu „Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst „die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend „träumen, und von ungeheuern Vorstellungen aus allen ihren Sinnen „geängstiget werden, so lebt er doch den Traum des Lebens als ein „Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Ver„gangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, „Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! willst du, „daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe heruntersteige? Er, der wie „ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen „Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Knospen und Früchten, „einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte „zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf „eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht, gar an die Kette geschlossen, „einen Meyerhof durch sein Bellen sichern?" —

Und weiter unten: „Die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche „Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegen„den Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die „Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der

„Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der „Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele „für alles Andere verschloß, wie man sich selig preist und entzückt „stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die „Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden „eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie „nur desto mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueber„winder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne „diesen sein ungeheures Dasein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren „würde."

---

43. Das Göttliche.

(1783.)[1]

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.
Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen![2]
Sein Beispiel lehr' uns 10
Jene glauben!
Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.
Wind und Ströme,
Donner und Hagel 20
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorübereilend,
Einen um den andern.
Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,

---

[1] Nach Düntzer. — [2] Hier folgte ursprünglich der Vers:
Ihnen gleiche der Mensch.

Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel. 30
Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.
Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick 40
Dauer verleihen.
Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.
Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen, 50
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.
Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

---

44. Grenzen der Menschheit.[1]

(1782?)

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust. 10

[1] Düntzer vermuthet, daß diese Ode erst mehrere Jahre nach der Ode „das Göttliche" und zwar bei Gelegenheit eines Gewitters gedichtet sei.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde. 20

Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde:
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen? 30
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd 40
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

43. 44. Das Göttliche. Grenzen der Menschheit.

In den Jahren nach der Schweizerreise, den ersten achtziger Jahren, regt es sich in Göthe wieder mit Spinozischen Ideen, diesmal vertieft, verselbständigt und unterstützt durch eigene naturwissenschaftliche Arbeiten, die bei ihm stets im Dienste seiner allgemeinen Welt- und Naturanschauung stehen. Besonders nimmt Göthe jetzt auch herzlichen Antheil an Herders Arbeiten und vornehmlich an den eben jetzt ausgeführten Ideen zur Geschichte der Menschheit, welche in den Jahren 1784—1791 erschienen. Hier betonte Herder in den ersten Büchern vor Allem die Abhängigkeit des Menschen von der Natur, von der Beschaffenheit der Erde als Planet; von den Erdrevolutionen, den

Schöpfungen des Pflanzen- und Thierreiches, welche die nothwendigen Bedingungen zum Leben des Menschen waren. Mit innerer Naturnothwendigkeit hat der Mensch zu dem Geschöpfe werden müssen, das er geworden ist. Stellt sich nun der Mensch in dieser Hinsicht als ein eng an die Natur gebundenes Geschöpf dar, so ist ihm anderseits der Trieb zur geistigen Entwicklung, zur Humanität, ebenfalls von der Natur eingepflanzt worden, durch diesen Trieb stellt er sich über die übrige organische Schöpfung, wird er die Krone der Menschheit, das Ebenbild des Schöpfers. Mit keinem treffenderen Worte könnte man den Ideengang des ersten Theiles der Herderschen Ideen in schlagender Kürze wiedergeben, als mit dem Worte Göthe's:

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Denn was Herder in großer zusammenhängender Darstellung als Ergebniß umfangreicher Studien und langjährigen Nachdenkens darstellte, das faßte Göthe seiner Art gemäß, wenn es ihn gepackt hatte, in die Form der Dichtung. Wir wüßten die beiden herrlichen Oden Göthe's, die beide den Menschen nach den genannten doppelten Seiten, gegen unten und gegen oben, an seinen hehren Platz stellen, nicht besser zu kommentieren, als indem wir folgende Worte aus Herders viertem Briefe der Ideen (Kap. 4) hier wiedergeben:

„Eben weil der Mensch alles lernen muß, ja weil es sein Instinkt und Beruf ist, alles, wie seinen Gang, zu lernen, so lernt er auch nur durch Fallen gehen und kommt oft nur durch Irren zur Wahrheit; indessen sich das Thier auf seinem vierfüßigen Gang sicher fortträgt, denn die stärker ausgedrückte Proportion seiner Sinne und Triebe ist sein Führer. Der Mensch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupte aufgerichtet weit umher zu sehen, freilich also auch vieles dunkel und falsch anzuschauen, oft sogar seine Schritte zu vergessen und erst durch Straucheln erinnert zu werden, auf welcher engen Basis das ganze Kopf- und Herzensgebäude seiner Begriffe und Urtheile ruhe. Indessen ist und bleibt er seiner hohen Verstandesbestimmung nach, was kein anderes Erdengeschöpf ist, ein Göttersohn, ein König der Erde.

„Um die Hoheit dieser Bestimmung zu fühlen, laßt uns bedenken, was in den großen Gaben Vernunft und Freiheit liegt, und wie viel die Natur gleichsam wagte, da sie dieselbe einer so schwachen vielfach gemischten Erdorganisation, als der Mensch ist, anvertraute. Das Thier ist nur ein gebückter Sklave, wenn gleich einige edlere derselben ihr Haupt emporheben oder wenigstens mit vorgerecktem Halse sich nach Freiheit sehnen. Ihre noch nicht zur Vernunft gereifte Seele muß nothdürftigen Trieben dienen und in diesem Dienste sich erst zum eigenen Gebrauch der Sinne und Neigungen von fern bereiten. Der

Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung, er steht aufrecht. Die Wage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm; er kann forschen, er soll wählen. Wie die Natur ihm zwei freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten, so hat er auch in sich die Macht, nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, selbst Gewicht zu sein auf der Waage. Er kann dem trüglichsten Irrthum Schein geben und ein freiwillig Betrogener werden; er kann die Fesseln, die seiner Natur zuwider sind, mit der Zeit lieben lernen und sie mit mancherlei Blumen bekränzen. Wie es also mit der getäuschten Vernunft gieng, geht's auch mit der mißbrauchten oder gefesselten Freiheit; sie ist bei den meisten das Verhältniß der Kräfte und Triebe, wie Bequemlichkeit oder Gewohnheit sie festgestellt haben. Selten blickt der Mensch über diese hinaus, und kann oft, wenn niedrige Triebe ihn fesseln und abscheuliche Gewohnheiten ihn binden, ärger als ein Thier werden.

„Indessen ist er, auch seiner Freiheit nach und selbst im ärgsten Misbrauch derselben, ein König. Er darf doch wählen, und wenn er auch das Schlechteste wählte; er kann über sich gebieten, wenn er sich auch zum Niedrigsten aus eigener Wahl bestimmte. Vor dem Allsehenden, der diese Kräfte in ihn legte, ist freilich sowohl seine Vernunft als Freiheit begrenzt, und sie ist glücklich begrenzt, weil, der die Quelle schuf, auch jeden Ausfluß derselben kennen, vorhersehen und so zu lenken wissen mußte, daß der ausschweifendste Bach seinen Händen nimmer entrann; in der Sache selbst aber und in der Natur des Menschen wird dadurch nichts geändert. Er ist und bleibt für sich ein freies Geschöpf, obwohl die allumfassende Güte ihn auch in seinen Thorheiten umfaßt und diese zu seinem und dem allgemeinen Besten lenkt. Wie kein getriebenes Geschoß der Atmosphäre entfliehen kann, aber auch, wenn es zurückfällt, nach einen und denselben Naturgesetzen wirkt: so ist der Mensch im Irrthum und in der Wahrheit, im Fallen und Wiederaufstehen Mensch, zwar ein schwaches Kind, aber doch ein Freigeborner; wenn noch nicht vernünftig, so doch einer bessern Vernunft fähig; wenn noch nicht zur Humanität gebildet, so doch zu ihr bildbar. Der Menschenfresser in Neuseeland und Fenelon, der verworfene Pescheräs und Newton sind Geschöpfe einer und derselben Gattung.

„Nun scheint es zwar, daß auf unserer Erde alle ihr mögliche Verschiedenheit auch im Gebrauch dieser Gaben stattfinden sollte; und es wird ein Stufengang sichtbar vom Menschen, der zunächst an's Thier grenzt, bis zum reinsten Genius im Menschenbilde. Wir dürfen uns auch hierüber nicht wundern, da wir die große Gradation der Thiere unter uns sehen, und welch' einen langen Weg die Natur nehmen mußte, um die kleine aufsprossende Blüthe von Vernunft und Freiheit in uns organisirend vorzubereiten. Es scheint, daß auf unserer Erde alles sein sollte, was auf ihr möglich war; und nur dann

werden wir uns die Ordnung und Weisheit dieser reichen Fülle genugsam erklären können, wenn wir, einen Schritt weiter, den Zweck übersehen, wozu so mancherlei in diesem großen Garten der Natur sprossen mußte. Hier sehen wir meistens nur Gesetze der Nothdurft obwalten, denn die ganze Erde, auch in ihren wildesten Entlegenheiten, sollte bewohnt werden, und nur der, der sie so fern streckte, weiß die Ursache, warum er auch Pescheräs und Neuseeländer in dieser seiner Welt zuließ. Dem größten Verächter des Menschengeschlechts ist indessen unleugbar, daß, in so viel wilde Ranken Vernunft und Freiheit unter den Kindern der Erde aufgeschossen sind, diese edlen Gewächse unter dem Lichte der himmlischen Sonne auch schöne Früchte getragen haben. Fast unglaublich wäre es, wenn es uns die Geschichte nicht sagte, in welche Höhen sich der menschliche Verstand gewagt und der schaffenden, erhaltenden Gottheit nicht nur nachzuspähen, sondern auch ordnend nachzufolgen sich bemüht hat. Im Chaos der Wesen, das ihm die Sinne zeigen, hat er Einheit und Verstand, Gesetze der Ordnung und Schönheit gesucht und gefunden. Die verborgensten Kräfte, die er von innen gar nicht kennt, hat er in ihrem äußern Gange belauscht, und der Bewegung, der Zahl, dem Maß, dem Leben, sogar dem Dasein nachgespürt, wo er dieselben im Himmel und auf Erden nur wirken sah. Alle seine Versuche hierüber, selbst wo er irrte oder nur träumen konnte, sind Beweise seiner Majestät, einer gottähnlichen Kraft und Hoheit. Das Wesen, das Alles schuf, hat wirklich einen Strahl seines Lichts, einen Abdruck der ihm eigensten Kräfte in unsere schwache Organisation gelegt; und so niedrig der Mensch ist, kann er zu sich sagen: „Ich habe etwas mit Gott gemein; ich besitze Fähigkeiten, die der Erhabenste, den ich in seinen Werken kenne, auch haben muß, denn er hat sie rings um mich geoffenbart." Augenscheinlich war diese Aehnlichkeit mit ihm selbst die Summe aller seiner Erdeschöpfung. Er konnte auf diesem Schauplatze nicht höher hinauf, er unterließ aber auch nicht, bis zu ihm hinauf zu steigen und die Reihe seiner Organisationen zu diesem höchsten Punkte hinauf zu führen. Deßwegen war auch der Gang zu ihm bei aller Verschiedenheit der Gestalten so einförmig.

„Gleicherweise hat auch die Freiheit im Menschengebilde edle Früchte getragen und sich, sowohl in dem, was sie verschmähte, als was sie unternahm, ruhmwürdig gezeigt. Daß Menschen dem unsteten Zuge blinder Triebe entsagten und freiwillig den Bund der Ehe, einer geselligen Freundschaft, Unterstützung und Treue auf Leben und Tod, knüpften, daß sie ihrem eigenen Willen entsagten und Gesetze über sich herrschen lassen wollten, also den immer unvollkommenen Versuch einer Regierung durch Menschen über Menschen feststellten und ihn mit eigenem Blut und Leben schützten; daß edle Männer für ihr Vaterland sich hingaben und nicht nur in einem stürmischen Augenblick ihr Leben, sondern, was weit edler ist, die ganze Mühe ihres Lebens durch lange Nächte und Tage, durch Lebensjahre und Lebensalter unver-

drossen für nichts hielten, um einer blinden undankbaren Menge, wenigstens nach ihrer Meinung, Wohlsein und Ruhe zu schenken, daß endlich gotterfüllte Weise aus edlem Durst für die Wahrheit, Freiheit und Glückseligkeit unsers Geschlechts Schmach und Verfolgung, Armuth und Noth willig übernahmen, und an dem Gedanken festhielten, daß sie ihren Brüdern das edelste Gut, dessen sie fähig wären, verschafft oder befördert hätten — wenn dieses alles nicht große Menschentugenden und die kraftvollsten Bestrebungen der Selbstbestimmung sind, die in uns liegt, so kenne ich keine andere. Zwar waren nur immer wenige, die hierin dem großen Haufen vorgiengen und ihm als Aerzte heilsam aufzwangen, was dieser noch nicht selbst zu erwählen wußte, eben diese wenigen aber waren die Blüthe des Menschengeschlechts, unsterbliche freie Göttersöhne auf Erden. Ihre einzelnen Namen gelten statt Millionen."

---

45. Antiker Form sich nähernd.

Distichen aus den Jahren 1780—1784.

1. Gnomische Verse.[1]

Den 8. Sept. 1780.

Und wenn du's vollbracht hast,
Wirst du erkennen der Götter und Menschen unänderlich Wesen,
Drin sich Alles bewegt, und davon Alles umgrenzt ist,
Stille schaun die Natur, sich gleich in Allem und Allem,
Nichts Unmögliches hoffen und doch dem Leben genug sein.

[1] In einem Briefe vom 8. Sept. 1780 von Ilmenau aus der Frau v. Stein geschrieben, mit den Worten: „Dann las ich zur Abwaschung und Reinigung einiges Griechische. Davon geb ich Ihnen in einer unmelodischern und unausdrückendern Sprache wenigstens durch meinen Mund und Feder auch Ihr Theil. Wenn Sie das nun wieder übersetzen, so haben Sie etwas zu thun und können gute Gedanken dabei haben." Die Verse sind aus den sogen. goldenen Versen der pythagoräischen Schule übersetzt und bezeichnen schön Göthe's damalige, dem rein Menschlichen zugewandte Stimmung.

---

2. Dem Ackermann.[2]

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesä't! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

[2] und [3] Nach einigen aus dem Jahr 1782, nach andern etwa 1784.

---

3. Anakreons Grab.[3]

Wo die Rose hier blüht, wo Reben um Lorbeer sich schlingen,
Wo das Turtelchen lockt, wo sich das Grillchen ergetzt,
Welch ein Grab ist hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es ist Anakreons Ruh.
Frühling, Sommer und Herbst genoß der glückliche Dichter:
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geschützt.

4. Die Geschwister.

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienste der Götter berufen,
Bat sich Prometheus herab seinem Geschlechte zum Trost.
Aber den Göttern so leicht, doch schwer zu ertragen den Menschen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

5. Einsamkeit.[4]

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröstlich und hülflich zu sein.

[4] Am 5. Mai 1782 an Knebel gesandt.

6. Erkanntes Glück.[5]

Was bedächtlich Natur sonst unter viele vertheilet,
Gab sie mit reichlicher Hand alles der Einzigen, ihr.
Und die so herrlich Begabte, von vielen so innig Verehrte,
Gab ein liebend Geschick freundlich dem Glücklichen, mir.

[5] Ohne Zweifel an Frau v. Stein gerichtet.

7. Ferne.[6]

Königen, sagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weithinaus fassende Kraft.
Doch auch mir, dem Geringen, verlieh sie das fürstliche Vorrecht,
Denn ich fasse von fern, halte dich, Lida, mir fest.

[6] Am 12. April 1782 aus Meiningen an Frau v. Stein geschickt.

8. Erwählter Fels.[7]

Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
  Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
  Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge,
  Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
  Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

[7] Am 5. Mai 1782 an Knebel geschickt, Inschrift eines Felsens hinter Göthe's Gartenhaus.

9. Philomele.[8]

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
  Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
  Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

[8] Am 26. Mai 1782 an Frau v. Stein geschickt; später als Inschrift unter das Steinbild eines Amors gesetzt, der mit dem Pfeil eine Nachtigall füttert.

10. Der Park.[9]

Welch ein himmlischer Garten entspringt aus Oed' und aus Wüste,
  Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir.
Wohl den Schöpfer ahmet ihr nach, ihr Götter der Erde!
  Fels und See und Gebüsch, Vögel und Fisch und Gewild.
Nur daß euere Stätte sich ganz zum Eden vollende,
  Fehlet ein Glücklicher hier, fehlt euch am Sabbat die Ruh.

[9] Wahrscheinlich auf den neu angelegten Park in Gotha sich beziehend, der Göthe allerlei Ideen gab für den neuen Park in Weimar; am Gothaischen Hofe war die Gesellschaft sonst in schlimmen Verhältnissen: „Fehlet ein Glücklicher hier".

11. Ungleiche Heirath.

Selbst ein so himmlisches Paar fand nach der Verbindung sich ungleich:
  Psyche ward älter und klug, Amor ist immer noch Kind.

12. Heilige Familie.

O des süßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
  Wie sie sich einzig in ihm, wie es in ihr sich ergetzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dies herrliche Bild mir,
  Stünd' ich Armer nicht so heilig, wie Joseph, dabei!

13. An Frau v. Stein.

(1784?)

Frage nicht nach mir und was ich im Herzen verwahre!
Ewige Stille geziemt ohne Gelübde dem Mann.
Was ich zu sagen vermöchte, ist jetzo schon kein Geheimniß;
Nur diesen Namen verdient, was sich mir selber verbirgt.

Weniger bedeutend von Seite ihres dichterischen Gehaltes, sind diese Epigramme bezeichnend für die Entwicklung der Göthe'schen Dichtung. Ihrer Entstehung nach sind es briefliche Aeußerungen an Frau v. Stein, zum Theil, wie die Nummern 1 und 13, gar nicht in die Gedichtsammlung aufgenommen, zum großen Theil Inschriften auf verschiedene in und um Weimar entstehende und erneuerte Gartenanlagen. Angeregt dazu wurde Göthe unter anderm durch Herder, der in diesen Jahren seinen griechischen Epigrammencyclus bearbeitete und viel mit Göthe verkehrte. Was sonst in dieser Zeit noch die Eigenart Göthescher Lyrik zu sein pflegt, daß sie Offenbarung seines innern Lebens, Selbstbekenntnis ist, das tritt hier sehr in den Hintergrund. Weiteres bei den Venetianischen Epigrammen.

---

46. Zueignung.

(1784)

1. Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles war erquickt mich zu erquicken.

2. Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

3. Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.

Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.[1]

4. Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin;
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben;
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

5. Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß,
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

6. Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir, wie mit himmlischem Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

7. Dich nenn' ich nicht.[2] Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.

---

[1] „Die Tage sind sehr schön, wie der Nebel fiel, dacht' ich an den Anfang meines Gedichts. Die Idee dazu habe ich hier im Thale gefunden. Hätte ich Dir nur die angenehme Aussicht zeigen können." Göthe an Frau v. Stein, 12. Dezember 1785. Göthe hatte bekanntlich eine besondere Vorliebe für Meteorologie und besaß ein scharfes, wohlgeübtes Auge für Wolkenbildungen; Aehnliches schon in den Briefen aus der Schweiz, aus Chamouni, den 6. November früh: „Indem ich dieses schreibe, geschieht an dem Himmel eine herrliche Erscheinung: die Nebel, die sich bewegen und sich an einigen Orten brechen, lassen, wie durch Tagelöcher, den blauen Himmel sehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben, über unserer Dunstdecke, von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines schönen Tages ist dieser Anblick dem Aug' eine rechte Weide. —

[2] Ich führe dich nicht im Munde, prahle nicht mit dir. Göthe hat, wie

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,[3]
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

8. Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

9. Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut;
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

10. Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran:
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

11. Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

---

von allen Schätzen, die er besaß, so auch von der Dichtunst nie anders als mit Bescheidenheit gesprochen; nirgends auch nur eine leise Anspielung auf den ihm gebührenden Nachruhm, wie dies z. B. Klopstock öfters hat. — [3] In der Zeit, da er Götz und Werther schrieb; vgl. die oben beim Gedicht „Ilmenau" mitgetheilte Stelle von den Lieblingsirrthümern, von denen ihn die Freundin heilte. Eigenthümlich bleibt es doch, wie Göthe diese so bedeutende Entwicklungsstufe in seiner Bildung, ohne die doch auch die spätere Entwicklung nicht denkbar, in dieser Zeit stets als Irrthum benennt.

12. Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt;
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit,

13. Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

14. So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt;
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Zehn Jahre lang, seit dem Erscheinen Werthers, hatte Göthe keine bedeutende Dichtung mehr in die Oeffentlichkeit ausgehen lassen; wenn nicht der Berliner Buchhändler Himburg durch fleißigen, Göthen höchst ärgerlichen Nachdruck, die Dichtungen Göthe's auf den Markt gebracht hätte, die lebendige Theilnahme des Volkes an seiner Dichtung und Existenz wäre erloschen. Zwar unthätig war er in Weimar nicht gewesen; Iphigenie war schon 1779 gedichtet und gespielt worden; an Egmont, Wilhelm Meister, Tasso wurde stückweise gearbeitet. Doch waren das Dichtungen, die vorläufig bloß den nächsten Freunden bekannt wurden, und auch deren waren immer weniger geworden. Göthe klagte unwillig das Publikum an und schrieb der Freundin: „Ich kann Dich versichern, daß außer Dir, Herders und Knebel, ich jetzt gar kein Publikum habe.“ Eine bittere Stimmung bemächtigte sich seiner, über die er nicht Herr werden konnte, er zog sich von der Gesellschaft zurück und konnte nicht begreifen, wie man das Schöne und Ganze nicht erkennen wolle, sondern dem Häßlichen und dem Halben nachlaufe.

In dieser Lage war es ihm angenehm, daß der Buchhändler Göschen in Leipzig ihm zu einer rechtmäßigen Gesammtausgabe seiner Werke die Hand bot; die Ausgabe erschien langsam in 8 Bänden in den Jahren 1787 bis 1790 und enthielt zuerst die neuen Stücke

Iphigenie, Egmont, Tasso, Scenen aus Faust, kleinere Dichtungen. An der Spitze des 1. Bandes, der Werther enthielt, stand „die Zueignung“, die anfangs als Einleitung des unvollendeten Gedichtes „die Geheimnisse“ gedichtet war, und zwar am 8. August 1784, auf einer Reise nach Braunschweig, da eine Achse am Wagen gebrochen war und er deßhalb liegen bleiben mußte: „Um mich zu beschäftigen und meine unruhigen Gedanken von Dir abzuwenden, habe ich den Anfang des versprochenen Gedichtes gemacht.“ Am 11. August schrieb er: „Du hast nun, ich hoffe, den Anfang des Gedichtes, den ich Dir durch Herders schickte. Du wirst Dir daraus nehmen, was für Dich ist, es war mir gar angenehm, Dir auf diese Weise zu sagen, wie lieb ich Dich habe.“ War es ja ganz vorzüglich der tägliche innige Verkehr mit der Freundin gewesen, wodurch, wie er meinte und in unendlicher Variation ihr gestand und versicherte, sein Wesen, seine Dichtung, sein Fühlen und Wollen geläutert worden sei.

In der Dichtung selber aber ist es die Muse, welche dem Dichter „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit reicht“. Das Gedicht erinnert an Hans Sachs und an Ilmenau; doch ist es unzweifelhaft nicht einem so glücklichen Momente wie jene Dichtungen entsprossen. Sind auch die italienischen Stanzen, wie sich nicht anders erwarten läßt, höchst wohllautend — er hat sie hier zum ersten Mal angewendet, zu einer Zeit, wo er sich überhaupt mit italienischer Literatur zu beschäftigen anfieng —; sind auch einige Strophen überaus gehaltvoll und würdig, so scheint doch das Ganze etwas Theatralisches, Gemachtes zu haben. Auch der Wunsch, künftig mit der Welt im Frieden zu leben, war kaum so ernstlich gemeint; wenigstens hat Göthe in den nächsten Jahren, abgesehen von der Veröffentlichung seiner Werke, wenig dafür gethan, sich im Gegentheil immer mehr in einen engen Kreis weniger Auserwählter zurückgezogen.

---

47. Mignon.

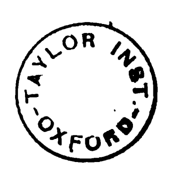
(1783?)

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,

Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.[1]
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!



[1] Das Alpenvolk in der Schweiz hat noch viele Sagen bewahrt von Drachen und Würmern, die vor alter Zeit auf dem Gebirge hausten und oftmals verheerend in die Thäler herabkamen. Noch jetzt, wenn ein ungestümer Waldstrom über die Berge stürzt, Bäume und Felsen mit sich reißt, pflegt es in einem tiefsinnigen Sprichworte zu sagen: „es ist ein Drach ausgefahren“. Grimms Sagen, Nr. 216. Dadurch, daß der Drach vom herabstürzenden Felsen erschlagen und die Fluth darüber hingegossen, ist der Weg in die Heimat dem Mädchen wieder eröffnet.

Am Eingange des dritten Buches von Wilhelm Meisters Lehrjahren singt Mignon dieses Lied. Sie ist die Tochter des unglücklichen Harfenspielers und seiner Schwester; nachdem der Vater verschollen schien, hatte man das Kind von der Mutter weggenommen und zu guten Leuten gethan. Seiltänzern die wunderlichsten Kunststücke nachzumachen, war ihr ein natürlicher Trieb. Ihre wunderlichen Wege führten sie manchmal weit, sie verirrte sich, kam aber immer wieder. Meistentheils wenn sie zurückkehrte, setzte sie sich unter die Säulen des Portals vor einem Landhause in der Nachbarschaft; man suchte sie nicht mehr; man erwartete sie. Dort schien sie auf den Stufen auszuruhen, dann lief sie in den großen Saal, besah die Statuen, und wenn man sie nicht besonders aufhielt, eilte sie nach Hause. Sie wird endlich von Seiltänzern geraubt, über die Alpen geschleppt und kommt zuletzt in die Hände und unter die liebevolle Obhut Wilhelm Meisters.

Im dritten Buche ist erzählt: Mignon fieng jeden Vers feierlich und prächtig an, als ob sie auf etwas Sonderbares aufmerksam machen, als ob sie etwas Wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Gesang dumpfer und düsterer; das: kennst du es wohl? drückte sie geheimnißvoll und bedächtig aus; in dem: dahin! dahin! lag eine unwiderstehliche Sehnsucht, und ihr: laß uns ziehn! wußte sie, bei jeder Wiederholung, dergestalt zu modifizieren, daß es bald bittend und dringend, bald treibend und vielversprechend ward.

Wenn das Lied schon in der ersten Bearbeitung des dritten Buches stand, so gehört es in's Jahr 1782 und man nimmt dann mit Recht an, daß es zugleich Göthens unwiderstehliche Sehnsucht nach Italien ausdrücke, eine Sehnsucht, die sich bei ihm, wie er selbst sagt, zur Krankheit gesteigert hatte. Düntzer vermuthet, Göthe habe das Lied erst nach seiner italienischen Reise dem Roman eingefügt.

Im Versmaß zeigt sich dasselbe Gesetz, wie im „Fischer" und „Erlkönig". Es sind zwar jambische Verse mit Endreim; zugleich aber zerfällt jeder Vers in zwei372hälften, dem uralten germanischen Versgesetz folgend, so zwar, daß jede Vershälfte zwei Hauptbegriffe, zwei Träger hat, an die sich die andern Silben und Wörter anschmiegen.

---

48. Römische Elegien.

(1789.)

I.

Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!
  Straßen, redet ein Wort! Genius,[1] regst du dich nicht?
Ja, es ist Alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
  Ewige Roma; nur mir schweiget noch Alles so still.
O, wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick' ich   5
  Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
  Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen,
  Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.   10
Doch bald ist es vorbei; dann wird ein einziger Tempel,
  Amors Tempel nur sein, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
  Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

[1] Genius der Stadt Rom.

III.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben.
  Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
  Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe,   5
  Dringen die andern in's Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
  Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
  Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?   10

Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer[2] zu küssen,
O, so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Fest, und behende
Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tiber 15
Wasser zu schöpfen, hinab, und sie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne sich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt.

[2] Endymion.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert;
Vor= und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt; 5
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh' ich den Marmor erst recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand. 10
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Giebt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen;
Ueberfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet 15
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis in's Tiefste die Brust.
Amor schüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn[3] gethan. 20

[3] Den drei römischen Elegikern Tibull, Catull und Properz.

VIII.

Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verschmäht,
Bis du größer geworden und still dich entwickelt, ich glaub' es;
Gerne denk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinstocks, 5
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt.

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu,

Und er thut es getrost. Der Künstler freuet sich seiner
Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.
Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie; 5
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
Trocken schauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke süßer Begier, selbst in dem Marmor noch feucht. 10
Seiner Umarmung gedenket sie gern und scheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn?

XX.

Zieret Stärke den Mann und freies muthiges Wesen,
O! so ziemet ihm fast tiefes Geheimnis noch mehr.
Städtebezwingerin, du Verschwiegenheit! Fürstin der Völker!
Theure Göttin, die mich sicher durch's Leben geführt,
Welches Schicksal erfahr' ich! Es löset scherzend die Muse, 5
Amor löset, der Schalk, mir den verschlossenen Mund.
Ach, schon wird es so schwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygischer Bund [4]
Midas verlängertes Ohr; der nächste Diener entdeckt es,
Und ihm ängstet und drückt gleich das Geheimnis die Brust. 10
In die Erde vergrüb' er es gern, um sich zu erleichtern:
Doch die Erde bewahrt solche Geheimnisse nicht;
Rohre sprießen hervor und rauschen und lispeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürst, trägt ein verlängertes Ohr! [5]
Schwerer wird es nun mir, ein schönes Geheimnis zu wahren; 15
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens so leicht!
Keiner Freundin darf's ich's vertraun: sie möchte mich schelten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem schallenden Felsen zu sagen.
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einsam genug. 20
Dir, Hexameter, dir, Pentameter, sei es vertrauet,
Wie sie des Tags mich erfreut, wie sie des Nachts mich beglückt.

---

[4] Ein um das Haupt geflochtenes Tuch. — [5] Apoll und Pan waren mit einander streitig geworden, welcher unter ihnen am schönsten musiciere. Obgleich Alle dem Kitharspiele des Apollon vor dem Flötenspiele des Pan den Preis zuerkannten, so tadelte doch Midas das Urtheil und erhielt deßwegen von Apollon Eselsohren. Midas verbarg sie sorgfältig unter seiner phrygischen Mütze, aber sein Barbier entdeckte sie, und da er das Geheimniß Niemanden verrathen durfte, aber doch nicht bei sich behalten konnte, so grub er ein Loch in die Erde und flüsterte in dieses: „König Midas hat Eselsohren!" Aus der zugescharrten Grube aber wuchs alsbald Schilf auf, das jenes Geheimniß ausflüsterte, so daß es aller Welt bekannt war. Ovid, Metamorphosen II, 146 ff.

Sie, von vielen Männern gesucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Listige legt;
Klug und zierlich schlüpft sie vorbei und kennet die Wege, 25
Wo sie der Liebste gewiß lauschend begierig empfängt.
Zaudre, Luna, sie kommt! damit sie der Nachbar nicht sehe;
Rausche, Lüftchen, im Laub! niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachset und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft, 30
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geschwätzig,
Eines glücklichen Paars schönes Geheimnis zuletzt.

Hettner ist der Ansicht, daß Göthe's Flucht nach Italien zum Theil aus Verdruß an der Aeußerlichkeit der Staatsgeschäfte, vor Allem aber deßhalb geschehen sei, weil er endlich zu der schmerzvollen Ueberzeugung gelangt war, daß es für ihn eine unbedingte Pflicht der Selbsterhaltung sei, die aufreibende aussichtslose Liebe zu Frau v. Stein gewaltsam in sich niederzukämpfen. Abgesehen von der Schlußredaktion der Iphigenie, an der wenig mehr zu thun war, des Egmont und des Tasso geschah in Italien wenig, was in das Gebiet der Dichtung fiel. Vielmehr gab sich Göthe mit Leidenschaft der bildenden Kunst hin, und meinte in der Beschäftigung mit ihr zu einer wahren Wiedergeburt seines innern Daseins gelangt zu sein.

Erinnern wir uns daran, wie die Wiederaufweckung des klassischen Alterthums und die Aufklärung die beiden treibenden Hauptkräfte sind, denen die Blüthe unserer Literatur ihr Dasein verdankt. Die Opitzianer und ihre Nachfolger schöpften noch nicht aus der Quelle der italienischen und ihr verwandter Renaissancedichtungen; später drang die französische und noch später mit den Einflüssen der englischen Aufklärung auch englische Renaissance zu uns. Gleichzeitig schloß sich in der Mitte des Jahrhunderts der Sinn für die ächten Quellen der antiken Literatur und Kunst auf; Klopstock ließ sich neben Milton von Homer und Horaz leiten; für die Würdigung und das Verständnis der griechischen Kunst gewann Winkelmann unsterbliches Verdienst. Während sich ihm Lessing in seinen antiquarischen Schriften anschloß, theilweise auch Herder, gewann dennoch um dieselbe Zeit eine andere Richtung der Dichtung für einmal die Oberhand; die an Rousseau sich anschließende Befreiung des Individuums von den conventionellen Schranken der Bildung und Erziehung; Herder und Göthe wurden die einflußreichsten Führer dieser Geistesrichtung. Literarisch betonte diese Schule die Volksdichtnng, die lang verkannte ältere deutsche Literatur und Kunst, Shakespeare; die Renaissance war ihr, als ebenfalls von conventionellen Regeln gebunden, etwas zu Verachtendes. Göthe war für die Sturm- und Drangdichtung mit seiner ganzen Seele eingestanden und Deutschland erkannte in ihm vor Allem den Dichter des Götz und Werther. Wie daneben seine Seele auch

der griechischen Schönheit wunderbar aufgeschlossen war, erkannten wir an dem Gedicht „der Wanderer". Es war nicht Göthe's Art, an einer Geistesarbeit länger zu verweilen, als nöthig; die negative Richtung erwies sich ihm bald als abgethan, ausgelebt, und mit Hans Sachsens poetischer Sendung schließen die an die ältere volksthümliche Literatur sich anschließenden Dichtungen ziemlich ab; Töne wie der Fischer und der Erlkönig klingen in anderer Weise an diese Richtung an. Sonst geht es allmählich in eine strengere, dem Geiste der alten Kunst und der italienischen Renaissance zugewandte Richtung über. Antheil daran hatten ohne Zweifel die Bauten in Weimar, der Schloß- und Theaterbau, an denen Göthe hervorragenden Antheil nahm, selbstverständlich alles Renaissancestil. Im Zusammenhange damit standen die Distichen, antiker Form sich nähernd, die großentheils Inschriften sind. Je widerwärtiger ihm die Erinnerung an Werther wurde, desto mehr schloß er sich mit Liebe der antiken Kunst an; die Flucht nach Italien bildet den letzten Schritt zu dieser Entwicklung, und hier in Italien galt seine unausgesetzte Beschäftigung der bildenden Kunst. Daneben vernachlässigte er die Dichtung nicht, und wenn er auch zu eigenen Dichtungen wenig Anregung und Reiz fand, las er, jetzt mit ganz andern Augen als früher, den Homer, die römischen Elegiker Properz, Tibull, Ovid, auch Horaz. „Ihm sei jetzt das Wichtigste, schrieb er dem Herzog, unter Winkelmanns treuer Führung sein Auge und seinen Geist in der Unterscheidung der stilistischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Epochen der alten Kunst zu üben." Was er hier von der Kunst sagt, gilt von jetzt an auch von der Dichtung. Er schärft sein Auge für den generellen Gattungscharakter der griechischen und römischen Dichtung; denn bei den Alten war der Gattungscharakter, der Stil der Dichtung ungleich wesentlicher als bei den Neuern. Und gerade dafür schien Göthe in der vergangenen Periode einen Mangel seiner Dichtung schmerzlich gefühlt zu haben; es ist kein Zufall, daß weitaus die Mehrzahl der kleinern Dichtungen der ersten Weimarer Zeit unter die Rubrik „vermischte Gedichte" gestellt werden mußten; wie hätte man sie auch sonst benennen sollen? Jetzt gieng ihm an Homer für den Stil des Epos, an den römischen Elegikern für den elegischen Stil das Auge auf, in wie ganz anderm Sinne, als dies z. B. bei Klopstock geschehen war! So hat Göthe von da an auch Stilgattungen, die bloß der neuern Zeit angehören, wie die Ballade und das Lied, in dieser Art kultiviert. Dabei war er doch noch der in langem, ernstem Geisteskampfe innerlich frei gewordene Göthe, nur daß er jetzt auch in Dingen, in denen er bis dahin noch durch die von den Vätern ererbten Sitten sich gebunden gesehen hatte, im Sinne eines sinnlicheren, freieren, fröhlicheren Hellenismus sein Leben und Dichten einrichtete. „Wiedergeborenes Hellenenthum, durchhaucht und durchglüht von der tiefen Innerlichkeit des modernen Gemüthslebens," hat Hettner diese Stufe seiner Entwicklung genannt.

Nachdem Göthe im Jahr 1788 aus Italien zurückgekehrt war, trat er bald darauf in das Verhältniß zu Christiane Vulpius; es war ein Rückschlag gegen die nunmehr zwölfjährige Leidenschaft, die ihn an Frau v. Stein gekettet hatte und die sich jetzt natürlich auflöste. Schon da er noch in der Liebe zur Frau v. Stein sein einziges Glück zu finden meinte, dichtete er ja Egmont und Clärchen; jetzt fand er sein eigenes Clärchen und das häusliche, stille, verborgene Glück, das damit in sein Haus eingekehrt war, entlockte ihm in rascher Aufeinanderfolge die römischen Elegien. Es sind ihrer zwanzig gedruckt worden; eine Ergänzung bietet das Distichon vom Jahr 1788, das jetzt unter „Antiker Form sich nähernd" steht:

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den sterblichen Menschen
Lässet die Sorge nicht los, eh ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn sein, so kommt Ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Die römischen Elegien sind also einestheils der lebendigste, unmittelbar erlebte Ausdruck eines glücklichen Liebelebens, anderntheils die erste Frucht des in Italien empfangenen Impulses zu stilvoller Dichtung im Sinne der Alten. Vornehmlich Properz, mit dem sich damals auch Knebel beschäftigte, hatte Göthen lebhaft angeregt und beschäftigt. Properz (er starb im Jahr 10 v. Chr.) ist ein überaus bewegter, von wahrer, warmer Leidenschaft erfüllter Dichter. „Unerschöpflich ist der Reichthum von Motiven, mit denen der scheinbar enge Kreis seiner Liebe zu Cynthia so erfüllt, daß man, immer von Neuem überrascht und verwundert, dieses reichquellende Leben hervorsprudeln sieht." Für Leser, die ihn näher kennen zu lernen wenig Gelegenheit haben, theilen wir einige Properzische Elegien in der Uebersetzung von Friedrich Jacob, vollendet und herausgegeben von Wilhelm Binder, Stuttgart 1868, mit:

I, 2. An Cynthia.

Sage mir, Herzchen, wozu stolzieren in prangendem Haarschmuck?
Im anschmiegigen Wurf regen das Coërgewand?
Oder wozu mit orontischer Myrrhe die Locken beträufen?
Dich ausbieten in Putz, den du der Fremde verdankst?
So der Natur Anmuth mit erhandeltem Schmucke verderben?
So uns den Marmorglanz blendender Glieder entziehn?
Glaube mir, deiner Gestalt nachhelfen zu wollen, ist Thorheit:
Schönheitskünste verschmäht Amor, der nackende Gott.
Sieh', wie die Erde von selbst mit farbigen Blumen sich schmücket,
Siehe, wie sonder Bemühn besser der Epheu gedeiht,
Schöner der Erdbeerbaum in der Grotte vereinsamet aufwächst,
Und den gewiesenen Weg rinnende Bäche verschmähn.
Heimischer Steinchen musivischer Schmuck malt zierlich die Meerbucht,
Süßer, als Kunst sie gelehrt, schallet der Vögel Gesang.
So nicht hat einst Phöbe, Leucippus Tochter, den Kastor,
Nicht Hilaïra mit Putz Pollux, den Bruder, entflammt;

Nicht des Evenus Tochter, für die mit dem liebenden Phöbus,
Ringend am heimischen Strand, Idas zu kämpfen gewagt;
Nicht mit erlogenem Glanze gewannst du zum Gatten den Fremdling,
Der dich im Phrygergespann, Hippodamia, entführt:
Schmucklos dankten sie alles allein der natürlichen Anmuth,
So durchsichtig und klar, wie sie Apelles gemalt.
Freilich, sie mühten sich nicht, Liebhaber in Menge zu fangen;
Freilich ja, wären sie keusch, meinten sie, wären sie schön.
Nun, ich besorge nicht gleich, du stellest mich tiefer als Solche!
Aber, die Einem gefällt, halte sich schon für geputzt.
Und gar du, der Phöbus die Gabe des Liedes verliehn hat;
Der das aonische Spiel freundlich Calliope reicht;
Der anmuthige Rede, wie Niemand sonst, zu Gebot steht,
Alles, was Venus gewährt, oder Minerven gefällt:
Dadurch wirst du mir immer im innersten Leben geliebt sein.
Ach, wär' üppiger Tand endlich einmal dir verhaßt!

I, 6. An Tullus.

Nicht, als zagt' ich, o Tullus, mit dir durch Hadria's Fluthen
Und des ägäischen Meers brandende Wogen zu ziehn;
Wollt ich mit dir doch wohl die ripäischen Felsen erklimmen
Und zu dem Haus Memnons wandern, und drüber hinaus;
Aber mich hielt mein Mädchen umarmt: mit fesselnder Rede
Fleht, bald bleich bald roth, zärtlich und dringend ihr Mund.
Sie weiß artig die Nächt' hindurch von Liebe zu plaudern,
Oder sie klagt, kein Gott lebe, wenn ich sie verließ.
Ja, sie versichert mich schon, nicht liebe sie mich; sie bedroht mich,
Womit Mädchen den Mann, zeigt er sich trotzig, bedrohn.
Solch Wehklagen erbarmt mich, bevor ein Stündchen dahin geht;
O, wie sind mir die kühl liebenden Seelen verhaßt!
Gält' es mir denn so viel, im gelehrten Athen zu verweilen,
Oder der Vorzeit Glanz schauen, den Asien hegt,
Daß, wenn das Schiff in's Meer abgleitet, mich Cynthia bitter
Schmäht und mit rasender Hand tobend mich schlüg in's Gesicht,
Und für die Küsse verpflichtet dem widrigen Wind sich erklärte,
Und, nichts wäre so hart, als ein entweichender Mann!
Doch du woll' es dem würdigen Ohm an Ehren zuvorthun;
Bring' das vergessene Recht unsern Provinzen zurück.
Denn nie schwand dir die Blüthe der Kraft unthätig in Liebe,
Und in den Kämpfen der Stadt übtest du frühe den Geist.
Ach, und schaffe dir nie der verrufene Knabe die Trübsal,
Alle das Leid, nur mir Thränenbenetztem bekannt.
Mich laß, den das Geschick am Boden zu liegen bestimmt hat,
Diesen gebrochenen Leib weihn der zerstörenden Lust.
Sind doch Viele so gern an unendlicher Liebe vergangen;
An sie reihe man mir, wann ich geschieden, das Grab.
Nicht für den Ruhm bin ich, ich nicht für die Waffen geboren,
Mir ward von dem Geschick Amor zum Führer bestellt.
Du jedoch, wo sich reichlich Jonia dehnet, und golden
Von des Paktolus Strom glänzet die lydische Flur,

Ob du die Lande zu Fuß, mit dem Ruder die Meere beschreitest,
Geh, und theile den Ruhm an der Vermehrung des Reichs.
Dann, wenn einmal ein Stündchen sich naht, auch meiner zu denken,
Glaube, daß streng ein Gestirn über mein Leben regiert.

I, 14. An Tullus.

Magst du doch immer, bequem am Ufer der Tiber gelagert,
Aus kunstreichem Pokal schlürfen den lesbischen Trank
Und bald staunen, wie eilig ein Kahn in den Wogen dahinfährt,
Und bald, wie langsam folge der Nachen dem Tau;
Mag umdunkelnd der Hain mit den wölbenden Wipfeln dich schirmen,
Stämme, wie trotzig sie kaum Kaukasus' Wände bedrohn;
Das kann Alles sich nie mit dem Liebebeglückten vergleichen:
Amor bietet die Stirn muthig den Gütern der Welt.
Denn, wenn herzlich ersehnt sie die Nacht am Busen mir ruhet,
Oder gefällig des Tags selige Länge mir weiht,
Wahrlich, so rinnt Paktolus in's Haus mit goldnen Gewässern,
Schöpf' ich der Perle Geschmeid aus dem arabischen Meer;
Wahrlich, so schwör' ich, daß mir an Genuß kein König es gleichthut.
Also bleib' es, so lang Leben die Götter verleihn!
Denn wer würde des Reichthums froh, wenn Amor ihm absteht?
Wüßt ich doch keinen Ersatz, wäre mir Venus erzürnt.
Sie kann selbst der Heroen gewaltige Sehnen erschlaffen;
Selber ein Heldengemüth zwingt sie zum Schmerzensgestöhn.
Sie tritt ohne Bedenken in marmorgeschmückte Paläste,
Furchtlos, Tullus, besteigt purpurne Lager ihr Fuß.
Um sie wälzt sich in Pein ruhlos in dem Bette der Jüngling;
Hilft ihm des Seidengewebs schillernde Glätte zur Ruh?
Ja, will sie nur gnädig zur Seite mir stehen, so weis' ich
Selber Alcinous Reich weg als geringes Geschenk.

Es ist nicht zu verwundern, wenn der deutsche Dichtergenius mit dem römischen Dichterjüngling und seinen Genossen wohl um den Kranz zu streiten sich anheischig machen durfte. Hat er ihn in der Form zum wenigsten erreicht, wie groß steht er ihm gegenüber da an Tiefe und Reinheit der Empfindung, an vollwichtigem Gedankengehalt. „Ein unvergleichliches Idyllion heiter unbefangener Sinnenfreude" nennt Hettner die römischen Elegien. „Es war ein überaus glücklicher Griff feinsten Kunstgefühls, daß der Dichter die Scenerie nach Rom verlegte. Auf dem festen Boden unmittelbarster Gegenwart und Wirklichkeit leben wir doch in einer Welt, in welcher die modernen Sittengesetze ihre Geltung verlieren. Es umgiebt uns noch lebendig und unzerstörbar ein Stück antik naiven Naturlebens, der südliche Himmel ruft zu unbesorgter Hingabe an die Lust des Augenblicks; als tief bedeutsamer Hintergrund die laut redenden Denkmale der Größe und Herrlichkeit des Alterthums. Der erregten Phantasie werden die alten heitern Götter und das sinnenfrohe Dasein der alten Menschen wieder lebendig. Die ganze Stimmung, in der wir leben, ist eine ausschließlich künstlerische. Der Dichter weiß, daß er und sein

heiteres Mädchen in seiner süßen Geschäftigkeit nur die gelehrigen Schüler der Griechen sind. Inmitten all der fröhlichen Lust bleibt doch immer die Würde und Freiheit eines unverdorbenen Gemüthes; die Glückseligkeit des Genusses ist durchhaucht und durchgeistigt von dem Bewußtsein künstlerischer Kultur der Schönheit. Und mit der antikisierenden Stimmung steht die antikisierende Form im innigsten Einklang. Das elegische Versmaß der Alten giebt die Idealität des hohen Stils. Und zwar um so reiner und voller, je meisterhafter es gehandhabt ist. Nicht nur, daß der Sinn fast jedes einzelnen Distichons ein in sich fest abgeschlossener ist, so daß der logische Rhythmus durch den strophischen unterstützt und verstärkt wird. Es ist zugleich eine der überraschendsten Erscheinungen, daß die Symmetrie des Strophenbaues, welche bestimmte, einander entsprechende Gedankenreihen meist auch in bestimmter, fein gegen einander abgewogener Verszahl sich gegenüber stellt, wie sie die neuere Alterthumsforschung nach Maßgabe der alten Tragiker auch in den alten Elegien nachgewiesen hat, auch in diesen römischen Elegien Göthe's wiederkehrt; ungesucht und unbewußt, nur aus dem angeborenen Gefühl für künstlerische Harmonie hervorgegangen."

---

49. Venetianische Epigramme.

(1790.)

1 (1).

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
  Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
  Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir sehen und hören den Marmor.
  Flatternde Vögel, wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
  Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen
  Scheint im stillen Bezirk noch sich des Lebens zu freun.
So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
  Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt.

2 (4).

Das ist Italien, das ich verließ.[1] Noch stäuben die Wege,
  Noch ist der Fremde geprellt, stell' er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
  Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;

---

[1] Göthe's erste italienische Reise hatte vom 3. Sept. 1786 bis 10. Juni 1788 gedauert; am 31. März 1790 kam er in Venedig an.

Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem andern, ist eitel,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.
Schön ist das Land; doch, ach! Faustinen find' ich nicht wieder.
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

3 (5).

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Canal, viele befrachtete, stehn.
Mancherlei Waare findest du da für manches Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Gesträuch.
Pfeilschnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzest du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
Dichter sünd'gen nicht schwer. Leicht ist die Strafe. Nur zu!

4 (7).

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig, und ertrag den Verlust![1]

5 (8).

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Canal sorglos durch's Leben dahin.

6 (21).

Emsig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden?
Hören und sehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: du findest nur Reste,
Seinen Schädel, ein Paar seiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime sind wir alle, die wir Italien suchen;
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

7 (22).

Jupiter Pluvius, heut' erscheinst du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach Geschenk giebst du in Einem Moment:
Giebst Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachsthum;
Manches kleine Gedicht giebst du dem Büchelchen hier.

8 (28).

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? ihr fragt mich. Ich hab' sie,
Wie ich sie wünsche; das heißt, dünkt mich, mit wenigem viel.
An dem Meere gieng ich und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

9 (29).

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,

---

[1] Geht auf das Verhältniß zu Frau v. Stein.

Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah;
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

10 (33).

Sämmtliche Künste lernt und treibet der Deutsche; zu jeder
Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
Eine Kunst nur treibt er, und will sie nicht lernen, die Dichtkunst.
Darum pfuscht er auch so; Freunde, wir haben's erlebt.

11 (34).

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter;
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erstlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu essen, zu trinken
Gut; der Deutsche versteht sich auf den Nektar, wie ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu schwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Diese fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor Allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n.
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geschichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was sie in Künsten gethan.
Ansehn gebt mir im Volke, verschafft bei Mächtigen Einfluß,
Oder was sonst noch bequem unter den Menschen erscheint;
Gut — schon dank' ich euch, Götter; ihr habt den glücklichsten Menschen
Ehstens fertig: denn ihr gönntet das Meiste mir schon.

12 (35).

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was preisest du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen;
England! freundlich empfiengst du den zerrütteten Gast.[1]
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

---

[1] Werther.

13 (49).

Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter,
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seid, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt!

14 (51).

Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befrein, so wag' es, vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? Versuch's!

15 (55).

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch thöricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot.

16 (59).

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß;
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht.

17 (75).

Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr, Götter,
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

18 (77).

Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen, denn meist will es mit vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.

19 (78).

Mit Botanik giebst du dich ab? mit Optik? Was thust du?
Ist es nicht schönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuscher vermag sie zu rühren;
Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!

20 (92).

O, wie achtet' ich sonst auf alle Zeiten des Jahres,
Grüßte den kommenden Lenz, sehnte dem Herbste mich nach!
Aber nun ist nicht Sommer noch Winter, seit mich Beglückten
Amors Fittig bedeckt, ewiger Frühling umschwebt.

21 (93).

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen, wie heut.

22 (95).

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft locktest du Nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

23 (96).

Du erstaunest und zeigst mir das Meer; es scheinet zu brennen.
Wie bewegt sich die Fluth flammend um's nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht; das Meer gebar Aphroditen,
Und entsprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

24 (97).

Glänzen sah ich das Meer und blinken die liebliche Welle;
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

25 (100).

Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrthum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad.

26 (101).

Traurig, Midas, war dein Geschick: in bebenden Händen
Fühltest du, hungriger Greis, schwere verwandelte Kost.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's lust'ger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein behendes Gedicht.
Holde Musen, ich sträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es fest an die Brust, nicht mir zum Märchen verkehrt.

27 (104).

Und so tändelt' ich mir, von allen Freunden geschieden,
In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit süßer Erinn'rung,
Würzt' es mit Hoffnung; sie sind lieblichste Würzen der Welt.

Die fröhliche, glückliche Stimmung hielt dem Dichter der römischen Elegien nicht lange an. Der in Folge der Verbindung mit Christiane Vulpius erfolgte gänzliche Abbruch der Verhältnisse zu Frau von Stein; das Zischeln böser Zungen; der geringe Absatz seiner ge-

sammelten Schriften; die Wahrnehmung, daß Deutschland andern trüben Geistern, wie dem Dichter der Räuber, mehr Gehör gebe als ihm, dem doch gerade jetzt das höchste Schönheitsideal aufgegangen war; die nahende französische Revolution, Alles dies ängstigte und mißstimmte ihn. Er zog sich unmuthig noch mehr von der Gesellschaft zurück. Aus dieser Stimmung und Mißstimmung sind die Venetianischen Epigramme entstanden; Göthe schrieb sie im Jahr 1790 in Venedig, wohin er, die Herzogin Amalie von ihrer italienischen Reise abzuholen, gereist war. Manches darunter ist von hoher, edler, wundervoller Schönheit, besonders 12 (35) auf Karl August; anderes über alle Maßen bitter und verstimmt. Auch für die Epigramme war ihm in Martial ein antik-römisches Vorbild aufgegangen.

---

50. Cophtisches Lied.

(1790.)

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein;
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer sein.

Bald nach der Rückkehr von der italienischen Reise dichtete Göthe im Anschluß an die sog. Halsbandgeschichte und Cagliostro den Groß-Cophta. Das Drama fand gar keinen Anklang; zwei Arien aus einer ersten Bearbeitung reihte der Dichter später unter die „geselligen Lieder“, unter dem Titel Cophtisches Lied. Cophta soll übrigens das Oberhaupt eines geheimen Bundes in Aegypten sein und von dem Worte Kopte stammen. Dieselbe Stimmung, die in den venetianischen Epigrammen zum Theil ausgedrückt ist, lebt auch in diesen Worten. War Göthe so lange Jahre hindurch der Amboß gewesen: jetzt war es für ihn keine Frage mehr, daß es Zeit zur Wahl geworden, ob er Hammer sein wolle oder Amboß. Er hatte sich für den Hammer entschieden.

---

51. Episteln.

(1794.)

1.

Jetzt, da jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren und meine Meinung verkünden, 5
Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer
So in's Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen. 10

Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft sie gesehen. Was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken? 15
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend; mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Flut süß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne 20
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder sein Antlitz, 25
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber, hinüber, wenn viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der andere sagte. 30
Mit den Büchern ist es nicht anders. Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher, durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden; 35
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsre Meinung bestätigt, 40

Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eilet
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du
Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen 45
Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von allen gehört, von allen gelesen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
Wer er sei? und klinget nicht immer im hohen Palaste, 50
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt. 55

Also hört' ich einmal, am wohlgepflasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt,[1] ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.[2]
„Einst," so sprach er, „verschlug mich der Sturm an's Ufer der Insel, 60
Die Utopien[3] heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein andrer
Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie liegt im Meere
Links von Herkules' Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege. 65
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth; da fieng sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer 70
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finsterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern, 75
Traf den Kopf und hätte beinah' mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:

„Also müss' es allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unserer Insel verletzen und, unanständig und gottlos, 80
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthet!

---

[1] In Venedig. — [2] Erzähler. — [3] Eigentlich Nirgendland, nur gedachtes Land, aus griech. ū, nicht, und topos, Ort, zuerst von Thomas Morus 1516 beschrieben und benannt.

Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

„Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge, 85
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja, schärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müsset ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente, 90
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.

„O so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter; du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz, den du verdienest, erhalten. 95
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen 100
Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest!"

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünschten des Tages 105
Solche Wirthe zu finden, ja, solche Schläge zu dulden.

2.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn; dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu sein; die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: So möchte 5
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht!

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut, und machen sich gerne 10
Was zu schaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten. 15
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen

Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann, zu füllen, zu schöpfen, 20
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich; da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein 25
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit giebt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch, und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe 30
Gährt ihr der kräftige Kohl und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt. 35
Immer ist so das Mädchen beschäftigt, und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß, 40
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines, gedrängtes
Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Gesinde! 45
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen, und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht; denn, noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Bügeln, 50
Hundertfältig, seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit; sie machen sich Arbeit 55
Selber genug; es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet!

Häusliche Lage, Wirren der Revolution, Theilnahme am Feldzug in die Champagne, an der Belagerung von Mainz, naturwissenschaftliche Studien schienen von 1790 an Göthe so in Anspruch genommen zu haben, daß er mit Unlust wahrnahm, sogar die lyrische Ader

scheine nach und nach ganz bei ihm aufzutrocknen. Erst die im Sommer 1794 endlich zu Stande gekommene freundschaftliche Annäherung an Schiller erweckte mit gewaltiger Kraft die Lust am Dichten. Vorläufig noch ganz in der durch die italienische Reise zum Durchbruch gekommenen Art der antiken Dichtung. Die beiden Episteln sind die ersten in Folge des Verkehrs mit Schiller entstandenen Dichtungen; der „würdige Freund" kann kein anderer als Schiller sein. Veranlaßt sind sie im Weitern ohne Zweifel durch die Lektüre von Horazens Briefen, die Wieland im Jahr 1782 in fünffüßigen Jamben übersetzt und geistvoll kommentiert hatte. Seit dem Aufkommen der Renaissance galt der „Brief" als eine stehende Dichtungsart, in der z. B. Boie, Gotter und Göckingk Anerkanntes leisteten. Die Eigenthümlichkeit der poetischen Epistel bestand einerseits in der Anlehnung an die gegebene Wirklichkeit und im Gebrauche episodischer Ausschweifungen (bei Göthe das Märchen von Venedig); anderseits darin, daß das sittliche Gefühl sich unverholen ausspricht und zwar in der individuellen Art des Dichters. Das ist denn auch in unsern Episteln durchaus geschehen, und der verständige Leser wird bald herausfühlen, daß, was der Dichter dem würdigen Freunde schreibt, in vollem Ernste seine durch Erfahrung und Reflexion gewonnenen Ansichten und Empfindungen ausspreche. Die Meinung Göthe's in der Frage, inwiefern die Lektüre Schaden anrichten könne, stimmt durchaus mit seiner überall auf's Reale, Gegenständliche gerichteten Weltanschauung.

---

52. Alexis und Dora.

(1795.)

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
  Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht sich die Gleise[1] des Kiels, worin die Delphine
  Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann 5
  Ruckt am Segel gelind, das sich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel;
  Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
  Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm. 10
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
  Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt.
Auch du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
  Für einander, doch, ach! nun an einander nicht mehr.

---

[1] Die Gleise ist die ältere, schon mittelhochdeutsche Form; erst nhd. ist das Geleis, Gleis.

Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegest 15
Alle Tage, die sonst kalt mir verschwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, stieg mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umsonst verklärst du mit deinem Lichte den Aether;
Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir ist er verhaßt. 20
In mich selber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.
War es möglich, die Schönheit zu sehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmlische Reiz nicht auf dein stumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthsel, 25
Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung in's Ohr;
Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn. 30
Ach, warum so spät, o Amor, nahmst du die Binde,
Die du um's Aug' mir geknüpft, nahmst sie zu spät mir hinweg!
Lange schon harrte befrachtet das Schiff auf günstige Lüfte;
Endlich strebte der Wind glücklich vom Ufer in's Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft! 35
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter sah ich zum Tempel dich gehn, geschmückt und gesittet,
Und das Mütterchen gieng feierlich neben dir her. 40
Eiligst warst du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erschien dein Hals, erschien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erschien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich gesorgt, es möchte der Krug dir entstürzen; 45
Doch er hielt sich stet auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt. 50
Jahre, so giengt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuser, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügst nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte sich schon; da kam ein Knabe gelaufen 55
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab:
Schon erhebt sich das Segel, es flattert im Winde, so sprach er,
Und gelichtet, mit Kraft, trennt sich der Anker vom Sand;
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater
Würdig die segnende Hand mir auf das lockige Haupt; 60

Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen sie, glücklich und reich!
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich stehn
Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: Alexis, 65
Sind die Lärmenden dort deine Gesellen der Fahrt?
Fremde Küsten besuchest du nun, und köstliche Waaren
Handelst du ein und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: so oft hab' ich die Zierde gewünscht! 70
Stehen war ich geblieben und fragte, nach Weise des Kaufmanns,
Erst nach Form und Gewicht deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst du den Preis; da blickt' ich indessen
Nach dem Halse, des Schmucks unserer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei; da sagtest du freundlich: 75
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand. 80
Oefters bat ich: es sei nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.
Schweigend begannest du nun geschickt die Früchte zu ordnen: 85
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet;
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb. 90
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm; tausendmal küßt' ich den Hals.
Mir sank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen, 95
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal; da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weintest, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein? 100
Ewig! sagtest du leise. Da schienen unsere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der suchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe 105
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener schien.

Und so hielten mich auch die Gesellen, schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lispeltest du; mir schallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron, 110
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O so eile denn, Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmied 115
In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe sie dir, locker gewunden, den Hals.
Ferner schaff' ich noch Schmuck, den mannigfaltigsten; goldne
Spangen sollen dir auch reichlich verzieren die Hand: 120
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth sich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen.
O, wie den Bräutigam freut einzig zu schmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, so denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe 125
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch. 130
Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter, 135
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!
Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so in der Verzweiflung Gefild, 140
Als das gelaßne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht mich, ihr Götter, 145
Blind, verwischet das Bild jener Erinn'rung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Giebt, sie kehret sich auch schnell zu dem Andern herum.
Lache nicht diesmal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück! 150

Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher, und gieb der tobenden Welle
Diese Waaren, und mich gieb den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern, 155
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Die Elegie „Alexis und Dora" stammt aus dem Sommer 1796. Schiller schrieb am 18. Juni 1796 dem Freunde: „Die Idylle (so hatte Göthe das Gedicht genannt) hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger als beim ersten bewegt. Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie, bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen so rein und so glücklich abgebrochen wird. Daß Sie die Eifersucht so dicht daneben stellen und das Glück so schnell durch die Furcht wieder verschlingen lassen, weiß ich vor meinem Gefühl noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich ich nichts Befriedigendes dagegen einwenden kann. Dieses fühle ich nur, daß ich die glückliche Trunkenheit, mit der Alexis das Mädchen verläßt und sich einschifft, gerne immer festhalten möchte." Darauf antwortete Göthe am 22. Juni: „Daß die Idylle bei näherer Betrachtung Stand und Stich hält, freut mich sehr. Für die Eifersucht am Ende habe ich zwei Gründe. Einen aus der Natur: weil wirklich jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich zieht; und einen aus der Kunst, weil die Idylle durchaus einen pathetischen Gang hat und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden mußte, da sie denn durch die Abschiedsverbeugung des Dichters wieder in's Leidliche und Heitere zurückgeführt wird. So viel zur Rechtfertigung des unerklärlichen Instinktes, durch welchen solche Dinge hervorgebracht werden."

Die ganze Elegie ist ein Monolog, in den mit vollendeter Kunst der epische Fortgang der Handlung eingeflochten ist. Alexis hat seine Nachbarin Dora schon seit Jahren täglich gesehen, ohne daß eine Liebe zu ihr in seiner Seele erwacht wäre; es fehlte an dem Augenblicke, wo sein Gemüth sich der lieblichen Erscheinung mit einmal öffnete (ähnlich wie in Hermann und Dorothea: „Wahre Liebe macht sogleich den Jüngling zum Manne"). Nach dem Wunsche der Eltern soll Alexis in die Fremde gehen, glücklich und reich zu werden. Lange warten die Schiffsleute auf günstigen Wind. Er erscheint endlich;

ein Knabe meldete Alexis, er möge sich zur Abfahrt bereit machen. Mit den Segenswünschen der Eltern verläßt er, das Bündelchen unter dem Arme, das väterliche Haus. An der Mauer hinab eilend, findet er an der Thüre ihres Gartens Dora stehen. In natürlicher Einfalt bittet sie ihn, ihr ein Kettchen einzuhandeln; „ich will es dankbar zahlen." Alexis, der stehen geblieben ist, fragt nach Form und Gewicht der Bestellung; indem Dora „gar bescheiden" den Preis erwägt, sieht er ihr nach dem Halse, gleichsam das Muster zu nehmen. Damit erwacht die Leidenschaft. Indessen wird das Geschrei vom Schiff her eifriger und Dora wünscht dem Nachbar nur noch einige Früchte zu pflücken. Alexis tritt in den Garten; Dora pflückt immer mehr Früchte (und die goldene Last zog das geschürzte Gewand!); sie eilt in die Laube, ein Körbchen zu holen; Alexis ihr nach; sie sind von der über sie hin sich biegenden Myrte vor fremden Augen geborgen; Dora ordnet die Früchte in's Körbchen, eine schwer ruhende Orange, die weichliche Feige, und beides mit Myrte bedeckt, womit symbolisch das Verhältniß der Liebenden angedeutet ist. Alexis aber hebt das Körbchen nicht auf; er steht. Sie sehen einander in's Auge, es wird ihm trübe vor den Augen; sie liegen einander in den Armen. Dreimal donnerts aus heiterer Luft, zum Zeichen, daß Zeus zustimme. Beide Liebende zerfließen in Thränen. Aber der seligste Augenblick wird sofort auch der traurigste: Alexis wird zum letzten Mal in's Schiff gerufen, das er nun besteigt; es ist der Moment, mit dem die Elegie eingesetzt hat. Indem aber jetzt Alexis in der Freude seines Herzens jubelt und alles Mögliche sich vorspiegelt, womit er seine Dora schmücken will, schlägt auf dem Punkte der höchsten Freude diese in Schmerz, in Eifersucht um. Wir sahen oben, wie Göthe diesen Ausgang des Gedichtes Schillern gegenüber in Schutz nahm.

---

53. Hermann und Dorothea.

(1796.)

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
  Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
  Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe, 5
  Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen verändert,
  Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
  Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir. 10
Ja, sogar der Bessere selbst, gutmüthig und bieder,
  Will mich anders; doch du, Muse, befiehlst mir allein.

Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
Frisch erneuest und sie mir bis zu Ende versprichst.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt! 15
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und andre zu täuschen;
Kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfniß das Haupt.
Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige
Weiter grünen und gieb einst es dem Würdigern hin; 20
Aber Rosen winde genug zum häuslichen Kranze;
Bald als Lilie schlingt silberne Locke sich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, spielend, geschäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Gesprächige Freunde, 25
Gleichgesinnte, herein! Kränze, sie warten auf euch.
Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön. 30
Darum höret das neuste Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch besteche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr.
Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht;
Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise 35
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber,
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.
Hab' ich euch Thränen in's Auge gelockt und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich an's Herz! 40
Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns, 45
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.

Schillers Musenalmanach für 1797 hatte durch die darin enthaltenen Göthe-Schiller'schen Xenien einen gewaltigen Sturm gegen die beiden Freunde erregt, der sich in einer ganzen Reihe von Gegenschriften kund gab. Die selbst hart angegriffenen Gegner und Widersacher griffen ihrerseits mit bitterstem Spotte und theilweise höhnischer Frechheit die Xeniendichter an, und da war es denn besonders Göthe's Nachahmung oder Wiederbelebung der Antike und der sinnliche Ton, den er in den Elegien aus Rom, die bittere, herbe Weise, die er in den Epigrammen aus Venedig angeschlagen hatte, was zu endlosem Tadel und Spott Anlaß gab. Sie stellten Göthe geradezu als einen

elenden, liederlichen, der niedrigsten Sinnlichkeit ergebenen Menschen hin. Hier ein paar Proben aus dem, was uns zugänglich ist.

Aus dem „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen. 1797." Seite 26:

Winkelmann und Wolfgang.

Venus Uriania's Anblick verklärte den einen und trug ihn,
Trug den veredelten Geist leicht zu den Göttern empor.
Venus Vulgivaga's Gunst beglückte den andern und führte
Ihn in der Stadt Neptuns ihren Gespielinnen zu.
Dafür ließ der Beglückte der Göttin die edelsten Gaben,
Ließ ihr Witz und Gefühl, Adel und Würde zurück.

Aus „Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letztes Ende der Xenien im Jahre 1797. Arma virumque cano! Pest."

Deos vel porco, vel bove placat.

Venus Astarte! Dir schlacht ich die Kunst zu lieben von Wolfgang;
Lupa ist sie, sie hat nie was von Keuschheit gewußt.

Almanach von 1796.[1]

Ueberladenen Dichtern hast du als Spucknapf gedienet,
Von Crudidäten und Gall' haben sie drinn sich geleert.

Almanach von 1797.

Dieses zeigte nun deutlich, aus welchem Geschlechte er sei; sagt',
Bruder, du hast dich gewälzt in dem Venedischen Schlamm.

Recension der Xenien.

Klassische Grobheit! antike Frechheit! Prügelei fehlt nur,
Köstliches Leckermahl! wenn man die Alten nur kennt.

Wege und Stege. No. 12.

Kannst du doch dann des Hexameters Maß auf dem Rücken ihr zählen,
Wachend bei nächtlicher Weil, und wirst ein Autor dazu![2]

Schönheit.

Wenigen ist sie die reine Göttin des Himmels; euch andern
Eine lästerne Dirn, die die Begierden euch stillt.

Solches und Aehnliches mußte Göthe schmerzlich berühren, um so schmerzlicher, als er sicher die Gefahr selbst erkannte, der er sich durch Veröffentlichung seiner italienischen Dichtungen aussetzte; auch sein häusliches Leben war nicht so beschaffen, daß es ihm Genüge gebracht hätte. Jetzt hatte er Hermann und Dorothea vollendet, eine Dichtung, mit der er gerade das den Deutschen so heilig gehaltene

---

[1] Worin Göthe's römische Elegien standen. — [2] Vgl. die zweite der römischen Elegien.

häusliche Leben auf's schönste verklärte; hätte von jenen italienischen Dichtungen her eine Schuld auf ihm gelastet, hier hatte er sie herrlich gesühnt, und im Hinblick auf sie durfte er mit edelm Freimuth seinen kleinlichen Gegnern den Text lesen; durfte ihnen sagen, wie alle seine Dichtungen, römische und deutsche, aus dem einen lebendigen Quelle, der Erkenntniß der Natur und Kunst und aus der durch viele Kämpfe errungenen Freiheit des Denkens und des Glaubens entsprungen seien. So ladet er denn seine Freunde zu ihm in seine Häuslichkeit ein — auch dies ohne Zweifel in bewußtem Gegensatze zu den römischen Elegien — Gattin und Knabe fehlen ihr nun nicht mehr. Und da wollen sie zuerst die Gesundheit Wolfs trinken.

Friedrich August Wolf (1759—1824), Professor in Halle, hatte in seinem soeben (1795) erschienenen Buche Prolegomena ad Homerum wissenschaftlich erörtert, daß die unter dem Namen Homers auf uns gekommene Ilias und Odyssee nicht das Werk eines einzigen Dichters, sondern mehrerer Homerischer Rhapsoden, Homeriden sei. Dies Werk machte bedeutendes Aufsehen und Göthe schrieb unter anderm dem ihm befreundeten Forscher am 26. Dez. 1796: „Schon lange war ich geneigt, mich in dem epischen Fache zu versuchen, und immer schreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der Homerischen Gedichte ab. Nunmehr, da Sie diese herrlichen Werke einer Familie zueignen, ist die Kühnheit geringer, sich in größere Gesellschaft zu wagen und den Weg zu verfolgen, den Voß in seiner Luise so schön vorgezeichnet hat." (Göthe's Gedichte von Strehlke.)

---

54. Der Schatzgräber.

(1797.)

1. Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen[1] Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut![2]
Und, zu enden meine Schmerzen,
Gieng ich, einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

2. Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.

---

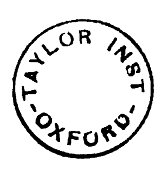
[1] Langweiligen. — [2] Es fehlt: rief ich aus!

Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;[3]
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

3. Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es[4] kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.[5]
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

4. Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.[6]
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

5. Trinke Muth des reinen Lebens![7]
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste;
Saure Wochen![8] Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.



Von 1782 bis 1797 hatte Göthe keine Ballade mehr gedichtet. Die Richtung seiner Poesie, die seit der italienischen Reise mehr auf

---

[3] Hier wird die Sprache jedenfalls zu nüchtern, matt und gewöhnlich. „Auf die gelernte Weise — auf dem angezeigten Platze" gehören gewiß nicht der Balladensprache an; man denke sich diese Worte nur gesungen! Das Breite derselben fällt um so mehr auf, da der Ausdruck im Durchschnitt fast knapp zu nennen ist und nur das Allernöthigste sagt. — [4] Dieses es kann auf Licht bezogen oder auch unpersönlich genommen werden: „es kam etwas gleich ꝛc." Die Art des Ausdrucks läßt auf die zweite Deutung schließen, denn auf Licht bezogen, müßte es doch eigentlich heißen: „Das gleich einem Sterne kam." — [5] Matt und undeutsch zugleich. Die Bedeutung ist: „Ehe ich auf den Empfang des Geistes vorbereitet war." — [6] Entweder soll das heißen: „Bei des Trankes Glanze sah ich ihn hereintreten" — oder: „Umgeben von einer Glorie, welche von der Schale ausgieng, trat er in den Kreis ꝛc." Das letztere ist wahrscheinlicher. — [7] Trinke dir Muth zu einem Leben, das seinen Werth nicht in Reichthum und Genuß setzt, sondern in Wirksamkeit und Thätigkeit; denn Leben ist Wirken. — [8] Wochentage, Werkeltage.

schöne Darstellung objektiver Zustände gerichtet war, begünstigte jetzt die Wiederaufnahme dieser modernen Dichtungsgattung, freilich in ganz anderm Sinne als früher, wo sich die Göthischen Balladen an Herders Volkslieder anschlossen und durchaus singbar waren; jetzt sind es meist fremde Stoffe, die bloß noch deklamirbar sind, wenn gleich Göthe selbst sie für tauglich zum Componieren hielt. Vermuthlich gab Schiller den Anstoß dazu, und so entstanden im Jahr 1797 rasch hintereinander der Schatzgräber, der Zauberlehrling, die Braut von Corinth, der Gott und die Bajadere und die ersten Balladen von der schönen Müllerin.

Eine Quelle zum Schatzgräber ist bis jetzt nicht nachgewiesen worden.

Von dem frühern Bestreben, in der Ballade als Volksdichter aufzutreten, sehen wir hier keine Spur mehr. In Italien hatte sich der Sänger zum Künstler umgewandelt, und an die Stelle der ungezwungensten, freiesten Natürlichkeit war die Forderung getreten, der höchsten Kunstbildung genug zu thun. Diesen Grundsatz trug Göthe auch auf die Balladen über, dergestalt, daß der Inhalt in Hintergrund trat vor der Behandlung. In der Braut von Corinth trieb er diese Ansicht auf die Spitze; denn hier ist der Gedanke nichtig, widerwärtig und aller deutschen Auffassung des Lebens schroff entgegengesetzt, die Behandlung dagegen kunstreich und in der Form durchgebildet. Auch der Schatzgräber hat nicht die Frische der frühern Balladen, und dabei mischt sich knapper und weitschweifiger Ausdruck, klare und geheimnißvolle Sprache. Diese Eigenthümlichkeit haben nun zwar die meisten Werke, welche später als Hermann und Dorothea entstanden sind; allein beim Schatzgräber trägt offenbar die gewählte Form mit bei. Diese ist nämlich sehr fremdartig. Außer dem trochäischen Versmaße, das im Deutschen nie volksmäßig sein kann, herrschen hier weibliche Reime vor und die höchst verwickelte Reimstellung abbcaddc. Es war damals die Zeit, wo man durch die Untersuchungen der Gebrüder Schlegel auf die Dichtungsformen der verschiedenen Nationen aufmerksam wurde und nun alle ausländische Weisen und Arten nachzubilden versuchte. Der Schatzgräber ist in spanischer Weise gebildet. Nun ist es aber Thatsache, daß unser Göthe sich nie in fremden Formen behaglich fühlte, und daß seine frische, klare Sprache, sobald er ausländische Kunstfertigkeit versucht, sich mancherlei Sonderbarkeiten gefallen lassen muß. Gehört zum Charakter der Ballade eine volksthümliche Form und die lebendige Sprache des poetischen Volkes: so ist der Schatzgräber keine deutsche Ballade, sondern eine spanische Romanze in deutscher Sprache.

---

55. Der Zauberlehrling.

(1797.)

1. Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,[1]
Und mit Geistesstärke[2]
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

2. Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen![3]
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

3. Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

---

[1] Worte = Beschwörungsformeln; Werke = Ceremonien; Brauch = das ganze Verfahren. — [2] Im Besitz dieses Wissens. — [3] Der Meister hat dich schon lange als Knecht gebraucht und dich zum Menschen umgewandelt; jetzt erfülle m e i n e n Willen; jetzt bin ich Herr.

Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

4. Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke![4]

5. O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

6. Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe:[5]
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!

---

[4] Die seine Angst ihn sehen läßt. — [5] Vordersatz des Folgenden: So wie ich mich auf dich werfe, liegst du auch da. Man muß, wie immer, die Worte in Handlung gesetzt und den Lehrling den Besen umwerfend sich denken.

Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

7. Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer![6]
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

[6] Hier in eigentlicher Bedeutung; denn Gewässer ist die Vergrößerungsform von Wasser.

55. Der Zauberlehrling.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser einzigen Ballade sich der Meister in der Dichtkunst zeigt, vorzüglich, wenn man sie mit der Quelle vergleicht, der sie ihr Entstehen verdankt. Diese Quelle ist Lucian. Unter die beißendsten Schriften über die Thorheiten seiner Zeit gehört dessen φιλοψευδής, der Lügenfreund. (In Wielands Uebersetzung des Lucian Bd. I, S. 149.) Tychiades klagt dem Philokles, daß die Menschen nichts lieber als Aufschneidereien und Lügen hörten, und erzählt ihm zum Beweise seiner Behauptung, was ihm beim Eukrates begegnet sei. Tychiades hat gehört, daß Eukrates sich nicht wohl befindet, und geht, ihn zu besuchen. Er findet mehrere andere bei ihm, und die Rede fällt auf sympathetische Mittel gegen Krankheiten und von diesen auf allerhand übernatürliche, wunderbare Begebenheiten. Tychiades ist unter allen Zuhörern der einzige Ungläubige, und endlich erzählt Eukrates folgendes: „Ich will Euch etwas berichten, was ich nicht vom Hörensagen habe, sondern was mir selbst begegnet ist. Vielleicht, Tychiades, wirst sogar Du Dich gezwungen sehen, der Wahrheit die Ehre zu geben, wenn Du diese Geschichte hörst. Als ich mich in Egypten aufhielt, wohin ich noch

sehr jung Studierens wegen von meinem Vater geschickt worden war, kam mich die Lust an, den Nil hinauf nach Koptos zu gehen, um den Memnon zu hören, der bei Sonnenaufgang einen so wunderbaren Ton von sich giebt. Ich hörte ihn auch, aber nicht wie der große Haufe, einen bloßen Schall ohne Sinn, sondern ein wirkliches Orakel aus Memnons eigenem Munde, in sieben Versen, die ich Euch noch hersagen könnte, wenn es uns nicht zu sehr von der Hauptsache abführte. Auf der Rückreise trug es sich zu, daß ein Mann aus Memphis mit uns fuhr, ein Mann von erstaunlicher Weisheit und ein wahrer Adept in allen egyptischen Wissenschaften. Man sagte von ihm, er habe ganzer dreiundzwanzig Jahre unter der Erde gelebt und sei während dieser Zeit von der Isis selbst in der Magie unterrichtet worden.

Du sprichst, unterbrach hier Arignotus den Eukrates, von meinem ehemaligen Lehrer Pankrates? War es nicht ein Mann vom Priesterorden, mit abgeschornen Haaren, der keine andere als leinene Kleider trug — immer in tiefen Gedanken — sprach sehr rein Griechisch — ein langgestreckter Mann, mit herabhängender Unterlippe und etwas dünnen Beinen?

Von diesem nämlichen Pankrates, versetzte jener. Anfangs wußte ich nicht, wer er war. Wie ich ihn aber, so oft wir an's Land stiegen, unter andern wunderbaren Dingen auf Krokodilen reiten und mitten unter diesen und andern Seethieren herumschwimmen sah und bemerkte, wie sie Respekt vor ihm hatten und ihm mit dem Schwanze zuwedelten: da merkte ich, daß der Mann etwas außerordentliches sein müßte, und nun suchte ich mich durch ein aufmerksames und gefälliges Betragen bei ihm in Gunst zu setzen. Es gelang mir auch so gut, daß er mich bald wie einen alten Freund behandelte und an allen seinen Geheimnissen Theil nehmen ließ. Endlich überredete er mich, meine Leute zu Memphis zu lassen und ihn ganz allein zu begleiten; es würde uns an Bedienung niemals fehlen, sagte er. Ich gehorchte, und seitdem lebten wir folgendermaßen: Sobald wir in ein Wirthshaus kamen, nahm er einen hölzernen Thürriegel, oder einen Besen, oder den Stößel aus einem hölzernen Mörser, legte ihm Kleider an und sprach ein paar magische Worte dazu. Sogleich wurde der Besen, oder was es sonst war, von allen Leuten für einen Menschen wie sie selbst gehalten; er gieng hinaus, schöpfte Wasser, besorgte unsre Mahlzeit und wartete uns in allen Stücken so gut auf als der beste Bediente. Sobald wir seine Dienste nicht mehr nöthig hatten, sprach mein Mann ein paar andre Worte, und der Besen wurde wieder Besen, der Stößel wieder Stößel wie zuvor. Ich wandte alles mögliche an, daß er mich das Kunststück lehren möchte; aber mit diesem einzigen hielt er hinterm Berge, wiewohl er in allem andern der gefälligste Mann von der Welt war. Endlich fand ich doch einmal Gelegenheit, mich in einem dunkeln Winkel verborgen zu halten und die Zauberformel, die er dazu gebrauchte, und die nur

aus drei Silben bestand, aufzuschnappen. Er gieng darauf, ohne mich gewahr zu werden, auf den Marktplatz, nachdem er dem Stößel befohlen hatte, was zu thun sei. Den folgenden Tag, da er Geschäfte halber ausgegangen war, nehm' ich den Stößel, kleide ihn an, spreche die besagten drei Silben und befehle ihm, Wasser zu holen. Sogleich bringt er mir einen großen Krug voll. Gut, sprach ich, ich brauche kein Wasser mehr, werde wieder zum Stößel. Aber er kehrte sich nicht an meine Reden, sondern fuhr fort Wasser zu tragen, und trug so lange, daß endlich das ganze Haus damit angefüllt war. Mir fieng an, bange zu werden, Pankrates, wenn er zurückkäme, möcht' es übel nehmen (wie es denn auch geschah), und weil ich mir nicht anders zu helfen wußte, nahm ich eine Axt und hieb den Stößel mitten entzwei. Aber da hatte ich es übel getroffen; denn nun packte jede Hälfte einen Krug an und holte Wasser, so daß ich für einen Wasserträger nun ihrer zwei hatte. Inzwischen kommt mein Pankrates zurück, und wie er sieht, was vorgefallen war, giebt er ihnen ihre vorige Gestalt wieder, er selbst aber machte sich aus dem Staube, und ich habe ihn nie wieder gesehen."

Lucian will durch seine Darstellung nichts anders, als dem Aberglauben einen Hieb geben, zu welchem Aberglauben er freilich in der Regel alles Wunderbare der Poesie zählt, so daß er als der kälteste, einseitigste Prosa-Mensch sich giebt. Wir sehen übrigens aus dieser Geschichte, sowie aus dem ganzen Lügenfreunde, daß die Griechen eben so gut ihre Ammenmährchen, Spukgeschichten u. dgl. hatten wie wir. Auf jeden Fall fand Lucian jenes Mährchen im Munde des Volkes vor,[1] sah nichts darin als Abgeschmacktheit und Lügenwesen, und scheint ganz und gar nichts davon wissen zu wollen, daß in einem solchen Mährchen oft tiefer Sinn verborgen oder gar offen zu Tage liegt, was bei unsern Mährchen durchaus der Fall ist. Unser Dichter hat die Sage zu würdigen gewußt. Nur der Meister darf Geister herauf beschwören; denn nur er weiß sie wieder zu bändigen. Der Schüler kann sie allenfalls hervorrufen, aber er wird ihrer nicht Meister und sie überwältigen ihn selbst und bringen ihm Verderben. Symbolisch läßt sich die Sage weiter deuten und auf das ganze Leben anwenden und findet seine Bestätigung in der Geschichte. Wie viele Lehrlinge vermochten es im vorigen Jahrhunderte, bis dahin verborgne Kräfte und Mächte heraufzubeschwören; aber nur um sich selbst und andre zu verderben; der Meister, der den Aufruhr beschwichtigen konnte, war nicht immer bei der Hand.

In vielen morgenländischen und deutschen Sagen hat sich dieselbe

---

[1] In der Zeitschrift für deutsche Philologie von Höpfner und Zacher, V, 206, theilt Reifferscheid eine Form der Zauberlehrlingssage mit, „welche aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf Lucian, sondern auf eine in Spanien durch Juden oder Araber verbreitete volksthümliche Ueberlieferung zurückgeht."

Idee anders gestaltet; die Unschuld und Frömmigkeit sind allein im Stande, den erregten Zauber wieder zu bannen. Vor allen gehört hierher das Mährchen vom süßen Brei, bei Grimm Nr. 103. Ein armes frommes Mädchen erhält einen Topf geschenkt, welcher süßen Hirsebrei kocht, sobald sie spricht: „Töpfchen, koch!“ und der wieder aufhört zu kochen, wenn es sagt: „Töpfchen, steh!“ Ihre Mutter will auch einmal kochen lassen, sagt das Wort, hat aber das andre vergessen, und der Hirse kocht das ganze Haus und die ganze Straße voll, bis das Mädchen erscheint und Stillstand gebietet. — Hierher gehört auch das arabische Mährchen in der tausend und einen Nacht: Ali Baba und die vierzig Räuber, dem das deutsche „Simeliberg“ (bei Grimm 142) ganz gleich ist. Der gute, arme Bruder weiß die Höhle mit den Schätzen zu öffnen und zu schließen; der böse, reiche Bruder kann sie wohl öffnen, aber als er wieder heraus will, hat er das Wort vergessen, wird von den Räubern gefunden und getödtet. Selbst das bekannte Mährchen: „Knüppel aus dem Sack“ wird bisweilen auf ähnliche Weise erzählt. Der Wirth stiehlt den Sack und spricht das Wort, weil er nicht weiß, was erfolgt; der Knüppel prügelt ihn selbst durch, und er ist nicht im Stande, ihn wieder in den Sack zu bringen, weil er das andere Wort nicht kennt.

Man müßte sich wundern, wenn nicht eine Legende dieser Art über das Teufelsbannen vorhanden wäre. In der Zeitschrift: „das Ausland“ wird eine normannische Sage mitgetheilt (Jahrg. 1837, Nr. 250), die ganz hierher gehört.

Das Zauberbuch des Pfarrers.

Es war einmal ein Pfarrer in der Umgegend von Bayeux (in der Normandie), der ein sehr mächtiges Zauberbuch hatte und durch dasselbe alle bösen und alle guten Geister bannen konnte. Eines Tages hatte er, als er schnell zu einem Kranken gerufen wurde, sein Zauberbuch auf dem Tische liegen lassen. Da kam der Glöckner, sah das Buch auf dem Tische und guckte hinein und wurde froh, als er bemerkte, daß es das mächtige Buch des Pfarrers sei. Er las, und um seine Macht zu versuchen, sprach er die Formel, die den Teufel bannte, und augenblicklich erschien derselbe. Aber der Teufel mit Hörnern und Krallen sah so gräßlich aus, daß der Glöckner in Angst und Schrecken zusammenfuhr, das Buch fallen ließ und schnell ein Kreuz schlug. Da er jedoch den Teufel selbst gerufen hatte, so war das Kreuz machtlos und erzürnte den Teufel sehr. Er fuhr den Glöckner an und sagte mit furchtbarer Stimme, daß die Pfosten des Hauses krachten: „Was willst Du?“ — Aber der Glöckner hatte den Muth verloren zu antworten, und behielt nur noch Kraft genug, zu stöhnen: „Alle guten Geister loben ihren Meister.“ — Dann nahm er sich zusammen, richtete sich auf und wollte fortlaufen. Der Teufel sah nun klar, daß jener ihn nicht zu bannen verstehe, ergriff ihn bei den Haaren, hob ihn in die Höhe und wollte eben mit ihm abfahren,

als glücklicherweise der Herr Pfarrer kam und den armen Glöckner aus den Klauen des Satans befreite. Der Glöckner wäre sicherlich vor Angst gestorben, wenn ihn der Herr Pfarrer nicht geheilt hätte. Von der Zeit an verschloß der Pfarrer sein Zauberbuch immer sehr vorsichtig, und der Glöckner hat nie wieder Lust gehabt, hinein zu schauen. Merkt's euch, ihr Kinderchen, und rührt mir ja kein Zauberbuch an! —

Göthe's Darstellung ist in jeder Hinsicht der Gegensatz zu der des Lucian. An die Stelle der weitläufigen Erzählung, welche bei Lucian freilich ganz am Platze ist, tritt die knappste und kürzeste Gestaltung. Göthe hatte den Schmuck der Rede von früh an nie geliebt; eben so war ihm Kürze und Gedrängtheit der Sprache, die viel mit wenigen Worten sagt, schon in der Jugend eigen; dazu kam aber ein eigner Hang zum Geheimnißvollen, der gern noch etwas übrig läßt zum Errathen. In seiner zweiten Epoche steigerte sich dies alles, und so darf man sich nicht wundern, wenn seine Ausdrucksweise oft zu knapp ist und im Einzelnen nicht so wirkt, wie bei andern Dichtern, namentlich bei Schiller, der den Schmuck der Rede nie entbehren will. Als eine ächte Künstlernatur erwartet Göthe die Wirkung vom Ganzen; alles Einzelne soll nur dazu dienen, das Ganze zu vergegenwärtigen; jeder Anspruch auf Effekt ist dem bloßen Theile aber versagt, und so verzichtet denn der Dichter durchaus auf alle Wirkung durch das Colorit der Sprache. Dies finden wir nun auch im Zauberlehrling. In der Sprache herrscht die größte Einfachheit, Klarheit und Gewandtheit, aber sie ist ohne allen Schmuck, dabei knapp und geheimnißvoll.

Der Zauberlehrling ist durchaus dramatisch gehalten, wie die meisten Balladen aus jener Zeit,[1] selbst den Schatzgräber nicht ausgenommen, insofern der Held des Gedichtes selbst spricht. Göthe hatte hierbei den Gesang im Auge; er wünschte, daß diese Balladen von verschiedenen Stimmen gesungen würden und so an die Stelle der Cantate träten.

[1] Die Braut von Corinth und der Gott und die Bajadere machen eine Ausnahme. Diese beiden stehen aber unter den Göthe'schen Balladen insofern vereinzelt da, als sich Schillers Einfluß darin merkbar macht.

56. Die Braut von Corinth.

(1797.)

1. Nach Corinthus, von Athen gezogen,
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt.
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

2. Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft;

3. Und schon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter; nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,
Gleich in's Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen prangt,
Eh' er es verlangt.
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

4. Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speis' und Trank vergessen,
Daß er angekleidet sich auf's Bette legt;
Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

5. Denn er sieht, bei seiner Lampe Schimmer,
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz- und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

6. Bin ich, rief sie aus, so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam.

7. Bleibe, schönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind;
Hier ist Ceres, hier ist Bachus Gabe;
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.

8. Ferne bleib, o Jüngling, bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist, ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur,
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan.

9. Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

10. Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sei die meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

11. Mich erhältst du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich!
Die an dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt,
In die Erde bald verbirgt sie sich.

12. Nein! bei dieser Flamme sei's geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus,
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitschmaus.

13. Und schon wechseln sie der Treue Zeichen:
Golden reicht sie ihm die Kette dar,

Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.
Die ist nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gieb von deinem Haar.

14. Eben schlug die dumpfe Geisterstunde,
Und nun schien es ihr erst wohl zu sein.
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.[1]

15. Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der wie sie nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank.
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

16. Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern seh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählt.

17. Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch, bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?

18. Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut.
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

---

[1] Nach dem Glauben der Griechen bekamen aus dem Grabe heraufbeschworene Geister erst dann menschliches Bewußtsein, wenn sie von der Lebensquelle, dem Blute, getrunken hatten. Anstatt dieses Opferbluts hier rother Wein, der eben deßhalb bedeutungsvoll blutgefärbt heißt. Essen läßt

19. Unterdessen schleichet auf dem Gange
Häuslich spät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebestammelns Raserei.

20. Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb' und Schmeichelworte mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht!
Aber morgen Nacht
Bist du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

21. Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geschwind: —
Giebt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind? —
So zur Thür hinein.
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind.

22. Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch sie windet gleich sich selbst empor.
Wie mit Geist's Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang und langsam sich im Bett empor.

23. Mutter! Mutter! spricht sie hohle Worte!
So misgönnt ihr mir die schöne Nacht?
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ist's euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

24. Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht.
Salz und Wasser kühlt[2]
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach, die Erde kühlt die Liebe nicht!

---

der Dichter die Erscheinung nicht, und ebenfalls erst um Mitternacht derselben wohl werden, um uns ahnen zu lassen, wer sie sei. — [2] Salz und

25. Dieser Jüngling war mir erst versprochen,[3]
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' euch band.
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

26. Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach andern gehn
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

27. Schöner Jüngling, kannst nicht länger leben;
Du versiegest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh sie an genau!
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

28. Höre, Mutter, nun die letzte Bitte;
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Wasser, nämlich Weihwasser, das auf das Grab gesprengt wird. — [3] Hier muß der Ton wohl auf mir liegen.

Die Braut von Corinth.[1]

Der Stoff zur Braut von Corinth gehört zu denjenigen Sagenstoffen, die Göthe lange Zeit bei sich herumtrug, ohne sie vorläufig dichterisch zu gestalten; seine Studien zum Faust hatten ihn auf dieses Thema gebracht. Was die zu Grunde liegende griechische Sage betrifft, so spielt sie in allen ältern Büchern, welche sich mit Geistern und Gespenstern befassen, eine ebenso bedeutende Rolle, als das Ge-

---

[1] Die Braut von Corinth war in der ersten Auflage dieses Werkes ausführlich behandelt und zwar sehr zu ihren Ungunsten; nachdem die spätern Auflagen die Ballade hatten fallen lassen, fügen wir dieselbe hier wieder ein, lassen aber die geharnischte Kritik fallen.

spenst des Brutus, des Plinius und des Artenodorus. Wir finden die Geschichte mehr oder weniger ausführlich in: Martin Zeillers Theatrum tragicum (Anmerkungen zur ersten Historie); in Quirsfelds historischem Rosengebüsche (das buhlende Gespenst, Cent. I. 24.); in Talanders historischem Weltspiegel (die verliebte Todte, Cent. II. 75.) im historischen Wunderbaum merkwürdiger Curiositäten (der vom Teufel besessene Todtenkörper. Nr. 59); in Caspar Schotts Physicis curiosis (Lib. II. Mirabilia spectrorum) u. a. m. Alle diese nennen als ihren Gewährsmann entweder den Petrus Loicrus: De spectris, oder des Delrius Disquisitiones magicae L. 2. Die eigentliche Quelle aber, aus welcher auch letztere beide geschöpft haben, sind des Phlegon von Tralles, eines Freigelassenen des Kaisers Hadrian, Wundergeschichten (περὶ θαυμασίων). Leider ist der Anfang des Werkes verloren gegangen, und da unsere Geschichte die erste ist, so fehlt auch ihr Anfang, der sich aber leicht ergänzen läßt. Der Fortgang lautet folgendermaßen:

„Sie (die Amme) trat in die Thüre des Gastzimmers und bei der brennenden Lampe sah sie das Mädchen neben Machates sitzen. Nicht länger sich haltend ob dieser wundervollen Erscheinung, lief sie zur Mutter, lief mit lauter Stimme die Charito und den Demostrates und hieß sie aufstehen und mit ihr zur Tochter gehen; denn diese sei wieder lebendig geworden und befinde sich nach dem Willen eines Gottes bei dem Fremdlinge im Gastzimmer. Als Charito diese wunderliche Kunde vernahm, gerieth sie erst vor Schrecken über die wichtige Nachricht und über die Verwirrung der Amme außer sich; darauf, ihrer Tochter gedenkend, fieng sie an zu weinen, und endlich erklärte sie die alte Frau für verrückt und befahl ihr, sich schnell davon zu machen. Die Amme aber machte ihr Vorwürfe und sagte ihr frei heraus, sie selbst sei wohl gesund und bei Sinnen, die Mutter aber wolle aus Angst die eigene Tochter nicht sehen; und endlich gieng Charito, zum Theil aus Zwang von Seiten der Amme, zum Theil aus Begierde, das Vorgefallene zu erfahren, zur Thüre des Gastzimmers. Da aber erst eine zweite Botschaft sie dazu gebracht hatte, so war eine längere Zeit verflossen, so daß Charito erst kam, als beide schon im Bette ruheten. Beim Durchblicken durch die Thüre glaubte sie freilich die Gewänder und die Form des Gesichts zu erkennen; da sie aber die Wahrheit nicht herausbringen konnte, glaubte sie sich still verhalten zu müssen; denn sie hoffte, wenn sie früh aufstünde, würde sie die Person noch ertappen; verschliefe sie es aber, so wolle sie den Machates über alles ausfragen, er würde doch nicht lügen, wenn man ihn um eine so wichtige Sache befrüge. Damit gieng sie still davon. Bei der Morgenröthe aber fand sie jene schon weggeschlichen, sei dies nun durch göttlichen Willen oder durch Zufall geschehen. Unwillig über diese Entfernung erzählte die Mutter dem jungen Gastfreunde alles von Anfang an, umfaßte des Machates Kniee und beschwor ihn, die Wahrheit zu reden und nichts zu verheimlichen. Der Jüngling, in Staunen

versetzt, gerieth in große Verwirrung; mit Mühe nannte er endlich ihren Namen, es sei Philinnion, erzählte ihren ersten Besuch bei ihm, das Gelüste, womit sie zu ihm gekommen sei und wie sie gesagt habe, daß sie heimlich vor den Eltern ihn besuche; und um sich Glauben zu verschaffen, öffnete er den Koffer, und zeigte das von dem Mädchen Zurückgelassene, den goldnen Ring, den er von ihr erhalten, und die Busenschleife, welche sie in der vorigen Nacht zurückgelassen hatte. Als Charito diese Zeichen sah, schrie sie laut auf, riß ihre Kleider entzwei und den Schleier vom Haupte, warf sich auf die Erde, umarmte jene Wahrzeichen, und begann von neuem zu jammern. Als der Gastfreund das Geschehene überblickte und sah, wie alle übermäßig jammerten und weinten, als ob sie jetzt erst das Mädchen begraben sollten, fieng er, obgleich selbst ganz bestürzt, sie zu trösten an, und versprach, es ihnen anzuzeigen, wenn sie wieder käme. Charito, hierdurch beruhigt, gieng in ihr Zimmer zurück, nachdem sie jenem noch empfohlen hatte, sein Versprechen nicht leichtsinnig zu nehmen. Als die Nacht eingebrochen und die Stunde da war, in welcher Philinnion zu ihm zu kommen pflegte, warteten jene auf Nachricht von ihrer Ankunft. Sie kam wirklich. Da sie nun zur gewohnten Zeit gekommen war und auf dem Bette sich niedersetzte, so that Machates, als ob er nichts vor hätte, wünschte aber sehr, die Sache zu untersuchen; denn er glaubte nicht einmal mehr, daß er mit einer Todten zu thun gehabt hätte, da diese so genau zur gleichen Zeit wiederkehrte, und dann mit ihm aß und trank; er setzte Mißtrauen in die Aussage der Amme und der Eltern und glaubte vielmehr, daß Räuber das Grab aufgebrochen und beraubt und dann die Kleider und das Gold dem Vater der bei ihm befindlichen Person verkauft hätten. Darüber wollte er nun Gewißheit haben, rief deßhalb heimlich seine Diener und sandte sie zu den Eltern. Demostrates und Charito kamen schnell herbei, sahen jene und standen anfangs stumm und starr da über diesen wundervollen Anblick, dann aber schrie sie laut auf und umarmten die Tochter. Da sagte Philinnion zu ihnen Folgendes: O Vater und Mutter, wie ungerecht mißgönnt ihr mir es, drei Tage mit diesem Fremdling ohne euren Nachtheil im väterlichen Hause zu weilen; wegen eurer geschäftigen Neugier werdet ihr nun von neuem trauern; ich aber gehe zurück an den mir angewiesenen Ort; denn nicht ohne göttlichen Rathschluß bin ich hierher gekommen. Nach diesen Worten war sie von neuem todt, und ihr Leichnam lag ausgestreckt auf dem Bette. Mutter und Vater warfen sich nun auf sie, und da im Hause viel Lärmens und Jammerns entstand über den Vorfall, als über eine furchtbare Erscheinung und zugleich ein unglaubliches Ereignis, so kam die Sache sehr schnell in der Stadt herum, und wurde endlich mir gemeldet. Diese Nacht nun hielt ich noch die Menge Menschen zurück, die sich vor dem Hause gesammelt hatten, denn ich fürchtete, es könne einen Aufruhr geben, da sich so unglaubliche Dinge verbreitet hatten. Schon frühe am Morgen war Alles im Theater versammelt, und nachdem

alles Stück für Stück besprochen worden war, beschlossen wir, vorerst nach dem Grabgewölbe zu gehen, es zu öffnen und nachzusehen, ob der Leichnam auf seinem Platze läge, oder wir einen leeren Ort fänden; denn es waren noch nicht sechs Monate verflossen seit dem Tode des Mädchens. Bei der Eröffnung des Gewölbes, worin alle verstorbenen Mitglieder dieser Familie beigesetzt wurden, fanden wir auf den übrigen Gestellen entweder die Leichname, oder von länger verstorbenen die Gebeine liegen; nur auf dem, worauf Philinnion beigesetzt war, fanden wir bloß den ehernen Ring, der dem Fremdling gehört, und die vergoldete Trinkschale, welche sie von Machates am ersten Tage empfangen hatte. Voll Verwunderung und Schrecken giengen wir sogleich nach der Wohnung des Demostrates und in das Gastzimmer, um die Todte zu sehen, ob sie denn wirklich da sei. Wir sahen sie auf dem Boden liegen und begaben uns nun in die Volksversammlnng; denn das Vorgefallene war zu wichtig und unglaublich. Hier nun in dieser Volksversammlung entstand ein toller Lärm, und niemand war im Stande, über die Sache eine entscheidende Meinnng zu geben; da erhob sich Hyllus, der bei uns nicht bloß als der beste Wahrsager, sondern auch als ein ausgezeichneter Vogelflugbeschauer gilt und überhaupt in seiner Kunst tiefe Einsicht besitzt; dieser rieth, den Leichnam außerhalb der Grenzen zu verbrennen, denn es würde schädlich sein, ihn innerhalb derselben wieder zu beerdigen. Ferner befahl er, dem unterirdischen Hermes mnd den Eumeniden ein Sühnopfer zu bringen; hierauf uns alle zu reinigen und auch die Tempel zu entsühnen, und alles in Bezug auf die unterirdischen Götter Vorgeschriebene zu vollbringen. Mir empfahl er noch besonders für den Kaiser und das Wohl des Staates dem Merkur, dem Jupiter Hospitalis und dem Mars zu opfern, und zwar nicht nur so obenhin. Nach seinem Rathe haben wir auch alles ausgeführt. Der Fremdling Machates aber, zu welchem das Gespenst kam, hat sich selbst ermordet. Ist es nun deine Meinung, hierüber an den Kaiser zu schreiben, so melde es auch mir, damit ich dir einige Leute sende, welche die nähern Umstände wissen. Lebe wohl."

Aus dem Schlusse geht hervor, daß das Ganze der Bericht eines Unterstatthalters an einen seiner Kollegen oder Vorgesetzten ist; wäre der Anfang vorhanden, so wüßten wir vermuthlich, wie Phlegon zu diesem Aktenstücke gelangt ist Der Inhalt dieses Anfangs ist übrigens leicht zu ergänzen, und Petrus Loicrus hat ihn auch ergänzt. Wir geben diesen Anfang nach der Uebersetzung in Zeillers Theatrum tragicum, vorzüglich des originellen Tons wegen:

„Zu des Phlegontis Zeit hat in der Stadt Tralles ein vornehmer Adelicher Geschlechter Demostrates gelebet, so mit seinem Gemahel Charito eine vortreffliche schöne Tochter, Philinion, gezeuget, welche von vielen vornehmen Personen zur Ehe begehrt, aber in blühendem Alter Tods verschieden, und von den Eltern stattlich balsamirt, mit köstlichen Kleidern angezogen, bestattet worden. Es hat sich aber bey

sechs Monaten hernach begeben, daß Machates, ein vortrefflicher Jüngling, bey gemeltem Demostrate eingekehrt; da er dann von ihme freundtlich empfangen und zu oberst deß Hauses in ein Cammer eingewiesen worden ist. Als er nun umb die Nacht ein zeitlang in allerley Gedancken gesessen, höret er in dem nächsten Saal seines Wirths Tochter reden, welche auch sobald zu ihm in die Cammer eingetretten, ihn mit frölichem Angesicht gegrüst, und bey seinem Namen genennet; darüber er erschrocken, wiewol ihm unbewußt, daß die Jungfraw (dern Gestalt, Kleidung, Rede, und Geberden dieses Gespennst gantz an sich genommen) vorlängst gestorben. Darauff sie dann sobald zu ihm getretten, und mit lachendem Mund folgender Gestalt ihn angeredt hat: Lasse dich es nicht verwundern, lieber Machates, ich bin deines Wirths Tochter, und dieweil ich deine Zukunfft vernommen, bin ich in Ansehung deiner Vortrefflichkeit und Tugenten vorlängst in Liebe gegen dir entzündet, und bewegt worden, wiewol es meinem Weiblichen Geschlecht nicht wol geziemen wöllen, dich unterthänig zu ersuchen, daß du dich meiner Beywohnung nicht entziehen wöllest; dann ich im widerigen Fall, und dessen Verbleibung, mich wegen deiner Unfreundlichkeit und bäurischen Grobheit, füglich würde beclagen können, zu dem End aber unserer beeder Liebe desto füglicher zu genüßen, hab' ich diese bequeme Stunde zu unserm Beischlaff ersehen, indem niemandt mehr wachendt, und beede Eltern zu Beth sich allbereit verfügt haben. Der Jüngling liesse sich durch die schöne der Jungfrawen leichtlich bewegen, verwilligt in alles und verbergen sie sich mit einander in dem beistehenden waichen Bethlein. Er befahle auch seinem Diener, den Tisch und Speiß zuzurichten, damit er nach vollbrachtem Streit ein Erquick-Trüncklein mit seiner Liebhaberin thun möchte. Durch daß Getümmel nun wurde die Mutter Charito erwecket und befahl einer Magd, zu besehen, was in des Gastes Zimmer vor ein Getümmel were. Als nun die Magd zu der Cammer kommen, findet sie die Thür halb offen, wollte aber, dieweil sie ein Weibsbild darin reden höret, nicht hinein gehen, siehet also ihre Haußtochter Philinionen bey Machate an dem Tisch sitzen und sich erlustigen." — Hierauf ungefähr wie bei Phlegon. Später heißt es: „Die Tochter aber hat nach offtmal wiederholtem küssen und Vermischung gegen angehenden Tag ihren Abschied von Machate genommen, damit nicht, wie sie vorgeben, ihre Eltern etwas von ihrer Liebe merken möchten; benebens versprochen, künftige Nacht wiederumb bey ihm zu erscheinen, und ihme ihr Brusttuch und guldinen Ring verehret, mit Bitte, ihrer dabei zu gedenken: hergegen er ihr einen eisinen Ring, so er am Finger getragen, zusammt einer silbernen Schalen, mit Gold durchtrieben und künstlich zugerichtet, verehret hat." — Verändert ist bei Loicrus und Delrius, daß Hyllus räth, den Leichnam außerhalb der Grenzen den Thieren und Vögeln vorzuwerfen. Bei Loicrus ermordet sich Machates nicht selbst, sondern stirbt nach einigen Tagen. Delrius hat noch das Besondere: Machates und Philinnion haben sich

früher geliebt, aber gegen den Willen der Eltern, und das Mädchen stirbt vor Gram. Unser Dichter hat den Bericht des Phlegon vermuthlich nicht unmittelbar vor sich gehabt, sondern die Ueberarbeitung durch Loicrus oder Delrius; denn bei ihm ist ja gerade der erste Theil, welcher im Griechischen ganz fehlt, die Hauptsache.

Alle diese Sagen gehören zu einer besonders bei den slavischen Völkern weit verbreiteten Sagenfamilie, den Vampyr= oder Vampir=Sagen; sie berühren sich mit den Sagen, zu welchen Bürgers Lenore gehört. Im Deutschen heißt der slavische Name Vampir Nachzehrer, Doppelsauger, Blutsauger. Es sind Leichname darunter verstanden, die Nachts aus ihren Gräbern steigen und den Menschen das Blut aussaugen. Menschen, die an gewissen Unglückstagen geboren sind, behalten nach ihrem Tode eine frische Farbe, haben das linke Auge offen und erhalten sich im Grabe noch lange in dieser Weise. Sie holen in kurzer Zeit ihre ganze zurückgebliebene Familie in dem Umkreise, so weit eine Kirchenglocke zu hören ist, in den Tod nach. (Mehr bei Wuttke, der deutsche Volksaberglaube, S. 765.) Wilhelm Wackernagel hat mit großer Kunst diesen Bestandtheil der Sage folgendermaßen aus der Göthe'schen Ballade herausgeschält:

Der Vampyr.

Keine Ruh auf meinem kalten Pfühle;
Keine Ruh in meiner dunkeln Nacht;
Durch die Straßen, sternenhell und kühle,
Treibt mich des Verlangens Zaubermacht.
Sonder Rast und Ruh
Such' ich immer zu;
Alles schlummert; meine Sehnsucht wacht.

Ob in keiner von den stillen Kammern
Ruhet eine hochgewölbte Brust,
Die sich's lohnte gierig zu umklammern,
Auszusaugen mit erneuter Lust?
Wieder such' ich heut,
Was mich sonst erfreut,
Meiden hab' ich's nur zu lang gemußt.

Sieh, ummauert dort von festen Ziegeln,
Sieh, es schlummert dort ein schöner Mann,
Wohl verwahrt mit Schlössern und mit Riegeln,
Und ein braunes Röcklein hat er an.
Seine Brust wie voll!
Dieser Jüngling soll
Mich mit Blut zu füllen soll er dran.

Bis zum Grunde will die Brust ich leeren,
Schlürfen will ich seines Herzens Blut;
Neues Leben soll er mir gewähren,
Neu erwecken die erloschne Glut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schon die breite Ausmalung der Scene, wie das Mädchen den Jüngling besucht, hat Anstoß erregen müssen, so bedeutende Kunst auch die ganze Darstellung verräth. Noch widerwärtiger wurde das Gedicht Vielen durch das von Göthe selbständig herbeigezogene Motiv des christlichen Glaubenszwanges.[1] Schon Göthe's Freunde waren nicht befriedigt. Als Körner Schillern gegenüber gesagt hatte, er würde sich das Gedicht nicht bei dem Dichter bestellt haben, antwortete Schiller: „es sei im Grunde nur ein Spaß von Göthe gewesen, einmal etwas zu dichten, was außer seiner Natur und Neigung liege; Gott und die Bajadere sei freilich schöner." Außer seiner Natur und Neigung hatte es nicht gelegen; aber leid muß es uns thun, daß der große Künstler hier einmal einen so zweifelhaften Stoff ergriff.

---

[1] Es scheint uns nicht unwahrscheinlich, daß Göthe, und zwar eben in diesem gegenchristlichen Sinne, an die ihm schon von früh her bekannte Sage durch einen Aufsatz erinnert wurde, der in dem in durchaus Voltair'schem Geiste verfaßten „Taschenbuch für Aufklärer und Nichtaufklärer auf das Jahr 1791, Berlin bei Joh. Friedrich Unger, stand, betitelt: Die Vampyren. Hier heißt es unter anderm: „Kirchhöfe und Todtengewölber gehörten allezeit zu den Lieblingsplätzen, wo der Aberglaube seinen Spuk treibt.... Aus diesen Gräbern stiegen Vampyren herauf, Todte, welche, so todt sie auch waren, den Lebenden das Blut aussogen und hernach sich wieder in's Grab legten. Die angesogenen Lebenden wurden mager, bleich, hektisch; die aussaugenden Todten aber mästeten sich, bekamen eine frische Farbe. In Polen, Ungarn, Schlesien, Mähren, Oestreich und Lothringen war das Theater dieser blutdürstigen Todten. Die ältesten Vampyren, wovon wir Nachricht haben, waren bei den Griechen zu Hause. Ich verstehe darunter die christlichen Griechen, welche an Leichtgläubigkeit den ältern heidnischen nichts nachgeben. Jene griechischen Todten sogen kleinen Kindern das Blut aus, aßen das Abendbrod der Eltern auf, tranken ihnen den Wein weg und zerbrachen die Möbels 2c."

---

57. Der Gott und die Bajadere.

Indische Legende.

(1797.)

1. Mahadöh[1], der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unsers Gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich, hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.

---

[1] Mahadéwa, Mahadö, großer Gott (magnus deus), Beiname des indischen Gottes Siwa. Die 10 Verwandlungen der Fleischwerdungen gehören nach der indischen Mythologie nicht ihm, sondern Wischnu.

Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

2. Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes schönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dies ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Strauß.

3. Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein.
Bist du müd, ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

4. Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe sein.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

5. Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie versagen allen Dienst.

Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier,
Bereiten den dunkeln behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden, das schöne Gespinnst.

6. Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet und theilet die Menge.
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

7. Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft!
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine süße Nacht!
Es singen die Priester: Wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh sie's gedacht.

8. Höre deiner Priester Lehre!
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten;
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

9. So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Den Stoff dieser vollendeten Ballade, die weiter keiner Erläuterung bedarf, entnahm Göthe dem Werke: Reise nach Ostindien und China, auf Befehl des Königs unternommen vom Jahr 1774—1781 von Herrn Sonnerat. Zürich, 1783. Hier heißt es Seite 211: Dewendren (der König der Halbgötter) gieng einst unter der Gestalt eines schönen Jünglings aus, und suchte eine solche Tochter der Freude auf, um zu erfahren, ob sie ihm getreu sein würde. Er versprach ihr ein hübsches Geschenk, und sie machte ihm die ganze Nacht herrliche Freude. Am Morgen stellte sich Dewendren an, als ob er todt wäre, und das Mädchen glaubte es so ernstlich, daß sie sich ohne weiters mit ihm wollte verbrennen lassen, obschon man ihr vorstellte, der Verstorbene sei ja nicht ihr Mann. Eben wie sie sich in die Flamme stürzen wollte, erwachte Dewendren wieder aus seinem Schlaf und gestand ihr seinen Betrug; aber zum Lohn ihrer Treue nahm er sie nun zum Weibe und führte sie mit sich in das Paradies.

---

58. Legende vom Hufeisen.

(1798.)

Als noch, verkannt und sehr gering,[1]
Unser Herr auf der Erde gieng,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten[2] auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichnis und Exempel
Macht' er einen jeden Markt[3] zum Tempel.

So schlendert' er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blicken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeisen was.[4]

---

[1] Im Gegensatz zu vornehm. Beide Beiwörter stehen aber im Verhältnis von Ursache und Wirkung. — [2] Hof hier im Sinne von Zusammenkunft, Versammlung. — [3] Marktplatz — [4] Imperfekt des alten wesen. Manche starke Verben sind dem Uebergange des s in r ausgesetzt, daher

Er sagte zu St. Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken
Das waren so seine liebsten Gedanken;
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Scepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmuth, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.[5]
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun gieng's zum andern Thor hinaus
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen;
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär;
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,[6]
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sankt Peter schnell sich bückt.

---

jetzt war wie von kiesen kor; die Form was war übrigens schon zu Hans Sachsens Zeit veraltet, und dieser braucht sie nur, wenn er einen Reim auf as nöthig hat. — [5] Ellipse: als ob er nichts gesehen. — [6] Zeitraum.

So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Legende vom Hufeisen.

Diese Legende erschien zuerst in Schillers Musenalmanach von 1798 neben dem Schatzgräber und dem Zauberlehrling. Es scheint, daß Göthe, von dem Resultate seiner Kunstballade doch nicht ganz befriedigt, gern wieder zu dem aus früherer Zeit ihm wohlbekannten Volkston des Hans Sachs und der Volksballade sich wandte (vgl. das Blümlein Wunderschön). Nicht unwahrscheinlich ist auch, daß Göthe nach einem passenderen und schicklicheren Ton für die Legende suchte als Herder, dessen Legenden kurz vorher in der sechsten Sammlung der „Zerstreuten Blätter", 1797, erschienen waren. Weder Göthe noch Schiller waren sehr erbaut von diesen Dichtungen voll schwermüthiger Empfindsamkeit, die allerdings dem wahren Charakter der Legende ganz zuwider ist, welcher doch nur in einer gutmüthigen, gläubigen Naivität bestehen kann. So konnte Göthe wohl dadurch Lust bekommen, sich auch in dieser Gattung zu versuchen. Der Stil ist der Ton einfacher, schmuckloser und schlichter Rede, welche keine Bewunderung erst erkünstelt, und diese Färbung, diesen Ton sehen wir auf eine musterhafte Weise in dem Stücke beobachtet.

Körner sagt in seinem Briefwechsel mit Schiller (Bd. 4): „Göthe wird von vielen mißverstanden, die etwas Spottendes in diesem „Gedicht finden. Die treuherzige Jovialität, welche bei der größten „Arglosigkeit in manchen Legenden herrscht, ist freilich weniger bekannt. „Auch können manche aus Achtung vor dem Stoff einen solchen Ton „nicht vertragen. Mir scheint die Aufgabe, die gewiß nicht ohne „Schwierigkeit war, sehr glücklich gelöst, besonders was die jugend„liche Schalkheit in der Erzählung betrifft." —

---

59. Das Blümlein Wunderschön.

Lied des gefangnen Grafen.

1798.

Graf. 1. Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.

Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit gieng,
Da hatt' ich es in der Nähe.

2. Von diesem ringsum steilen Schloß
Lass' ich die Augen schweifen,
Und kann's von hohem Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose. 3. Ich blühe schön und höre dies
Hier unter deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn;
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf. 4. Dein Purpur ist aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und Edelgeschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht;
Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie. 5. Das Röslein hat gar stolzen Brauch
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein, wie ich, bewußt,[1]
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf. 6. Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und rein von bösen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen sein,
Und muß mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild:
Doch weiß ich noch was Liebers.

---

[1] Eine der kühnsten Anwendungen des Adverbs, weit kühner als die in Schillers Toggenburg Str. 2 (reißt sich blutend los); denn natürlich muß man rein hier auffassen als: „reines Herzens" oder, da Herz schon in der vorhergehenden Zeile vorkommt: „reines Lebens".

Nelke. 7. Das mag wohl ich, die Nelke, sein,
Hier in des Wächters Garten.
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorgen warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben!

Graf. 8. Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne:
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne.
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen. 9. Ich steh' verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne sprechen;
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann:
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf. 10. Das gute Veilchen schätz' ich sehr:
Es ist so gar bescheiden
Und duftet so schön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ist's Liebchen nicht zu finden.

11. Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuste Weib der Erde,
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

12. Ja, in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn zwei sich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder in's Leben.

Im Jahr 1797 machte Göthe eine Reise in die Schweiz zu seinem Freunde Meyer von Stäfa; hier studierte er Tschudi's Chronik, und fand u. a. die Erzählung, wie Graf Johann von Rapperschwil-Habsburg im Jahr 1350 in der Zürcher Mordnacht von den Zürchern gefangen und in den Wellenberg gelegt wurde. Hier dichtete er das Lied: „Ich weiß ein blawes Blümelein." Tschudi theilt das Lied nicht mit, es ist aber ohne Zweifel dasselbe, das bei Uhland I, S. 108 steht und dessen erste Strophe lautet:

Weiß mir ein blümli blawe,
von himmelblawem schein,
es stat in grüner awe,
es heißt Vergiß nit mein;
ich kunt es nirgent finden,
was mir verschwunden gar,
von rif und kalten winden
ist es mir worden fal.

Dieses Volkslied gab Göthen Anlaß zu seinem Blümlein Wunderschön. Der Gedanke zu Dichtungen dieser Art war ihm unterwegs auf der Reise gekommen. Denn er schreibt vom 31. August 1797: „Ich bin unterwegs auf ein poetisches Genre gefallen, in welchem wir künftig mehr machen müssen. Es sind Gespräche in Liedern. Es läßt sich in dieser Form manches sagen; man muß nur erst hineinkommen und dieser Art ihr Eigenthümliches abgewinnen." Die ersten Gedichte dieser Art waren dann die Gesprächslieder von der schönen Müllerin.

---

60. Hochzeitlied.

(1802.)

1. Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmaußet.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg[1]
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben;
Doch Diener und Habe zerstoben.

---

[1] Jener: Der Graf der ersten Zeile, welcher Z. 3 der selige Herr genannt wird. Er hatte also einen Kreuzzug nach Palästina mitgemacht und hier im Dienste des Kaisers hohe Ehren und Würden erstritten; denn dies will der Ausdruck „zu Ehren gestritten" hier sagen; er scheint aber an dieser Stelle etwas matt; denn für die Auffassung des Ganzen ist der Punkt wichtig, indem Göthe offenbar den seligen Herrn als Stammvater des ganzen Geschlechts aufstellt, der das Schlösselein erst zum Grafenschlosse gemacht hat, und dessen Ruhm heute erzählt wird, da sein Nachkomme den ersten Schritt thut, um das Geschlecht weiter fortzupflanzen.

2. Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer![2]
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht!
Der Morgen hat Alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
In's Bett, in das Stroh, in's Gestelle![3]

3. Und als er im willigen[4] Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte![5]
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelen-Licht,
Mit Redner-Geberden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

4. Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.

---

[2] Im Felde hast du dir Ehren und Güter erkämpft; unterdeß gieng es daheim desto schlimmer. Man denke sich also den Grafen ja nicht als verarmt und durch den Kriegsaufwand herabgekommen; nur das Stammschloß ist während seiner Abwesenheit verfallen. Im Bewußtsein des anderweitigen Besitzes kann er sagen: Morgen soll alles anders werden. — [3] Diese Zeile bringt doppelte Wirkung hervor; erstens eine musikalisch-rhythmische vermöge der Alliteration (ins—ins—ins); zweitens eine poetisch-heitre vermöge der Steigerung, wodurch jeder vorhergehende Ausdruck als falsch verbessert wird. Er will in's warme Bett, sieht aber, daß keins da ist — in's Stroh, vermißt aber auch dieses; muß sich mithin in die leere Bettstelle legen. — [4] Hier nicht so viel als Schlummer, der willig und ungerufen erscheint, was es der Ausdrucksweise nach allerdings bedeuten sollte; denn daß der Graf nicht schläft, geht aus Z. 9 hervor. Er möchte nur schlafen; er ist willens zu schlummern, und aus diesem „er will schlummern" macht nun der Dichter durch einen kühnen Sprung einen „willigen Schlummer". Die Ausdrucksweise läßt sich vergleichen mit dem wandernden Stabe in Schillers Bürgschaft, Str. 6. Indeß ist hier die Wirkung schwerlich dieselbe; denn bei Schiller entsteht eine lebendige Anschauung; bei Göthe hingegen müssen wir den Ausdruck erst umsetzen, um überhaupt zu einer Vorstellung zu gelangen. — [5] Dann wäre sie so froh, wie ich, wenn ich etwas zu essen hätte. So leise und versteckt deutet Göthe gern Gedanken und Gefühle an. Wahrheit liegt darin; denn durch die vermeinte Ratte wird der Graf an seinen Hunger erinnert, spricht aber allerdings gewiß nur von dem der Ratte.

Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmaußen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.[6]
Der Graf im Behagen des Traumes:[7]
Bedienet euch immer des Raumes!

5. Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

6. So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und kührt' sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

7. Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,[8]
Von Bänken und Stühlen und Tischen,[9]
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen,
Sie tragen die Würste, die Schinken, so klein,
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

---

8. Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.[10]

---

[6] Die Zwergenkönigin richtet ihrer Tochter die Hochzeit aus. — [7] Der Graf hält alles für einen Traum; aber dieser Traum behagt ihm. — [8] Dappeln: unruhig umherlaufen; rappeln: lärmend durcheinander springen. — [9] Nicht zu verstehen: von Bänken und Stühlen herab, sondern: bei dem Rücken und Setzen der Bänke u. s. w. hört man's dappeln und rappeln und klappern. — [10] Er machte selbst Hochzeit.

Trompeten und klingender singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,[11]
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So gieng es und geht es noch heute.

---

[11] Auch hier entspricht das Adjektiv nicht dem einfachen Stamme Braut, sondern der Zusammensetzung Brautzug; bräutlich ist hier so viel als hochzeitlich: Ein Haufen Gäste, wie er bei Hochzeiten gewöhnlich ist.

Die Sage von der Zwergenhochzeit wird vom Schlosse Eilenburg, fünf Stunden von Leipzig, erzählt: Der Graf von Eilenburg hatte einen Kreuzzug mitgemacht und in diesem und durch das Leben am Hofe des Kaisers all sein Vermögen verthan. Er kehrt endlich zu der öden Stammburg zurück und findet nur ein ungeheures Himmelbett in einem großen, sonst ganz leeren Saale. Er legt sich hinein und schläft ein. Des Nachts erwacht er und ein Zwerg steht vor ihm auf dem Bette, begrüßt ihn als den Burgherrn und bittet um Erlaubniß, daß sein Volk in diesem Saale die Hochzeit der Zwergentochter begehen dürfe. Der Graf giebt die Erlaubniß, und die Hochzeit erfolgt. Die Zwerglein bringen nun dem Hause viel Glück; nur darf der Graf niemanden von ihrem Dasein etwas sagen. Endlich führt derselbe eine junge schöne Gemahlin heim, der sind die Zwerge auch gewogen, und als sie ein Kind gebähren soll, bieten sie sich zum Beistand an, verheißen, daß das Kind besonders begabt werden und daß die junge Zwergprinzessin in derselben Stunde ebenfalls ein Kind gebähren solle, niemand aber dürfe sonst zugegen sein oder zuschauen. Aber die alte böse Gräfin schaut durch eine Ritze doch zu, da verschwinden die Zwerglein und mit ihnen auch das Glück.

So habe ich die Sage selbst erzählen hören; etwas anders wird sie in den deutschen Sagen der Brüder Grimm gegeben (I. 31), und weiter ausgeführt, vermuthlich aber mit andern Zwergsagen vermischt, erzählt sie Benedikte Naubert in ihren trefflichen neuen Volksmährchen der Deutschen (Leipzig 1789.) Bd. I, S. 3—109. Das Leihen einer menschlichen Wohnung, gewöhnlich eines Saales, wenn sie eine Hochzeit feiern wollen, kehrt in vielen Zwergsagen wieder; immer aber bezeigen sie sich dankbar dafür durch geschenkte Kleinode.

Mit dieser Ballade beginnen nun Göthe's Bearbeitungen eigentlicher deutscher Volkssagen. Sie unterscheiden sich als solche ganz von den Bürger'schen. Bürger ist entweder großartig erhaben wie in Lenore und dem wilden Jäger, oder drollig wie im Raubgrafen oder den Weibern von Weinsberg. Keins von beiden will Göthe sein. Seine hierher gehörigen Balladen sind alle leicht und zierlich gehalten, und die Erzählung ist ganz naiv im Tone des Kindermährchens. Der einfach kindliche, sinnlich anschauliche Ton des Mährchens ist hier ganz in die Ballade übergegangen, und dabei das Mimische, welches

das Mährchen so sehr liebt, unverletzt geblieben. Die Sprache ist daher die eigentliche lebendige, bewegliche Volks- und Kindersprache mit aller ihrer Nachlässigkeit und Leichtigkeit. Zwischen diesem Hochzeitliede und dem vorhergehenden Wandrer und Pächterin[1] ist ein so gewaltiger Unterschied, daß spätere Zeiten vielleicht behaupten werden, beide Gedichte könnten nicht von demselben Meister sein. Indeß beruht der ganze Unterschied doch nur darauf, daß dort der Sänger spricht und hier der Künstler arbeitet, dort alles auf dem Colorit beruht, hier alles Colorit verwischt ist.

Sonst zeigt sich auch im Hochzeitlied ganz der Charakter Göthe'scher Balladendichtung. Die eigentliche Begebenheit der Sage ist gar nicht berührt; es ist ihm bloß darum zu thun, die Zwergenhochzeit als eine bewegliche Scene zu schildern, und das Ganze hat nur durch die Einkleidung Rundung und Haltung bekommen, indem es sich als Hochzeitlied darstellt, das bei der Vermählungsfeier eines Nachkommen jenes alten Grafen gesungen wird.

Der Dichter hatte sich lange mit diesem Stoffe getragen,[2] sei es nun, daß ihm derselbe schon in der Jugend bekannt war, oder daß ihn das Mährchen der Frau Naubert[3] aufmerksam gemacht hatte. Erst im Jahr 1802 kam das Gedicht zustande. Zu der äußern Gestaltung desselben trugen die damaligen Verhältnisse der Literatur unstreitig bei. Durch die neue romantische Schule, Tieck und die beiden Schlegel an der Spitze, waren die kunstreichen Formen der Italiener und Spanier auf die deutsche Poesie übergetragen worden, aber von Tieck in der Genoveva und von Fr. Schlegel in seinem Trauerspiele Alarcos mit großer Unbeholfenheit, ganz an unrechtem Orte und ohne Rücksicht auf die Natur unsrer Sprache und die Gewohnheiten unsrer Dichtung. Göthe nahm großen Antheil an dem Streben, Kunstmittel, die bisher verschmäht worden waren, wieder in Anwendung zu bringen, und zeigte nun in seinem Hochzeitliede (wie Schiller in seiner Braut von Messina und früher in der Glocke), daß man eine Fülle von Klangfiguren zu eigenthümlicher Färbung einer Dichtung anwenden könne, ohne daß diese dadurch steif und die Natürlichkeit des Redeflusses gestört würde. Es sind besonders Alliterationen (Stabreime), Assonanzen (Stimmreime) und Binnenreime jeder Art, die Göthe über das Ganze ausgegossen hat, aber nicht, wie die Romantiker es thaten, als eigentliche Bindemittel der Verse, sondern als freie Figuren, welche ähnliche Begriffe, oder auch sich entgegenstehende, mit gleichartigem Klange begleiten und hervorheben, und überhaupt dem Ganzen ein launenhaft-zauberisches Colorit

---

[1] Das aber ein Jahr jünger ist als das Hochzeitlied. — [2] Vergl. Bd. 50, S. 95 der Werke. — [3] Denn die Schriften von Benedikte Naubert waren zu ihrer Zeit sehr geschätzt. Aus ihrem Romane „Thekla von Thurn" hat Schiller einige Motive, manches sogar wörtlich in seinen „Wallenstein" übertragen.

verleihen, das sich trefflich zum Gegenstande und zum heitern Tone der Behandlung schickt. Wir finden also hier in Menge:

1) Alliterationen, und zwar in dreierlei Art:
  a. als bloßen Buchstabenreim: Wir singen und sagen — die Ratte die raschle — da stehet ein winziger Wicht — und sollen wir sagen — so gieng es und geht es noch heute.
  b. als Silbenreim: in's Bett, in das Stroh, in's Gestelle — und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut — zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut — erfuhr er, genoß er im Großen.
  c. als vollständigen Wortreim: Da kommen drei Reiter, die reiten hervor — und Wagen auf Wagen mit allem Geräth.
2) Assonanzen, entweder für sich oder in Verbindung mit dem Stabreim: die Ratte, die raschle, so lange sie mag — nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal — so schweige das Toben und Tosen.
3) Binnenreime und zwar in doppelter Art:
  a. der gewöhnliche Binnenreim innerhalb derselben Zeile: ein singendes, klingendes Chor u. s. w.
  b. der Mittelreim, der verschiedene Zeilen verbindet:

Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg;
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben.

Besonders ausgezeichnet sind die drei letzten Strophen. In Str. tönen, klingen und wirren alle Gleichheitsklänge bunt durcheinander:

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt.

---

61. Schäfers Klagelied.

(1802.)

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie,
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll,
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

Schon das Hochzeitslied verdankte seine Entstehung einem engern Kränzchen, das außer Göthe und Schiller eine kleine Anzahl Freunde und Freundinnen der Dichtkunst zu geselligem Wechselverkehr vereinigte. Wahrscheinlich gehört auch das vorliegende Lied, sicher die beiden folgenden Nummern diesem Cyclus Göthe'scher Dichtungen an. Der Unterschied zwischen diesem Lied und ältern Göthe'schen Liedern liegt zu Tage; hier ist es künstlerisch bewußtes Nachdichten im Sinne des alten Volksliedes. Von dem Gelegenheitlichen und dem Selbsterlebten der frühern Dichtungen ist nichts mehr geblieben; dagegen zeigt sich eine Formvollendung in Stil, Rhythmus, Reim, eine Anschaulichkeit der Handlung, an der man vielleicht den bildenden Künstler erkennt, wie sie nur dem begabtesten, gewandtesten und denkendsten Dichter eigen ist.

---

62. Trost in Thränen.

(1803.)

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint. —

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.“ —

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust! —

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt.“ —

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth. —

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern." —

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht. —

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag."

Auch dem gesellschaftlichen Kränzchen entsprungen. Das Volkslied, dem Göthe nachdichtete, findet sich in verschiedenen Variationen, von denen wir hier diejenige mittheilen, die Hoffmann v. F. in den Schlesischen Volksliedern giebt:

Abgelehnte Theilnahme.

Er.

Wie kommt's, daß du so traurig bist
Und auch nicht einmal lachst?
Ich seh' dir's an den Augen an,
Daß du geweinet hast.

Sie.

Und ob ich gleich geweinet hab',
Was geht denn dich das an?
Ich wein' jetzt über die Freude mein,
Die mir nicht werden kann.

---

63. Dauer im Wechsel.

(1804.)

Hielte diesen frühen Segen ach nur Eine Stunde fest!
Aber vollen Blütenregen schüttelt schon der laue West.
Soll ich mich des Grünen freuen, dem ich Schatten erst verdankt?
Bald wird Sturm auch das zerstreuen, wenn es falb im Herbst geschwankt. 4

Willst du nach den Früchten greifen: eilig nimm dein Theil davon!
Diese fangen an zu reifen, und die andern keimen schon;
Gleich, mit jedem Regengusse, ändert sich dein holdes Thal,
Ach, und in demselben Flusse schwimmst du nicht zum zweitenmal. 8

Du nun selbst! Was felsenfeste sich vor dir hervorgethan,
Mauern siehst du, siehst Paläste stets mit andern Augen an.
Weggeschwunden ist die Lippe, die im Kusse sonst genas,
Jener Fuß, der an der Klippe sich mit Gemsenfreche maß. 12

Jene Hand, die gern und milde sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde, alles ist ein andres nun.
Und was sich, an jener Stelle, nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei wie eine Welle, und so eilt's zum Element. 16

Laß den Anfang mit dem Ende sich in eins zusammenziehn!
Schneller als die Gegenstände selber dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunst der Musen Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist. 20

Gehört auch dem Kränzchen an und ist ganz der Denkweise analog, die dem Dichter damals eignete. War ja sein Leben wie kaum ein zweites selber ein „Dauer im Wechsel", und hat Niemand wie er diesen Wechsel empfunden und durchgemacht und durch die Gunst der Musen ewiger Dauer geweiht. Lieder, die ähnliche Lebenserfahrungen und ähnliche unvergängliche Weisheit wie das vorliegende predigen, hat Göthe noch manche gedichtet; kaum aber später nochmals Wärme der Empfindung und Klarheit des Gedankens so rein verbunden wie in diesem schönen Liede. **Karl Lappe's** „Der blühende Baum", auch ein Frühlingslied, hat Aehnlichkeit mit Göthe's „Dauer im Wechsel", ist aber reicher ausgestattet.

---

64. Epilog zu Schillers Glocke.

(1805. 1815.)

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

1. Und so geschah's![1] Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land, und segenbar
Ein frisches Glück erschien: im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;

[1] Dem Epilog voran gieng die dramatische Aufführung der „Glocke". Der Schlußwunsch derselben war für Weimar zur Wahrheit geworden; von dem Jahre 1800 an, wo die Glocke gedichtet war, bis jetzt hatte im Lande

Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

2. Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.[2]
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

3. Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt;
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

4. Denn er war unser! mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

5. Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,[3]
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung der Nacht, die uns entkräftigt.

Friede und Freude gewaltet, und hatte sich zuletzt noch in der Vermählung des Erbprinzen mit einer russischen Prinzessin erwiesen. Schiller hatte auf Göthe's Wunsch, und zwar in 4 Tagen, das Theaterspiel „Die Huldigung der Künste" gedichtet, das am 12. Nov. 1804 aufgeführt wurde. — [2] In der Nacht vom 11. auf den 12 Mai wurde Schiller unter sehr geringer Theilnahme Weimars zu Grabe getragen. — [3] Sein Gartenhaus in Jena.

6. Ihm schwollen der Geschichte Flut auf Fluten,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluten,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.[4]

7. Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

8. Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert' er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

9. Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

10. Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt;
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

---

[4] Die Periode der Geschichtsforschung wich seiner letzten, der klassischen, dichterischen Epoche.

11. Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es herniederschaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.[5]

12. Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!

13. So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

---

[5] Die vier letzten Verse hießen anfangs:

Doch jetzt empfindet sein verklärtes Wesen
Nur Einen Wunsch, wenn es hernieder schaut.
O möge doch den heil'gen, letzten Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen!

Die letzten beiden Strophen kamen erst 1815 dazu.

Der Epilog schließt in würdigster Weise diejenige Epoche der Göthe'schen Dichtung, die durch die enge gegenseitige Theilnahme der beiden Dichter bestimmt wird. Göthe hatte Anfangs nach Schillers Tode den Plan gehegt, Schillers Demetrius zu vollenden, gab diesen Plan aber wieder auf und stiftete dagegen für eine am 10. August 1805 auf dem Theater zu Lauchstedt der Erinnerung an Iffland und Schiller geweihte Todtenfeier das vorliegende Denkmal seiner Liebe und Verehrung. Die jetzige Form hat der Epilog bei der 10 Jahre später erfolgten Wiederholung der Todtenfeier erhalten.

Der Epilog zu Schillers Glocke ist die letzte jener Dichtungen Göthe's, die als Markstein seines Lebens und Wirkens von Zeit zu Zeit entstanden sind, wenn des Dichters Gemüth durch eine große und nachhaltige Leidenschaft bewegt, dieses Leiden zu Dichtung zu ge-

stalten, dem Wechsel Dauer zu geben sich gedrungen fühlte. Der Wanderer, Hans Sachsens poetische Sendung, Ilmenau, der Epilog gehören vor Allem zu diesen bleibenden Denkmälern des Göthe'schen Genius. Der ältere Freund hatte zu einer Zeit, als er der Gesellschaft mehr als je entfremdet werden wollte, in der treuesten Freundschaft mit den jüngern eine ganz unerwartete Nachblüthe seiner dichterischen Thätigkeit erlebt, war jetzt durch Schiller mehr als seit langen Jahren geschehen war, seines eigenen Dichterberufes inne geworden. Jetzt wurde ihm der Freund genommen. Ein tiefer Schmerz, zu vergleichen den Leiden seines Herzens nach Friederikens und Lili's Verlust, bemächtigte sich seiner und schuf sich verklärend den Epilog, für Göthe's großes Herz ein eben so bleibendes und würdiges Denkmal als für Schillers Dichten und Trachten überhaupt.

---

65. Johanna Sebus.

(1809.)

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,[1]
Die Fluten spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut." —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! — Du gehst davon!" —
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle[2] da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück; uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmet auch mir meine Ziege mit!"

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluten wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land
Schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite[3] schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll;
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!" —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!"

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge,[4] sie schwankt und saust.

---

[1] Ist zur erbrausenden Wasserfläche geworden. — [2] Bühl oder Bühel, oberdeutsche Benennung des Hügels. — [3] Concret: das ausgebreitete, flache Land. — [4] Wie eine Meereswoge.

Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,[5]
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand;[6] ein Meer erbraust's;
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein';
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!

Schön Suschen steht noch wie ein Stern,
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn;
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

Kein Damm! kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

---

[5] Wir müssen uns nämlich einen Damm denken, der den Hügel mit dem höhern Lande verbindet; obgleich er mit Wasser bedeckt ist, kennt Johanna doch die Richtung gut. Dieser Damm nun wird von den Fluten weggerissen, als sie auf dem Hügel angelangt ist. — [6] Man bemerke die schöne Steigerung. Erst heißt es: der Damm zerreißt; dann: der Damm zerschmilzt; dann: der Damm verschwindet; endlich: der Damm verschwand. Nur sollte es zuletzt durchaus heißen: „der Damm ist verschwunden." Nicht nur die Grammatik fordert dies, sondern auch die Poesie.

Der Dichter hat dieses Gedicht nicht unter seine Balladen gestellt, sondern nennt es Cantate; in der Form des Gedichtes selbst kann der Grund nicht liegen, sondern nur in der Form der dazu gehörigen Composition von Zelter. Die Rücksicht auf vielstimmige Composition hat aber bewirkt, daß die poetische Anschaulichkeit unter dem musikalischen Effekt leiden muß.

Die hier dargestellte Handlung fällt in's Jahr 1809. Johanna Sebus war ein siebenzehnjähriges Mädchen aus dem Dorfe Brienen bei Griethausen in der preußischen Provinz Niederrhein, unweit von

der holländischen Grenze. Die flache Gegend ist sehr oft Ueberschwemmungen ausgesetzt und wird nur durch Dämme geschützt. Nicht weit von Griethausen, aber schon auf holländischem Boden, trennt sich der Rhein in seine zwei Arme, den alten Rhein und die Whaal, und hier müssen ungeheure Dämme den Fluten wehren. Am 13. Jan. 1809 nun war auf dem Rheine großer Eisgang, und einer der großen Dämme brach. In einem Hause wohnten die Wittwe Sebus mit ihrer Tochter und eine andre Frau mit drei Kindern. Johanna rettete ihre Mutter auf's Trockne, wollte auch die andern retten, aber hinter ihr borst der Damm, und sie konnte nicht mehr zurück.

Die Aehnlichkeit des Gegenstandes mit Bürgers bravem Manne ergiebt sich von selbst. Johanna ist aber ein noch weit würdigerer Stoff für die Poesie als Bürgers; er hat gar keinen übeln Beigeschmack. Vergleicht man beide Gedichte gegeneinander, so wird man gestehen müssen, daß Göthe's Dichtung nicht die Fehler der Bürger'schen hat, aber auch nicht die Schönheiten derselben. Johanna Sebus ist in der damaligen Manier von Göthe gearbeitet, nachlässig und leicht; der Gegenstand aber, hier kein Märchen, erfordert wohl eine etwas edlere Haltung. Warum Göthe Johanna immer Suschen nennt, weiß ich nicht.

Denselben Gegenstand hat übrigens Göthe's bekannter Gegner, Pustkuchen, bearbeitet, in einem elegischen Tone, aber etwas matt. Pustkuchens Gedicht befindet sich unter andern in den Beispielen des Guten. Bd. 4.

---

66. Die wandelnde Glocke.

(1813.)

1. Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,[1]
Den Weg in's Feld zu nehmen.

2. Die Mutter sprach: Die Glocke tönt.
Und so[2] ist dir's befohlen;
Und hast du dich nicht hingewöhnt!
Sie kommt und wird dich holen.

3. Das Kind es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

---

[1] Also nicht eine Ursache, einen Grund, sondern irgend eine Art, wie es in's Freie gelangen konnte. — [2] Somit.

4. Die Glocke Glocke[3] tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.[4]
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es läuft, es kommt, als wie im Traum;[5]
Die Glocke wird es decken.

6. Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

7. Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

---

[3] Diese Wiederholung, sowie der Binnenreim in Str. 3, Z. 1 soll das einförmige Klingen der Glocke malen. — [4] Ein sächsischer und niederdeutscher Ausdruck: Possen treiben, Ausflüchte suchen, Faxen machen. Also: „die Mutter hat mir etwas vorgelogen, mir etwas weiß gemacht.“ In diesem Sinne kömmt das Wort aber nur in Westphalen vor; die Niedersachsen haben das einfachere focken, das schon im Reineke Fuchs vorkömmt (IV, 8), woher es auch wohl der Dichter genommen, wiewohl ihn das Wort Faxe (eines Stammes mit fackeln) und der Ausdruck Fikfaker darauf bringen konnte. Im Ober- und Niedersächsischen braucht man fackeln in der Bedeutung: sich hin und her bewegen, ohne zum Ziele zu kommen. „Das Licht fackelt,“ d. h. es bewegt sich, ohne zu brennen (flackert); der Mann fackelt, d. i. er zaudert mit dem Handeln; der Mann fackelt nicht: er ist rasch zur That. — [5] Unverständlich. Vielleicht soll es heißen: „es läuft vorwärts, es kommt zurück, wie es im Traume zu geschehen pflegt.“

Ueber den Anlaß zu dieser kleinen Dichtung meldet F. W. Riemer in seinen Mittheilungen über Göthe, Bd. 2, S. 576 folgendes: „Das Ganze beruht auf einem Scherz und Spaß, den sein „Sohn und ich gemeinschaftlich mit einem kleinen Knaben zu treiben „liebten, der des Sonntags vor der Kirchzeit uns besuchend, bei beginnendem Geläute, besonders der durchschlagenden großen Glocke, „sich einigermaßen zu fürchten schien. Nun machten wir ihm weiß, „die Glocke steige auch wohl von ihrem Stuhle herab, käme über „Markt und Straße hergewackelt und könne sich leicht über ihn herstülpen, wenn er sich draußen blicken lasse. Diese wackelnde einbeinige Bewegung bildete der humor- und scherzreiche August (Göthe's „Sohn) mit einem aufgespannten Regenschirme dem Kinde vor und „brachte es dadurch wo nicht zum Glauben, doch zur Vorstellung einer „Möglichkeit der Sache. Nach langen Jahren überraschte mich Göthe „durch Zusendung jenes Gedichts, das aus einer kindischen Fabelei

„eine lehrreiche Kinderfabel entwickelte." Offenbar aber ist hier die Leichtigkeit der Darstellung zur Nachlässigkeit und Unsicherheit herabgesunken, und die Einfachheit der Erzählung zur Zerrissenheit des Satzbaues.

---

67. Der getreue Eckart.

(1813.)

1. O, wären wir weiter, o, wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge,

2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;[1]
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden,[2] sie kommen von durstiger Jagd,[3]
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.

3. Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus,
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft[4] es auf's beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal[5] und Gebirge.

4. Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell;
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:

---

[1] Verbergen sich, laufen fort. Der Ausdruck ist aber wohl kein volksmäßiger, sondern mehr ein studentenhafter. — [2] Holde oder Hulde hieß im Altdeutschen jedes geisterhafte Wesen; Unholde (vergl. Unwetter, Unthier, Unmensch), daher das böse, teuflische Wesen. Das Christenthum machte die alten Holden (d. h. die Geneigten, Freundlichen) natürlich zu lauter Unholden und der Name Holde selbst wurde gleichbedeutend mit Hexe, Zauberin. — [3] Durstigmachender, so wie man von gesunder Arznei spricht. — [4] Schlürfen: mit eingezogner Lippe trinken, oberdeutsch: surpflen; schlampfen: mit heraushängender Zunge, wie ein Hund, saufen. Im Oberdeutschen werden beide Worte nur von Gang und Kleidung gebraucht: schlürpen: gehen, ohne die Füße zu heben; schlampen: nachlässig, unreinlich einhergehen. Der unpersönliche Ausdruck: „es schlürft und schlampft" ist hier vortrefflich; die Kinder sehen nichts Bestimmtes, aber sie hören das Schlürfen und Schlampfen. — [5] Dieses Wort hat wohl der Dichter, analog dem Gebirge, erst gebildet um der Alliteration willen. Es steht aber hier ganz vortrefflich, da es gleichsam die weiteste Landschaft vor uns eröffnet.

Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig! —
Wir kriegen nun Schelten[6] und Streich' bis auf's Blut! —
Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein! —

5. Und der es euch anräth und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.

6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein sie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

8. Und[7] wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann[8] spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut:
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut,
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

---

[6] Hier die (sonst ungebräuchliche) Mehrzahl des sächsischen Wortes: die Schelte, d. i. Vorwurf, Ausgezanktes. — [7] Göthe liebt das Wörtlein und in seiner spätern Zeit außerordentlich, und setzt es auch da, wo es durchaus nicht verbindet. In Prosa sagt er gewöhnlich: Und so.* — [8] Das Wort ist aus dem Englischen eingeführt, wo Alderman die Bedeutung von Gemeinderath hat; es kommt auch in Klopstocks Gelehrtenrepublik vor.

---

* Man vergl. darüber das Schulprogramm des Direktors Lehmann zu Marienwerder, v. J. 1840: Abhandlung über Göthe's Lieblingswendungen.

Die hier zu Grunde liegende Sage erzählt Johann Heinrich von Falkenstein in seiner Thüringischen Chronika (Tom. I, Cap. IV, S. 166) folgendermaßen: „Von der Frau Holla wissen die Bauern in Thüringen viel abentheuerliche Dinge zu erzählen. Gegen das Fest der Geburt Christi soll sie sich am meisten hören lassen.

Da haben nun die gemeinen Leute allerhand Aberglauben und sagen unter andern: Wann eine Magd vor dem Weihnachtsfeste ihren Rocken nicht abspinnet, so komme die Frau Holla und thue ihr einen stinkenden Possen in den Flachs. Christoph Philipp von Waldenfels[1] erzählet: „Es wäre einstens in einem Thüringischen Dorffe, Schwarza genannt, die Frau Holla oder Hulda an dem Weihnachtsfeste durch das Dorff passirt mit ihrem wütenden Heere, vor welchem der Treue Eckart her gegangen und die Leute gewarnet, sie sollten aus dem Wege gehen. Da habe es sich getroffen, daß demselben zwei Knaben aufgestoßen, welche aus dem nächsten Dorffe Bier geholet, und als sie die Schatten ansichtig geworden, sich in eine Ecke oder Winkel verstecket, denen aber einige Furien nachgeeilet, ihnen die Kannen abgenommen und das Bier ausgesoffen. Als nun alles hinweg und vorbei, kamen die Knaben aus ihrem Winkel wiederum hervor und giengen nach Hause, waren aber sehr bekümmert, was sie vorwenden sollten, weilen sie kein Bier mitbrächten. Indem sie nun also bei sich deliberiren, so sei der treue Eckart zu sie gekommen und habe gesaget: Sie hätten wohlgethan, daß sie das Bier freiwillig hergegeben, anders würden die Furien ihnen die Hälse umgedrehet haben. Sie sollten nun getrost fortgehen, ihre Kannen zu sich nehmen, zu Hause aber nichts von demjenigen was geschehen, in dreien Tagen sagen. Wie diese nach Hause gekommen, so wären die Kannen voll Bier gewesen, und wann sie auch darvon getrunken, so hätte doch das Bier nicht abgenommen, so lange sie geschwiegen; als sie aber die Sache gesaget, und das Stillschweigen gebrochen, so wäre auch das Bier alle geworden. Das sind nun freilich solche Historchen, welche die Bauern auf denen Bierbänken in der Schenke, oder die Mägde beim Spinnrocken einander erzehlen."

Ueber die Frau Holla oder Hulda vergleiche der Brüder Grimm deutsche Sagen Thl. I. und Kinder- und Hausmährchen Thl. I. Vom treuen Eckart insbesondere berichtet Agrikola in seiner Erklärung des Sprichworts: Der treue Eckart warnet jedermann. Er erzählt zuerst von den Helden des Heldenbuchs, besonders von Dietrich von Bern, und fährt dann fort: „Bald nach dieser Zeit ist gewesen der treuwe Eckhart, ein Held von Brisach, Herr im Elsaß und Breißgaw, von dem geschlecht der Harlinge. Dieweil aber in Lamparten oder Lombardien die Francken gewaltig worden, griffen sie umb sich, und erschlugen die jungen Harling, der Vormundt Eckhart war, das thet aber Ermentfried. Der Eckhart wolt seinen Herren, deren Vormundt er war, treuw beweisen, schuff und bracht also zuwegen, daß er mit anderer Helden hülffe den Ermentfried wieder erwürgete, vnd umb dieser that willen ist er also biß an vnser zeit, lenger dann tausent jar, gerhümpt worden, vnd er ist auch solches lobs und rhumbs

[1] In s. selectis antiquitat.

fast wol wirdig, vnd ich wolt daß viel Teutschen weren, den man solchs lob mit ehren möcht' nachsagen. Wo findet man jetzt jemand, der sich als ein Vormundt frembder kinder also hart anneme? Ja der Vormundt nimpt also viel, daß der Nachmundt nichts vberkompt. Also gar ist trew vnd frombkeit bei den Teutschen die zu vnsern zeiten seind, erloschen, daß wenn vnser vorältern jetzt vom todt aufsstünden, würden sie sich jhrer nachkommen schämen. Nun haben die Teutschen ihres trewen Eckharts nicht vergessen, von dem sie sagen: Er sitze vor dem Venusberg vnd warne alle leut, sie sollen nit in den berg gehn. Es ist ein Fabel wie der Thannheuser im Venusberg gewesen sei vnd hab darnach dem Babst Vrbano zu Rom gebeichtet. Babst Vrbanus hab einen stecken in der handt gehabt, vnd gesagt: So wenig als der steck köndt grünen, also wenig mög Thannheuser vergebung seiner Sünd erlangen und selig werden. Da ist Thannheuser verzweiffelt, vnd wider in den berg gangen, vnd ist noch drinnen. Bald hernach empfahet Babst Vrbanus ein offenbarung, wie er sol dem Thannheuser seine sünde vergeben, dann der steck beginne zu blüen. Darumb schickt der Babst auß in alle lande, vnnd ließ deu Thannheuser suchen, aber man kundt ihn nirgent finden. Dieweil nun der Thannheuser mit Leib und Seel verdorben ist, sagen die Teutschen, der trew Eckhart sitze vor dem Berg, und warne die Leut, sie sollen nicht hinein gehen, es möcht' jhnen sonst ergehen, wie dem Thannheuser. Es ist gewisse sage, daß zu Eißleben, vnd im gantzen land zu Manßfeld das wütende Heer (also haben sie es genennet) fürüber gezogen sei, alle Jar auff den Faßnacht Dornstag, vnnd die leut seind zugelauffen, vnd haben darauff gewartet, nicht anderst, als solt ein grosser mächtiger Keyser oder König fürüber ziehen. Vor dem hauffen ist ein alter Mann hergangen mit einem weißen stab, der hat sich selbs den trewen Eckhart geheissen, dieser alt Mann hat die leut heissen aus dem weg weichen, hat auch etliche leut heissen gar heym gehen, sie würden sonst schaden nemen. Nach diesem Mann haben etliche geritten, etliche gangen, vnd seind leut gesehen worden, die newlich an den orten gestorben waren, auch der eins theils noch lebten. Einer hat geritten auff einem' Pferdt, mit zweien Füßen, der ander ist auff einem rad gebunden gelegen, vnd das rad ist von ihm selbs vmbgelauffen. Der Dritt hat ein schenkel vber die Achsel genommen, vnd hat gleich sehr gelauffen. Ein ander hat keinen kopff gehabt, vnd der stück ohn massen."

So weit Joh. Agrikola. Wir setzen noch hinzu, daß Eckhart in s. comment. de rebus Franciae orientalis. L. 24. ad. a. 778 den treuen Ekart für den Seneschal Eghart hält, der mit Roland und dem Pfalzgrafen Anshelm bei Ronceval erschlagen ward. Vgl. Dippolds Leben Karls des Großen. S. 62.

Die Sage, so vereinzelt dastehend, scheint eigentlich kein Gegenstand für die Ballade zu sein, denn es ist nur ein äußerliches Wunder, aber keine eigentliche Handlung vorhanden. Der Dichter hat nur

eine Haltung hineingebracht durch die gute Lehre, die er am Ende hinzufügt, und die der Volksdichtung so gut steht.

Diese gute Lehre giebt aber keineswegs die tiefere Bedeutung des Gedichtes, welche vielmehr der Ahndung des Lesers überlassen bleibt. Diese Grundbedeutung läßt sich in den Worten aussprechen: Die Welt des Wunderbaren geht im Glauben auf und wird durch den Zweifel vernichtet; oder, wie Viehoff dieselbe faßt: „Das Wunder muß wie der Glaube, dessen Kind es ist, in verschwiegener Brust gehütet werden; der Sprache, dem Geschöpf des Verstandes, preisgegeben, verliert es an Kraft und Dasein.“

Die ganze Behandlung ist der im Hochzeitliede gleich und hat ebenfalls viel Malerisches, so daß man meint, mit den Kindern selbst in der Landschaft zu stehen und das Ungewitter vorbeibrausen zu sehen. Die Sprache ist noch ungezwungener als im Hochzeitliede und wird oft wirklich nachlässig. Mit Tiecks Mährchen: „Der getreue Eckart“ hat unsere Ballade nichts gemein.

---

68. Der Todtentanz.

(1813.)

1. Der Thürmer der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;[1]
Der Mond der hat alles in's Helle gebracht,
Der Kirchhof er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann;
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

2. Das[2] reckt nun, es will sich ergetzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,[3]
So arm und so jung, und so alt und so reich;[4]
Doch hindern die Schleppen am Tanze.

---

[1] Ein sonderbarer Ausdruck; der Ausländer würde auf jeden Fall denken, Lage sei der Ort, wo die Begebenheit vorfällt. Der Dichter will natürlich sagen: auf die vor ihm liegenden Gräber. — [2] Subjekt, wie es die Volkssprache wirklich so setzt, freilich mehr in verächtlicher Auffassung; so sagt Schillers Trompeter in Wallensteins Lager, Auftritt 2:

Ei, das muß immer saufen und fressen!

und der Frohnvogt im Wilhelm Tell:

Das schlendert wie die Schnecken!

[3] Zum Ringelreihn. — [4] Der Grund, warum die natürliche Ordnung: „so alt und so jung, so arm und so reich“ hier verletzt ist, liegt wohl in der Alliteration: so **arm** und so **jung**, so **alt** und so **reich**. Uebrigens gehören **arm** und **jung**, **alt** und **reich** auch sonst zusammen.

Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut:
Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

3. Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da giebt es vertrackte;[5]
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.[6]
Das kommt nun dem Thürmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher in's Ohr:
Geh, hole dir einen der Laken![7]

4. Gethan wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Thüren.[8]
Der Mond und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch! ist es unter dem Rasen.

5. Nur einer der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst't[9] an den Grüften;
Doch hat kein Geselle[10] so schwer ihn verletzt;
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür; sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet[11] dem Thürmer zum Glück;
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

6. Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen;
Den gothischen Zierrat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den armen, den Thürmer, gethan!
Er ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

7. Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längsten gelebt —
Den Zipfel ein eiserner Zacken.[12]

---

[5] Partizip vom alten Verbum trechen oder trecken, d. i. ziehen. — [6] Anspielung auf's Hackebret oder Taktstab. — [7] Tuch, Leintuch, hier Todtenhemd. Gewöhnlich sagt man: das Laken. — [8] In der Kirche — [9] Verstärkungsform von greifen oder gripen (nieberd.), wie tapsen von tappen oder tippen. — [10] Mitgeselle, Mittodter. — [11] Mit Kreuzen verziert und mit Weihwasser besprengt. Segnen ist eigentlich das verderbte lateinische signare: mit Zeichen (des Kreuzes) versehen. — [12] Dies ist sehr undeutlich ausgedrückt. Der Dichter will auf jeden Fall sagen: Er möchte ihm den Laken gern wiedergeben; aber der Zipfel desselben ist an einem eisernen

Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,
Die Glocke sie donnert ein mächtiges Eins,[13]
Und unten zerschellt das Gerippe.

Zacken hängen geblieben, und er kann ihn nun nicht los bekommen, also auch nicht hinabwerfen. — [13] Bekanntlich geht die Geisterstunde mit 1 Uhr zu Ende.

Man hat viele örtliche Sagen ähnlichen Inhalts. Zeiller in den Anmerkungen zu Rossets Theatrum tragicum versichert, er habe diese Geschichte zu Eywanschitz in Mähren in den Jahren 1618 und 1617 von glaubwürdigen Bürgern oft erzählen hören, und selbst der Ort sei ihm gewiesen worden. Bei ihm ist's aber kein Todtentanz, sondern nur ein einzelner Todter, dem die Wächter auf die Drohung, sie alle umzubringen, den Sterbekittel wiedergeben. Strehlke erwähnt als Quelle der Göthe'schen Ballade eine Geschichte aus Hermanni Corneri Chronicon III, 829.

Auch in Breslau geht eine ganz ähnliche Sage.[1] Eine dieser Sagen kannte Göthe vermuthlich schon früher und hat sie vielleicht in Töplitz gehört, wo das Gedicht entstanden ist. Allein die ganze Einkleidung und namentlich das Tanzen einer Menge von Todten lieh ihm vermuthlich Apels Erzählung: Der Todtentanz, die sich im dritten Bande von dessen Gespensterbuche findet, der kurz zuvor (1811) erschienen war. Hier heißt es:

„In der folgenden Nacht trugen sich gar seltsame Dinge zu. Die Thurmwächter schauten nach Gewohnheit umher, ob etwa ein Feuer in der Gegend aufgieng. Da sahen sie gegen Mitternacht bei dem Scheine des Mondes, wie Meister Wilibald aus seinem Grabe an der Kirchhofsmauer emporstieg. Er hielt seine Sackpfeife im Arm, lehnte sich an einen hohen Leichenstein, daß ihn der Mond hell anleuchtete, und fieng an zu blasen, fingerte auch dazu auf den Pfeifen, wie man es bei seinem Leben an ihm gewohnt war. Indem sich nun die Wächter, über dies Gesicht befrembet, ansahen, thaten sich mehrere Gräber auf dem Kirchhofe auf, die beinernen Bewohner steckten ihre kahlen Schädel heraus, schauten sich um, nickten nach dem Takte, stiegen dann ganz heraus, und regten die klappernden Glieder in flinkem Tanz. Aus den Grüften und Schwibbögen guckten ebenfalls leere Augenhöhlen nach dem hügligen Tanzplatz, die dürren Arme rasselten an den eisernen Gitterthoren, bis Schlösser und Riegel aufsprangen und den tanzlustigen Gerippen den Weg zum Todtenball öffneten. Nun stelzten die leichten Tänzer über Grabhügel und Leichensteine und wirbelten im lustigen Schleifer umher, daß die weißen Sterbegewänder im Winde um die dürren Glieder flatterten, bis die Glocke auf dem Kirchthurm Mitternacht schlug. Da kehrten Tänzer und Tänzerinnen in ihre engen Behausungen zurück, der Spielmann nahm seine Sackpfeife unter den Arm und begab sich gleichfalls zur Ruhe.“

[1] Nodnagel: Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden in alten und neuen Dichtungen. Darmst. 1839. S. die Anmerkungen zu Ende.

Die Darstellung unsrer Ballade ist leicht und nachlässig wie im treuen Eckart, vielleicht zu nachlässig, da die Deutlichkeit bisweilen unter der Leichtigkeit leidet. Aber zu gleicher Zeit herrscht eine Anschaulichkeit und ein malerisches Leben in dieser kleinen Scene, und eine Natürlichkeit der Darstellung, daß wir alles unmittelbar mit erleben. Eine Eigenthümlichkeit dieses Todtenschauspiels ist es, daß kein Mensch darin ein Wort redet, was gewiß selten in einer Ballade vorkommen wird.

---

69. Die Kinder sie hören es gerne.

(1816.)

1. Herein, o du Guter! du Alter, herein!
Hier unten im Saale da sind wir allein,
Wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter sie betet, der Vater im Hain[1]
Ist gangen die Wölfe zu schießen.
O sing uns ein Mährchen, o sing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
Die Kinder sie hören es gerne.

2. „Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus[2]
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind. —"
Die Kinder sie hören es gerne.[3]

3. „Nun hellt sich der Morgen, die Welt ist so weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger.
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
Der Bart wächst ihm länger und länger;
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichsten[4] Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind —"
Die Kinder sie hören es gerne.

---

[1] Versetzung; anstatt: der Vater ist in den Hain gegangen, die Wölfe zu schießen. Das Wesen der Mutter und des Vaters wird hier kurz und schön gleich im Voraus angegeben, die Mutter eine fromme Seele, der Vater ein wilder Jäger. — [2] Mit dieser Strophe beginnt das Mährchen des Alten. — [3] Natürlich hier, wie immer am Schlusse der Strophen, nicht Worte des Alten, sondern des Dichters selbst. — [4] Glückbringend.

4. „Und immer sind weiter die Jahre gerückt;
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
Er könnte sie länger nicht fassen.[5]
Der Vater er schaut sie, wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen;
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne;
Wie macht sie den Vater, den theuren, so reich! —“
Die Kinder sie hören es gerne.

5. „Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn;
Almosen[6] will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich,[7] so ruft er, auf's Leben!
Erkennst du, erwidert der Alte, den Schatz,
Erhebst du zur Fürstin sie gerne;
Sie sei dir verlobet auf grünendem Platz —“
Die Kinder sie hören es gerne.

6. „Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte er wandelt nun hier und bald dort,[8]
Er träget in Freuden sein Leiden.
So hab' ich mir Jahre[9] die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht —“
Die Kinder sie hören es gerne.

7. Er segnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater da ist er! Sie springen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen —
„„Was lockst du die Kinder! du Bettler! du Thor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen![10]
Zum tiefsten Verließ den Verwegenen fort!““

---

[5] Hauptsatz anstatt Nebensatz; poetische Individualisierung, wodurch der lange Zeitraum versinnlicht wird. — [6] Fehlt aber. — [7] Das die bezieht sich auf Hand. Da nun vorher Händchen steht, so ist die grammatisch falsch, poetisch aber doch wahr; denn begreiflich hat der Bräutigam, indem er die Hand faßt, wirklich gerufen: „Die will ich!“ — [8] Eine launenhafte Verschmähung des richtigen: bald hier und bald dort (der Alte nun wandelt bald hier und bald dort); dergleichen Laune muß man sich bei Göthe oft gefallen lassen. Vergl. das Hochzeitlied Str. 5, Z. 6: So Hören und Sehen. — [9] Jahre lang. Hier fällt plötzlich der Sänger aus der dritten Person in die erste und giebt sich als Großvater zu erkennen. — [10] Gerichtsdiener. Soll dieses so viel heißen, als: harte, gefühllose Schergen, so ist der Ausdruck im Munde des Fürsten doch sehr gesucht.

Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder sie hören es gerne.[11]

8. Die Schergen sie lassen den Würdigen stehn,
Und Mutter und Kinder sie bitten so schön;
Der fürstliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet.
„„Du niedrige Brut! du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! geschieht mir doch Recht!""
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

9. Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen sie treten zurück,
Es wächst nur das Toben und Wüthen.
„„Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüthen!
Man leugnete stets, und man leugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel erlerne!
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht —""
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

10. „Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Bande verwegentlich lös't,
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg die ist meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt! —"
Die Kinder sie hören es gerne.

11. „Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück;[12]
Ich löse die Siegel der Schätze.[13]
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch künd' ich die milden Gesetze.[14]
Erhole dich, Sohn! es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne,
Die Fürstin sie zeugte dir fürstliches Blut —"
Die Kinder sie hören es gerne.

---

[11] Nämlich der Mutter Bitten. — [12] Dies scheint mir steif ausgedrückt zu sein. Er will sagen: Der König giebt den vorigen Besitzern ihre Güter zurück. — [13] Die er vergraben hatte, ehe er entfloh. Str. 2. — [14] Begnadigung der neuen Emporkömmlinge, welche früher das rechtmäßige Königshaus vertreiben halfen.

Diese Ballade ist die letzte des Dichters und in späterer Zeit entstanden; der Dichter hatte sich aber seit seinen Jünglingsjahren mit dem Gegenstande innerlich beschäftigt, wollte ihn jedoch früher als Oper bearbeiten. Mit Freuden erblicken wir den alten Dichter wieder auf der frühern Bahn, wie er sich immer noch als Meister in der versinnlichenden Darstellung zeigt. Diese Ballade ist ganz dramatisch gehalten und erinnert in letzterer Hinsicht an den Zauberlehrling, durch die Anordnung so verschiedenartiger Massen und Theile an Schiller; denn auch hier ist ein langer zwanzigjähriger Zeitraum in den engen Rahmen einiger Minuten gefaßt worden, ungefähr wie im Grafen von Habsburg. Nur ermangelt die Darstellung der Leichtigkeit und Klarheit, die wir sonst an dem Dichter gewohnt sind, und bei der fast furchtbar zu nennenden Satzzeichnung in der Ausgabe von Göthe's Werken ist sie fast nicht zu verstehen.

Ein reicher, mächtiger Graf muß als Anhänger des vertriebenen Königs vor seinen Verfolgern fliehen und Haus und Hof verlassen. Nur sein kleines Töchterlein rettet er und fristet ihr und sein Leben durch die Gaben, die er als herumziehender Sänger empfängt. Die Tochter ist endlich zur schönen Jungfrau erwachsen; ein fürstlicher Jüngling, demselben Lande mit dem Alten entsprossen, wirft seine Liebe auf sie; der Vater giebt sie ihm zur Gattin, kehrt aber nicht zurück in sein Land, wo immer noch die Acht auf ihm liegt, giebt sich dem Eidam auch nicht zu erkennen, sondern zieht wie früher umher, immer der Tochter und der Enkel gedenkend. Endlich kehrt der vertriebene König in's Land zurück; der unrechtmäßige Tyrann ist fort, und alle Verbannten werden zurückberufen und erhalten ihre Güter wieder. Auch der alte Graf kehrt zurück, von neuem belehnt mit seinen Besitzungen, die unterdeß der neue Emporkömmling, sein Schwiegersohn, erhalten hat. Als Sänger will er aber erscheinen, nicht als Graf. Und hier beginnt nun das Gedicht. Er kömmt vor das Schloß; die Kinder des Herrn ziehen ihn hinein und bitten, ihnen etwas zu erzählen. Er erzählt seine eigne Geschichte; er sieht seine Enkel vor sich und segnet sie. Da erscheint der Hausherr, der sich jetzt seiner Verbindung mit einer Bettlerstochter schämt. Er zürnt auf den Alten, daß er sich in's Schloß gewagt, und befiehlt, ihn in's Gefängniß zu werfen. Die Mutter eilt herbei, vereint mit den Kindern fleht sie für den Alten; da ergrimmt der Gatte noch mehr und verwünscht seine Ehe und die daraus entsprossenen Kinder; denn diese Verbindung versperrt ihm den Weg zu höheren Würden. Jetzt giebt der Alte sich und sein vornehmes Geschlecht zu erkennen, spricht sein Eigenthum wieder an, aus dem ihn des Eidams Familie vertrieben hat, verzeiht aber dem Sohne und tröstet ihn, daß sich nun alles gut entwickelt habe.

Letzteres — nämlich daß sich alles gut entwickelt habe — möchten wir bezweifeln. Es ist nicht zu leugnen, daß das Ende nicht befriedigt und einen etwas schneidenden Eindruck macht. Kann man wohl

hier Glück wünschen, nachdem der Vater Gattin und Kinder verflucht und verwünscht hat, weil jene von niedriger Geburt ist? Es bedarf also nichts weiter als der Entdeckung vornehmer Geburt, um alles angethane Herzeleid wieder gut zu machen? Dies erinnert an die Hervorbringungen mancher modernen Romanen- und Novellendichter, besonders Fouqué's, bei welchem gewöhnlich die Entwicklung auf der Entdeckung adelicher Geburt beruht. Einen weit wohlthuendern Eindruck läßt die schöne Ballade in Percy's Sammlung zurück: The Beggars Daughter of Bednallgreen (Tom. II, Book II, Bal. 8), welche die Quelle des Göthe'schen Gedichtes ist. Der Inhalt ist fast ziemlich gleich; alles ist aber heiter gehalten und entwickelt sich heiter. Auch hier heirathet die Bettlerstochter einen Großen; bei der Hochzeit erscheint der Bettler, der Vater, als Sänger, singt auch seine eigne Geschichte, und giebt sich endlich als den vertriebnen Montfort zu erkennen.

Göthe's Ballade unterscheidet sich von allen frühern desselben Dichters dadurch, daß hier der Mensch und die Handlung in den Vordergrund, die Umgebung in den Hintergrund tritt, daß also eine Charakteristik der Personen erscheint, und zwar eine sehr kräftige und gelungene. In der That hängt die Ballade mit den frühern nur durch den Ton zusammen, in welchem sie gehalten ist.

---

70. Bei Betrachtung von Schillers Schädel.

(1826.)

Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute,
  Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
  Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie stehn in Reih' geklemmt, die sonst sich haßten,
  Und derbe Knochen, die sich tödtlich schlugen,
  Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu rasten.
Entrenkte Schulterblätter! Was sie trugen?
  Fragt niemand mehr; und zierlich thätige Glieder,
  Die Hand, der Fuß zerstreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden also lagt vergebens nieder;
  Nicht Ruh im Grabe ließ man euch, vertrieben
  Seid ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und niemand kann die dürre Schale lieben,
  Welch herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.
  Doch mir Adepten[1] war die Schrift geschrieben,
Die heiligen Sinn nicht jedem offenbarte,
  Als ich in Mitten solcher starren Menge
  Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,

---

[1] Ein angeblich in geheime Künste Eingeweihter, ein Wundermann.

Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend strömt gesteigerte Gestalten.[2]
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend!
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

---

[2] Die Richtung der Göthe'schen Naturanschauung gieng dahin, die Stufenleiter zu erkennen, die sich in den Schöpfungen der Natur kund giebt; ihm erschien die Natur als ein Unendliches (ein Meer), das fluthend, d. i. vor- und rückwärts schreitend, aus einer niedrigern Form je eine vollkommnere schafft.

Schillers Leichnam war im Jahr 1805 neben andern Leichnamen in das sog. Landschafts-Kassengewölbe beigesetzt. Als im Jahr 1826 ein neuer Gottesacker angelegt und der Familie Schiller von der Stadt ein schöner Ruheplatz für Schillers Gebeine angeboten wurde, öffnete man das Gewölbe. Da hier die Gebeine verschiedener Leichname zerstreut untereinander lagen, mußte die Hilfe gelehrter Anatomen in Anspruch genommen werden, um Schillers Gebeine zusammenzusuchen. Der Schädel wurde damals auf der Bibliothek zu Weimar in dem Postamente der Marmorbüste von Dannecker aufbewahrt; hier ruhte er so lange, bis er auf den Wunsch des Königs von Bayern mit den andern Ueberresten wieder vereinigt und in der fürstlichen Gruft neben Karl August beigesetzt wurde. Jene Erhebung von Schillers Schädel veranlaßte das ernste Gedicht Göthe's.



